



m. sp. 207 =

Weyer, J.







**Dr. J. C. Kröger**

Norddeutsche

**Freiheits- und Heldenkämpfe.**

---

Zweiter Theil.



# Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe.

---

Zur  
Kenntniß deutschen Lebens  
und  
zur Beförderung  
vaterländischen Sinnes  
bei Jung und Alt.

---

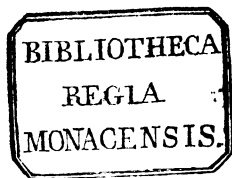
Von  
Dr. J. C. Kröger,  
Rathschet und Vorsteher einer höhern Mädterschule in Hamburg.

Zweiter Theil.

---

Leipzig:  
Friedrich Brandstetter.  
1855.





## V o r w o r t.

---

Der Stoff, welcher für den zweiten Theil der „norddeutschen Freiheits- und Heldenkämpfe“ bestimmt war, ist bei mehrmaliger Uebersarbeitung und unter beständigem Vergleichen mit den neuesten geschichtlichen Denkschriften, welche über manche Ereignisse ein ganz neues Licht verbreiten, und folglich nicht unberücksichtigt bleiben durften, dergestalt angewachsen, daß der Verfasser, obgleich er, seinem Plane gemäß, nur die einflußreichsten und interessantesten Begebenheiten Norddeutschlands (auf welches er zunächst seine Aufgabe beschränken mußte) geschildert, und selbst die niederländischen Freiheitskämpfe weggelassen hat, — wenn sie auch ganz den norddeutschen Charakter tragen und die Niederlande unstreitig zum deutschen Reiche gehörten; — ihn in zwei Bände vertheilen mußte, welche die umsichtige und thätige Verlags- handlung unmittelbar hinter einander erscheinen lassen wird.

Je mehr es in dem Wunsche und der Absicht des Verfassers lag, auch durch diese Schrift zur Kenntniß und Werthschätzung deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes einen Beitrag zu liefern, um so erfreulicher war ihm die günstige Aufnahme und Beurtheilung des ersten Theiles in den bedeutendsten Zeitschriften, eben weil darin der Beweis liegt, daß der Nationalstolz in unserm theuern Vaterlande (ich würde sagen: „unter meinen lieben Deutschen,“ wenn ich ein G. M. Arndt wäre, dem dieser Ausdruck vorzugsweise geziemt) trotz mancher verkehrten Aeußerungen des Zeitgeistes noch nicht verloren ist.

Hoffentlich werden die beiden folgenden Theile sich desselben Beifalls erfreuen, da die Kämpfe, welche hier darge stellt werden, unserer Zeit näher liegen, und noch fort und fort auf die inneren und äußeren Zustände der Gegenwart einwirken.

Der vorliegende Theil beginnt mit der Schilderung des durch und durch deutschen Mannes, Martin Luthers, und der durch ihn begründeten segensreichen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Reformation verlangt als die wichtigste Begebenheit nach Einführung des Christenthums wegen ihres Einflusses nicht allein auf Glauben und Leben, auf Geist und Herz, auf Kunst und Wissenschaft, sondern auch auf die politische Gestaltung des gesammten neuern Europa's und selbst anderer Welttheile eine genauere, wenn auch gedrängte Darstellung ihres Geistes und ihrer Grundsätze, ihrer Quellen und ihrer Zwecke. Mit ihr und durch sie gewannen England und Holland ihre bürgerliche Freiheit, die nordischen Reiche eine politische Bedeutung und Deutschland zwar erst nach manchen schmerzlichen Kämpfen die geistige Ueberlegenheit, welche es an die Spitze der wirklichen und ächten Civilisation stellt. Leider! drang die Reformation in dem Lande, wo ihre Wiege stand, nicht wie in den nördlichen, durch ihre Entlegenheit oder insularische Lage begünstigten Reichen überall durch. Deutschland verlor ihnen gegenüber die Herrschaft über die nordischen Meere, welche der Hansa-Bund Jahrhunderte lang behauptet hatte, an Holland und England, die Uebergriffe der Dänen und Schweden, welche einst vor den Hansestädten sich beugen mußten, wurden dem deutschen Norden gefährlich, weil seit Heinrich des Löwen Sturz kein mächtiger Staat unsere Nordmarken schützte, und als Preußen an des Löwen Stelle trat, war leider! jener Seeherrscherbund, der durch ein festes Anschließen an eine Macht, welche an der Ost- und Nordsee gebot, sein Bestehen hätte sichern können, bereits aufgelöst, und kein deutsches Kriegsschiff und keine deutsche Flagge deckt deutschen Handel und deutsche Küsten! Leider entzündeten sich unter uns jene furchtbaren Religionskriege, welche, erzeugt durch päpstliche Hierarchie und jesuitische Ränke (denn ächte Katholiken und ächte Protestanten, beide auf christlichem Boden stehend, würden den Bruderkrieg gescheuet und sich als christliche und deutsche Brüder friedlich die Hand geboten haben), Deutschlands Gefilde schrecklicher als in Frankreich und anderen Staaten verheerten, seine Kraft erschöpften, es Franzosen und Schweden Preis gaben, das Band lockerten, welches die Fürsten an den, die Aufgabe der Zeit verkennenden Kaiser knüpfte, und dadurch die Quelle jener Kleinthaterei und jenes Particularismus wurde, welche eigenföchtig auf den augenblicklichen Vortheil sehend, des Gesamtvaterlandes Wohlfahrt aus den Augen verlor, der den Ausspruch Fouquë's rechtfertigte: — „Der Deutsche giebt eh' Weib und Kind, und Haus

und Hof, und Alles hin den Fremden, ja gar dem Teufel lieber sein ganz Reich, als seinem Stammesbruder nebenan ein Stücklein Land, groß wie ein Daumennagel,“ — und der selbst aus dem Herzen des Volkes das Bewußtsein riß, daß wir dem Auslande gegenüber uns als Kinder einer Mutter Germania zu betrachten haben, oder wie Blücher, vielleicht zum ersten Male nach Jahrhunderten, 1815 in Lüttich es aussprach: „den Franzosen gegenüber und an ihren Grenzen sind wir weder Preußen, noch Sachsen, sondern Deutsche!“

Aber mitten und nach diesem unheilvollen dreißigjährigen Kriege fehlte es dem Vaterlande nicht an trefflichen Fürsten wie Ernst von Gotha und dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welche die Kraft des Volkes, den Wohlstand des Landes wieder zu heben verstanden, nicht an tapferen Feldherren, welche wie Schulenburg, Derflinger, von Berth, Dünnowald, Leopold von Dessau, Wilhelm von der Lippe und andere den Ruhm deutscher Waffen, selbst bei aller Zertrenntheit, gegen die Feinde des Reiches: Franzosen, Türken, Schweden zu bewähren, und in Portugal, in Italien, auch Griechenland und Ungarn siegreich zu vertheidigen wußten, bis endlich Friedrich der Große durch seinen Geist, durch seines Heeres und Volkes Tapferkeit die preussische Monarchie zu einer Großmacht erhob, dem ganzen Vaterland als einen zweiten Grund- und Eckstein hinstellte, dem deutschen Volk das verlorne Selbstgefühl und das erloschene Selbstvertrauen wieder einflößte, in allen Deutschen das Bewußtsein erregte, was das Vaterland auch in politischer Hinsicht sein könnte, wenn es bei aller Mannigfaltigkeit im Innern gegen das Ausland als einiges deutsches Volk austräte, das, fern von Eroberungssucht, seine Rechte und seine Gränzen gegen alle Feinde wie ein einiger Mann zu vertheidigen wisse.

Um dahin zu gelangen, müssen wir uns freilich hüten, nicht wieder in den alten Fehler des Particularismus wie des Kosmopolitismus zu fallen, der nur „das Fremde kennt und ehrt und lobt,“ der alle Verhältnisse des Vaterlandes ins Schwarze malt, die Mißgriffe der Stammgenossen bitter tadelt oder sich ihres Unheils freut; der für Türken und Tartaren, für Juden und Chinesen, für Griechen und Negerklaven ein empfindsames Herz zeigt, und Polens Untergang nicht zu bejammern aufhört, während er Napoleons Verrath an Spanien zc. kaum beachtet, Frankreichs Raub Lothringens und des Elsasses, Hollands Rheinsperre, Dänemarks Sundzoll und Englands Besitz von Helgo-

land, das alle Putschadern des deutschen Landes unterbinden kann, kein Gefühl zu haben scheint. Ein ewiger und daher ungerechter Tadel eigener Zustände kann aber das Selbstgefühl und Selbstvertrauen nicht heben, sondern nur in dumpfe Verzweiflung, oder — über das Weltmeer jagen; verhehlen wir nur nicht unsere wirklichen Fehler vor uns selbst, den Fremden gegenüber müssen wir mit Eud und Mund unsern Werth vertheidigen, uns nicht verhöhnen lassen oder wohl gar uns selbst niederträchtig verhöhnen. Dazu haben wir schon um Friedrichs des Großen, und noch mehr um der Heldenthaten des Befreiungskrieges von 1813 — 1815 wahrlich keine Ursache, wie wir im folgenden Bande zu zeigen gedenken, welcher mit dem zu Friedrichs Zeit begonnen und siegreich durchgeführten Kampf für deutsche Kunst, Wissenschaft und National-Literatur beginnen wird.

Hamburg im November.

Der Verfasser.

---



# Inhalt.

---

	Seite
<b>I. Norddeutsche Geisteskämpfe für Glaubens- und Gewissensfreiheit.</b>	
1) Martin Luther, Gründer der evangelischen Kirche . . . . .	1
2) Johann Bugenhagen, Ordner der evangel. Kirche . . . . .	56
3) Heinrich von Zütphen, Märtyrer der evangel. Kirche . . . . .	75
<b>II. Norddeutsche Bürgerkämpfe.</b>	
4) Jürgen Bullenweber, Bürgermeister von Lübeck, und seine Kämpfe gegen Dänen und Schweden . . . . .	87
5) Heinrich Meurer, hamburgischer Bürgermeister, und seine Gegner Snitger und Jastram . . . . .	123
<b>III. Norddeutsche Waffenkämpfe für Glaubens- und Gewissensfreiheit.</b>	
6) Moriz, Kurfürst von Sachsen . . . . .	142
7) Ernst Graf von Mansfeld . . . . .	159
8) Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar . . . . .	170
<b>IV. Norddeutsche Kämpfe gegen die Reichsfeinde: Türken und Franzosen.</b>	
9) General Johann von Berth . . . . .	187
10) General Dünwald . . . . .	189

	Seite
V. Norddeutsche Wiederhersteller des Vaterlands des nach dem dreißigjährigen Kriege und Be- kämpfer der Schweden und Franzosen.	
11) Ernst der Fromme, Herzog von Gotha . . . . .	206
12) Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Bran- denburg . . . . .	226
13) Georg von Derflinger . . . . .	261
14) Matthias Graf von der Schulenburg . . . . .	271
15) Leopold, Fürst von Anhalt-Deffau . . . . .	276
VI. Norddeutsche siebenjährige Freiheitskämpfe ge- gen Franzosen, Russen, Schweden u.	
16) Friedrich der Große . . . . .	289
17) Friedrich Wilhelm von Seydlitz . . . . .	352
18) Hans Joachim von Zieten . . . . .	363
19) Ferdinand, Herzog von Braunschweig . . . . .	377
20) Wilhelm, Reichsgraf von Lippe-Bückeburg . . . . .	388

# I. Norddeutsche Geisteskämpfe für Glaubens- und Gewissensfreiheit.

## 1) Martin Luther,

der deutsche Reformator.

„Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als Als Hermanns auch, und der besiegte  
wer Schlösser, doch  
Und Länder durch sein blutig Schwert Die Völkerylager und zerbrach ihr  
gewinnt. Joch,  
O Luther, Luther! Höher Name! größer, Denn er zerbrach des Aberglaubens  
Als aller Helden Namen find.“ Ketten. —

Gramer.

Wie die Erscheinung Christi auf Erden die wichtigste, bedeutungsamste, folgenreichste und heilbringendste Begebenheit war, welche die Weltgeschichte — mit Recht dadurch in zwei Haupttheile getheilt, — aufzuweisen hat, so ist das Auftreten Luthers das merkwürdigste Ereigniß der späteren Jahrhunderte, der Schlüsselstein des Mittelalters, die Pforte der neuern Zeit und damit ein Zeugniß der erneuernden Kraft des reinen Christenthums, wie der Wahrheit, daß alle äußeren Formen des Volkslebens und der Staatseinrichtungen durch den Geist Christi bedingt und bestimmt werden. Denn Keiner, weder Zoroaster noch Confucius, weder Abraham noch Moses, weder Sokrates noch Plato, weder Solon noch Muhamed, hat über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit über Gott und Vorsehung, über Ewigkeit und Bestimmung, über Sündenschuld und Sündenvergebung, über Menschenpflichten und Menschenrechte ein so wohlthätiges Licht über alle Stände, über jedes Alter und Geschlecht verbreitet; Keiner hat auf die religiöse Erhebung, auf die sittliche Veredlung, auf die Beförderung des Gottes-Reiches, auf die Bildung des Geistes durch Kunst und Wissenschaft, auf Staatsverfassung und Familienleben einen so durchgreifenden und weitwirkenden Einfluß geäußert, dessen sich selbst Heiden, Juden und Muhamedaner nicht zu erwehren vermochten, so daß wir noch nach achtzehn Jahrhunderten in Allem, was an, in und um uns ist, was die Welt bewegt und gestaltet, diesen heilsamen Einfluß verspüren.

Aber das Wort, mit welchem Rousseau seine Erziehungslehre beginnt: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, Alles entartet in der Hand des Menschen!“ gilt auch vom Christenthum; menschliche Leidenschaften trübten im Laufe der Zeit durch

irdischen Schlamm den reinen Born der himmlischen Wahrheit und stellten das Licht unter den Scheffel, statt es leuchten zu lassen vor den Leuten; und gerade die Wächter waren es, welche vom wahren Christenthume kaum einen Schatten übrig ließen, die Hirten, welche die Heerde auf dürre Weide führten und unseres Volkes Heil nach Innen und Außen gefährdeten und der Wohlfahrt unseres Vaterlandes tiefe Wunden schlugen.

Aus dem Heiden- und Judenthume hatte sich die nichtchristliche Ansicht von einem besondern Priesterstande (Klerus) als Vermittler zwischen Gott und den Menschen und mit ihm von einem Kirchenregimente (Hierarchie) gebildet und die fünf Bischöfe zu Rom, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Constantinopel (Patriarchen genannt) erhielten ein überwiegendes Ansehen, vorzüglich aber für das Abendland der Bischof von Rom, den Karl der Große durch eine Länderschönung zugleich zum weltlichen Fürsten gemacht hatte. Des Papstes Ziel wurde nun die Erhebung über alle Könige und Fürsten der Erde. Darum wurde er als der Nachfolger Petri, als der Statthalter Christi dargestellt, dem nicht in geistigen, sondern auch in weltlichen Dingen Alles unterworfen sei; darum sollte die Geistlichkeit von der weltlichen Macht gänzlich unabhängig gemacht werden; darum gebot Papst Gregor VII. die Ehelosigkeit der Priester (Cölibat), damit nicht Familienbände sie an Vaterland und Fürsten knüpften, darum sollten die Bischöfe nicht mehr von weltlichen Fürsten mit Ring und Stab belehnt werden (Investitur), sondern allein ihr Amt aus päpstlicher Hand empfangen; darum sollte ein Papst nicht ferner vom Kaiser eingesetzt und bestätigt, sondern von den obersten Geistlichen, den Cardinälen, gewählt werden und Innocenz III. verlangte als Oberhaupt der Welt sogar die Bestätigung aller Fürsten und Einfluß auf die Kaiserwahl. Innocenz IV. schrieb 1246 den deutschen Fürsten, als er dem Kaiser Friedrich II. einen Gegenkönig setzte: „Da mein geliebter Sohn, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen bereit ist, das Reich zu übernehmen, so befehlen wir Euch, daß ihr ohne Verzug denselben einmüthig wählt.“ Diese Anmaßung traf zwar alle Fürsten der Christenheit, aber vorzüglich den Kaiser als obersten Schirmherrn der Kirche, dessen Macht in Italien den Päpsten ohnehin hinderlich und gefährlich schien; es entwickelte sich ein Kampf Jahrhunderte hindurch, welcher Deutschlands politische Entwicklung hinderte und den Grund zu allen folgenden Zerrissenheiten legte. Da sehen wir deutsche Fürsten und Volksstämme ihres Eides gegen den Kaiser entbunden, Gegenkaiser gewählt und Heinrich IV. im Bußgewande zu Canossa; da wird der Streit zwischen den mächtigen Fürstenhäusern der Welfen und Gibellinen zum blutigen Bürgerriege angefaßt, Ita-

lien gegen den mächtigen Barbarossa aufgeregt, bis er dem Papst den Steigbügel hält; da erblicken wir Friedrich II. im Bann, und während in Jerusalem in seiner Gegenwart kein Geistlicher Gottesdienst halten will, plündern päpstliche Schaaren seine italienischen Erbländer, und da sinkt das Haupt des letzten Sprößlings des trefflichen Hohenstaufengeschlechts auf dem Markte von Neapel auf des usurpatorischen Karl von Anjou Betrieb und des heil. Vaters Rath, und mit ihm die Herrschaft über beide Sicilien; da leuchtet die Fackel des Bürgerkrieges aufs Neue zwischen Otto und Philipp, zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern und der Papst hat die Hand im Spiel; da wird durch päpstlichen Trug Johann Huf zu Kofnitz verbrannt und zwanzig Jahre lang ein gräuelvoller Religionskrieg geführt, während in Deutschland und in Italien, wo der Papst bald die Franzosen, bald die inländischen Fürsten, bald den Kaiser unterstützte, das Faustrecht gilt, das kaiserliche Ansehen geschwächt und das fürstliche immer unabhängiger wird.

Um die päpstliche Gewalt zu heben, wird das Christenthum entstellt, die Sitten verwildern, der Wohlstand wird untergraben. Der untrügliche Papst, gestützt auf die Lehre von einer mündlichen Ueberslieferung christlicher Lehre neben der Bibel, von den Aposteln auf die Geistlichkeit wunderbar übergetragen, verlangt blinden Glauben an das, was er und die Concilien als christliche Lehre darstellen, und mit Feuer und Schwert wird jede abweichende Meinung verfolgt; die Ohrenbeichte, als Mittel in alle Geheimnisse zu dringen, der Heiligen- und Reliquiendienst\*), die Seelenmessen, der Ablass und die Jubeljahre als

---

\*) Da hatte man Gebete mit einem Ablass von 146 Tagen, von 7 ja 80,000 Jahren; Gebete, auf welche die Jungfrau Maria (Himmelskönigin, Gottesgebärerin, das Herz der untheilbaren Dreifaltigkeit genannt), 30 Tage vor dem Tode des Betenden zu seiner Hülfe bereit sein werde; da wird ein Heiliger, z. B. der heil. Sebaldus (Hauptherr, Nothhelfer und Beschützer der K. Stadt Nürnberg, der heilige Nepomuck in Prag zc. in allen Nöthen angerufen; da sammelt noch der Kurfürst Friedrich von Sachsen 5005 Reliquien von Heiligen in seiner Stiftskirche zu Wittenberg, da findet man 1512 in Trient den berühmten und berühmtesten heiligen unzertrennten Leibrock Jesu Christi zc. Legenden mußten die Heiligen ausschmücken „se sind thom grötesten deele vull schendlicher Lögen cem herrlick Wercktüch, wodorch de Mönnicke konden ure Hüchelle vermeren unde Christum uns verdunkeln, Wunder dat de Lüde solk erdichtet Ding nich seen können. Wir erwähnen nur die Sage von den elftausend Jungfrauen in Köln, von denen man nicht weiß, wie sie so armenartig am Rhein erschienen. Valesius erklärt: Voici sur quoi cette fable est fondée, suivant la conjecture du savant père Sirmond: ceux qui ont forgé cette belle histoire, ayant trouvé dans quelques Martyrologes manuscrits. S. S. VRSULA et VNDECIMILLA V. M. c'est à dire: Sancta Ursula et Undecimilla Virginis Martyres; mais non: undecim millia Virginum Martyrum.



ergiebige Quellen des Reichthums für Rom werden eingeführt, während Almofengeben, Wallfahrten, Rosenkranzbeten, Kloftergelübde, ohne innere Reinigung, ohne Heiligung des Sinnes und Wandels einen bequemeren Weg zur Seligkeit darzubieten fcheinen. — Dazu kam nicht allein die gränzenlofe Unwissenheit der Geiftlichen, fondern auch das Spielen, Schwelgen und unzüchtige Leben, befonders in den Klöftern (man hatte ihnen die Ehe, die doch ein Sacrament, ein Mittel zur Heiligung und Seligkeit fein follte, verboten, dagegen das Concubinat gegen Abgabe an die Bifchöfe erlaubt), wodurch fie den Guten ein Abfcheu, dem Volke ein Aergerniß wurden, ihren Stand und die Religion in Verachtung brachten und das eingeriffene Sittenverderben noch ärger machten. Dazu auf dem päpftlichen Stuhle fittliche Ungeheuer, wie Innocenz VIII., Alexander VI., Julius II.! — Die Sehnfucht nach einem beffern Zustande wurde zwar hie und da rege; aber vergebens hatten Petrus Waldus in Lyon, Arnold von Breſcia, Johann Wiclef in Oxford, Johann Huß in Prag verſucht, das Licht des Evangeliums wieder leuchten zu laffen; fie und ihre Anhänger mußten mit Verfolgung und Tod büßen. Vergebens hatten Könige und Kaiſer und zuletzt noch Kaiſer Siegmund zu Koſtnitz eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern zu bewirken ſich bemüht; die Päpſte an der Spitze der Concilien hatten ſie zu hintertreiben verſtanden, und ſelbſt gutgeſinnte Biſchöfe und Päpſte, wie Hadrian u. a., welche das Vorhandenſein des Uebels anerkannten, vermochten nicht durchzudringen; vergebens hatte noch 1510 der Reichstag zu Augsburg zehn Beſchwerden gegen die angemachten Rechte der Päpſte übergeben und erklärt, „wenn dieſen nicht abgeholfen würde, ſo könne leicht eine Verfolgung über alle Prieſter ergehen, und nach dem Beifpiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entſtehen.“

Da trat des Bergmanns Sohn Martin Luther auf und vollführte, was Fürſten und Gewaltige nicht vermochten. Er grub das verſchüttete Bergwerk des Chriſtlichen Glaubens wieder auf; fand das Gold des Evangeliums und reinigte es von den Schlacken; führte die dürſtende Seele von den trüben Bächen und dem Joch menſchlicher Satzungen zu der reinen Quelle der heiligen Schrift und zu der Freiheit des Glaubens zurück, welche ſich allein göttlicher Autorität unterwirft, von dem ſichtbaren Oberhaupte der Kirche, dem Papſt, zu dem unſichtbaren Chriſtus, von dem Heiligendienſt zu dem alleinigen Mittler, von den ſelbſterwählten Büßungen zu dem alleinigen Verſöhner, von dem Vertrauen auf äußere Werke zur Demuth und innerer Reinigung, vom leeren Gottesdienſt zu einem thätigen Chriſtenthum im häuſlichen und bürgerlichen Leben und ver-

knüpfte die Erde wieder mit dem Himmel. Alle Weltbegebenheiten schließen sich nun an die Glaubensverbesserung an und es geschieht in der politischen Welt Europas kaum etwas Großes, woran sie nicht einen hervorragenden Einfluß äußert. Frankreich erschöpft sich in langen Bürgerkriegen gegen die Reformation, wie Spanien gegen die protestantischen Niederländer und Engländer; Dänemark und Schweden treten durch die Theilnahme an dem protestantischen Staatenbündniß in das europäische Staatensystem ein, die Gewissensfreiheit und damit die Kultur wird gerettet, und Europa erkennt sich zum erstenmale als eine zusammenhängende Staatengesellschaft. —

In dem Dorfe Röhra, am Fuße des Thüringerwaldes zwischen Salzungen und Eisenach lebte ein armer Bergmann, Hans Luther, dessen Frau Margaretha geborne Lindemann aus Eisenach am 10. Nov. 1483 zu Eisleben, wohin beide eine Geschäftsreise gemacht, einen Sohn gebar, welcher nach damaliger Sitte schon am folgenden Tage (dem Martinstage) getauft wurde und daher den Namen Martin erhielt. Im folgenden Jahre zog die Familie nach Mansfeld, wo der Vater das Bürgerrecht erwarb und durch Fleiß und Rechtschaffenheit sich nicht allein eine gewisse Wohlhabenheit (er war im Besitze zweier Schmelzöfen), sondern auch die Achtung seiner Mitbürger erwarb, daß er in den Stadtrath gewählt wurde. Des Sohnes Erziehung war sowohl im älterlichen Hause als in der Schule, wohin der verb-träftige, aber im Umgang mit kenntnißreichen Männern nach Bildung strebende Vater ihn bei schlechter Witterung schon im fünften Lebensjahre hintrug, einfach, ernst, fromm und nach dem Geiste der Zeit. strenge, wodurch der Keim zu einem schüchternen Wesen in ihm gelegt wurde, welches er erst später zu überwinden vermochte, aber auch zu der Bescheidenheit, Demuth, Frömmigkeit, Anspruchslosigkeit, welche ihm in seinen Jünglingsjahren Zuneigung verschaffte und seinem Alter zur Stütze gereichte, zum pünktlichen Gehorsam, zur Festigkeit des Charakters, welche seiner spätern großartigen Wirksamkeit zum sichern Stützpunkte dienten, wie sie die Mutter aller Tugend ist, welche im freien Unterwerfen unter dem Gesetze Gottes und dem Pflichtgebote besteht. Der Verneifer und die Fähigkeiten des unverzärtelten Knaben bestimmte den Vater, ihn 1497 auf eine höhere, lateinische Schule nach Magdeburg zu bringen, wo die reformatorischen Lehren des Magisters Proles, wie der Anblick des Fürsten von Anhalt, der als Mönch Brot vor den Thüren bettelt, nicht ohne Einfluß auf Martins spätere Richtung geblieben sind. Hier wie in Eisenach, wohin er 1498 ging, mußte er in Gemeinschaft anderer armer Schüler seinen Unterhalt durch Umzingen vor den Thüren (Currende-Singen) sich erwerben, bis er durch seine schöne Stimme

und sein still-ernstes andächtiges Betragen die Aufmerksamkeit der Frau Cotta erregte (wahrscheinlich eine entfernte Verwandte), so daß sie ihm Kost und Wohnung gab; und er vergalt ihr diese Wohlthat durch seine Anhänglichkeit, und später, daß er zu Wittenberg ihren Sohn in sein Haus nahm, wie durch stillen Fleiß und frommes Betragen. Bald übertraf der junge Luther alle seine Mitschüler. Hatte er seine wissenschaftlichen Schularbeiten vollendet, so übte er sich im Drechseln, auf der Flöte, Laute und im Gesange, welche ihm noch in spätern Jahren Trost, Erheiterung und Stärkung verlieh. Daher sowohl sein Spruch: „Wer Musicam lieb hat, der ist guter Art, als: Gut gebetet ist über die Hälfte studirt.“ So blieb er an Seel und Leib gesund und heiter, und konnte durch eine leichte Fassungs-gabe und ein treffliches Gedächtniß unterstützt, schon in seinem achtzehnten Jahre die Universität Erfurt beziehen, um sich nach dem Willen des Vaters, der zum größern Wohlstand gelangt, ihn jetzt freigebig unterstützen konnte, zum Rechtsgelehrten auszubilden.

Mit Eifer studirte er die Philosophie, den Cicero, Plautus und Virgil und erhielt nach zwei Jahren die akademische Würde eines Baccalaureus und 1505 eines Magisters der Weltweisheit, und damit das Recht, öffentlich als Lehrer aufzutreten. Die damalige scholastische Philosophie bestand aber in Auflösung der wunderbarlichsten Streitfragen nach den Denkformen der Aristotelischen Philosophie, z. B. ob der Saß: Gott ist ein Käser, ein Kürbis, eben so möglich sein könne als der: Gott ist ein Mensch; kann der Papsst Engeln gebieten; ist er ein Mensch oder eine Art Gott; ist er gnädiger als Christus, von dem man nicht liest, daß er Jemand aus dem Fegefeuer erlöset. Luther erlangte dadurch allerdings eine Gewandtheit in Begriffsentwickelungen, die ihn in seinen spätern Kämpfen wohl zu statten kam; aber einem Jüngling von so tiefem Gemüthe konnte die bloße Uebung des Scharfsinns nicht genügen, er suchte in der Wissenschaft etwas Höheres, Belebenderes und Befeligenderes. Auf der Universitätsbibliothek, welche er oft seiner Studien wegen besuchte, sah er nun zum erstenmale eine ganze lateinische Bibel, und fand zu seiner Bewunderung in diesem ihm bisher unbekannt gebliebenen Buche mehr von christlicher Religion, als was die Sonntags-Evangelien, Episteln und Postillen gaben; er las und studirte sie mit heißer Wißbegierde. Wie ganz anders ergriffen Hannahs, Davids u. a. Lobgesänge seinen Sinn und Herz als Virgil und Justinian, und mächtiger noch, wie bisher, zog Samuels Beispiel ihn zur Theologie und zum geistlichen Stande. Schon war er im Begriff nach Hause zu reisen, um sich mit seinen Aeltern darüber zu besprechen, als der Sage nach, auf einem Spaziergange, der Bliß seinen Freund Alexis

an seiner Seite (nach andern ein Mörder) tödtlich traf. Erschüttert darüber, vielleicht schon von manchen Zweifeln an damaligen Kirchenlehren geängstigt, beschließt er, fern vom leeren, geräuschvollen Weltleben, sich dem geistlichen Stande und dem Studium der Gottesgelehrtheit zu weihen. Noch an demselben Abend (17. Juli 1505) nimmt er von seinen Freunden und Aettern schriftlich Abschied und geht, Alles, bis auf seinen Virgil und Plautus, zurücklassend, in das Augustiner-Kloster (wo jetzt noch seine Zelle, sein Bildniß, seine Bibel und ein fac simile seiner Handschrift gezeigt werden): führte doch nach damaliger Ansicht der Weg durch ein Kloster sicher zum Himmel. Der Vater „wollte toll werden“, schrieb ihm aber doch zuletzt: Gott gebe nur, daß es gut gerathe. Luther fand sich jedoch getäuscht, wenn er hier Ruhe zu finden und sich seinen Bibelstudien hinzugeben vermeinte. Die Mönche murrten, wenn sie ihn bei diesem Buche antrafen und meinten, nicht durch Lesen der heiligen Schrift könne man dem Kloster aufhelfen, sondern durch Betteln für dasselbe um Brot, Eier, Fleisch, Fische und Geld. Sie trieben den neuen Bruder, dessen Klostername Augustin ward, mit dem Bettelsack hinaus, ließen ihn die Kirche segnen, die Thurmuhre aufziehen, die Glocke läuten: und auch diesen schweren geistlosen und niedrigen Diensten unterzog er sich eifrig aus Pflichtgefühl, wenn auch vielleicht manchmal mit schwerem Herzen. „Wahr ist es, erzählt er selber, ein „frommer“ Mönch bin ich gewesen und habe so gestreng meines Ordens Regel gehalten, daß ich sagen kann: Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein; denn ich hätte mich, so es lange gewährt, schier zu Tode gemartert mit Beten, Fasten, Wachen, Knieen. Dennoch war ich so traurig und betrübt, daß ich gedachte, Gott wäre mir nicht gnädig.“ So wurde Luthern schon damals das Unzureichende eines solchen, das Herz leer lassenden Gottesdienstes klar wie der selbstgewählten Werke zur Heiligung, Beruhigung und Seligkeit. Die äußere Werkheiligkeit gab ihm den innern Frieden nicht, nach welchem er sich sehnte! Sein Trübsinn vermehrte sich, Tagelang blieb er in seiner Zelle verschlossen, nur durch Musik rief man einst, nachdem die Thüre aufgesprengt worden, den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein. Fasten, Arbeiten, Ringen mit sich selbst, Zweifel über Beruf und Seligkeit warfen ihn aufs Krankenlager. Gewissenhaft, rein und fromm wie er war, ernstlich undänglich um sein Seelenheil besorgt, und in Gott nur den starken, eifrigen Gott erkennend und wiederum diese Angst seiner Seele als Stimme des Gewissens betrachtend, hielt er Vieles für Sünde, was seinen Brüdern lange nicht so erschien. Selbst der Obere aller Augustiner-Klöster in Deutschland, welcher bei seinen Visitationen der

Klöster auf Luther aufmerksam und sein Gönner wurde und ihm manche lästige Arbeit abnahm, erklärte ihm einst ziemlich im Geiste der damaligen katholischen, aber nicht der christlichen Lehre: „Du wünschst ohne Sünde zu sein und hast doch keine rechte Sünde; du mußt ein Register haben, in welchem rechthaffene (tüchtige) Sünden stehen. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchen Hummelwerk und Puppensünden umgehen.“ Sein gewöhnlicher Beichtvater erklärte aber kurzweg: „Du bist ein Narr, Gott zürnet nicht mit Dir, Du zürnest ja mit Gott.“ Nur ein alter Klosterbruder verwies ihn von Bußübungen und Kasteiungen, worin er bisher nach damaligen Begriffen den Frieden der Seele zu erringen gesucht hatte, geradezu auf den Heiland als den Versöhner. „Lieber Bruder Martin, sagte er, seid getroßt, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, Gott wird noch einen Mann aus euch machen, der viel Leute trösten wird, denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Auch mich hat er heimgesucht; aber ich habe Frieden gefunden in den Worten unsers apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Vergebung der Sünden und zwar aller Sünden und zwar umsonst, lediglich aus Gnade, Gott selbst gebietet, daß wir diesen Glauben hegen sollen.“ Wunderbar ergriffen ihn diese Worte, richteten ihn an Geist und Körper wieder auf, gaben ihm die rechte Haltung und Richtung und gründeten in ihm für sein ganzes Leben die Ueberzeugung, worauf er später die protestantische Kirche bauete, „daß wir nicht durch des Gesetzes Werk, noch durch selbst aufgelegte Bußungen, sondern nur durch den lebendigen Glauben ohn' Verdienst vor Gott gerecht und selig werden.“ — War sein Bibellese die erste, so wurde diese Lehre von der heilsamen Gnade Gottes in Christo die zweite Station in seinem geistigen Entwicklungsgange und seinem späteren Reformationswerke! —

Als Luther nach zweijähriger harter Probezeit am 2. Mai 1507 die Priesterweihe in Gegenwart seines versöhnten Vaters erhalten hatte, wurde er glücklicherweise, 1508 auf den Vorschlag des Dr. Staupitz, von dem sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen als Professor der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit an die 1502 gestiftete Universität seiner Residenzstadt Wittenberg berufen und ward nicht allein aus der Gefahr errettet, seinen Selbstpeinigungen zu erliegen, sondern auch auf einen Standpunkt versetzt, wo er seine Gaben zum Besten der Welt verwenden konnte. Hier legte er sich mit allem Fleiß auf das Studium der griechischen und hebräischen Sprache und der heiligen Schrift, um dieselbe selbst recht zu verstehen und Andern richtig erklären und auslegen zu können. Besonders vertiefte er sich in den Brief an die Römer, den er stets als rechten Kern und Stern der christlichen Lehre betrachtete, weil er hier die Lehre von



der Gerechtigkeit vor Gott nicht um der Werke, sondern um des Verdienstes Christi willen (E. 3. 23 ff.) entwickelt fand, überhaupt suchte er die Theologie, „welche in den Kern der Aush, in das Innere des Herzens, in das Mark der Gebeine“ eindringt. Dennoch wagte es der bescheidene Mann erst auf Staupizens Zureden die Kanzel zu besteigen. „Herr Doktor“, rief er diesem zu, „Ihr bringt mich um das Leben, ich werde es nicht ein Viertelsjahr aushalten“; Jener aber erwiderte: „Wohlan, so mag's in Gottes Namen geschehen. Unser Herr Gott hat große Geschäfte und bedarf droben auch kluger Leute.“ Der Senior der Universität Dr. Ballich äußerte: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen und die ganze römische Kirche reformiren, denn er legt sich auf die Propheten und der Apostel Schriften und stehet auf Jesu Christi Wort: das kann keiner mit aller Weisheit und Klugheit umstoßen.“ Luthers Predigten gewannen aber eben, weil sie aus dem Boden der heiligen Schrift erwachsen waren und ungekünstelt aus der Fülle seiner christlichen Ueberzeugung und eines für Gott und Pflicht begeisterten Gemüthes kamen, großen Beifall, ergriffen das Volk wie den Kurfürsten, der ihn mit Bewunderung gehört hatte, daß Luther von den Bürgern zum Pfarrer an der Hauptkirche gewählt ward und der Fürst ihm das Geld zur Erlangung der theol. Doktorwürde schenkte. Den Eid, welchen er bei dieser Gelegenheit (1512. 18. 19. Oct) leisten mußte, die heilige Schrift zu erforschen und den darin enthaltenen Glauben durch Schriften und Disputationen zu verteidigen, hielt er sein Lebenlang; „der Eid gab ihm Muth, er gab dem Eide Wahrheit!“ Dazu kam noch ein anderer wichtiger Umstand. Der Augustinerorden hatte ihn 1511 nach Rom geschickt, um dort in dessen Angelegenheiten Geschäfte auszurichten. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Sitze des prätextirten Statthalters Christi und fand — nirgends weniger Christenthum, als an diesem Mittelpunkte der Kirche; er sah die Sittenlosigkeit der Geistlichen, ihre Gleichgültigkeit bei ihren kirchlichen Verrichtungen\*), die Hänke des römischen Hofes, das sinnliche Treiben des Volkes, und obgleich er Anfangs noch andächtig die „heilige Treppe“ hinaufstuchte und von der Heiligkeit des berühmtesten Papstes Julius II. „toll und voll“ war, so lehrte er doch mit Abscheu zurück, und diese Reiseerfahrungen, welche er „für 1000 Gulden nicht hingeben möchte“, wurde die dritte Stufe, welche ihn

---

\*) Wie nachlässig damals der Kirchendienst von den Geistlichen behandelt wurde, ergibt sich auch aus einer Lübecker Verordnung: dat de Prester u. Senger de Vespern so en herslabbern (plappern); se schölen wol to seen, dat se to rechten tyden erschinen.

zur Reformation führte! Die äußere Veranlassung fand sich bald ungesucht.

Als Staupitz 1516 in die Niederlande reisete, um Reliquien für die Stiftskirche zu kaufen (ohne welche kein Gottesdienst in einer katholischen Kirche Kraft hat), übertrug er Luthern die Aufsicht über 40 Klöster: er fand Geistliche und Volk in grober Unwissenheit. Von einem Christenthume kaum eine Spur, von der Geschichte, der Lehre und dem Leben Jesu, von Gott und seinem Worte wußte man so wenig wie nach neuern Parlamentsberichten die Fabrikinder in England, wie die neapolitanischen Lazzaronis oder die pariser Gamins. Dagegen wurde gelehrt, daß man, um selig zu werden, des Fastens, Wallfahrtens, Klösterbesuchens, Seelenmessenstiftens &c., und vor Allem des Ablasses bedürfe. Luther drang dagegen bei den Mönchen auf fleißiges Lesen der Bibel, auf Anlegung von Schulen, auf Verwerfung der äußern Werke, auf lebendigen Glauben. Während aber der redliche und fromme Luther in Wittenberg eifrig die christliche Wahrheit zu verbreiten bemüht war, — so daß er nicht einmal vor einer Pestkrankheit, welche in der Stadt herrschte, wich, sondern erklärte: „Gott hat mich hierher gesetzt; die Welt wird nicht einsinken, wenn auch Bruder Martin stirbt“, — schrieb der neue Papst Leo X. aus dem glanzvollen Hause der Mediceer, selbst ein feiner, kunstliebender Mann, welcher zu seinem prächtigen Hofstaate, wie zum Bau der Peterskirche in Rom Geld und viel Geld bedurfte, einen neuen Ablass aus, den in Deutschland der Kurfürst Albrecht von Mainz, gegen einen Antheil vom Gewinne, durch den Dominicaner-Mönch Johann Tetzel betreiben ließ. Dieser Ablass, ursprünglich nur eine Verwandlung der öffentlichen Kirchenstrafen in Geldbuße, wurde jedoch auf eine alle Sittlichkeit und Heiligung zerstörende Weise auch auf Erlass göttlicher Strafen ausgedehnt und Tetzel verfuhr dabei mit unverschämter Dreistigkeit. Er verkaufte nicht allein Ablass für begangene, sondern auch für noch zu begehende Sünde, ja auf Lebenszeit; jede Sünde hatte ihren Preis. „Wenn das Geld in den Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer in den Himmel springt:“ das war sein Wahlspruch; das Ablass-Kreuz vermöge mehr als das Kreuz Christi; er habe schon mehr Menschen durch seine Ablassbriefe selig gemacht, als der Apostel Petrus durch seine Predigten: seine Behauptung. Mit großer Feierlichkeit, unter Glockengeläute und Vortragung der päpstlichen Ablassbriefe auf einem sammtenen Kissen wurde er von der Geistlichkeit, der Schulsjugend, den Beamten und dem Volke aller Orten eingeholt. So kam er auch nach Jüterbock in Wittenbergs Nähe, wo Luther tief ergriffen von dem schändlichen Mißbrauche des Heiligsten, an seinen eigenen Beichtkindern erfahren mußte, daß sie ihm ihre Ablassbriefe

vorhielten, wenn er sie zur Buße ermunterte. Vergebens bat er in ehrerbietigen aber freimüthigen Briefen den Erzbischof und mehrere Bischöfe um Abstellung dieses seelenverderblichen, der ganzen Christenheit gegebenen Aergernisses; vergebens predigte er gegen diesen Handel, und lehrte, daß Vergebung der Sünden nicht erkauft, sondern nur auf Reue und Buße als Gnadengeschenk erlangt werden könne; vergebens schrieb er an das deutsche Volk „den Sermon (Rede) von Ablass und von der Gnade.“ Tegel verbrannte diese Schrift und drohte mit dem päpstlichen Bannstrahl. Da schlug Luther am 31. Oct. 1517, Mittags 12 Uhr, seine berühmten 95 Sätze (Theses) über und gegen den Ablass an die Schloßkirche zu Wittenberg, und forderte nach akademischem Gebrauche alle Gelehrten seiner Zeit auf, mit ihm darüber zu disputiren (zu streiten), um ihn entweder zu widerlegen oder seiner Meinung beizutreten. 3. B. These I. Da unser Meister und Herr, Jesus Christus, spricht: Thut Buße &c., will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße soll sein, 4. währet derothalben Reu und Leid, das ist, wahre Buße, so lange Einer Mißfallen an ihm selber hat, nämlich bis zum Eingange aus diesem ins ewige Leben. 6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei. 21. Darum irren die Ablassprediger, welche sagen, daß durch des Papstes Ablass der Mensch von aller Pein los, und selig werde. 27. Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen, klinget, von Stund' an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klinget, daß Gewinn und Geiz kommen, zunehmen und größer werden. 32. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablassbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. 36. Ein jeder Christ, so wahre Reu und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablassbrief gehöret. 43. Man soll die Christen lehren, daß der dem Armen giebt oder dem Dürftigen leihet, besser thut, denn daß er Ablass löset. 44. Denn durch das Werk der Liebe wächst die Liebe und der Mensch wird frömmere; durch den Ablass aber wird er nicht besser, sondern allein sicherer und freier von der Pein oder Strafe. 50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablassprediger Schänderei, lieber wollte, daß St. Petrus Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Beine seiner Schafe erbauet werden. 51. Man soll das Volk lehren, warum der Papst, wenn er um des Baues einer Kirche willen, soviel Seelen beseligen könne, nicht eher um der christlichen Liebe willen alle Seelen aus dem Fegfeuer umsonst rette, selbst wenn St. Petri Mün-

ßer darum sollte verkauft werden, statt die Leute durch Ablassprediger ums Geld zu bringen. 62. Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. 79. Sagen, daß das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge soviel, als das Kreuz Christi ist eine Gotteslästerung. 94. Man soll die Christen ermahnen, daß sie ihrem Haupte Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich bekehligen. 95 und also mehr durch viel Trübsal und Kampf in's Himmelreich zu gehen. Apost. 14. 28, denn daß sie durch Vertröstung des Feindes sicher werden."

Wie ein Blitzstrahl flog Luthers Wort durch Deutschlands Gränzen, und wo es traf, da zündete es, denn Luther hatte gewagt, dem, was Tausende erkannten, fühlten, ersehnten, seine Zunge zu leihen, seinen Muth, sein Herz! Und doch war er nicht gegen des Papstes Ansehen und Heiligkeit, sondern nur gegen den Ablassmißbrauch aufgetreten, hatte nur behauptet, daß Niemand ohne wahre Buße und ohne den rechten Glauben selig werden könne, war noch selbst gutmüthig in der Ansicht befangen, daß der Papst den in seinem Namen getriebenen Unfug nur nicht kenne, und schickte deshalb die Thesen mit einem ehrerbietigen Schreiben an denselben, indem er die Sache dessen Entscheidung unterwarf und nur den Mißbrauch abzustellen bat. „Derohalben heiligster Vater, falle ich Ew. Heil. zu Füßen und ergebe mich Ihr sammt allem, was ich bin und habe. E. P. handle mit mir nach Ihrem Gefallen. Es gerathe nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß E. P. Stimme Christi Stimme sei, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was darin ist. Er sei gelobet in Ewigkeit. Amen &c.“ — Wäre dem gerechten und billigen Gesuche Folge geleistet, so würde Luther sich beruhigt haben; allein seine Gegner trieben ihn stets zu neueren schärferen Untersuchungen und die selbstsüchtige päpstliche Curie selbst führte so einen Riß herbei, der ihr stolzes Gebäude bis in die Grundvesten erschütterte. Des Kurfürsten Traum, daß ein Mönch an die Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so heller Schrift schreibe, daß sie in seinem Schlosse Schweiniß zu lesen sei, während dessen die Feder wuchs und bis nach Rom reichte, die dreifache Krone des Papstes wackeln machte, ging in Erfüllung. — Es wurden zwar Versuche gemacht, den Streit beizulegen, Luther versprach zu schweigen, wenn die Gegner auch schweigen würden, aber weil diese durch Schimpfen und Loben ihn immer herausforderten; ohne ihn durch Gründe zu schlagen, so thaten ihre Angriffe der Reformation mehr Vorschub als Schaden und Luther sah sich genöthigt, immer tiefer in die Sache einzugehen, und das ganze Gebäude des Papstthums zu

beleuchten. Vorzüglich traten außer Tegel der Professor und Regiermeister Hoogstraten in Eöln, der Professor Wimpina in Frankfurt a. d. Oder und besonders der Dr. Eck (Johann Mayer, Sohn eines Bauern im Dorfe Eck), Professor in Ingolstadt, der größte Disputator seiner Zeit, der bereits auf acht Universitäten in gelehrten Turnieren den Preis davon getragen, mit Heftigkeit auf, droheten mit dem Scheiterhaufen, schrieben Gegensätze, klagten bei dem Papste und machten dadurch den akademischen Streit zu einem hierarchischen. Vielen gutmeinenden Personen wurde um Luthern bange und prophezeiten für ihn einen übeln Ausgang. Als der Geschichtschreiber Albert Kranz die Thesen in die Hände bekam, rief er aus: „Bruder gehe in deine Zelle und bete ein: „Herr, erbarme dich mein!“ und ein Geistlicher zu Hörter in Westphalen erklärte kopfschüttelnd: Mien leeve Broder Marten, wo du dat Fegesür un de Papenmarkentendery wegschludern (wegbringen) kannst, bist da vorwahr en groter Mann! Doch Luther behielt seine Freudigkeit durch die Ueberzeugung, daß er das Wort Gottes für sich habe und sein Werk Gottes Werk sei. Er tröstete sie und sich mit den Worten: Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfangen und wage es auf seine Güte und bei Leibe nicht auf menschlichen Trost und Hülfe, fürchte sich auch nicht vor Menschen, noch vor der ganzen Welt. Denn dieser Spruch wird nicht trügen: Es ist gut auf den Herrn vertrauen. Sirach spricht im 2. Kap.: Schauet, lieben Kinder, unter allen Geschlechtern der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß ja keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und Psalm 25: Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. Wer aber nicht will noch kann auf Gott trauen oder sich wagen, der lasse es lieber ansehen und fange ja nicht an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum erstenmal den Ablass angriff, und alle Welt die Augen aufsperrte und ließ sich dünken, es wäre zu früh angehoben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und fürchten sich und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zu Schanden führen und schweigen. Da antwortete ich: „Lieber Vater, ist es nicht im Namen Gottes angefangen, so ist es bald gefallen; ist es dies aber, so lassest denselben walten.“ Da schwiegen sie und es gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch daß gehen, bis ans Ende. Amen.

Muthig ging Luther 1518 zu einem Augustiner-Convente nach Heidelberg, wo er mit fünf Gelehrten disputirte. Doch der Papst, welcher Anfangs die Sache für eine Zänkerey zwischen den Dominikanern und Augustinern angesehen, und erklärt hatte, „ich halte Bruder Martin für einen trefflichen Kopf und daher dem Reide der

Mönche ausgefetzt“, ließ sich durch das Geschrei der Feinde Luthers, welche durch maßlose Vertheidigung der Majestät des Papstes Lob und Ehrenstellen für ihren Eifer hofften oder von Fanatismus besetzt waren, wie durch seine Höflinge, denen die Ablassgelder, welche sie „Sünden der Deutschen“ nannten, nicht missen wollten, bewegen, den Brief Luthers durch eine Citation nach Rom (7. Aug. 1518) binnen sechszig Tagen, zu beantworten, um dort von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Doch der Kurfürst, welcher Luther hochschätzte, das freie Bekenntniß der Wahrheit liebte (obgleich er es auch nicht mit dem Papste verderben wollte), und die Universität, deren Glanz und Zierde er war, so daß von allen Gegenden junge Leute dahin strömten, schlugen sich ins Mittel und bewirkten, daß Leo die Beilegung des Streites seinem Legaten in Deutschland, dem Cardinal Thomas de Vio aus Gaeta (daher Cajetan genannt) übertrug, dem sich Luther in Augsburg stellen sollte. Puffens Schicksal hätte ihn in Rom gedroht, aber auch von der Reise nach Augsburg riefen Freunde warnend ab. Das machte ihn jedoch nicht wankend. „Was kann ich verlieren?“ schrieb er einem Freunde. „Mein Haus ist bestellt; es ist noch übrig der schwache, gebrechliche Leib: nehmen sie diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen; die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln Alles verlassen, Allem entsagen und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkaufte, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod muß es auch erhalten werden.“ Muthig erschien er Anfang Oct. 1518 in zahlreicher Begleitung vor dem Cardinal, trat ihm ehrerbietig, aber fest entgegen, und antwortete auf die kurze Frage: ob er gekommen sei, zu widerrufen: „Augenblicklich, sobald man mich aus der heiligen Schrift widerlege.“ Der stolze Kirchenfürst, welcher es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihm die Punkte, deren Widerruf er verlange, vorzulegen, entgegnete, daß er ihn nicht um Disputirens willen hergerufen und entließ ihn mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun.“ Ein bescheidener Brief, den er, von seinen Freunden bewogen, am andern Tage an Cajetan schickte, blieb ohne Antwort. Luther setzte daher am 16. Oct., immer noch in der Meinung, der Papst sei besser als sein Gesandter, vor Notarius und Zeugen seine berühmte Appellation von dem „übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden“ (a papa male informato ad melius informandum) Papst auf, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschla-

gen wurde, und seine Freunde, welche erfahren hatten, daß der Cardinal den Auftrag habe, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Rom zu schaffen, ließen ihn bei der Nacht durch ein Pfortchen aus der Stadt, und durch einen sichern Begleiter zu Pferde nach Wittenberg bringen, wo er am 30. Oct. glücklich anlangte.

Nun verlangte der Cardinal, der Kurfürst solle Luther aus dem Lande jagen, worauf ihm die Antwort ward: „Erst müsse Luther eines Verbrechens überführt sein, ehe man ihn bestrafen könne.“ Weil darauf der Papst alle von Luther angefochtenen Lehren unterm 9. Nov. als Wahrheit bestätigte, so appellirte Luther am 28. Nov. an eine allgemeine Kirchenversammlung. — Wie Feinde, so hatte dieser sich jedoch auch Freunde erworben, der neue Hofprediger des Kurfürsten Spalatin (Burkhardus Spalt), der Bischof von Meissen und Würzburg ermunterten ihn, der gelehrte, aber furchtsame Erasmus von Rotterdam gestand, Luthers Vorgehen bestände darin, „daß er dem Papst an die Krone, den Mönchen an ihre fetten Bäume getastet habe“; der gelehrte Ritter Ulrich von Hutten, der mächtige Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg billigten seine Schritte. In Rom meinte man, daß es noch nicht an der Zeit sei, Gewalt zu gebrauchen und schickte deshalb einen zweiten Gesandten, den päpstlichen Kämmerer Herrn von Millig, einen gebornen Sachsen, welcher zugleich den Kurfürsten durch Ueberreichung einer geweihten, in heiliges Del getauchten und mit Moschus durchräuchernten Rose, wie seinem Hofprediger und seine Hofräthe durch besondere Handschreiben gewinnen sollte. Dieser, welcher in Leipzig dem Tegel wegen seiner Unverschämtheit drohende Vorwürfe gemacht hatte, so daß dieser einst so gefürchtete, nun aber auch von Volk und Studenten verfolgte Mann krank ward und bald darauf starb (Luther war edel genug, ihn brieflich zu trösten und zu ermuthigen), kam im Jan. 1519 bei einer Unterredung in Altenburg den dahin beschiedenen Luther mit Ruß und Umarmung (die Luther nachher „italienisch“ nannte) entgegen, lobte seinen Eifer für die Reinheit der Lehre, gestand, daß er ihn nicht mit 25,000 Soldaten nach Rom zu bringen sich getraue, vergoß einige Krokodillsthränen und vermahnte ihn dann, der Kirche den Frieden wieder zu geben. Diese sanfte, freundliche Weise bewirkte, daß Luther sich bestimmen ließ, einen ehrfurchtsvollen Brief an den Papst zu schreiben, worin er bekannte, daß er schweigen wolle, wenn seine Gegner schwiegen, daß er heftig gewesen, aber doch nur in der redlichen Absicht, „daß nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche, unsere Mutter, besleckt und das Volk durch den Ablass in Irthum verführt würde“; daß er in einer öffentlichen Schrift das Volk ermahnen wolle, „daß es lerne die römische Kirche mit

rechten Ernst zu ehren“ und auch seine Schärfe wolle er fahren lassen; nur widerrufen könne er ohne Widerlegung aus der heiligen Schrift nicht.“

Nochte der einfache, deutsch-gutmüthige Luther im Glauben an die Ehrlichkeit des Wunsches nach Frieden sich Anfangs täuschen lassen; er mußte bald aus der „Kralle den Löwen“ erkennen. Die Geistlichen in Meissen behaupteten öffentlich, es sei keine Sünde, den Erzkezer todtzuschlagen; der Papst verfuhr so hinterlistig, daß er Militiz den Auftrag gab, ihn auf irgend eine Weise nach Rom zu schaffen. Diese Tücke erregte vielleicht den ersten Zweifel an die Heiligkeit und Untrüglichkeit des untrüglichen Statthalters Christi in seiner Seele. In der Bibel fand er keine Spur derselben; er schlug die Quellen der Kirchengeschichte und die Kirchenväter nach, und fand, daß Petrus weder das Haupt der Apostel, noch Bischof in Rom gewesen, daß weder von dessen Untrüglichkeit, noch weniger von einem auf die Päpste vererbten Vorrang, Macht und Untrüglichkeit die Rede sei und schrieb am dritten Advents-Sonntage 1518 über diese Entdeckung an einen Freund: „Ich sende Euch meine Acta, welche schärfer herauskommen, als der Herr Legat (Militiz) erwartet hat. Aber meine Feder geht mit wichtigeren Dingen um. Ich weiß nicht, woher diese Gedanken kommen, meines Bedünkens hat diese Sache noch keinen Anfang, geschweige, daß die Römischen ein Ende hoffen können. Ich sende Euch meinen Einfall, daß Ihr sehet, ob ich recht geurtheilt, daß der rechte Antichrist nach Pauli Lehre in Rom herrsche. Ich getraue mir, zu beweisen; er sei noch ärger als der Türke zc.“

In Augsburg schon hatte Luther mit seinem heftigsten Gegner Eck, welcher die lutherische Partei zu einer öffentlichen Disputation über die Lehre von den Rechten des Papstes aufgefordert, eine Disputation zu Leipzig verabredet. „Vielleicht“, schreibt Luther (7. Febr. 1519), „wird das eine Gelegenheit sein, daß aus der Sache, womit wir bisher nur gespielt haben, Ernst wird und der römischen Tyrannie übel ausschlage. Ich lese jetzt mit Fleiß das päpstliche Recht auf die bevorstehende Disputation, und (daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage) ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sei oder sein Apostel, so gar erbärmlich wird von ihm in den Decreten Christus, das ist die Wahrheit, verderbet und gekreuzigt. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Geseze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wächst immer mehr der Grund für die heilige Schrift.“

Am 27. Juni = 13. Juli 1519 erschien Luther nebst dem besonders herausgeforderten Wittenbergischen Dr. Karlstadt, mit Melancthon, in Begleitung vieler Wittenberger Studenten auf der



Pleissenburg, welche Herzog Georg von Sachsen, ein Gegner Luthers, dazu eingeräumt hatte. Zwei Katheder, mit den Bildnissen des heiligen Georg und Martin geschmückt, auf den Teppichen, Notare führten Protokolle, weil der Herzog die Acten mit Rede- und Gegenrede einigen Universitäten zur Beurtheilung zuschicken wollte, die Sitz umher gedrängt voll Zuhörer. Nachdem die einleitenden Gesänge, Gebete und Reden vorüber waren, tritt zuerst Karlstadt mit dem ihm überlegenen Eck, in den folgenden Tagen trat Luther auf. Das Primat des Papstes vertheidigte Eck aus den Concilien-Schlüssen zc., welche Gründe Luther nicht anerkannte, sondern ihn aus der Bibel bestritt. Eck verwickelte sich in Ungereimtheiten und warf, als er nicht weiter konnte, Luthern hussitische Ansichten vor, worauf dieser muthig erwiederte, daß manche vom Concil verdammten Grundsätze Hussens \*) grundchristlich und evangelisch wären und auch ein Concil irren könnte, worüber der Herzog voll Zorn aufsprang und Eck mit „Heide und Böllner“ um sich warf. An den folgenden Tagen griff Luther die Lehre von der ausschließlichen Autorität der römischen Kirche in Glaubenssachen, das Fegeseuer und endlich das Primat des Papstes an und damit war er in eine entschiedenere Stellung gegen das Papstthum getreten. Beide Theile schrieben sich wie gewöhnlich den Sieg zu; aber Luthers Freimüthigkeit und Gelehrsamkeit hatte doch allgemeine Bewunderung erregt, fast alle Zuhörer neigten sich auf seine Seite und über die Hälfte der Leipziger Studenten zogen mit nach Wittenberg, während Eck wuthentbrannt nach Rom eilte, um die päpstliche Gewalt zur Unterdrückung seines Gegners aufzurufen und sich den Cardinalsstuhl zu verdienen. Luther setzte sein Forschen in der heiligen Schrift unbeirrt fort: jede neu gewonnene Ueberzeugung sprach er in einer neuen Schrift aus, forderte im Nov. 1519 wie Huz den Kelch beim Abendmahl zurück, stellte in dem Sermon vom Bann diese Kirchenstrafe als eine geistliche Tyrannei dar, schilderte das wucherische Verfahren Roms, gab Erklärungen der Psalmen, des Galaterbriefes und anderer Schriften heraus, in welchen er statt der äußerlichen Bußwerke und Gebräuche auf die so lange in den Hintergrund gestellte sittliche Umwandlung der Menschen von Innen heraus durch den christlichen Glauben und christliche Freiheit, d. h. der Freiheit von äußern Werken, denen er ohne den Glauben keinen sittlichen Werth zuschrieb. In der kühnen Schrift „an den Adel deutscher Nation“ und in einer andern „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ rügte er den schädlichen Ein-

\*) Der Sage nach hat Huz auf dem Scheiterhaufen ausgerufen: „Jetzt bratet ihr eine Gans (böhmisch: Huz) nach 100 Jahren wird ein Schwan kommen, den werdet ihr ungebraten lassen.“ Daher der Schwan auf Luthers Bildniß.

fluß des päpstlichen Hofes auf Deutschland, verwarf die Bettelmönche, die Seelenmesse, den heidnischen Heiligendienst, drang auf eine gründliche Verbesserung der Kirche in Deutschland. Sie sollte sich auf eine freiere, von Rom weniger abhängige Art gestalten, der Eid einer unbedingten Unterwerfung über die päpstlichen Verfügungen sollte nebst den Geldern für das Pallium der Bischöfe wegfallen, viele andere Abgaben an Rom sollten theils aufgehoben, theils zur Verbesserung von Kirchen und Schulen angewendet werden, der geistliche Stand in seine ursprüngliche Einfachheit zurückkehren und der weltlichen Obrigkeit wieder unterthan, in der Lehre aber der wahre Glauben wieder hergestellt, beim Gottesdienst die deutsche Sprache eingeführt werden. Seine Worte drangen wie ein zweischneidiges Schwert in die Seele, sein kühner Muth erregte Bewunderung, 4000 Exemplare jener Schrift wurden in zwei Monaten vergriffen, und täglich wuchs die Zahl seiner Anhänger. Es war der Grund zu einem neuen Glaubenssystem gelegt, nicht auf Menschenmeinungen, sondern auf die ursprüngliche, altchristliche Grundlage des ewigen Wortes Gottes erbaut. Triumphirend erschien jetzt Eck als Nuntius und Protonotar mit der päpstlichen Bannbulle, welche Luthern gebot, sich alles Predigens zu enthalten, binnen sechszig Tagen alle seine (41) Ketzereien zu widerrufen, innerhalb anderer 60 Tagen seinen Widerruf selbst nach Rom zu bringen, oder verhaftet und in Bann nach Rom ausgeliefert zu werden. Eck wie die römische Curie fanden sich aber sehr getäuscht. In Wien und Erfurt wurde die angeschlagene Verkündigung von den Studenten abgerissen, in Wittenberg durfte die Bulle gar nicht publizirt werden, in Leipzig mußte Eck, der sie selber dorthin brachte, vor den Studenten in einen Schornstein flüchten, und Kurfürst Friedrich der Weise blieb seinem Grundsatz treu, die Sache sich entwickeln zu lassen, „und lieber den Stab in die Hand zu nehmen und davon zu gehen, als mit Wissen wider Gott zu handeln.“ Luther blieb gefaßt, die steigende Gefahr steigerte seinen Muth und Sickingen, Schaumburg und andere Ritter boten ihm ihre Burgen an, wenn der Kurfürst ihn nicht mehr schützen könne. Noch einmal richtete er ein Schreiben an den Papst, worin er erklärt, daß er dem Hader feind sei, schildert Ecks Verfahren, zeigt, daß er stets mit schuldiger Ehrfurcht von der Person des Papstes geredet habe, trennt auch jetzt Amt und Person und beklagt treuherzig, daß derselbe wie Daniel in der Löwengrube sitze. Er bekennt, daß er den römischen Stuhl angetastet habe, von welchem der Papst selbst gestehen müsse, daß er schändlicher und ärger sei als Sodom und Gomorra; aber es habe ihm verdrossen, daß man unter seinem Namen und der römischen Kirche Schein das arme

Volk in der Welt betrüge und äffe und er habe geglaubt, bei dem Papste selbst keinen größern Dank zu verdienen, als wenn er ihm selbst zu Gemüthe führe, in welchem Hölletrachen er stecke. Er bedauert den armen Papst, daß er in so schändlicher Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen, versichert, es sei ihm nur leid gewesen, daß er zu solcher Zeit Papst sein müsse. Der römische Stuhl, fügt er hinzu, ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr denn Du in der Babylon regiert. Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig, ihm guten Rath zu erlauben, und giebt ihn dahin, daß er die Schmeichler fliehen möge, denn die wären seine ärgsten Feinde, „darum, heiligster Vater, wollest ja nicht hören Deine süßen Ohrenfinger, die sagen, du seist nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu fördern und zu gebieten habe, die da schwagen, Dir sei alle Gewalt gegeben die Schrift auszulegen, über Himmel und Fegefeuer, über Concilien und die gemeine Christenheit.“ Des Papstes Antwort auf diesen treuherzigen Brief war italienisch-schlau; er nennt Luthern seinen geliebten Sohn, lobt ihn wegen seiner Gelehrsamkeit, übergeht den eigentlichen Inhalt des Schreibens, sondern thut, als ob dieser sich bereit erklärt habe, „Alles zu widerrufen;“ er dankt Gott, der dessen Herz zu dieser vernünftigen Besinnung gelenkt habe, erbietet sich nun seinerseits Gnade für Recht ergehen zu lassen und ihm für diesmal sein unziemliches Beginnen väterlichst zu verzeihen. Luther bekam aber diese Antwort gar nicht zu Gesichte, wohl aber die Bannbulle. Da wurde ihm immer klarer, dieses Papstthum kann nicht Christenthum, dieser Papst nicht der Statthalter Christi sein; er appellirte am 17. Nov. 1520 feierlich an ein freies christliches Concilium und schrieb nun eine gewaltige „Schrift von den neuen Ertischen Bullen und Lügen“, „wider den Antichrist“ und auf des Kurfürsten Wunsch: „Grund und Ursach aller (der verkehrten 41) Artikel, so durch die römischen Bullen unrecht verdammt sind.“ Diese Schriften gingen von Stadt zu Stadt durch das ganze Reich und wurden begierig gekauft und gelesen. Weil aber diese und andere Schriften Luthers in Rom, in den königl. Erbländen, in Köln und Mainz (in Rom wurde er sogar den 12. Juni 1521 vor einer unzähligen Menge Zuschauer im Bilde verbrannt; in die allgemeine Keperverfluchung am grünen Donnerstage ist er ohnehin eingeschlossen) von den Priestern verbrannt worden waren, so that Luther einen entscheidenden Schritt; ihm sind die Schuppen vom Auge gefallen, er sieht im Papstthum bloß eine irdische Anstalt, das Hinderniß einer reinen Entwicklung des göttlichen Wortes; es wird ihm klar, daß eine durchgreifende Verbesserung der Kirche nicht sowohl

durch den Papst als mit Verwerfung des Papstes anfangen müsse. „Ich bin nun überzeugt, erklärt er, der Papst ist der Widerschrift und Rom die Hölle. Diese Ueberzeugung macht mich jetzt weit freimüthiger, denn jemals.“ Er ließ am 10. Dec. 1520 vor dem Klosterthore in Wittenberg ein Feuer anzünden und verbrannte in Gegenwart der akademischen Lehrer und Studenten die päpstliche Bannbulle, das canonische (päpstliche) Recht und einige Schriften seiner Gegner mit den Worten Josuas (G. 7. 25): „Weil du uns betrübest hast, so betrübe dich der Herr an diesem Tage.“ Damit sagte er sich gänzlich vom Papste los, weil es deutlich war, daß dieser von einer Kirchenverbesserung nichts wissen wollte und dieser Schritt, womit Luther die Brücke hinter sich abbrach, war nothwendig, wenn das Werk der Reformation wirklich fortgehen sollte.

Eine neue strengere Bannbulle erfolgte und zugleich erging eine Forderung an den neuen deutschen Kaiser Karl V., zugleich König von Spanien, den Bann an Luther vollziehen zu lassen.

Als König Maximilian I. (welcher 1495 zu Worms den Landfrieden auf ewige Zeit gesetzlich machte, deshalb ein beständiges Reichskammergericht einsetzte und dadurch eine neue Reichsverfassung), am 12. Juni 1519 gestorben war, befanden sich die deutschen Kurfürsten über die Wahl seines Nachfolgers in nicht geringer Verlegenheit. Drei Könige: Karl von Spanien, Heinrich von England und Franz von Frankreich, bewarben sich eifrig um die Krone, alle drei aber Herren fremder Länder. Jener war, Maximilians Enkel und Sohn Philipps und einer spanischen Prinzessin, von ihm jedoch lebhaft empfohlen; dieser ließ seinen Gesandten mit Geldsäcken an die Höfe der deutschen Fürsten ziehen; beiden stand die Furcht entgegen, daß sie ihre Königsmacht zum Nachtheil der deutschen Freiheit anwenden und das Reich in Abhängigkeit versetzen würden. Bei Karls entlegenen Staaten war dies freilich weniger zu fürchten, dagegen war zu besorgen, daß er zu oft abwesend sein werde; Franz war näher, aber auch gefährlicher, und das gesammte deutsche Volk empfand damals einen eben so gerechten als natürlichen Widerwillen gegen Alles, was französisch heißt. Die Kurfürsten faßten daher, in der Ueberzeugung, daß ein Kaiser aus deutschem Fürstenhause mit Hülfe der öffentlichen Meinung dem mächtigsten Könige überlegen sei, den würdigen Entschluß, die Kaiserkrone statt einem Ausländer, der immer nur mit halbem Sinn und halber Kraft für Deutschland sorgen mochte, dem Würdigsten in ihrer Mitte, dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, der ohnehin bis zur neuen Wahl das Reichsverweserampt führte, anzubieten. Dieser lehnte den Antrag dankend ab, weil das Reich bei der dringenden Türkengefahr einen mächtigen Regenten bedürfe, und lenkte

die Wahl auf Karl, der, von deutschem Stamme und Besitzer Oesterreichs, das meiste Interesse hatte, jenen wüthenden Feinden des christlichen Namens mit Nachdruck entgegen zu treten. Der am 18. Juni gewählte und am 23. October zu Aachen unter großer Pracht gekrönte Kaiser konnte aber die Dienste nicht verkennen, welche ihm Friedrich geleistet hatte und als mächtiger Reichsfürst ferner zu leisten vermochte; daher zeigte er sich milder als die römische Geistlichkeit, welche des Bannes Vollziehung verlangte und das aus Unkenntniß des deutschen Charakters, für leicht hielten, ja übermüthig meinten, „der Papst, der mit so vielen Kaisern und Königen fertig geworden, würde wohl auch einen elenden Grammatiker zur Raison bringen; der deutsche Kaiser sei gegen den Papst nur ein Lump (cerdo) und den Friedrich von Sachsen werde man auch schon zu finden wissen.“ Der Kurfürst nahm aber seinen frommen Unterthan in Schutz und stellte dem Kaiser vor, daß Luther ungehört verdammt sei \*) und verlangte, auf die Einladung des Kaisers, ihn zum Verhör auf den Reichstag nach Worms mitzubringen, freies Geleit und sichere Rückkehr, Gerechtigkeit und Schutz gegen äußere Gewalt. Dies ward trotz der Widerstrebung der päpstlichen Parthei, welche es für unerhört erklärte, daß der Kaiser einen vom Oberhaupte der Kirche bereits verurtheilten und verfluchten Ketzer noch verhören und zwar nicht vor einer Kirchenversammlung, sondern vor den deutschen Reichsständen verhören wolle, bewilligt. Dennoch hielten den Kaiser, welchen Luther in einem ehrerbietigen Schreiben die Bedrückungen vorgestellt, die das Reich und der Kaiser vom päpstlichen Stuhle erlitten und ihn zu einer durchgreifenden Reform der deutschen Kirche aufgefordert hatte, seine Jugendeindrücke, die Rücksicht auf seine strengkatholischen Erbländer, auf des Papstes Unterstützung, welche er wegen des gereizten französischen Königs bedurfte, von einer großartigen Auffassung der Zeitverhältnisse ab und hinderten ihn, wie Hutten wünschte, sich an die Spitze der geistigen Bewegung zu setzen und durch eine energische Umgestaltung der Staats- und Kirchenverhältnisse seiner Herrschaft eine dauerhafte Grundlage zu geben.

Luthers Freunde, voll Besorgniß, daß Hussens Schicksal ihn in Worms treffen möchte, warnten; aber er, mit dem Gedanken an den Märtyrertod vertraut, voll Muths und Gottvertrauens, gehoben durch die Aussicht, ein Zeugniß für die evangelische Wahrheit vor Kaiser und Reich ablegen zu können, erklärte: „Nach Worms bin

---

\*) Princeps Friedericus, interea dum Caesarem ad agendos Wormatiae conventus euntem, comitatur, effeceret, ut Caesar velle se Lutherum evocare diceret et coram audire (Sleidan III.).

ich berufen, nach Worms muß ich ziehen. Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen und Christum bekennen, und denselben walten lassen. Ist schon Fuß zu Asche verbrannt, so ist doch die Wahrheit nicht mitverbrannt worden.“ Spalatin, der von Worms aus ihn abrieth, in die Stadt zu kommen, ließ er antworten: „Und wenn zu Worms so viel Teufel wären, wie Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein und dem Behemoth ins Maul treten und sehen, wie schrecklich seine Zähne umherstehen, Christum bekennen und ihn walten lassen. Christus lebt noch, zu Trutz aller Pforten der Hölle und aller Fürsten in der Luft. Verseheth euch zu mir Alles; nur nicht dessen, daß ich widerrufen oder fliehen werde.“

Unter den Thränen der Einwohner Wittenbergs, welche ihn vergeblich zurück zu halten suchten, trat er in Begleitung des kaiserlichen Herolds und einiger Freunde am 2. Apr. 1521 seine Reise an, und auch die Drohungen seiner Feinde, welche sein Nichterscheinen unter solchen Verhältnissen wünschten und dafür gesorgt hatten, daß an den Thoren mancher Städte Bannbullen ihm in das Auge fielen, bewegten ihn nicht zur Umkehr. Tausende drängten sich aller Orten, um ihn zu sehen, und als er am 16. April in Worms einzog, war der Zulauf des Volks so ungeheuer, daß er kaum zum „deutschen Hause“ gelangen konnte, wo der Kurfürst sein Quartier hatte. Bis spät in die Nacht erhielt er Besuche vom Landgrafen Philipp von Hessen und vielen weltlichen und geistlichen Personen, die übrige Zeit brachte er mit Gebet zu.

Am andern Morgen erschien der Reichsmarschall Ulrich von Papenheim, und kündigte ihm an, daß er Nachmittags um 4 Uhr vor der Reichsversammlung erscheinen solle, führte ihn dann wegen des großen Gedränges auf Umwegen und durch Gärten zum Sitzungssaale. Im Vorzimmer trat der tapfere Ritter Georg von Frundsberg herzu, klopfte ihn auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehest jetzt einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht gegangen; bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre fort und sei getroßt, Gott wird Dich nicht verlassen.“

Es war eine der glänzendsten Reichsversammlungen, in welche Luther jetzt eintrat. Der junge Kaiser, in dessen Reichen „die Sonne nicht unterging“, saß im vollen Gefühle seiner Würde, im Purpurmantel gehüllt auf seinem goldenen Throne, rund um ihn sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, die Kurfürsten, gegen vierzig Herzöge und Markgrafen, eben so viele Grafen, dreißig Bischöfe und

Prälaten und viele Gesandte: das war ein Anblick, der den an seine einsame Zelle gewöhnten Mann (noch so blaß von einem schleichenden Fieber, das ihn selbst noch auf der Reise gequält hatte, daß Karl äußerte: „der sollte mich wahrlich nicht zu seinem Glauben bekehren“) wohl hätte in Verlegenheit setzen können: aber, wenn auch Anfangs nicht ohne Befangenheit, erwachte bald sein geistiger Muth, und seine Nerven wurden fest, daß ihn der glänzende Tumult nicht einschüchterte. Als ihn der kaiserliche Orator und Offizial des Kurfürsten von Trier, Dr. Johann Eck (nicht zu verwechseln mit Dr. J. Eck in Ingolstadt), seine Bücher und die Frage vorlegte, ob er sie für die seinigen anerkenne und widerrufen wolle, verlangte sein Rechtsbeistand Dr. Schurff die Vorlesung der Titel, und Luther bis zum andern Tage Bedenkzeit, nicht als ob er sich auf den Widerruf bedenken wollte (die Forderung mochte ihn indeß überrascht haben), sondern um zu überlegen, wie er die Verweigerung desselben am schicklichsten einkleiden könnte. Am folgenden Abend 6 Uhr beantwortete er die ihm vorgelegten Fragen erst in deutscher und dann, weil der Kaiser derselben nicht völlig mächtig war, in einer lateinischen Rede mit solcher Klarheit, Würde, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und männlich fester, starker Stimme, daß ihm allgemeine Bewunderung zu Theil wurde.

„Allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten, Herren, hob er an. Ich erscheine gehorsam auf dem Termine, der mir angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, „Eure Majestät und Gnaden wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören, und so ich aus Unverstand einem Jeglichen seinen gebührenden Titel nicht gebe oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädig zu gute halte, da ich nicht zu Hof gewesen, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir nicht anders zeigen kann, denn, daß ich in dem, was von mir bisher mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz' und Seligkeit, damit dieselbe rechtschaffen und rein unterrichtet werde, angesehen und gesucht habe.“

Seine Schriften sonderte er in drei Klassen ab: in Bücher der christlichen Lehre, diese zu widerrufen würde unerhört sein, da selbst die päpstliche Bulle viel Gutes darin anerkenne; in Schriften wider die Mißbräuche des römischen Stuhls: ein Widerruf derselben würde diesen Anlaß geben, Deutschland vollends zu unterdrücken\*); denn er

\*) Ich kämpfe nicht für mich — für Gott und Deutschland;  
Gott und mein Vaterland: ich kann's nicht schänden!  
Und schänden würd' ich's, wenn ich öffentlich  
Die Tyrannei durch Widerruf bestärke.

Werner: Luther oder die Weihe der Kraft.

habe die Sache nicht um persönlichen Interesses willen übernommen, sondern „um der deutschen Nation, meinem lieben Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht zu entziehen;“ endlich in Streitschriften: von diesen bekenne er, daß er sich hie und da wohl zu heftig ausgedrückt, ein Widerruf würde aber auch hier seinen Gegnern nur neuen Muth geben, die Wahrheit zu unterdrücken. Er wolle widerrufen, wosern man ihm aus der heiligen Schrift widerlege.

Man erinnerte ihn daran, daß der Kaiser der deutschen Sprache \*) nicht völlig mächtig sei, daher wiederholte er seine Rede lateinisch. Als der kaiserliche Offizial und Sprecher auf die päpstlichen, besonders auf die Infallibilität der Concilien sich bezog, berief sich Luther auf Christi Wort vor Kaiphas: „Habe ich übel geredet, so beweise es“, und erbot sich zu beweisen, daß ein Concil irren könne und geirrt habe. Jener erklärte, das sei eine gehörnte Antwort. „Wir wollen hier keine Disputation, sondern eine kurze Antwort, ob er widerrufen wolle, wo nicht, so werde das Reich wissen, wie es mit einem Kezer zu verfahren habe.“ Da erhob sich Luther, welcher wenigstens irgend eine Art von Widerlegung oder Belehrung erwartet hatte, statt dessen sich aber ohne Weiteres als Irrlehrer behandelt sah, in voller Energie seines Charakters, in heiliger Begeisterung und in vollem Bewußtsein seiner auf Gottes Wort und nicht von menschlicher Meinung und Willkür abhängenden Ueberzeugung und sprach: „Weil denn kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwiesen werden, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, Etwas wider das Gewissen zu thun. Denn ich glaube weder dem Papste noch dem Concilio allein nicht; weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst widerwärtig gewesen. Dem Papste und den Concilien glaube ich nicht, überführt bin ich nicht, widerrufen kann ich nicht. Hier steh' ich und kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Diese Worte wiederholte er trotz des Schweißes und der Ermattung von einer zweistündigen Rede sogleich lateinisch.

Es waren zwei der folgenreichsten und wichtigsten Stunden in der Weltgeschichte, die größten im Leben des Mannes, der einsam und allein an die Stützen einer tausendjährigen Macht rüttelte, den Kampf gegen den langen und schweren Arm der stolzen Kirche be-

\*) Karl verstand so wenig wie der Papst unsere Sprache noch unsere Gedanken und hatte (wie später Napoleon) vom Treiben deutschen Geistes keinen Begriff.



ginnt, dessen Heldenmuth und Gottvertrauen sein Schild, dessen Feuer der Rede wie die Gewalt seiner Gründe sein Schwert sind, dessen gläubige, begeisterte Vertheidigung der Wahrheit einen so tiefen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachte, daß selbst die spanischen und römischen Großen Anfangs stumm und ohne Bewegung blieben, da sie mit eigenen Ohren das Unerhörte gehört hatten; und selbst der Kaiser brach in die Worte aus: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muth.“ Friedrich der Weise war entzückt. „O wie gut, sagte er am Abend zu Spalatin, hat Dr. Martinus vor Kaiser und Reich gesprochen;“ Philipp von Hessen rief ihm zu: „Habt ihr recht, so wird euch Gott helfen.“ Herzog Erich von Braunschweig sandte ihm eine silberne Kanne mit Braunschweiger Bier, und hat noch in seiner Todesstunde die dankenden Worte Luthers wiederholt: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, so gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe!“ Auch Sickingen\*), Frundsberg und andere deutsche Ritter redeten kräftig für ihn. Daher drangen die Spanier und die Wälschen, welche dem jungen Kaiser eifrig zuredeten, das freie Geleit wie Kaiser Sigmund zu Kostniz dem Fuß und Hieronymus von Prag zu brechen, „denn einem Keger brauche man kein Wort zu halten und vom Eide entbinde der Papst;“ jedoch Karl antwortete: „Wenn nirgends in der Welt Treue zu finden wäre, so soll man sie bei dem deutschen Kaiser finden.“

Versuche wurden die folgenden Tage gemacht, Luthern zum Widerruf zu bewegen. Man machte ihm Vorstellungen wegen seiner Ansicht über die Concilien: er blieb dabei, daß Fuß mit Unrecht zu Kostniz verdammt worden; man schlug vor, den Kaiser und die Stände als Richter über seine Lehre anzuerkennen: er erwiderte, er wolle Menschen nicht über Gottes Wort richten lassen. Als der Kurfürst von Trier ihn endlich fragte, ob er nicht selbst ein Mittel angeben könne, um Alles wieder in Ordnung zu bringen, so war sein letztes Wort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich selbst zergehen; ist's aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können.“

\*) Sickingen, der fränkische Ritter von Schaumburg und Ulrich von Hutten boten schon 1520 Luthern Schutz an. Sie hatten eine durchgreifende Staats- und Kirchenveränderung im Auge; 1) in Deutschland das Papstthum abzuschaffen und nach Luthers Lehre eine deutsche Nationalkirche zu gründen; 2) die landesherrliche Macht einzuschränken und durch Erhöhung der kaiserlichen Gewalt die Reichseinheit wieder herzustellen; 3) das römische Recht zu entfernen, überhaupt die alten einfachen deutschen Sitten zurückzuführen; das Reichsoberhaupt wollte jedoch stolz mit einer „Mönchssache“ sich nicht befassen und sah in der Schirmvogtei der Kirche eine Auszeichnung.

Karls strenges Verfahren gegen die Reformation wurde durch seine strengen religiösen Ansichten, seine Milde aber durch seine Politik bestimmt. Den Protestanten in seinen Erblanden hatte er, z. B. den Niederländern, bereits seine Stränge blutig fühlen lassen; die deutschen Fürsten und Stämme mußte er bei ihrer größern Selbstständigkeit schonen, wie den päpstlichen Stuhl (dessen Machtbeschränkung ihm vielleicht sonst nicht unlieb war), denn er brauchte beide bei dem bevorstehenden Kriege gegen seinen Nebenbuhler in Italien, Franz von Frankreich, wie gegen die Türken; Spanien und Italien waren dem Papste blind ergeben; beide Länder mußte er berücksichtigen. Nicht weniger mochte ihn der Gedanke erfüllen, die Einheit in der Kirche und Deutschland zu erhalten, wie seine Würde als Kaiser und Schutzherr der Kirche; und in diesem Sinne gab er damals sich Mühe, den Streit zu schlichten und eine Verbesserung der Kirche zu veranlassen, um so mehr, da sein Lehrer, der rechtliche Hadrian, von 1522—24 auf dem päpstlichen Stuhle saß; aber sicher waren ihm die Grundsätze Luthers, namentlich die Ablängnung der unfehlbaren Autorität der Concilien, der Angriff auf die Sacramente und die Ansicht, daß es sich um Veränderung des alten, ewigen Glaubens handele, eben so unverständlich als widerwärtig und nur die Politik hielt ihn ab, in diesem Sinne zu handeln. Entschieden erklärte er daher auch den deutschen Fürsten, „daß er entschlossen sei, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Leben dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen weitem Fortgang habe, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die christlichen deutschen Kaiser, die katholischen Könige von Spanien, die Herzöge von Oesterreich und Burgund seien sämmtlich bis auf den letzten Augenblick der römischen Kirche treu geblieben, sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach dieser hätte er bis dahin gelebt und gedente auch darin zu sterben. Er wolle demnach Luther keineswegs mehr hören, ihn aber auch frei entlassen, und sodann gegen ihn als Keger verfahren.“

Am 8. Mai war zwischen Karl und dem Papste Leo ein Bund geschlossen, letzterer ganz auf die Seite des Kaisers getreten und beide versprachen, alle Kräfte anzustrengen, um die Franzosen aus Mailand und Genua zu vertreiben, „dieselben Feinde, dieselben Freunde, dasselbe Wollen und Nichtwollen zum Angriff und zur Vertheidigung“ zu haben, und wahrscheinlich waren Luthers und seines Werkes Opfer der Preis, welche der Papst für seinen Beistand verlangte, denn in einem besondern Artikel verspricht der Kaiser, „seine ganze Macht gegen die zu gebrauchen, welche vom katholischen Glauben abweichen

und den apostolischen Stuhl bößlich verlästern, sie zu verfolgen und alle Unbilde zu rächen, welche sie diesem zugefügt."

Der Kaiser und der päpstliche Legat in Worms, Aleander, jetzt ein Herz und eine Seele, schweigen einige Tage, manche Fürsten, z. B. Sachsen und Pfalz, reifen ab, die übrigen werden in den bischöflichen Pallast geladen, wo ihnen der Kaiser eröffnet, er habe in der lutherischen Sache ein Edikt abfassen lassen, auf den Grund des alten Beschlusses der Stände (der Legat hatte es abgefaßt), welchen sie mit Stimmenmehrheit angenommen. Dieses Edikt, so schroff und entschieden wie möglich, wurde also nicht den Ständen in ihrer Versammlung vorgelegt, nicht aufs neue berathen, sondern ihnen, nachdem man mit päpstlichen und kaiserlichen Breven eine günstige Stimmung hervorzubringen gesucht, unerwartet in der kaiserlichen Behausung mitgetheilt und ihre Billigung ohne die rechtlichen Formalitäten\*) durch eine Art Ueberraschung gewonnen. Und wie lautete das Edikt? „Luther habe nicht als ein Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, vielen Ketzern lange Zeit verborgen gebliebene, verdamnte Ketzerei in eine stinkende Pflüze gesammelt und selbst einige von neuem erdacht. Darum werde er als ein von der Kirche Gottes abgehauenes Glied, mit allen seinen Anhängern, Sönnern in die Acht und Aberacht erklärt. Darum soll vom 14. Mai an, Niemand diesen Luther haufen, hören, äßen (speisen) oder tränken, noch ihn heimlich oder öffentlich Hülfe, Anhang und Beistand beweisen, sondern denselbigen, wo man ihn finde, flugs fangen und einliefern, desgleichen seinen Freunden ein Gleiches thun und sie ihrer Habe berauben." Seine und seiner Freunde Schriften werden verboten und zum Feuer verdammt, und damit in Zukunft nicht ähnliche erscheinen, eine Censur für alle neuen Drucke angeordnet.

Aleander, jetzt am Ziele seiner Unterhandlungen (von den 101 Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl, denen Herzog Georg von Sachsen noch 12 eigene gegen den Ublafß beigelegt, nebst den Antrag auf eine allgemeine Reform der deutschen Kirche durch

---

\*) Diese Anmaßung äußerte der Papsst noch 1701 in einem Protest gegen Preußens König, weil sie nicht von ihm ertheilt worden (*ipsi regnaverunt et non me, principes extiterunt et non cognovi*); und noch jetzt werden am Gründonnerstag durch die päpstliche Bulle (*de coena domini*) alle Keger und besonders die Lutheraner excommunicirt und verdammt im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes (*excommunicamus et anathematisamus omnes haeticos, nec non damnatam, impiam et abominabilem Martini Lutheri haerosin serpentes, libroque ipsius Martini legentes etc.*

ein allgemeines Concil, welche gleich beim Anfange des Reichstages vorgelegt worden, scheint nicht weiter die Rede), besorgte schnell eine deutsche und lateinische Abschrift und läßt sie am andern Morgen (am Sonntage) von dem Kaiser noch in der Kirche unterschreiben; das Datum (den 26.) wird sogar auf den 8. Mai zurückgestellt, wo die Versammlung noch vollzählig gewesen. Die römische Geistlichkeit jubelte über dies Wormser Edikt, durch welches sich der Kaiser in gerader Opposition gegen die Reformation gestellt hatte; auch in Deutschland glaubten Viele, die Sache sei damit zu Ende; aber man freute sich zu früh der scheinbar gelungenen List und selbst der Spanier Baldez schrieb an Petrus Martyr: „Ich sehe hier nicht das Ende der Tragödie, sondern den Anfang, denn ich finde, daß die Gemüther der Deutschen sehr gegen den päpstlichen Stuhl aufgebracht sind.“ Und wirklich, während Luthers Schriften in Worms, als der Kaiser noch dort war, verbrannt wurden, bot man sie allenthalben in der Stadt öffentlich zum Verkauf aus. Hutten's Schriften und Hans Sachs' Gedichte, z. B. „die Wittenbergische Nachtigal, welche man jetzt höret überall“, verschafften Luthers Sache ebenfalls manche Freunde.

Luther, für dessen Leben durch Gift, Dolch und heimlichen Ver-rath\*) seine Freunde mit Recht zitterten, schien aber plötzlich verschwunden. Am 26. April war er von Worms abgereiset, hatte am 3. Mai in Möhra bei Verwandten übernachtet, war aber am folgenden Tage zwischen Eisenach und Waltershausen von einigen verummumten Rittern Hans von Berlepsch, Burkard von Altenstein scheinbar („Ich lasse mich einthun, schreibt er an den berühmten Maler Louis Kranach in Wittenberg, weiß selbst noch nicht wo; und wiewohl ich lieber den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rath nicht verachten“) mit Gewalt aus dem Wagen gerissen, während man die übrige

---

\*) So erwähnt Ruhlius: de Martyribus ecclesiae evangelicae commentatio, eines der ersten evangelischen Predigers in Dithmarschen Johann Griesbach, welcher in seiner Jugend von den Papisten verleitet worden, Luthern aus dem Wege zu räumen. Während er mit diesem Gedanken umgeht, kommt er in die Kirche und hört Luthers kräftige Predigt. Da ergreift ihn die Reue, er geht zu diesem und erzählt, was er vorgehabt und was ihn ungestimmt. Luther examinirt ihn, findet ihn nicht von Herzen böse, sondern nur irre geleitet, und — nimmt ihn zum Hausgenossen auf. Griesbach lernt ihn von Geist und Herz kennen, wird sein eifriger Schüler, wie „Elisa des Elias“. Dann wird er Prediger zu Welver im Gebiete der Stadt Soest, aber vertrieben, weil er das vom Kaiser 1548 vorgeschriebene Interim nicht anerkennen will, und kommt dann nach Dithmarschen als Diaconus zu Neuentkirchen und dann als Pastor zu Altenwöhrden. — Hier ist mehr als der gepriesene Edelmuth Lufkurgs gegen Alkander!

erschrockene Reisegesellschaft ziehen ließ, und durch Nebenwege im Walde nach dem festen Bergschloffe der alten berühmten Wartburg geführt, wo ihm ein Zimmer mit Büchern und Schreibmaterialien eingeräumt, ihm ritterliche Kleidung angelegt, als Staatsgefangener gehalten und Ritter Georg (Jörg) genannt wurde. Dieser Aufenthalt wurde für die Sache der Reformation nicht weniger heilbringend, als sein Erscheinen in Worms!

Hatte Luther im sittlichen Zorn über den Ablasshandel u. aus einem sittlich-religiösen Grundbestreben (Princip), vom Mittelpunkt aller Religion: der Herzens- und Gewissensstellung zu Gott, die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß nichts Aeußeres den Menschen in diese rechte Stellung zu Gott zu bringen vermöge, also zur Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und damit das Material-Princip des Protestantismus festgesetzt, und zugleich mit der ausschließlichen Gültigkeit des sühnenden Opfers Christi am Kreuze, das wir uns im Glauben zu unserer Rechtfertigung (Heil) anzueignen haben, die Fortsetzung dieses Opfers durch die Messe verworfen, so mußte es von selbst klar werden, daß jene Lehre in der Luft schweben oder in Mystik versinken würde, ohne die feste Grundlage des Bibelwortes und dessen höchster Autorität, als Quelle und Norm der religiösen Erkenntniß. Denn zum religiösen Gefühle, der innersten Herzens- und Gewissensangelegenheit mußte auch dem religiösen Wissen und Erkennen das rechte Licht aufgestellt werden, um von Menschenfäzungen, vom blinden Autoritätsglauben und Gewissenszwange die Menschheit frei zu machen. Und diesen Grundsatz sprach Luther in Worms aus, der noch jetzt das Palladium unserer Kirche ist: die Bibel als göttliche Offenbarung nicht die vorgebliche Tradition oder mündliche Ueberlieferung, nicht die Beschlüsse der Päpste oder Concilien, die dem Irrthum unterworfen sind, sondern das ewige Wort Gottes in der heiligen Schrift ist die einzig sichere Erkenntniß-Quelle der göttlichen Offenbarung, der Prüfstein und die Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, ihre Auslegung wissenschaftlich frei, d. h. an keine äußere Autorität gebunden und seit dieser Prüfstein gefunden, ist das Prinzip der freien (d. h. nicht zügellosen) Forschung in der heiligen Schrift, das: Prüfet Alles! die Lösung der protestantischen Kirche, und damit verwirft sie die Hierarchie, welche das Heil an ein sichtbar und äußerlich organisiertes Priesterthum knüpft, die Schrift als an die Auslegung der Kirche gebunden, nicht der freien Forschung der Gläubigen zugänglich aufsaßt, und will nicht durch Kirchenautorität, sondern durch Glaubensfreiheit (Selbstglaube), das allein durch Christum vermittelte Heil ergreifen lassen und dadurch die Menschheit zu einer sittlichen vollendeten Lebensgemeinschaft mit Gott (eine Gemeinschaft lebendig Gläubiger)

durch den Glauben an Jesum Christum, den Gottmenschen, zu erneuern. Mit diesen Grundsätzen beginnt ein neues Zeitalter in Deutschland, die Kette, womit seit Bonifacius die deutsche Kirche an Rom gefesselt war, ist zerhauen; es entsteht ein evangelisches Christenthum. Frei von dem Glaubenszwange, zu glauben, was die Kirche lehrt, und weil es die Kirche lehrt, geht die Forschung in der heiligen Schrift auf das, was wirkliches Christenthum ist, was Christus und die Apostel gelehrt haben, nicht Menschenmeinung, sondern das ewige Wort Gottes ist die oberste Richterin in Glaubenssachen; der menschliche Geist gelangt zu Denkfreiheit, indem die Vernunft zwar nicht als die Quelle, wohl aber als Organ des Glaubens betrachtet, zwar nicht das, was über die Vernunft nothwendig hinausgeht, wohl aber, was wider vernünftig ist, abgewiesen wird. „In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menschliche Geist sich so frei aussprechen können als in Deutschland; namentlich in Preußen herrschte eine gränzenlose Gedankenfreiheit“ und das hat auf Kunst und Wissenschaft, auf Staats- und Volksleben, auf Schule und Haus eine nicht zu verkennende Wirkung hervorgebracht. Aber auch auf die Reinheit der Sitten, auf strenge Ausübung der Pflicht hat der Protestantismus einen heilsamen Einfluß gewonnen, seit man nicht mehr durch äußere Religionsübungen, durch todte Werke und selbsterwählte Büßungen den Weg zum Himmel sucht, sondern Glauben und Liebe, Religion und Sittlichkeit als sich gegenseitig durchdringend, als gute Frucht des guten Baumes betrachtet. Dieses Formal-Prinzip oder die heilige Schrift ist die Norm aller Lehrentwicklung und Lehrdarstellung, der ursprüngliche Maßstab, woran aller Lehrinhalt der evangelischen Kirche geprüft und gemessen werden soll. — Sollte aber die Bibel ein Prüfstein des Glaubens, Richtschnur des Lebens und das Schwert des Geistes werden, um auf der einen Seite den Aberglauben, auf der andern den Unglauben kräftig abzuwehren und den rechten Glauben zu erhalten und durch freie Forschung zum Selbstglauben zu führen, so mußte sie dem Volke zugänglich werden. Das fühlte Luther wohl und deshalb benutzte er seine unfreiwillige Muße zu einem Werke, welches allein schon seinen Namen unsterblich gemacht hätte: er begann die deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments und setzte dadurch Jedermann in den Stand, seine Lehre aus und nach dem Worte des Herrn selbst zu würdigen und gewann dadurch der Reformation eine kräftige Stütze in der selbsteigenen Ueberzeugung seiner Zeitgenossen. Schon 1522 erschien es im Druck und 1534 die ganze heilige Schrift, sein berühmtestes Schriftwerk, welches bald in Tausenden von Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet, mit tausend Fackeln die Welt erleuchteten, mit tausend Stimmen die Men-

sehen auf den Weg evangelischer Wahrheit rufen und ihm selbst ein Schild werden sollte, an welchem alle feurigen Pfeile der Widersacher zersplitterten. Die Sprache in Luthers Bibel vereinigte die höchste Kraft mit der innigsten Gemüthlichkeit, den erhabensten Schwung mit der klarsten Einfachheit, die edelste Hoheit mit der zartesten Kindlichkeit, wie sie nur aus dem Geiste und Gemüthe eines Mannes sich entwickeln konnte, der mit tiefer Religiosität eine hohe dichterische Begabung, die tiefste Sprachkenntniß, den kindlichsten, reinen und demuthsvollen Sinn verband, so daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, ob die Kraft, Anmuth und Würde der Sprache oder den richtigen Geschmack, das feine Gefühl, die Gewandtheit, womit er den Ton jeder Gattung von der einfachsten Erzählung bis zu dem erhabensten Psalm auszudrücken weiß, oder die Leichtigkeit und den Wohlklang, welcher dem Ohre gefällt, und dem Gedächtniß zu Hülfe kommt. Nur ein Mann von außerordentlichen Gaben, Wissenschaften und Kräften, war solchem Werke gewachsen. Das muß selbst der Katholik anerkennen! Ja, Luther hat die neu hochdeutsche Sprache eigentlich erst geschaffen und begründet, sie (indem er aus allen deutschen Mundarten das Bedeutsamste und Wohlkautendste sammelte — und unsere Sprachforscher finden darin immer noch ein weites Feld —) zur allgemeinen Schriftsprache erhoben, dem Gedanken das Wort, dem Geiste einen Leib, der freien Bewegung des Geistes auch das rechte Mittel gegeben und dadurch um unser Volk, dessen Sprache in so viele Mundarten zu zerfallen drohete, als es politisch in Stämme und Gebiete zerstückelt ist, ein geistiges, dauerhaftes Band geschlungen: die gemeinsame Sprache, welche den spätern Aufschwung unserer Literatur ermöglichte, das Gefühl unserer Volksthümlichkeit in schweren Zeiten verwüstender Kriege und fremder Herrschaft aufrecht erhielt und, so weit die deutsche Zunge klingt, „Alle als ein Brudervolk sich kund thut.“ Luthers Uebersetzung ist bei keinem fremden Volke und durch keinen neuern Deutschen (welche, obgleich ihnen so viele Vorarbeiten zu Gebote standen, bloß in Einzelheiten berichtigen konnten) im Ganzen übertroffen; sie bleibt eine ewige Quelle der Verjüngung für unsere Sprache. Alle ihre Ausdrücke und Wendungen sind deutsch, jeder Schriftsteller darf sie noch immer gebrauchen, und das Volk, in dessen Händen sie ist, bedarf keiner besondern gelehrten Anleitung, um die Schriftsprache verstehen und sich in derselben ausdrücken zu lernen.

Aber Luther und seine gelehrten Freunde machten sich die Sache auch nicht leicht. Tage wurden oft auf einzelne Stellen verwendet (so brachte er mit Melancthon unter anderm vom Buche Hiob einmal in 4 Tagen kaum drei Zeilen fertig und bei der großen Uebearbeitung 1541 erschien Jeder zuvor auf das in Arbeit begrif-

fene Stück vorbereitet), um sie nicht allein wortgetreu nach dem hebräisch-griechischen Originaltext (und nicht nach der katholisch-lateinischen Vulgata), sondern auch so wieder zu geben, daß die eigne Art jedes biblischen Schriftstellers in dem Vortrage, der Darstellung und Ausführung möglichst unverwischt bleibe. Und dadurch gerade lieferte er ein Meisterwerk für alle Zeiten, vor welcher die gegnerische Uebersetzung des N. T. durch Emser und die Bibel (1537) durch Johann Eck nicht bestehen konnten.

Während Luther nun in „seinem Bathmos“ bei stiller geistiger Beschäftigung nicht allein das Palladium deutscher Einheit und deutscher Ehre begründete, seine treffliche Kirchenpostille oder Erklärung der Sonntags-Evangelien und Episteln und ein Büchlein von der Beichte dem Ritter Sickingen gewidmet, schrieb, gegen den neuen Ablaßkrämer des Erzbischofs von Mainz, der in Halle aufgetreten war, sein „Büchlein wider den neuen Abgott zu Halle“ herausgab, dadurch aber sich nicht weniger verrieth, als daß er unter Fremden zuerst nach Büchern griff und oft deshalb die Warnung hören mußte: „Hütet Euch, das thut kein Junker!“ während er zugleich bei geringer Bewegung und kräftiger Nahrung an Unterleibsbeschwerde litt und geistige Anfechtungen zu haben vermeinte, die er nach dem Geiste seiner Zeit dem Teufel zuschrieb: — waren in Wittenberg aus übelverstandendem reformatischen Eifer Unruhen ausgebrochen, welche Luthern eben so entrüsteten als betrübten. Sein Freund Karlstadt (Andreas Bodenstein aus Karlstadt) hatte sich von der Meinung anstecken lassen, die Sache ginge zu langsam, man müsse der Reformation durch etwas Revolution nachhelfen und den alten Sauerteig auf einmal austrotten, wogegen Luther auch die Formen geschont wissen wollte, bis sie sich selbst überlebt hätten —: die Heiligenbilder wurden aus der Kirche gerissen, die Beichtstühle und Altäre zertrümmert! Bei der Nachricht von diesem Unfug erscheint Luther ohne Wissen und Willen des Kurfürsten auf eigene Gefahr in Wittenberg (7. März 1522). Acht Tage lang predigte er gegen den kirchenschänderischen Eifer der „Schwarmeister,“ bis die Gemüther beruhigt sind, Karlstadt sein Unrecht fühlt und die Ordnung zurückkehrte. Doch ein paar Jahre später (1524—1525) brachen noch gefährlichere Unruhen los, welche den ganzen Adelstand mit Vernichtung droheten, der sogenannte Bauernkrieg, welcher in Schwaben, wo die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg das erste Beispiel gaben, anfang und sich fast auf einen großen Theil von

\*) Von dem vielbesprochenen und gezeigten Dintensfleck auf der Wartburg ist in Luthers Schriften gar nicht die Rede, wohl aber erzählt er, daß er von einem nächtlichen heftigen Gepolter auf der Treppe erwacht, aufgesprungen sei und ausgerufen habe: Bist du es, so sei es, sich dem Herrn Christo befohlen und — sich wieder zu Bette gelegt habe.



Deutschland ausdehnte. Der Bauernstand litt seit Jahrhunderten unter schweren Abgaben, übertriebenem Frohndienste, ungerechter Behandlung und schwerem Druck des Adels und der hohen Geistlichkeit, und schon vor Jahrzehnten und nicht erst damals hatte er sich durch Unruhen Luft zu machen gesucht. Luthers Lehre von der „christlichen Freiheit“ wurde jedoch von ihnen verkehrt verstanden, sie glaubten zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu sein und sammelten sich in Rotten, welche sich wie gewöhnlich gegenseitig noch mehr aufregten. Dem wilden Aufsaufe ein rechtliches Ansehen zu geben, hatte ein verständiger Mann unter ihnen zwölf Artikel über ihre Beschwerden und ihre Rechte aufgesetzt, sie im Lande verbreitet und auch Luthern zur Begutachtung zugesandt. „Zuerst,“ hieß es darin, „solle den Bauern erlaubt sein, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Beimischung menschlicher Satzungen predigen sollten; dann verlangten sie keine Zehnten zu geben als vom Korn, wollten nicht als Sklaven behandelt sein, da sie doch durch Christi Blut Alle zu freien Leuten geworden, zwar nicht ohne Obrigkeit leben, aber sie hätten sich doch über viele Dinge zu beschweren. Die Landesherren möchten daher nach Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen &c.“ — Luther, der den Fürsten und Herren nie zu schmeicheln gewohnt war, und ihnen oft vorgeworfen hatte, „daß ihr vornehmstes Studium praßen, spielen, jagen, die Unterthanen mit unnöthigen Schatzungen beschweren, schinden und schaben sei“ (Auslegung der ersten Bücher Moses &c.), der in seiner „Lectio wider die Rottengeister“ erklärt hatte: „daraus wachsen so viele Empörungen; ist auch zu sorgen: Gott werde uns einmal in einander mengen und einen Kuchen aus uns machen, daß wir im Blute schwimmen werden,“ Luther gestand, daß die Forderungen billig wären, ermahnte Fürsten und Adel zu milderer Behandlung, warnte aber die Bauern eben so eifrig vor gefährlicher Selbsthülfe. „Im äußerlichen weltlichen Leben,“ sagte er, „da soll die Ungleichheit bleiben, wie denn die Stände ungleich sind. Das will Gott also haben, der die Stände also angeordnet und gestiftet hat. Wer da wollte eine Gleichheit machen, daß der Knecht so viel gelten soll, als sein Herr, die Magd so viel Gewalt habe als die Frau, ein Bauer so viel als ein Fürst, der würde ein schlecht Regiment einführen.“ Luthers Benehmen war auch hier consequent und aus seiner innersten Ueberzeugung hervorgehend. Sickingen, Hutten und andere Ritter wünschten mit der Kirchengleich eine Staatsverbesserung, und als sie sahen, daß von Kaiser und Fürsten für beides nichts zu hoffen war, suchten sie den Adel und die Bürger aus ihrer bisherigen Zwietracht zu einer Ver-

einigung zu bringen. Die Städte hatten Geld, und mit diesem konnte ein Mann von Sickingens Ruf leicht ein Heer zusammen bringen. Weil Luther aber im Sinne des Christenthums die Welt nicht verbessern wollte, durch äußere Staatsformen, sondern durch innere Besserung, so wies er auf der einen Seite die Theilnahme an den Wünschen und Bestrebungen der Ritterschaft ab, und trat auf der andern Seite den Bauern entgegen, als sie ihre Forderungen mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollten, besonders als Münzers Schwärmerie sie hingerissen hatte. Daher erklärte er ihnen, die sich auf ihn beriefen und dadurch die Fürsten, ohne welche das Reformationswerk nicht Bestand gewinnen konnte, ihm abgeneigt machen mußten, daß er sie für Feinde zu halten genöthigt sei, „welche das Evangelium dämpfen und hindern wollen mehr denn Papsst und Kaiser bisher gethan.“

Aber die zu Heeren angewachsenen Haufen der Bauern, zu denen sich bald auch der Schwärmer Thomas Münzer in Mühlhausen gesellte (der da lehrte, „Luther bemäntle noch zu viel, in der Bibel stecken noch ganz andere Dinge, Gott habe den Gläubigen die ganze Erde geschenkt, im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich sein, keine Fürsten, kein Adels, keine Pfaffen, keine Reichen und keine Armen“), hörten ihn in ihrer Leidenschaft und ihrem Uebermuth nicht, und bereiteten dadurch ihrem Unternehmen Verderben. Ueber Schwaben und Franken, am Nieder- und Oberrhein, wie in Lothringen schlug die Flamme des Aufruhrs empor. Ueberall rauchten die Burgen, die Klöster und Priesterstühle; der rohe, wüthende Haufe schonte nicht Alter noch Geschlecht! Die Katholiken schoben die Schuld auf — Luther, und dieser, der ohnehin alles Auslehnen gegen die Obrigkeit verdammte, und eher Gewalt leiden als Gewalt üben wollte, rieth endlich selbst zum Ernste. Die Fürsten vereinigten nun ihre Heere und bald waren die Bauern auseinandergesprengt, aber leider! ein schreckliches Vergeltungsrecht geübt, daß ihrer Fünzigtausend in Gefechten und durch Hinrichtungen umkamen, und ihre gerechten Beschwerden, obgleich es die Klugheit und Menschlichkeit rieth, doch nicht aus freien Stücken abgestellt wurden.— Ungeachtet dieser rauhen Gewitterstürme, welche die junge Saat der aufkeimenden Reformation zu vernichten drohete, ging sie von Innen und Außen immer kräftiger auf. Um mehr Einheit und Erbauung in den Gottesdienst zu bringen, wurden die Messen abgeschafft, das Abendmahl in beiderlei Gestalten gereicht, der Gottesdienst von überflüssigen Ceremonien gereinigt, die Predigten in deutscher Sprache gehalten und deutsche Gesänge von Luther und Andern gedichtet zu einem Gesangbuche gesammelt. Die Augustiner Mönche in Wittenberg verließen ihr Kloster, auch Luther legte sein

Mönchsgewand ab und predigte am 20. Sonntag nach Trinitatis 1524 zuerst im Chorrock, wozu ihm der Kurfürst das Tuch geschenkt hatte. Mehrere der neuen Geistlichen verheiratheten sich, auch Luther, der schon längst das Eölibatsgesetz (wodurch Rom die Geistlichkeit von aller Verbindung mit dem Staate zu trennen und von sich allein abhängig zu machen gesucht hatte), als eine Zerstörung der göttlichen Ordnung und menschlichen Wohlfahrt, als eine Quelle gräueltvoller Unsitlichkeit der Geistlichkeit (welche durch das ganze Mittelalter beklagt wird, erklärte doch noch auf dem Concil von Trident der Herzog von Batern, daß sich unter funfzig Priestern kaum Einer finde, welcher nicht ein notorischer Uebertreter des sechsten Gebotes sei), angefochten hatte, entschloß sich rasch auf Zurathen seiner Freunde, durch sein eigenes Beispiel zu beweisen, daß man auch in diesem Falle die göttliche Anordnung der menschlichen vorziehen müsse, und ließ am 13. Juni 1525 seine Ehe mit Katharina von Bora, einer aus dem Kloster Nimptsch ausgetretenen und nach Wittenberg gekommenen Nonne, durch Bugenhagen einsegnen, und hat diesen Schritt, trotz des Spottes seiner Feinde, daß sich die Reformation mit einer Hochzeit endige, nicht bereut. „Ist mein Ehestand Gottes Werk,“ sagte er, „was Wunder, daß sich die Welt daran ärgert.“ Die Ehe wurde für ihn nicht allein eine Quelle häuslichen Glückes, eine Gelegenheit zur Uebung häuslicher Tugenden, sondern auch für tausend Andere, welche nicht mehr getrennt vom Vaterlande und einem Herrn in Wälschland angehörnd, Landes-Bürger geworden und Hausväter; sie hatte nicht bloß auf das Leben der Geistlichen, auf ihre Wirksamkeit in den Gemeinden die heilsamsten sittlichen Folgen, sondern förderte auch das Wohl der Staaten, wo die in stiller Einfachheit erzogenen Predigeröhne der Kern des Mittelstandes wurden, oft die einflussreichsten Aemter bekleideten oder in Kunst und Wissenschaften sich glänzend hervorthaten; die protest. niedere Geistlichkeit nicht mehr in den Fesseln einer despotischen Hierarchie, welche drückender war und ist als irgend eine weltliche Regierung, gelangte zu größrer Selbstständigkeit und regierte sich selbst durch Superintendenten, welche der Fürst, die Regierung aus ihrer Mitte erwählte; der Verfall der Klöster gab Tausende dem bürgerlichen Leben zurück und führte zum Steigen der Bevölkerung, so daß Mäßer

\*) Luthers Verlobungs- und Trauring mit dem Datum des 13. Juni 1525, den Buchstaben C. v. B. und M. L. D. und der Umschrift: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden“ soll noch im Besitz einer Leipziger Familie sein. Eine Abbildung befindet sich in Junkers Ehrengedächtniß und im Reform.-Almanach von Kayser. — Auf dem Bilde des Lucas Cranach in der Paulinerkirche zu Leipzig sollen die dem Kloster entgangenen und in Wittenberg verheiratheten jungen Mütter mit ihren Kindern porträirt sein.

berechnet, bis 1750 hätten 10—15 Millionen Menschen ihr Leben jenem Schritte Luthers zu danken; dazu kam, daß der grelle Unterschied zwischen Laien und Geistlichen, als Gott näher stehend, wegfiel: und so zeigte sich die Thätigkeit auf Erden und die Sorge für den Himmel in schöner Vereinigung.—Nach Außen hin verarbeiteten sich die Grundsätze der Reformation immer weiter, namentlich unter die germanischen Völker. Nicht allein Kursachsen, Philipp von Hessen, die Herzöge von Braunschweig, die Fürsten von Anhalt nahmen dieselben an und erklärten sich für ihre Beschützer, die Bürger in den Reichsstädten wandten sich ihnen mit Liebe zu, sondern Volk und Adel war auch in Oesterreich, Schwaben und Baiern eben so gut gestimmt für sie wie Sachsen. Drei Viertel des deutschen Volkes hing ihnen bereits an und bei unge störter Entwicklung wäre es ganz protestantisch und welsch' ein anderes Deutschland geworden, wenn nicht Fürsten und Pfaffen diese Keime unterdrückt hätten! Im Zeitraume weniger Jahre traten Dänemark, der Hochmeister von Preußen: Albrecht von Brandenburg, Schweden hinzu. In der Schweiz, in Frankreich, den Niederlanden und einigen Theilen des südlichen Deutschlands neigte man sich jedoch mehr dem reformirten Glaubensbekenntniß Zwingli's zu. Ulrich Zwingli, Pfarrer in Zürich, hatte zwei Jahre später, als Luther den Schweizer Ablasshändler Sampson und andere kirchliche Mißbräuche gleichfalls angegriffen, stimmte in seinen religiösen Grundsätzen mit Luther überein, und wich nur in der Abendmahlslehre von ihm ab; sein Freund und Gehülfe Decolampadius gerieth darüber mit Luther in einen Streit, an welchen Zwingli Antheil nahm.\*) Philipp von Hessen, der sie gerne vereinigen wollte, veranstaltete 1529 eine Unterredung zu Marburg, welche aber fruchtlos blieb, weil Luther behauptete, daß bei, mit und unter der Gestalt des Brotes und Weines der wahre Leib und das wahre Blut zur geistigen Vereinigung mit Christo genossen werden, Zwingli nur Zeichen desselben darin fand, und die Worte: das ist, für: das bedeutet, bezeichnet, nahm. Durch den Professor Calvin in Genf, der nach Zwingli's Tode in der Schlacht bei Cappel\*\*) gegen die katholischen Can-

\*) Dieser Streit trübte Luthers letzte Lebensjahre, und setzte ihn später manchem Tadel aus. Wollen wir auch seine Schärfe nicht rechtfertigen, so läßt sich doch auch seine Empfindlichkeit leicht erklären, daß die, welchen er erst die Bahn gebrochen, ihn über Glaubenssätze meistern wollten.

\*\*) Während Luther bloß religiöse Zwecke verfolgte und all sein Thun davon ausging und darauf hinführte, hatte Zwingli vom Anfang an zugleich positiv politische Zwecke vor Augen: eine Umgestaltung der Eidgenossenschaft so nämlich, daß die Leitung derselben, welche bisher die fünf katholischen Waldstädte in Händen gehabt auf die vollreicheren, mächtigen Bürgerstädte Zürich und Bern übergehe. Mit der Schlacht von Cappel scheiterten diese

tone 1531, das Werk fortsetzte, wurde die Trennung wegen seiner Lehre von der (vorherbestimmten) Gnadenwahl (Prädestination) der Menschen zur Seligkeit oder Unseligkeit noch stärker. In Frankreich wurden diese Reformirten (Hugenotten) schrecklich verfolgt, in den Niederlanden unterdrückte sie Karl V., besonders sein Sohn Philipp II. mit Gewalt, in Schottland wurden die Grundsätze der Reformation durch Johann Knox mit fanatischem Eifer verbreitet, in England hatte König Heinrich VIII. gegen Luther eine Schrift für die sieben Sacramente herausgegeben und vom Papst den Titel: Vertheidiger des Glaubens (defensor fidei), aber von Luther eine derbe Abweisung erhalten; später mit dem Papste veruneinigt, nahm er daher nicht die evangelische Lehre an, sondern erklärte sich zum ersten Bischofe der englischen Kirche, welche, weil sie Bischöfe zc. beibehielt, die bischöfliche genannt wurde. Luther setzte indeß seine Thätigkeit unermüdet fort, lehrend, predigend, schriftstellernd auf die Verbesserung des kirchlichen und sittlichen Lebens hinwirkend. In den Jahren 1527—29 unternahm er mit Melancthon unter andern eine Visitation der Kirchen und Schulen in Kursachsen und Meissen. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt reisend, suchten sie überall die Kirchen- und Schuleinrichtungen zu verbessern und in Uebereinstimmung zu bringen, zeigten Predigern und Schullehrern ein bessere Methode, ermahnten kräftig zur Erfüllung ihrer wichtigen Pflichten. Sie erschrafen über die gewaltige Unwissenheit, worin man das Volk bisher erhalten; es jammerte sie, wie die Anlagen der Menschen so ganz vernachlässigt worden und der Geist, welcher so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Schöpfer und Herrn etwas weiß.“ Und wie die Heerde so die Hirten! Mancher Dorfgeistliche konnte die einfachsten Begriffe nicht fassen, denn sein Gottesdienst bestand in Hersplappern unverständener Gebetsformeln, er lebte in thierischem Zustande, wie seine Bauern; manche hielten in der Hauptkirche lutherischen, in den Nebenkirchen katholischen Gottesdienst: gab es doch in der ganzen Schweiz damals nicht drei Geistliche, welche die Bibel gelesen hatten, fand sich doch in Wallis, als in einem Schreiben aus Zürich dieses Buches erwähnt worden, nur ein einziger Mann, welcher es und zwar vom — Hörensagen kannte.

---

Pläne und zwar aus Mangel (wie bei dem Schmalkald. Kriege) an Eintracht und Energie. Zürich wurde überrascht und hätte doch durch die Besetzung des Berges Albis Zeit zur Rüstung gewinnen können. Kaiser Ferdinand und die katholische Geistlichkeit jubelten über den Tod des großen Ketzers. „Es sei das Erste, was wieder einmal zu Gunsten des Glaubens und der Kirche geschehen.“ S. Rante S. 368. III.

Um diesem schreienden Uebel wenigstens einigermaßen abzuhelfen, brachte Luther die Hauptsätze der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten, den Lehrern ihr Werk zu erleichtern und verfaßte auch einen Auszug für die Kinder: das ist der „große und kleine Katechismus Lutheri, welche beide seit Jahrhunderten einen unzuberechnenden Nutzen hervorgebracht haben und noch hervorbringen.

Schon im Jahre 1524 richtete Luther eine ernste Ermahnung „an die Rathsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.“ „Ich bitte Euch, liebe Herren und Freunde, um Gottes und der armen Jugend willen, daß ihr wollt diese Sache nicht gering achten, wie Viele thun, welche nicht sehen, was der Fürst dieser Welt gedenkt, denn es ist eine ernste und große Sache, woran Christo und aller Welt viel liegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen: damit ist denn auch uns und Allen gerathen. Liebe Herren, muß man täglich so viel aufwenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme u. dgl. unzählige Dinge mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe, warum sollte man nicht viel mehr wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschiedten Mann oder zweien hielte zu Schulmeistern! Wenn man einen Gulden wider die Türken giebt, sollte man dann nicht hundert Gulden geben, ob man gleich nur einen Knaben dadurch könnte auferziehen, daß ein rechter Christenmann daraus würde. Auch sollte jeder Bürger billig sagen: wir wollen ja gern unsern lieben Kindern nicht den Bauch allein, sondern die Seele versorgen; hat er bisher so viel Geld an Ablass, Messen, Bettelmönchen, Wallfahrten zc. verlieren müssen, sollte er nicht Gott zu Dank und Ehre hinfort einen Theil desselben zu Schulen geben? Ist es nicht Gottes Gebot, den Kindern kund zu thun und zu lehren Kind und Kindeskind? Spricht nicht auch Mose: Frage Deinen Vater, der wird Dir's sagen, die Alten werden Dir's zeigen! Es giebt kein unvernünftig Thier, das seine Jungen nicht wartet, und lehrt, was ihnen gebührt. Die Aeltern sprichst Du, müssen es thun; aber wenn sie es nicht thun, wenn sie wie die Strauße es dabei lassen, daß sie die Eier von sich geworfen haben, sollen sie denn ungezogen aufwachsen, Andern Gift und Geschmeiß sein, Die ganze gemeine Stadt ein Sodom und Gomorra werden? Dazu sterben so viele Aeltern dahin und hinterlassen Waisen, und der Rath und die Obrigkeit thäten aber nicht redlich vor Gott und der Welt, wenn sie nicht der ganzen Stadt Gedeihen und Wohl, die ihnen anvertraut ist, mit allem Vermögen Tag und Nacht suchen wollten. Nun liegt aber einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, schöne Häuser,

viel Büchsen und Harnische zeige (ja, wo des viel ist und tolle Narren darüber kommen, so ist viel ärger und desto größerer Schaden), sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel fromme, gelehrte, vernünftige, ehrbare, wohlherzogene Bürger hat. Die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen zc. Eben so spricht er in der Predigt: daß man Kinder zur Schule halten soll. „Ich wollte, daß Keiner zu einem Prediger erwählet würde, er wäre denn zuvor Schulmeister gewesen. Jetzt wollen die jungen Gesellen von Stund an Prediger werden und fliehen der Schule Arbeit. Aber wenn einer hat Schule gehalten, ungefähr 10 Jahre, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen, denn die Arbeit ist zu groß. Es ist aber einer Stadt mehr an einem Schullehrer (Schulmann) gelegen, als an einem Pfarrherrn. Schulen kann man nicht entrathen.“ Vorzüglich ließ er durch Bugenhagen in Norddeutschland, wo die Reformation von Ostfriesland bis Schleswig-Holstein und Schlessen bereitwillige Aufnahme fand, in diesem Sinne wirken (s. unten), suchte die Fürsten zu bewegen, das Vermögen der Stifter für diesen Zweck zu verwenden. Sein Wort trug Frucht! Kurfürst Moriz stiftete Fürstenschulen von den Einkünften der aufgehobenen Klöster; Herzog Julius von Braunschweig erklärt, sich nicht das Geringste von demselben zugeeignet zu haben; Herzog Christoph von Württemberg befahl 1559 in allen Städten Gelehrten- und an allen Orten deutsche Schulen zu errichten, während Melancthon, dieser Praeceptor Germaniae, der treffliche Rektor Trospendorf, „zum Schulmann geboren wie Cäsar zum Feldherrn und Cicero zum Redner,“ und Jakob Sturm in Straßburg, das gelehrte Schulwesen eifrig förderten. Nach und nach erhoben sich neben den Universitäten und Gymnasien zur Pflege der Wissenschaften und Sprachen, denen er eifrig das Wort redete, hierauf zuerst in den Städten und dann auch auf den Dörfern Volksschulen, von welchen man vor ihm kaum eine Spur hat, später wurden auch Mädchenschulen errichtet, und alle protestantischen Länder sind darin den katholischen bei weitem voraus gekommen. Das Volk, dem er die Bibel in die Hand gab, sollte sie doch lesen können! So ist Luther auch der Gründer der Volksschulen. Welcher Segen für unser Volk, wenn diese Entwicklung auf naturgemäßem Wege fortgesetzt und nicht zur Spaltung desselben und Krieg benutzt worden wäre!— Wer hat dieses Unheil verschuldet? Die Katholiken zeigen auf Luther und die Reformation hin; und doch lag die Schuld völlig auf der entgegengesetzten Seite. Denn, daß die Kirche eine Reformation an Haupt und Gliedern bedurfte, daß das Christenthum von Menschen-Sagungen befreit, in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt werden

müße: das hatte sich allgemein fühlbar gemacht und selbst Papst Hadrian und der eifrige katholische Emser hatten es bekannt, wie die 101 Beschwerden, welche die Stände auf mehreren Reichstagen vorgelegt hatten. Bei den Abweichungen von den bisherigen kirchlichen Formen hatte man alle destructiven Elemente zu beseitigen gesucht, und sich selber bezwingend, jede gewaltsame Veränderung vermeidend, noch Alles von den Beschlüssen des Reiches erwartet, unter dessen Schutz man hoffte, zu einer den Bedürfnissen der Nation und den Forderungen des Evangeliums zugleich entsprechenden Umbildung der geistlichen Einrichtungen zu gelangen. Die Mehrheit auf den Reichs-Versammlungen wirkte auf diese Einheit hin, beide Reichsabschiede waren in diesem Sinne zu Stande gekommen und die Mehrheit hatte beschlossen, auf einer baldigen National-Versammlung die religiösen Angelegenheiten definitiv zu berathen; von allen Seiten kamen Zuschriften und Gutachten, welche sich im Sinne der evangelischen Entwicklung aussprachen. Zu welchen Resultaten hätte das führen müssen, wenn die Stände sich zu Speier gemäsigt und friedlich verglichen hätten, das Gute und Mangelhafte von einander zu sondern. Die religiöse Bewegung konnte nicht mehr erstickt, sondern nur noch geleitet werden, und dazu war die Reichsversammlung da. Wie wenn damals Friedrich der Weise oder ein mindermächtiger deutscher Fürst auf den Kaisersthron gesessen hätte?

Noch immer hatten indeß die Römischgesinnten die Hoffnung nicht aufgegeben, dem Wormser Edikt volle Geltung zu verschaffen, oder doch wenigstens die Befenner der neuen Lehre wieder in den Schoß der alten Kirche zurückzubringen; Gewaltmaßregeln verhinderten die fortwährenden Kriege des Kaisers mit Franzosen und Türken, ja selbst mit dem Papste Clemens VII., dem Nachfolger des bald verstorbenen Hadrian, einem ränkevollen Florentiner, der sich auf Seite der Franzosen gestellt hatte; als aber der König von Frankreich, Franz I., in der Schlacht bei Pavia (1525) und der Papst (1527) durch die Eroberung Roms gefangen geworden, suchte Karl, nachdem er sich im Frieden zu Cambray (1529) mit dem Papste ausgeföhnt hatte, und von ihm zum römischen Kaiser und König der Lombardei gekrönt worden war, in den kirchlichen Angelegenheiten weiter vorzuschreiten. Schon hatten Beide sich darüber verständigt, was gegen die Lutherischen zu thun sei, und der Papst hatte den schlauen Legaten Campeggi nach Deutschland geschickt; schon hatte man auf dem Reichstage in Nürnberg 1524 das Reichsregiment; welches gesetzlich während der Abwesenheit des Kaisers die Reichsgeschäfte unter dem Vorhise des Kurfürsten von Sachsen leitete, zu kürzen gemußt: die katholische Partei hatte wieder mehr Einfluß auf dem Reichstag ge-



wonnen, obgleich die Nation entschieden in kirchlichen Dingen, dem Papst und der Einheit des abendländischen Christenthums gegenüber, die volle Autonomie in Anspruch nahm. Schon hatte der päpstliche Stuhl sich auch andere Verbündete in Deutschland zu verschaffen gewünscht, und ihnen den fünften Theil der geistlichen Einkünfte in ihren Gebieten verheißend, „weil sie sich erboten haben, gegen die Feinde des rechten Glaubens die Waffen zu ergreifen, hatte dort die Klöster visitirt und auf der Universität Eßs, Ingolstadt, einige Veränderungen hervorgerufen „zur leichteren Ausrottung der Ketzerei;“ hatte dem Erzbischof von Salzburg einige Bisthümer zur Besetzung bewilligt, wie dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich ein Drittel aller geistlichen Einkünfte gegen die Türken (zwischen Oesterreich und Baiern bestand bereits eine Uebereinkunft wider die „lutherische Secte“), und der Kaiser hatte von Spanien aus am 27. Juli 1523 ein starkes Schreiben mit Beschwerden über die Nichtbeobachtung des Wormser Edicts erlassen. Schon veranstaltete Campeggi im Juni 1524 eine Zusammenkunft dieser seiner Freunde mit süddeutschen Bischöfen zu Regensburg (weil er auf der Reichsversammlung weniger durchzudringen fürchten mußte), um über die Ausrottung der ketzerischen Lehre und die Wiederherstellung der alten kirchlichen Ordnung sich zu berathen und beschließen, weil man sich des Einflusses der Reformation nicht völlig erwehren könne, einige Zugeständnisse durch Abschaffung einiger Festtage zu machen, die Verhältnisse der Geistlichkeit zu ihren Gemeinden durch eine geistlich-weltliche Kommission zu ordnen zc., dagegen den Gottesdienst ungeändert zu lassen, den Besuch der Universität Wittenberg wie Luthers Schriften in ihren Ländern zu verbieten, die Geistlichen an die lateinischen Kirchenväter (statt an die Bibel) zu verweisen.

Damit aber rissen diese Fürsten sich von der großen freien Entwicklung los, in welcher die deutsche Nation begriffen war, und setzten einseitige Maßregeln durch einen Sonderbund fest, über Angelegenheiten, in denen die Reichsversammlung im Sinne nationaler Einheit und ihrer Bedürfnisse nur allein berathen und Beschlüsse fassen durfte!—Den Worten folgten bald in den Ländern jener Fürsten thatsächliche Verfolgungen, während der Kurfürst von Sachsen noch das ganze Jahr 1524 in seinem Allerheiligentist die Messe aufrecht erhielt. Im folgenden Jahre kam zu Leipzig ein wirkliches Bündniß katholischer Fürsten, wozu auch Herzog Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig, der Erzbischof von Mainz und der Erzbischof von Straßburg gehörten, zu Stande, des Kaisers Beistand wurde aufgerufen gegen „die verdammte lutherische Lehre,“ von der bei ihrem unaufhaltsamen Fortgange nichts als Aufruhr und Krieg zu erwarten sei! — Da schlossen auch der Churfürst Johann der

Standhafte, welcher 1525 seinem Bruder Friedrich dem Weisen (dieser hatte der Reformation kein Hinderniß in den Weg gelegt, während sein Nachfolger sie ernstlich förderte) gefolgt war, der Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog von Braunschweig, Reckensburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, die Reichsstadt Ragdeburg 1526 einen Bund in Torgau zum gegenseitigen Schutze, wenn eben die Gegner das Wormser Edikt mit Gewalt in Ausführung bringen wollten. Dahin war es gekommen durch auswärtigen Einfluß! Das deutsche Reich hatte beschlossen, in der großen, alle Geister anregenden Angelegenheit mit gemeinschaftlicher Berathung zu handeln; dem Papst gelang es, leider! diesen Entschluß zu hindern und einen Theil der Fürsten zu einseitiger Verabredung und Bewaffnung für seine Absichten zu gewinnen und eine Spaltung hervorzurufen. Aber noch verfolgten die übrigen die einmal im Einklange mit den Reichsgesetzen eingeschlagene Bahn: sie hatten ihre Stütze in der Volksstimmung, jene in der Kraft des Bestehenden. Zwei Weltkräfte traten einander gegenüber!

Auf dem Reichstag zu Speier 1526 ging zwar der Entschluß der Stände und des mit dem französischen Kriege viel beschäftigten Kaisers noch dahin, „daß Jeder in Sachen der Religion sich so verhalten solle, wie er vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sich getraue; allein 1529 setzte die Mehrzahl der Stände, welche katholisch war, dort einen Beschluß durch, welche die weitere Verbreitung der lutherischen Lehre beschränkte: „Es solle bei dem Wormser Edikte bleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden, sich aller Neuerungen enthalten; keiner solle übrigens des Andern Unterthanen um des Glaubens willen in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen.“ Doch die evangelischen Stände ließen sich nicht einschüchtern, sondern erklärten sich am 19. April dagegen (protestirten, daher der Name: Protestanten). „Gottes Wort will ungebunden sein, dieses göttliche Wort in der Schrift, nicht aber jener sündige Bischof zu Rom, ist des christlichen Lebens und Lehrens einzige sichere Regel. Nicht jenes wälschen Bischofes, sondern jedes einzelnen Landesherrn heiligste Regentenspflicht und eigenste Sache ist es, über das Religionswesen in dem von Gottes Gnade ihm anvertrauten Lande zu wachen.“ Und damit sprachen sie zugleich den Grundsatz aus, welchen wir in unserer Zeit nicht verkennen oder unter den Scheffel stellen sollten, daß in religiösen und geistigen Dingen nicht die Stimmenzahl entscheiden dürfe, sondern das ewige Wort Gottes, daß überhaupt in geistigen Beziehungen die Stimmen nicht gezählt, sondern gewägt werden müssen! Sie appellirten sodann an die allgemeine freie Versammlung der Christenheit

oder auch an ein Zusammenkommen der deutschen Nation. Außer den Torgauer Bundesfürsten unterschrieben Georg von Brandenburg wie die vierzehn Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Roßnitz, Memmingen, Lindau, Rempfen, Reutlingen, Windsheim, Jony, Heilbronn, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen, die hier noch einmal als freie Reichsstadt auftritt; Cöln mit seiner Geistlichkeit im Streite und Frankfurt hatten Anfangs unterschrieben, zogen sich aber zurück. — Karl war mit diesem Ergebnisse so wenig wie der Papsf zufrieden. Er schrieb daher einen neuen Reichstag 1530 nach Augsburg aus mit der Erklärung, daß er auf demselben die Religionsangelegenheit in Ordnung bringen wolle. Die evangelischen Fürsten sahen es also für ein Concilium an, und der Kurfürst ließ die freitigen Glaubensartikel zusammenstellen, die falschen Beschuldigungen widerlegen. Die Grundlage bildeten 17 Artikel, welche von Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Justus Jonas entworfen und dem Kurfürsten zu Torgau (oder Schwabach) überreicht wurden, welche er dann von Melanchthon redigiren ließ. Die Abfassung geschah in deutscher und lateinischer Sprache „nicht mit Zittern und Zagen, aber mit der größten Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Umsicht,“ zur Zufriedenheit Luthers u. A. nach folgenden Grundsätzen: Melanchthon wollte dabei nicht seine Meinung und Ansichten allein geltend machen, sondern dem Rathe und Gutachten Anderer, besonders Luthers, folgen, die möglichste Milde und Schonung gegen Andersmeinende beobachten, ohne jedoch um ihres Beifalls halber der Wahrheit etwas zu vergebem, und sich dabei der möglichsten Kürze und Verständlichkeit befleißigen, und benutzte dazu die Zeit bis zur Ankunft des Kaisers. Kurfürst Johann war mit Spalatin, J. Jonas, Melanchthon und Luther schon im April abgereiset, hatte aber letzteren, der ohne kaiserliches Geleit und noch in Bann und Acht war, in dem nahen Koburg gelassen. Der Kaiser erschien in allem Glanze seiner Macht, seiner Würde und seiner Siege am 15. Juni und entbot sogleich alle Fürsten zur Theilnahme an dem Frohleichnamsfeste. Das war ein verhängliches Begehren; denn dies Fest des „heiligen Leibes“ Christi verherrlichte die katholische Abendmahlslehre von der Verwandlung des Brotes in den wahren Leib Christi, der in der Monstranz auf dem Altar bewahrt und bei dem Feste in Prozession herumgetragen wird; aber keiner der evangelischen Fürsten folgte, und Georg von Brandenburg erklärte, daß er sich lieber den Kopf abhauen lassen wolle, daß Karl ihm begütigend zurief: Nüt kop ab, lewer Fürst! — Am 25. Juni wurde auf Anordnung des Kaisers diese Augsburgische Confession oder Glaubensbekenntnißschrift, die Grundlage der evangelischen Kirche, von dem sächsischen Kanzler Beyer in deut-

ſcher und von dem Rath Bruch in lateiniſcher Sprache den Reichsſtänden vorgeleſen und beide Exemplare dem Kaiſer überreicht; jene bekam der Erzbischof von Mainz, dieſe nahm Karl mit nach Brüssel: beide Original-Exemplare ſind aber verſchwunden.

Dieſes Bekenntniß, das ſelbſt von den Gegnern als ein Meifterſtück anerkannt wurde, vom Kurfürſt Johann von Sachſen, Georg Markgraf von Brandenburg, Herzog Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Heſſen, Wolfgang Fürſt von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterſchrieben, machte großes Aufſehen und bewirkte das Geſtändniß mancher geiſtlichen und weltlichen Fürſten, ſie wären bisher über die Lehre Luthers anders berichtet worden, den Ausſpruch des Erzbischofs von Salzburg, die aufgeführten Mißbräuche wären gegründet, es ſei nur ärgerlich, daß die Kirche durch einen elenden Mönch reformirt werden ſolle, und ſelbſt der Kaiſer ſoll am nächſten Morgen verſprochen haben, in der Abendmahlſlehre, Prieſtereihe und Faſtenfreiheit nachzugeben, aber vom Legaten Campeggi wieder umgeſtimmt worden ſein. Die katholiſchen Stände und Geiſtlichen hielten es daher für nothwendig, eine Widerlegung (Confutation), beſonders durch J. Faber, ausarbeiten zu laſſen, welche aber der Kaiſer wegen ihrer Feſtigkeit ablehnte, und eine zweite am 3. Aug. vorleſen ließ, die aber ſo wenig haltbare Gründe enthielt, daß kein einziger Punkt aus der Bibel widerlegt, wohl aber viele Verläumdungen aufgeſtellt wurden. Man ſchien es ſelbſt zu fühlen, indem man ſogar den Proteſtanten eine Abſchrift zur Widerlegung verweigerte. Melanchthon verſuchte daher eine Prüfung nach dem, was er gehört und behalten hatte (die erſte Apologie der Augsburgiſchen Confefſion) in lateiniſcher Sprache und überſandte ſie am 22. September dem Kaiſer, der ſie nicht annahm. Als ihm ſpäter eine Abſchrift der katholiſchen Schrift zu Händen kam, änderte und vervollſtändigte er Manches, und das iſt die zweite Apologie, verdeckt von J. Jonas \*).

Dieſesmal lautete der Reichsabschied (19. Nov. 1530) höchſt despotiſch und völlig ungerecht: „Die Evangelischen ſollen wieder zur alten Kirche zurückkehren, die von ihnen beſtrittenen Lehren der ka-

---

\*) Die Münzeriſchen und widertäuferiſchen Unruhen, welche von den Niederlanden her in Münster 1534—36 ihren Höhepunkt erreichten, bewirkten in Sachſen und dann 1535 auf einer Zuſammenkunft der Prediger von Nürnberg, Bremen, Lübeck, Koſtock, Stralsund die Aufſtellung der Augsburgiſchen Confefſion und die Apologie als ſymboliſches Buch und den Beſchluß, Niemand zur Predigt zuzulaſſen, der ſich nicht darauf verpflichtete, wobei jedoch der Fall beachtet wurde, daß von ihnen aus dem „Worte Gottes“ etwas verbessert werden könne.

tholischen Kirche für gültig anerkennen, alle verheiratheten Priester verstoßen, die Kirchengüter den Katholiken zurückgeben, die Klöster wieder herstellen, und wer nicht in Allem, was die römische Kirche bisher festgesetzt, sich stracks gehorsam bezeugen werde: solle bestraft werden mit der Reichsacht, mit Gut, Leib und Leben.“ Dagegen versprach der Kaiser, bei dem Papst auf ein allgemeines Concilium zu dringen. Die Entrüstung der Evangelischen war allgemein, die Nothwehr unvermeidlich. „O, des schändlichen Reichstages“, rief Luther in der „Warnung an seine lieben Deutschen“, dessen nie gehalten und nie gehört ist und nimmermehr gehalten und gehört werden soll! solcher schändlichen Handlung halber, der allen Fürsten und dem ganzen Reiche ein ewiger Schandfleck sein und uns Deutschen vor Gott und der ganzen Welt schamroth machen muß. Was will hierzu der Türke sagen und sein ganzes Reich, wenn sie solche unerhörte Handlung von unserm Reiche hören werden? Was werden die Tartaren und Moscowiten dazu sagen? Wer will hinfort unter dem ganzen Himmel sich vor uns Deutschen fürchten oder der Redliche von uns halten, wenn sie hören, daß wir uns dem verfluchten Papst mit seinen Larven also lassen äffen, narren, zu Kindern, ja zu Klößen und Böcken machen; daß wir um ihr lästerlich, sodomitisch schändlich Lehren und Leben willen, so schändlich, ja über und über schändlich in öffentlichem Reichstage wider Recht und Wahrheit handeln? Es sollte billig einen jeglichen Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren und ein Deutscher heißen soll.“

Die alte innige Liebe gegen das Reichsoberhaupt, der sich so unbedachtsam und unverantwortlich in einer so schmählischen Entäußerung seiner Würde hingestellt hatte, wollte ihm fast schwinden. Als ihn die evangelischen Stände befragten, „was nun zu thun sei, da der Kaiser für die römischen Lügen und ausländischen Gewaltstreichs gegen die evangelische Wahrheit und des eigenen Vaterlandes gerechte Ansprüche, die Waffen zu zücken drohe?“ antwortete er, der den äußersten Abscheu vor der Einmischung weltlicher Macht in religiösen Angelegenheiten hatte; er, der wünschte, mit Leibes und Lebens Gefahr die Sache ganz allein über sich zu nehmen: „Zwar mag ich noch immer nicht fürchten, der sonst so gnädige Kaiser werde gegen seine evangelischen Deutschen das Schwert ziehen; sollte es aber dennoch geschehen, so muß ich freilich sagen, daß er dann als ein Knecht des Papstes und des Teufels handelt, und nicht als ein edler, rechter, deutscher Kaiser. Einem Knechte des Papstes, einem Mithelfer zum Verderbniß der guten und zum Schutze der schlechten Sache aber mag kein frommer und freier, deutscher Mann mit gutem Gewissen in so argem Werke Folge leisten; und hier gilt das Wort: „Man

soll Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Als jedoch der Kaiser von neuen Kriegen bedroht, sich von Neuem friedfertig bezeugte, rieth er eifrig zum Frieden, zur Nachgiebigkeit in solchen Stücken, welche nicht die Seele und Seligkeit betreffen, selbst wenn die Herausgabe der Kloster- und Stiftsgüter oder eine andere äußerliche Sache gefordert würde, „denn zeitlich Gut sei diesem Frieden nicht vorzuziehen.“ Zwar schlossen die evangelischen Stände 1531 ein Bündniß zu Schmalcalden (das 1535 als mehrere, auch Christian III. von Dänemark, beigetreten waren, auf zehn Jahre verlängert wurde; die Katholiken setzten die „heilige Liga“ entgegen), dahin, daß sie, wenn einer von ihnen der Religion wegen angegriffen würde, Alle für einen Mann stehen wollten; und dem neu erwählten König, dem Bruder des Kaisers versprachen sie Anerkennung und Gehorsam, so lange er nichts gegen die Religion verlange. Dies bewirkte jedoch, daß der Kaiser, als er der evangelischen Stände Hülfe wider die Türken ansprach und sie ihm dieselbe unter der Bedingung der Religionsfreiheit zusagten (und Luther, so sehr er sonst dem Kriege abhold war, hatte immer zum Kampfe gegen diese Erbfeinde der Christenheit und des Reiches in Schriften und Predigten ermuntert), nachgiebiger ward. Daß seine oft gepriesene Duldung nicht aus dem Herzen, sondern nur aus Politik kam, die es mit den deutschen Fürsten nicht verderben wollte, ergibt sich deutlich aus der Berechnung (Anfang 1545), nach welcher auf seinen Befehl bereits 50,000 Mann in den Niederlanden wegen der Religion durch Feuer und Schwert, durch Strang und Wasser hingerichtet worden. — Es kam zu Nürnberg 1532 ein Vergleich zu Stande, der sogenannte Nürnberger Religionsfriede, der aber eigentlich kein Friede war, sondern nur Duldung bis auf ein Concil oder einen Reichstag, also auf unbestimmte Zeit versprach und sich nur auf diejenigen bezog, welche bereits evangelisch waren, nicht auf Alle, welche sich noch künftig für diese Kirche erklären würden. Luther hatte den letzten Satz gut geheißen und den Kurfürsten, der bald darauf starb, dafür gestimmt, obgleich Landgraf Philipp meinte, diesen durchlöchernten Frieden könne kein dreifacher Doktor gut machen; ohne seine und der Fürsten Abneigung gegen einen Religionskrieg, würden diese auch wohl eine so schwankende Bestimmung nicht angenommen haben. Vergebens unterhandelten sie auch mit dem Papste wegen eines Concils. Paul III. schrieb zwar eins nach Modena und nicht nach Deutschland aus (1536), welches die Verbesserung der Kirchenzucht und Ausrottung der Ketzer bezwecken sollte, und auf welchem er den Vorsitz haben, d. h. Kläger und Richter in Einer Person sein wollte. Es war ihm aber gar kein Ernst mit der Sache! Der Kurfürst von Sachsen wollte es daher sogleich verwerfen; der Kurfürst

von Brandenburg stimmte ihn aber um; daher mußten Luther und die Wittenberger Theologen noch einmal diejenigen Artikel seiner Lehre aufsetzen, auf welchen man bestehen müsse, und die in der Augsburgerischen Confession übergangenen beifügen: das sind die Schmalkaldner Artikel 1537, welche von den dort versammelten Theologen unterschrieben wurden. Luther schickte sie an den Kurfürsten Johann Friedrich, der ihm ein noch treuerer Freund als die vorigen Fürsten waren, mit der Bitte, „er möge sie noch einmal gewissenhaft prüfen, ehe er sich zu ihrer Vertheidigung entschlosse: „Es möchte viel Leute geben, welche sagen, wir wollten, wie die Pfaffen, durch unser hartnäckiges Betragen Euch Fürsten und Herren mit Land und Leuten in Gefahr bringen; allein lieber wollte ich, wenn es anginge, die Sache allein auf mich nehmen, als sie von Fürsten vertheidigt haben, welche sie nicht aus voller Ueberzeugung zu den ihrigen gemacht. Der Kurfürst gab aber seine völlige Beistimmung mit den glaubensvollen Worten zu erkennen: „Die Gefahr, die ich dadurch mir, meinen Landen und Unterthanen zuziehen könnte, will ich Gott anheimstellen.“

Unter unaufhörlicher Arbeit, Kampf und Mühe war Luther alt geworden. Nicht allein körperliche Leiden quälten ihn, sondern auch mancher Verdruß mit Katholiken, Reformirten und unanständigen Anhängern; mit bitterm Mißfallen sah er der Menschen Thun und Treiben, die weltliche Richtung, die zunehmenden Feindseligkeiten, die 1544 wieder ausgebrochenen Sacramentsstreitigkeiten, welche durch zwei Religionsgespräche zu Worms und Regensburg eher vermehrt als vermindert worden. Noch schrieb er 1542 gegen das auf 1545 ausgeschriebene Concil zu Trient, welches die Protestanten nicht beschicken könnten, weil es den Zweck habe, sie förmlich für Keger zu erklären: das Alles verstimmt den verdienstvollen Mann, und wenn er auch sein Leid mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen trug und eifrig fortarbeitete, trotz seiner jahrelangen Kopfleiden, Schwindel und Unterleibsbeschwerden, so nahmen doch seine Kräfte immer mehr ab: er sehnte sich abzuschneiden. Doch nicht in Wittenberg sollte er sterben! Die beiden Grafen von Mansfeld hatten ihn gebeten, ihre Streitigkeiten zu schlichten. Obgleich unwohl, reisete er mitten in Winter, den 23. Jan. 1546, in Begleitung seines Freundes J. Jonas und seiner drei Söhne dahin ab. Nachdem er in Eisleben mehrere Mal gepredigt, ordinirt, das Abendmahl ertheilt und fast täglich in den langwierigen Streitigkeiten gearbeitet hat, fühlte er sich am 17. Febr. so unwohl, daß er nicht in die Sitzung gehen konnte. Die Grafen selbst hatten ihn darum ersucht. Dem besuchenden Jonas bemerkte er: „In Eisleben bin ich getauft, wie, wenn ich hier sterben sollte!“ Zum Abendessen ging er noch von seiner, jetzt noch

mit Bildnissen gezierten Stube, hinunter in die große Stube, sprach viel von Tod, Wiedersehen und ewiger Seligkeit, und betrachtete bestend den Sternenhimmel. Seine Brustschmerzen nahmen zu, er klagte über Beängstigungen und schlief, zu Bette gebracht, ein, nachdem er Jedem der Anwesenden die Hand gegeben und gesagt hatte: „Betet zu Gott für unser Evangelium, denn das Concilium zu Trident und der Papst zürnen hart mit ihm.“ Um Mitternacht erwachte er wieder und sagte seinen beiden Söhnen, Martin und Paul: „Sigt Ihr noch auf, wollet Ihr Euch nicht zu Bette legen?“ und zu dem mit wachenden Dr. Jonas: „Lieber Gott, wie ist mir doch so wehe, ich werde zu Eisleben bleiben.“ Dieser entgegnete: „Ihr habt einen guten Schweiß gethan, es wird besser mit Euch werden.“ — „Es ist ein kalter Todesschweiß“, war seine Antwort, „ich werde meinen Geist aufgeben.“ — Die Aerzte der Stadt, Graf Albrecht und seine Gemahlin eilten hülfreich herbei. Dann betete er: „Mein Vater, ich danke dir, daß du mir deinen Sohn Jesum Christum geoffenbarest hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt, den ich geliebt und gelobt hat. Ich bitte dich, Herr Jesus Christus, laß dir meine Seele befohlen sein.“ Als die Schmerzen heftiger wurden, rief er dreimal: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich errettet, du treuer Gott.“ Endlich: „Ich gehe dahin, aber wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Heiland, der vom Tode errettet.“ Dann ward er still. Die Gräfin reichte ihm stärkende Tropfen und rieb ihm die Schläfe mit Spiritus. Noch einmal öffnete er die Augen. Da rief ihm Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt, sterben?“ Mit deutlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja!“ wandte sich um und gab Morgens 2—3 Uhr am 18. Febr. 1546 im 63. Lebensjahre so sanft seinen Geist auf, daß die Umstehenden glaubten, er schlief. Noch in der Nacht brachte ein reitender Bote dem Kurfürsten die Todesbotschaft. Der Leichnam ward in einen zinnernen Sarg gelegt und am 19. Nachmittags in die Kirche getragen, wo Dr. Justus Jonas in Gegenwart der Gefolge von Grafen, Edelknechten und fast der ganzen Stadt eine ergreifende Predigt über 1 Theff. 4, 13. 18. hielt. Zehn Bürger brachten die Leiche, welche am 20., nachdem Coelius über Jes. 57. 1. (Über der Gerechte kommt um, und Niemand ist, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute werden weggerafft und Niemand achtet darauf. Denn die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihrer Kammer) geredet hatte, auf Befehl des Kurfürsten nach Wittenberg abgeführt wurde. Ueberall wurden die Glocken geläutet, überall schlossen sich



Männer, Weiber und Kinder wehklagend dem Zuge an; aus Halle gingen Magistrat, Geistlichkeit, Schule in Prozession ihm entgegen, und die Einwohner strömten in Massen herbei, daß der Leichenwagen nur mit Mühe zur Marktkirche gelangen konnte, wo der Sarg, von Bürgerwachen umgeben, die Nacht über blieb, während ein Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten genommen wurde, nach welchem das Bildniß verfertigt wurde, welches sich noch jetzt auf der dortigen Bibliothek befindet. Der Einzug in Wittenberg, der Schauplatz der ungeheuern Wirksamkeit dieses Mannes, am 22. Februar, war eben so feierlich als rührend. Die Vornehmsten wie die Geringsten, Edelleute und Bürger, Geistliche und Studenten, Weiber und Kinder, kurz die ganze Stadt, zeigten eine allgemeine tiefe Trauer, umgaben früh und erst den Wagen. Es war keine kalte Ceremonie, sondern eine allgemeine Landtrauer. Als Bugenhagen in der Leichenrede heftig weinend ausrief: „Wer ist jetzt unser Hort, unser Vater? Wir sind verlassen, verwaist!“ — brach die ganze Versammlung in einen Schrei des Schmerzes aus. Einige Magister senkten vor dem Altare der Schloßkirche die Leiche in das vom Kurfürsten angewiesene Grab, bezeichnet durch die einfache Inschrift: Hier ist der Leichnam Dr. M. Luthers begraben. Dreihundert Jahre später ließ der wahrhaft evangelisch gesinnte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zur Feier des Reformations-Jubiläums, 31. Oct. 1817, dem Andenken des verdienstvollen großen Mannes, in welchem Deutsche aller Zeiten und Confessionen einen ihrer ruhmwürdigsten Söhne erkennen, auf dem Marktplatze ein Denkmal setzen. Luther hinterließ seiner Wittwe und seinen vier Kindern (zwei waren ihm in die Ewigkeit vorgegangen) keine Reichthümer, deren hatte er nie begehrt, wohl aber den Segen seines verehrten Namens!

Als Schriftsteller-erregt Luther Bewunderung, so wohl durch die Menge als die Gediegenheit seiner Werke, welche in der Walschischen Ausgabe von 1740 vierundzwanzig Quartbände bilden; 1520 erschienen 133; 1522: 130, 1523: 183 Druckfachen unter seinem Namen. Nimmt man hinzu, daß er außerdem täglich Vorlesungen hielt, oft mehrmals am Tage predigte, daß er nicht selten Reisen machen mußte, daß er manchen Tag 40 Briefe, Gutachten, Bescheide zu schreiben hatte: so erscheint sein eiserner Fleiß und die treue Benützung seiner Zeit im vollen Glanze. Und alle diese Schriften beziehen sich auf die höchsten, heiligsten Gegenstände, sind bis auf die einfachsten Briefe eben so voll von erhabenen Gedanken, Geisteschwung, Gelehrsamkeit und Originalität, von überströmender gewaltiger Kraft der Rede, von tiefen eigenthümlich glänzenden Zügen, als von vollkommener Verständlichkeit und einer Einfachheit, bei welcher auch nicht eine

leise Spur von Ziererei oder Künstelei bemerkbar ist. „Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ihn beschäftigt haben“, sagt der Franzose Villers, „findet man doch beständig seine Art, seinen Ausdruck wieder. Noch jetzt findet man nicht leicht in Deutschland einen Menschen von einiger Bildung, der nicht augenblicklich Luthers Geist und Sprache erkennete, wäre es auch nur in der Anführung eines einfachen Spruches oder Verses.“ Und diese Schriften des kräftigen, frommen, gemüthlichen Mannes, welche von Wittenberg ausflogen, begeisterten das deutsche Volk so weit die deutsche Zunge klang; mit Entzücken hörten deutsche Ohren zum erstenmale die deutsche Sprache verständlich und wohlklingend reden, und das aussprechen, was dunkel in Geist und Herz geschlummert hatte, und neue Ideen fanden um so leichtern Eingang. Und wie durch seine prosaischen Schriften, so wirkte er nicht weniger bedeutend durch seine Lieder, die in Kampf, Noth und Gefahr, sammt ihrer Melodie, aus seinem Gemüthe entsprossen, voll sind von Glauben, Muth, Gottvertrauen und begeisternder Kraft, und weil er selbst die Musik liebte und sie dem Range nach gleich nach der Theologie stellte, so sind seine Gesänge eben so melodisch als kräftig. Wir erinnern nur an das berühmte: „Eine feste Burg ist unser Gott“\*), das der Fürst Leopold von Anhalt-Deßau „unsern lieben Herr Gott's Dragonermarsch“ nannte. Luther kann auch in dieser Beziehung der Schwan von Wittenberg heißen, denn er ist der Schöpfer des deutschen Kirchengesanges, welcher dem religiösen deutschen Gemüthe so angemessen erscheint, daß unsere Nation eine größere Menge guter und trefflicher Kirchenlieder besitzt, als alle europäischen Völker zusammen. Diese Lieder wurden der Reformation sehr förderlich, denn in vielen Städten begann sie damit, daß man die Geistlichen, wenn sie von Anbetung der Heiligen, dem Verdienste guter Werke u. dgl. zu reden begannen, mit dem Gesange: „Ach Gott vom Himmel“ zum Schweigen brachte. Auch manche lehrreiche Fabeln sind von ihm verfaßt. Als ächter und rechter Christ, in welchem kein Falsch war, zeigt sich Luther nicht allein in seinen Schriften und Liedern, sondern in seinen Thaten und Wirken, in Leiden und Dulden, sein ganzes Dasein ist von inniger Liebe zu Gott, von heiliger Ehrfurcht vor Christo und seiner Lehre durchdrungen. „Gott war seine Zuversicht, darum bangte er nicht;“ die Ueberzeugung, daß er nicht seine Ehre suchte, daß seine Lehre eben darum wahr und untrüglich sei, weil sie mit dem Gottes Worte übereinstimme, in dem Gedanken an Gott und im Gebete zu ihm,

\*) Nach Sleidan dichtete er es nicht auf seinem Wege nach Worms, sondern in Coburg, mit Beziehung auf Ps. 46: Firma nobis est arx et propugnaculum Deum.

fand und suchte er Stärkung, und das hielt ihn aufrecht bei der Durchführung eines Werkes, welches die Mächtigen der Erde nicht zu unternehmen wagten, das gab ihm Muth, den Nachstellungen seiner Feinde gegenüber und erfüllte ihn mit Gottergebenheit in seinem schweren Berufe, aus welchem er sich auch durch pestartige Seuchen nicht vertreiben ließ. Luthers Christenthum bestand also nicht in leeren Sätzen, in todten Worten, in müßigen Betrachtungen, sondern zeigte sich in seinem ganzen Leben; er war zugleich ein edler, praktischer Mensch. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, sondern auch Hände, er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit. Furchtlos und freimüthig sprach er seine Uebersetzung aus, wo es das Heil der Seele oder die Wohlfahrt des Betretenden galt. Und wie seine Feder die dreifache Krone des Papstes wackeln machte, so trat er Kaiser und Königen mit seinem „Es ist nicht recht“ entgegen, wenn sie hart gegen ihre Unterthanen verfahren; tabelte die Fürsten, als sie das Vermögen der eingezogenen Stifter und Klöster nicht für Kirchen und Schulen, sondern für weltliche Zwecke verwenden wollten, und schalt die Bauern, als sie durch Gewalt und Aufruhr ihr Recht suchten. Zwar war er nicht frei von menschlichen Schwächen und unsere Kirche macht ihn auch nicht zum Heiligen oder zum Engel; zwar riß ihn sein Temperament oft zu Leidenschaftlichkeit hin, seine heftigen Worte gegen den Papst, gegen König Heinrich von England, Herzog Georg von Sachsen, der seine Unterthanen sogar durch Eid und katholischen Beichtzettel den protestantischen Glauben abzwängen wollte, gegen Erasmus und Zwingli wollen wir nicht in jeder Hinsicht gut heißen, und er selbst gesteht es zu Worms und bereut sie oft in seinen spätern Schriften: — aber schwerlich wäre er ohne diese Temperamentsstimmung der Mann der That geworden. Mochten an Gelehrsamkeit Erasmus und Melancthon ihn in mehreren Stücken noch übertreffen; was hätte die Feinheit des Eines, die schüchterne Milde des Andern gefruchtet? Dieser Fehler Luthers nützte uns mehr als die Tugenden von tausend Andern; und lag die Derbheit seiner Sprache nicht in dem Geiste der Zeit? Ist nicht, was uns derb erscheint, oft eine ehrenwerthe Freimüthigkeit, die keine Furcht kennt, wo es die Wahrheit betrifft? Gegen Widersacher, welche Tortur und Scheiterhaufen anwandten, mit Sarkasmen zu streiten, war das ein verdammlisches Unrecht? Mit welchen Worten des Fluches mußte sich nicht Kaiser Heinrich IV. von Papst Gregor VII. belegen lassen! Nannte nicht Gregor IX. den Kaiser Ferdinand II. das apokalyptische Ungeheuer voll Gotteslästerung und betitelten sich nicht die Herzöge Johann Friedrich von Sachsen und Heinrich von Braunschweig „verstockte, gottlose, verma-

ledeierte, verfluchte Ehrenschwänder, Kirchenräuber und boshafte Barrabasse“ u. s. w., mußten sich Luther und seine Anhänger nicht die größten Schimpfreden von Et und andern katholischen Schriftstellern, und Luther selbst von König Heinrich VIII. den Titel: „Glied des Satans, gräulich' höllischer Wolf“ gefallen lassen? Zwar erscheint Luther in manchen Stellen seiner Schriften über Religionsansichten scharf absprechend, hartnäckig, unduldsam; aber konnte er, der erkannten und aus dem göttlichen Worte erkannten Wahrheit etwas vergebend und zeigen nicht hundert Stellen, mit welcher Bescheidenheit er über sich und seine Schriften spricht. „Ich für meine Person weiß nichts Gutes von mir zu sagen, viel weniger zu rühmen. Ist was guts in mir, so ist es ja nicht mein, sondern meines lieben Herrn Gottes und Heilandes Jesu Christi, des Gaben ich nicht läugnen soll, namentlich, daß ich die heilige Schrift (wiewohl wenig) viel besser verstehe denn der Papsst, sammt den Seinen, welche der heiligen Schrift Feinde sind.“

Luthers Leben ist voll von Zügen reiner Menschlichkeit. Er war aufrichtig und wahr, dienstfertig und gefällig, uneigennützig und mildthätig, wie selten ein Reicher, und schützte freilich, während er allwegs die Noth seiner Nächsten zu lindern suchte, seine eigene Familie allzuwenig vor einer sorgenvollen Zukunft. Als ihn indeß einer seiner Freunde erinnerte, er möge doch zum Besten seiner Familie ein kleines Vermögen sammeln, gab er zur Antwort: „Das werde ich nicht thun; denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Gold.“ Nothleidenden gab er daher, so lange er noch etwas hatte. Einst kam ein Mann, der sich in Geldnoth befand, auf Luthers Studirzimmer, und bat um eine Unterstützung. Luthern gebrach es aber damals — wie es wohl öfters treffen mochte — gleichfalls an Geld; und da er doch gern helfen wollte, besann er sich, holte das Bathengeld seines jüngstgeborenen Kindes und gab's dem Bittenden. Seine Frau, Katharina von Bora, welche davon nichts wußte, merkte doch bald die Leere der Sparbüchse und schien etwas ungehalten über die unbedachte Großmuth ihres Mannes. Luther aber entgegnete ihr: „Laß es gut sein! Gott ist reich, er wird Anderes bescheeren.“ Ein andermal kam ein armer Student, welcher nach Vollendung seiner Studien Wittenberg verlassen wollte und bat Luther um ein Reisegeld. Da aber dieser selbst ohne Geld war und auch vergebens bei seiner Frau danach fragte, so war die Verlegenheit des Gebetenen, der nicht zu helfen wußte, fast noch größer, als die des Bittenden. Plötzlich fiel Luthers umhersuchender Blick auf den schönen vergoldeten Becher von Silber, welchen er vor Kurzem vom Kurfürsten zum Geschenk erhalten hatte, lief herzu, faßte das

Kleinod und reichte es dem Studiosen. Dieser war darüber bestürzt, wollte nicht zugreifen, und Katharina schien durch den Entschluß ihres Mannes nicht eben angenehm überrascht. Da das Luther sah, machte er den Ueberraschungen schnell ein Ende, drückte den Becher mit Kraft zusammen, und sprach: „Ich brauche keinen silbernen Becher! Da nimm ihn, trag' ihn zum Goldschmied, und was Du dafür lösest, behalte.“ Da er nun auch für seine Vorlesungen und Schriften kein Geld nahm, so hätte er ohne fremde Unterstützung nicht leben können; dennoch ersuchte er den Kurfürsten, „ihn nicht so oft und so reich zu beschenken und zu warten, bis er um etwas bitten würde.“

Luther war ein ächt deutscher Mann: In seiner Kraft und Derbheit, in seiner Freimüthigkeit und Biederkeit, in seiner Frömmigkeit und Gemüthlichkeit, in seiner Festigkeit und Weichheit zeigt sich Luther auch als der Typus des deutschen Charakters. Des Vaterlandes Feinde waren daher auch die seinigen: darum sprach und schrieb er gegen den Papst, der auf die geistigen und äußeren Zustände des Volks verberblich eingewirkt hatte, gegen die Türken und ermahnte die Fürsten zum Beistande des Kaisers, obgleich dessen Verlegenheit ihrer Sache vortheilhaft sein konnte; gegen die Juden, von denen er, wie 1817 der Prof. Fries, „eine Gefährdung des Wohlstandes und der Sittlichkeit der deutschen Nation“ fürchtete; gegen den Gebrauch der Waffen in Religionsfachen und den drohenden Bürgerkrieg. Eben so wenig ließ er sich durch Sickingen in den Bürgerkrieg des Adels gegen die Fürsten ziehen.

Er war ein treuer, gemüthlicher Freund. Mit welcher Anerkennung spricht er nicht von Melanchthons Gelehrsamkeit. „Komm' ich nicht wieder, sagte er bei seiner Abreise nach Worms, morden mich meine Feinde, wie es leicht geschehen kann, so beschwöre ich Dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Du kannst es noch besser machen, als ich, darum ist nicht viel Schaden um mich; bleibst Du doch da. An Dir hat der Herr noch einen gelehrtern Streiter.“ Wie freute er sich über dessen berühmtes Werk: die *locos communes*, welche er heimlich drucken läßt und mit den Worten überschickt: „Te ipsum ad Te mitto. Die schicke ich Dir selbst!“ Wie rühmt er nicht die Wirksamkeit Bugenhagens, Jonas und Anderer und wie hingen diese Freunde an ihn bis an den Tod?

Nach den Mühen des Tages, den Kämpfen und Sorgen um sein Werk, sehen wir Luthern im häuslichen Kreise als einen Freund heiterer Gesellschaft voll sprudelnden Wihes in „seinen Tischreden;“ dennoch konnte er bei eigener Mäßigung in den Genüssen seinen berühmten, viel besprochenen Wahlspruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und

Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang“ vollkommen rechtfertigen. Wurde in seinem Hause das Mittagsmahl mit sinnreichen Reden gewürzt, so verschönte den Abend meist Musik und Gesang. Wer am Abend an diesem Hause vorüberging, der konnte es deutlich und mit andächtiger Freude hören, daß darinnen gute Menschen wohnten. Luther begleitete den Gesang mit Flötenspiel oder mit der Laute. „Musica,“ pflegte er zu sagen, „ist das beste Balsam einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zu Frieden erquicket und erfrischt wird; sie verjaget den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul siehet. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine und geschickte Leute.“ Natürlicherweise verlangte er keine Virtuosität auf Kosten anderer richtiger Bildungsmittel, sondern Musik und Gesang für den Hausgebrauch! — Hatte seine Hausgenossen mit ihm sich an Musik erholt (er selbst pflegte auch Drechsler- und Gartenarbeit vorzunehmen), so las er auch wohl seiner Rätthe einzelne Briefe vor und freute sich über ihr gesundes Urtheil; auch hielt er seiner Familie und Diensthoten Bibelklärungen. Er war aber auch ein eben so liebherziger, als verständiger Vater seiner Kinder. Wie kindlich schreibt er von Coburg 1530 an sein vierjähriges Söhnlein, wie er sich freue, daß er so fleißig sei und er ihm daher vom Jahrmartt etwas mitbringen werde. Einst brachte ihm die Muhme eins derselben auf dem Arme entgegen, er segnete es und sprach: „Gehe hin und sei fromm; Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott, der dich nicht verlassen wird, wenn du nur fromm bist: da helfe dir Gott zu, Amen.“ — Seine große Bärtlichkeit gegen seine Kinder hinderte ihn jedoch nicht, sie in guter Zucht zu halten. Als sein zwölfjähriger Sohn sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, ließ er ihn drei Tage lang nicht vor sich und nahm ihn nicht eher wieder zu Gnaden auf, bis er ihm schrieb, sich demüthigte und Abbitte that. Als bei dieser Gelegenheit die Mutter, Dr. Jonas und Dr. Teutleben für ihn baten, sprach Luther: „Ich wollt' lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben.“

Im Jahre 1542 erkrankte seine geliebte, vierzehnjährige Tochter Magdalena, ein anmuthiges Jungfräulein von trefflichem Gemüthe und hellen Geistesgaben. Die Krankheit ließ sehr schlimm an und Luther wich kaum von der Kranken. „Ich habe sie sehr lieb,“ seufzte er, „aber, lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen.“ Darauf wandte er sich zu der Kranken: „Magdalene, mein Töchterlein, du bleibest gern hier bei deinem Vater, und zeuchst auch gern zu seinem Vater?“ — Die Tochter erwiederte: „Ja, lieber Vater, wie Gott will.“ Da sagte Luther: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch

ist schwach.“ — Da nun Luthers Frau sehr traurig war, weinete und jammerte laut, sprach er zu ihr: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hin kommt; ihr wird ja wohl!“ — Als nun Magdalenschen in den letzten Zügen lag, und sterben wollte, fiel der Vater vor dem Bette auf seine Knie und weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie (20. September) und entschlief in ihres Vaters Händen; denn die Mutter war auch wohl in derselben Kammer, aber weiter vom Bette abseits, um ihrer großen Traurigkeit willen, und weil sie wie Hagar, ihres Kindes Sterben nicht sehen wollte. — Als die Leiche in den Sarg gelegt werden sollte, und derselbe zu kurz gefunden wurde, sprach Luther: „Das Bette ist ihr zu klein, weil sie nun gestorben ist: ein Wesen, wovon das Irdische ausgewirkt hat, bedarf auch für seine Ueberreste keines größeren Raumes.“ Und da sie nun im Sarge ruhete, sprach er: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehen, und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geiste, aber nach dem Fleische bin ich sehr traurig. Das Fleisch will nicht heran, das Scheiden ergreift Einen über die Maassen sehr. Wunderlich ist's, wissen, daß sie gewiß in Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein.“ Und da das Volk kam, die Leiche bestatten zu helfen, und den Doktor nach gemeinem Gebrauch und Gewohnheit anredeten und sprachen: „Es wär' ihnen sein Betrübnis leid,“ — sprach er: „Es soll Euch lieb sein; ich hab' einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod! einen solchen Tod wollt' ich auf diese Stunde annehmen.“ — Auch den Seinen ging der Tod dieses Kindes sehr nahe; seinem Sohne Johann, welchen er auf der Kranken Wunsch von der Schule in Torgau hatte holen lassen, schrieb er den 27. Dec.: „Sieh zu, daß Du Deine Thränen männlich zurückhältst,“ und die Lehrer bittet er: „Gebietet meinem Sohne, daß er diese Weichmüthigkeit ablege und sich gegen Unfälle abhärten soll.“ —

Der Mann, welcher sich um Christenthum und Kirche, um Geistes- und Gewissensfreiheit, um Menschheit und Vaterland, um Sprache und Kinderzucht so hohe Verdienste erwarb, der Mann, der solchen Geist in seinem Kopf, ein solches Herz in seinem Busen, ein solches Gemüth in seiner Brust trug, der wird ewig in dankbarem Andenken der Nachwelt bleiben.

— „Deß' Name spottet der Vergänglichkeit“  
 Wo noch ein Deutscher ist, ein Christ auf Erden,  
 Der frei und fromm zu sein, sich freut; —  
 Denn einen freiern, edlern Mann,  
 Als Luther war, der edle Mann,  
 Hat keine Nation gezeugt!

## 2) Johann Bugenhagen.

Ordner der norddeutschen evangelischen Kirche.

Ein edler Held ist, der für's Vaterland,  
 Ein edlerer, der für des Landes Wohl,  
 Der edelste, der für die Menschheit kämpft!  
 Ein Hoherpriester trägt er ihr Geschick  
 In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild,  
 Auf seiner Brust.

Herder.

Luthers Grundsatz, daß die Wahrheit der christlichen Religionslehre nach den Aussprüchen der heiligen Schrift und nur nach ihnen, nicht nach Herkommen, Ueberlieferung, menschlicher Autorität geprüft werden müsse, gab nicht allein den Dogmen vom Glauben, von den guten Werken, der Rechtfertigung, den Sakramenten, der Kirche und der kirchlichen Gewalt eine ganz andere Gestalt, sondern machte auch Veränderungen in den kirchlichen und gottesdienstlichen Handlungen, in der Form und Ordnung des Kirchenregiments zc. diesen Grundsätzen gemäß, nothwendig, und jemehr die Reformation sich ausbreitete, desto dringender wurde das Bedürfniß nach einer festen Ordnung in den kirchlichen Einrichtungen. Es war daher eine glückliche Fügung der Vorsehung, daß Luther bei dem Beginne seines schwierigen Werkes zwei geistesverwandte Männer in seiner unmittelbaren Umgebung hatte, von denen der Eine, Melancthon, durch die Klarheit, Feinheit und Tiefe seiner Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse, der Andere bei umfassendem Wissen zugleich durch seine praktische Tüchtigkeit, sein konstituierendes und administratives Talent, durch gesundes Urtheil und große Rednergaben ihn bei der Ausführung der Kirchen- und Schulverbesserung kräftig unterstützten. Dieser Andere war Bugenhagen, welcher im Norden für die protestantische Kirche ein neuer Ansharius wurde.

Er wurde den 24. Juni 1485 in Pommern (daher er auch Pommeranus genannt wird) zu Wollin geboren, wo sein Vater Mitglied des Rathes war, und besuchte die Schule seiner Vaterstadt, welche ihm freilich außer einer dürftigen lateinischen Grammatik für das Kirchenlatein, Musik für den Chorgesang und den Anfangsgründen der christlichen Religionslehre wenig darbot; aber dies Wenige wußte er doch, unterstützt von trefflichen Geistesgaben, für seine Geistesausbildung zweckmäßig zu benutzen. Vortheilhafter wirkten auf seine sittlich-religiöse Entwicklung das einfach häusliche Leben, das gute Beispiel frommer Aeltern, besonders das Lesen der heiligen Schrift, welches ihm späterhin das Haupt- und Handbuch seines Glaubens und Lebens wurde. Eine höhere wissenschaftliche Bildung erwarb er sich von seinem



dreizehnten Jahre an in der Schule zu Stettin, so daß er in seinem siebenzehnten Jahre die Universität Greifswald beziehen konnte, wo er sich dem neuerwachten Studium der klassischen Literatur, der Logik und Philosophie, sowie der Bibelfunde und Theologie mit solcher Liebe und solchem Erfolge hingab, daß ihm schon in seinem zwanzigsten Jahre das Rektorat der Schule zu Treptow anvertraut wurde, und er auch in dieser frühen Reise ein Seitenstück zu Melancthon bildete.

In diesem Amte bewies der junge Mann, daß er nicht bloß sein Gedächtniß, sondern auch seinen Geist im Denken geübt hatte; er folgte nicht dem Scholendrian und ging nicht auf der begonnenen Pflanzstraße. Die einseitig-pedantische Behandlung der Lehrgegenstände mußte einer geistregenden weichen, die knechtische Disciplin einer ernstern und anstrengenden, aber doch kindlich milden Zucht. Dabei erwarb er sich durch seine klaren, warmen und erbauenden Vorträge und Katechesen über Religion große Verdienste um Schüler und Anstalt, um Ritzbürger und Stadt, so daß Schüler aus allen Gegenden nicht allein aus dem Vaterland, sondern auch aus den benachbarten Ländern dorthin strömten, und er gebeten wurde, auch für ein größeres Publikum öffentliche Vorträge zu halten. Zu diesem Behufe mußte er sich zum Briefker weihen lassen, und nachdem das geschehen war, erklärte er im Hörsale einem großen Auditorio von Bürgern und Priestern die Psalme, die Propheten, den Matthäus zc. mit großem Beifall und übernahm außerdem in einer geistlichen Lehranstalt des Klosters Belbus die Erklärung der Bücher des Alten und Neuen Testaments. Dann bereifete er 1517 auf den Wunsch des Herzogs die Städte und Klöster Pommerns und schrieb die erste Chronik dieses Landes, welche 1518 zu Greifswald gedruckt wurde.

Indeß hatte Luther seinen Kampf gegen die Menschenfahrungen der katholischen Kirche und gegen die Mißbräuche der geistlichen Gewalt begonnen; aber so sehr waren damals auch die denkendsten Männer von Jugendbeindrücken über der Autorität der Kirche befangen, daß ihm, der doch durch Bibelstudien und das Lesen der Schriften des Erasmus von Rotterdam vorbereitet schien, das Untersingen des kühnen Mönches und dessen Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ Anfangs lebhaft gegen den vermeinten Keger aufregte. Als er sie aber ernstlich studirte und nebst seinen gelehrten Freunden sorgfältig und genau mit der Bibel verglich und die Uebereinstimmung mit derselben anerkennen mußte, erklärte er: „Die ganze Welt ist blind, Luther sieht die Wahrheit!“ Nun trat er mit diesem in einen lebhaften Briefwechsel, ging, drei Monate vor Luthers Reise nach Worms (1521) selbst nach Wittenberg, und entging

dadurch zugleich der Verfolgung, welche der neue, streng katholische Bischof von Bommern, Mandüwel (Ranteufel) über die evangelischen Lehrer verhängte. Ringend nach Läuterung und Befestigung seiner Ueberzeugung besprach er sich häufig mit Luther, hielt Anfangs Vorlesungen privatim über die Psalme, bis ihn Melanchthon bewog, sie auch öffentlich in seinem Beisein zu halten. Dieser forderte ihn dann auf, sie (Nürnberg 1523) drucken zu lassen und Luther begleitete das Werk mit einer Vorrede. Die Gründlichkeit und Klarheit dieser Erläuterungen, welche Bugenhagens Hauptwerk sind, wirkten gewaltig auf Hörer und Leser, und Luther nennt sie die erste wirkliche Erklärung der Psalmen. Der berühmte Straßburger Theologe, Bucer aus Schlettstedt (Verfasser des Bekenntnisses der vier Städte: Straßburg, Costniz, Memmingen und Lindau, — *confessio Tetrapolit.* — welches vom Lutherischen wenig verschieden, sich jedoch in der Abendmahlstheorie Zwingli näherte), erbot sich zu einer deutschen Uebersetzung, wich aber im 111. Ps. zu Gunsten der Zwinglischen Abendmahlstheorie von seiner Erklärung ab, worüber sich Bugenhagen, der, während Luther auf der Wartburg lebte, Professor der Theologie geworden war, beschwerte. Ähnliche exegetische Schriften ließ er bis 1528 noch mehrere erscheinen, welche von seinem Scharf sinn in Erläuterung schwieriger Bibelstellen, von seiner Gewandtheit in ihrer Anwendung auf das praktische Leben ein rühmliches Zeugniß ablegen. Daher ist es begreiflich, daß Luther sich seiner philologischen und exegetischen Gelehrsamkeit bei der Bibelübersetzung gern bediente und mit ihm und Melanchthon am liebsten und häufigsten sich darüber zu berathen pflegte.

Wie in Schriften so in Thaten nahm Bugenhagen an der Förderung und Feststellung der Reformation thätigen Antheil. Das erste, von Luther in einer eigenen Schrift vertheidigte Beispiel einer Priesterhe, welches Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen gab, regte ihn freudig auf, indem er diese Begebenheit als Umgestaltung des äußern und innern Lebens der Geistlichkeit auffaßte. Er folgte diesem Beispiel am 13. October 1522 und stellte die Rechtmäßigkeit der Ehe eines Geistlichen als Grundsatz auf. Als er 1528 die Ehe Luthers mit Katharina von Bora eingesegnet hatte, lebten beide Familien in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Dagegen trat er neben Luther und Melanchthon mit Entschiedenheit gegen Karlsstadts Bilderstürmerei auf und erklärte: „Bilder und Reliquien mögen, ohne Gegenstände der Verehrung zu sein, immer zum Schmuck der Kirche, zur Förderung anschaulicher Kenntnisse der biblischen Erzählungen bleiben.“ Auf Luthers Vorschlag wurde er 1523 auch Pfarrer der Hauptkirche und später Superintendent des Churkreises. In

seinen drei Aemtern förderte er die Umgestaltung des Kirchenwesens, die Einführung der deutschen Sprache beim Gottesdienst, der Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt, und behandelte in eigenen Schriften solche Gegenstände, welche für die Kanzel zu umfassend waren. Bei dem Streite über das Abendmahl (Sacramentsstreit) mit den Schweizer Reformatoren Zwingli und Decolampadius vertheidigte er Luthers Ansichten, nahm auch an den sächsischen Kirchenvisitationen, an dem ersten Entwurf der Augsburgerischen Confession eifrigen Antheil. Seinen christlichen Muth und sein gläubiges Gottvertrauen bewies er auch 1527, als er bei einer pestartigen Krankheit in Wittenberg, während die meisten Professoren und Studenten nach Jena gingen, mit Luther die Stadt nicht verließ, sondern tröstend und erhebend bei seiner Gemeinde blieb. Eben so wenig wollte er sich von ihr trennen, als ihn von Erfurt, Danzig und Hamburg bedeutende und einträgliche Predigerstellen angeboten wurden.

In den norddeutschen Städten, wo ein bedeutender Grad bürgerlicher Freiheit herrschte, fanden die Grundsätze der Reformation, und zwar vorzüglich unter der Bürgerschaft, schon früh Anklang. Nicht allein Luthers Schriften hatten dies bewirkt, sondern auch seine deutschen Lieder. Man sang sie in den Häusern, man stimmte sie in den Kirchen an. Mit dem Liede: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ oder „Eine feste Burg“ ist unser Gott“ brachte man gegnerische Prediger zum Verstummen, begann in Göttingen, Hannover, Pilsdesheim, Braunschweig, Lübeck &c. die Reformation. Magdeburg trat zuerst dem Schmalkaldischen Bunde bei.

Mit der Reformation war aber die päpstliche Autorität, die bischöfliche Diöcesan-Einrichtung, der römische Gottesdienst gefallen.

Die Nothwendigkeit einer Kirchenordnung zur Feststellung der äußern kirchlichen Einrichtung hatte sich um so dringender herausgestellt, als auf der einen Seite unruhige und ungeduldige Köpfe das Alte mit einem Schlage umreißen, auf der andern ängstliche Gemüther Nichts berühren und berütteln wollten, und es doch den einzelnen Gemeinden nicht überlassen bleiben konnte, wie weit sie darin gehen oder wie sie den äußern Gottesdienst gestalten, wie viel oder wenig sie beibehalten oder umzuändern geneigt wären. In den Hauptpunkten mußte doch eine Uebereinstimmung herrschen!

Schon 1523 gab Luther daher das Modell einer solchen Einrichtung für den Rath der kleinen Stadt Leisnig (S. „Ordnung eines gemeinen Kastens der Gemeinde zu Leisnig, wie die geistlichen Güter zu handeln sind“), welche aber, sobald die kirchlichen Veränderungen sich über ganze Provinzen ausdehnten, eine andere Gestaltung und den Zutritt der Staatsgewalt unvermeidlich machte. Denn da die

Bischöfe auf solche ihrem Ehrgeize und Eigennuz nachtheilige Neuerungen sich begreiflich nicht einlassen wollten, da sich die neue Kirche von der alten losgesagt hatte, da daraus namentlich in Betreff der Einkünfte und Rechte der Kirche mancherlei Zwietracht und Unordnung entstanden war, da die neuen Gemeinden an eine mit Gewalt versehene Aufsicht über das Kirchenwesen durch die päpstliche Hierarchie gewöhnt war und an eine freie collegialische Leitung dieser Angelegenheit gar nicht dachte, und da sie auch wider mächtige Feinde eines mächtigen Schutzes bedurfte: — so lag der Gedanke an eine Beaufsichtigung der gesammten gesellschaftlichen Religionsangelegenheiten durch die landesherrliche Gewalt sehr nahe, und diese fand darin einen neuen Grund, sich dieser Reform bereitwillig zu unterziehen. Mit diesen Landeshoheitsrechten über die Kirche fiel aber alle Abhängigkeit der Geistlichen von auswärtigen, unvolksthümlichen Gewalten, alle Gemeinschaft der Mönche und Nonnen mit ihren Ordensobern, so wie die Klöster und deren Güter der landesherrlichen Verwendung anheim. Folglich war es nicht überall politische Vergrößerungssucht oder die Lust nach dem Kirchengute, was die protestantischen Regenten zur Beförderung der Reformation vermochte, noch Gewissenszwang oder Mißbrauch der Macht, was sie zu Aufsehern über ihre Landeskirche erhob.

Eine deutsche Liturgie, welche Luther 1526 entwarf, sie aber bescheiden nur nach dem Zeitbedürfniß beurtheilt wissen wollte, ward auf des Kurfürsten Johann Verordnung ohne Schwierigkeit in Sachsen eingeführt (S. „deutsche Messe oder Ordnung des Gottesdienstes“), und fand nebst seinen beiden Katechismen namentlich bei den Gemeinden den regsten Beifall, so daß sich nicht blos in der Kirche, sondern auch in der Schule eine gemeinschaftliche Lehrform bildete. Bei dem Mangel und der Mangelhaftigkeit der Schulen drang Luther mit Ernst darauf, daß jene Klostergüter zu Schulzwecken verwendet werden sollten. Obgleich bisher die Fürsten der Reformation keinen bestimmten Schuß angedeihen, sondern die Sache nur gehen ließen, so verbreiteten sich die Grundsätze derselben nicht allein in Sachsen, Hessen, Braunschweig, Schlesien, Preußen, sondern auch in den nordischen Reichen und den norddeutschen Städten. Hier ward die Einführung einer festen Kirchenordnung nöthig und dazu bediente sich Luther mit Erfolg Bugenhagens, der, des Plattdeutschen mächtig, seine organistrende Thätigkeit fast auf den ganzen Norden ausdehnte.

Er folgte zuerst dem Rufe nach Braunschweig, wo ein Mönch des Negidien-Klosters, Gottschalk Crusen, und zu Loccum der nachherberühmt gewordene Anton Corvin: (die erst Luthers Erklärung des 90. Psalm nicht einmal hatten lesen wollen, weil sie — deutsch war), nebst einigen andern Geistlichen, unterstützt von einigen plattdeutschen

Blättern, die von Magdeburg und Lübeck kamen, von Luthers Liebern, welche Handwerker mitbrachten, mit so glücklichem Erfolge das Evangelium gepredigt hatten, daß von 1522—25 der größte Theil der Bürgerschaft, ungeachtet des heftigen Widerspruches und der Verfolgung des Abtes und Herzog Heinrichs, der Reformation beigetreten war. Der verfolgungsfüchtige Herzog Heinrich war auf seinem Kriegszuge in Italien und der Herzog von Lüneburg, Erich der Bekenner, versprach dagegen der Stadt seinen Schutz. Gesandte gingen nun an den Kurfürsten und an Luther, um Bugenhagen die Erlaubniß auszuwirken, in ihrer Stadt die Kirchenordnung festzustellen. Zu Himmelfahrt 1528 kam Bugenhagen dort an, versammelte alle Kirchendiener und Lehrer in der Andreaskirche, erhielt von ihnen feierlich die Weihe, um Kirchen und Schulen nach Pflicht und Gewissen einzurichten zu dürfen; weshalb er auch wohl der erste Braunschweiger Superintendent genannt wird. Dreimal wöchentlich predigte er und täglich erklärte er die heilige Schrift in der Brüderrkirche, ließ die Nebenaltäre, die Reliquien und andere Heiligthümer aus den Kirchen schaffen, deutsch taufen und singen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt austheilen, und hatte daneben, von drei ausgezeichneten Männern unterstützt, am 5. September die Kirchen- und Schulordnung vollendet. Sie wurde vom Rath, den Gemeinden und dem ganzen Ministerio für recht und christlich erklärt, den 6. in allen Kirchen feierlich angenommen\*) und stellt im Geiste christlicher Milde, Mäßigung und in allgemein verständlicher Form die Hauptwahrheiten der evangelischen Lehre auf, und knüpft daran die Vorschriften für den Gottesdienst und verlangt 1) daß gute Schulen für die Kinder, 2) Prediger, die das Wort Gottes dem Volke rein vortragen, 3) lateinische Lektionen und Auslegungen der heiligen Schrift für die Gelehrten angeordnet, 4) Mittel zur Besoldung der Prediger und für die Armen herbeigeschafft und christliche Ceremonien als Mittel der Besserung behandelt, in Einigkeit und Ordnung ausgeführt werden sollte. Auch Göttingen, Einbeck, Goslar, Hannover, Nordheim, Lüneburg, Bardewick folgten diesem Beispiel. Nachdem Bugenhagen an jeder Kirche einige evangelische Prediger bestellt (auf dem Lande mußte man aus Noth unstudirte Leute nehmen, z. B. einen Hutmacher Segebode zu Broizen, einen Schuster Freling zu Warenbüttel und selbst in Braunschweig einen Buchbinder Mahler, weil er treff-

---

\*) Der erbarn Stadt Brunswig Christlike Ordeninge to denste (zum Dienste) dem hilgen Evangelio, Christliker Lere, Tucht (Zucht) Frede unde Eynicheit, ock darunder vele Christlike Lere vor de Börgere durch J. Bugenhagen, bescreven. Wittb. 1528.

liche Kanzelgaben und einen frommen Sinn besaß) und ihnen zur Erhaltung der Einheit in der Lehre den Martin Görlitz zum Superintendenten und S. Winkel zum Adjutor gesetzt hatte, wurde er zum Leidwesen der Bürger nach einem halben Jahre zurückberufen, um Luthern bei der Kirchenvisitation in Sachsen zu unterstützen. Allein er hatte hier nicht lange Ruhe; bald erfolgte ein dringender Ruf nach Hamburg.

Hier hatte der Unwille über den Geiz, Stolz und das unsittliche Leben der Mönche und Geistlichen, deren Anzahl 1523 über 400 betrug, „die zum Theil auch Bier zapften,“ d. h. Schenken hielten, schon früher viel Unwillen erregt, und diese hatten daher, wie Staphorst in der Hamburger Kirchen-Geschichte, I. richtig bemerkt, „sich selbst gestürzt und den Einbruch des Evangeliums wider ihren Willen befördert.“ Die ersten Verkündiger der reinen Lehre, die Prediger Otto Stemmel (Ordo Stiesel) und Kempe an der Katharinen-, Ziegenhagen an der Nicolai- und Joh. Friße an der Jacobi-Kirche fanden daher seit 1521 einen wohlvorbereiteten Boden. Schon September 1522 beschloß die Bürgerschaft in ihrer Versammlung „sich den Inhibitionen und Bannen (z. B. noch 1500 wegen Anlegung eines Brunnens auf dem „Berge,“) der Geistlichkeit, mithin deren Anmaßungen in weltlichen Sündeln, mit vereinigter Kraft zu widersetzen,“ dagegen sollten auch die Prediger, Kapellänen, Schulmeister ic. sich bekeifigen, sich beklyten, dat de rechte Godlycke hellige Schrift tho sselicheyt (zur Seligkeit) den Thoherer (Zuhörer) un Discipuln dorch sse gelehret, nichts oproriger (aufrührerisch) odder det tholereden unnütte (zu lehren unnützes) ssunderoges Fabeln, erdichtede Myrakel (sonderliche Fabeln und erdichtete Wunder) Drome un unchrystlick vortruringede (unchristliche Vorbedeutungen) ichtes wo anders hen den up (welche irgend wo anders hin, als auf) Christum unsern Selichmaker un Verlösser (Erlöser) wissen (weisen, zeigen) denssulvigen ingebyldet (denselbigen eingebildet). Stemmel begann schon zur Zeit, als Luther in Worms war, gegen die Verdrehungen der Lehre Christi, gegen Ablass und gegen die verderbten Sitten der römischen Geistlichkeit zu predigen; und machte bei seinem rechtschaffenen, frommen Leben großen Eindruck; fand jedoch auch viele Verfolgungen von eifrig katholischen Geistlichen und Rathsherrn, z. B. von dem Bürgermeister Heinrich Salzborch (dessen Absetzung die Bürger 1531 erzwangen), so daß der Greis 1524 sein Amt niederlegte. Stephan Kempe aus Rostock, welcher mit außerordentlichem Beifall zu Marien-Magdalenen gepredigt hatte, folgte als erster evangelischer Prediger dieser Kirche und dann als Pastor von St. Catharinen (wo Fischbeck erster evangelischer Pastor

gewesen, aber wieder katholisch geworden) mit Erfolg fort; am Dom wählte man jedoch den eifrig katholischen Berthold Möller aus Rostock, der nicht nur seinen früheren Schüler und Freund Kempe verfolgte, sondern auch den Rathsbeschluß auswirkte, welcher dem neu erwählten Johann Ziegenhagen aus Magdeburg die Kanzel verbot (Bugenhagen war 1525 zu St. Katharina gewählt worden, aber theils wollte ihn seine Gemeinde nicht lassen, theils hatte er vom Rathe im Stillen die Weisung erhalten, lieber den Ruf nicht anzunehmen, da er ohne Zuziehung der Rathsglieder gewählt worden). Die Bürger setzten jedoch nicht allein Ziegenhagens Wahl durch, sondern riefen noch den evangelisch gesinnten Johann Frize zum Pastor an St. Jacobi. Die Geistlichen, besonders die Domherren, widersetzten sich mit vollem Eifer; allein eben dieser blinde Eifer beförderte den Fall dieser Partei. Sie soll einen Nordbrennerplan, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und die evangelischen Geistlichen und deren Anhänger zu ermorden, entworfen haben. Nun wurde eine öffentliche Disputation von Geistlichen beider Parteien angesetzt, und als diese zum offenbaren Nachtheil der Katholiken ausfiel, mußten fünf Geistliche, worunter H. Mensborg, N. Bursdorf, 28. April 1528, die Stadt räumen.

Nun erfolgen Schreiben an Luther und durch diesen die Bitte an den Kurfürsten (8. Juli), einem Pfarrer zu erlauben, mit Bugenhagen sich nach Hamburg zu begeben. Am 9. Oktober kommt er an, von Deputirten des Rathes und der Bürgerschaft feierlich empfangen, die ihm „Abends eine prächtige Mahlzeit anrichten lassen, während am andern Morgen ihn drei Bürgermeister beglückwünschen und ihm dabei einen Ohm Wein, zwei Tonnen Bier und einen fetten Ochsen verehren“ (s. Staphorst III.). Seine Predigten an Sonn- und Wochentagen hatten einen glänzenden Erfolg, selbst die Mönche und Nonnen des Johannis- und Maria-Magdalenen-Klosters (jenes wurde zur Gelehrtenschule eingerichtet, und Johanneum genannt), wie die Benedictinerinnen in Reinbeck, traten größtentheils zur Reformation über, nur die Domherren ließen sich nicht mit der lutherischen Geistlichkeit in Einigkeit bringen. Schon im Januar 1529 wurde die neue Kirchenordnung dem Rathe vorgelegt, am 17. März von der Bürgerschaft angenommen\*) und am 23. Mai deshalb ein Te Deum gesungen. Zum Superintendenten ward Aepinus\*\*) (Hoeft) ernannt,

\*) Ordeninge der Erbarñ Stadt Hamborg the Denste dem Evangelio Christi zc. Hamborg 1529.

\*\*) Aepin, welcher 1536 eine etwas veränderte Kirchenordnung aufstellte, und auf den Wunsch Heinrichs VIII. einen Aufsatz über die Verbesserung

Von Hamburg reiste Bugenhagen kurz nach Ostern 1529 auf Einladung der Statthalter von Schleswig-Holstein zu einer Disputation nach Flensburg, wo ein Kürschner aus Schwaben, Melchior Hoffmann und seine Anhänger, sonderbare Ansichten über den jüngsten Tag und das Abendmahl verbreitet hatten. Er ermahnte in seiner Anrede zur Liebe und Erforschung der Wahrheit, „denn es komme hier nicht darauf an, wer hier oben oder unten liege, menschliche Ehre müsse keinen Raum haben, sondern die Ehre Gottes und seines Sohnes Wahrheit und Weisheit.“ Die Hamburger wünschten ihn für immer zu behalten, aber Luther wollte ihn nicht gerne entbehren und bat am 4. Mai 1529 den Kurfürsten, ihn zurückzufordern. Am 9. Juni reiste er endlich ab, trat auf der Rückreise noch gegen einige Zwinglische Lehrer auf, wurde aber schon im folgenden Jahre nach Lübeck berufen, wo die Reformation weniger friedlich durchging. Hier hatten der Pastor zu Regidien Wilhelmi (Wilms), der Kaplan zu Marien, Bullhof und Firmersheim, durch ihre Predigten nach Luthers Grundsätzen viele Anhänger, aber auch einen langen Widerstand gefunden, weil sich bei der damaligen Spannung zwischen Rath und Bürger politische Beziehungen hineinmischten. Diese waren übrigens nicht durch die Reformation hervorgerufen, denn heftige Bewegungen zeigten sich schon früher und auch 1510–16 in allen Städten. Die Patriziersgeschlechter, welche im Rathe saßen, mit dem Domcapitel und den großen Kaufleuten bildeten eine Partei gegen die Gewerke und traten später daher auch mit Heftigkeit gegen die Reformation auf; ihr Hauptführer war der streng katholische Bürgermeister Broims (s. unten). Die beiden Prediger wurden verbannt, Luthers Schriften sogar öffentlich verbrannt. Das erbitterte Volk, das nicht eher eine Steuer (denn die Herren hatten die Stadtkasse in Unordnung gerathen lassen) bewilligen wollte, zwang aber den 29. Juni 1530 den noch immer widerstrebenden Rath einen Ausschuß von 64 Mitgliedern der Bürgerschaft zu geknotten: um mit dem Rathe, dessen Geldvorschläge zu überlegen. Diese benutzten trotz der kaiserlichen Mandate, die Gelegenheit nicht allein zu größerm politischen Einfluß, sondern auch zur Einführung der evangelischen Lehre, zur Zurückrufung der Prediger und die katholischen Geistlichen, welche sich nicht zur Reformation bequemen oder ihre Wirksamkeit als Mönche aufgeben wollten, zur Räumung der

---

der englischen Kirche in englischer Sprache verfaßte, auch deshalb 1534 selbst nach England reiste, war es auch, welcher auf einmüthigen Beschlusse der Geistlichen der drei Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg 1548 eine Widerlegung des kaiserlichen Interims (daß es außer der Prieresse und dem Abendmahl bei den päpstlichen Gebräuchen bleiben solle), verfaßte, welche auch ins Hochdeutsche übertragen, mehrmals aufgelegt wurde.



Stadt. Dann erging eine Ladung an Bugenhagen, welcher ehrenvoll am 28. October empfangen wurde. Sein scharfer Blick erkannte sogleich das Grundübel, und sein erstes Geschäft war daher auf Eintracht zwischen Rath und Bürgerschaft einzuwirken. Daher lobte er zwar in seiner ersten Predigt am 30. October in der Marienkirche den Eifer der Bürger für die Sache des Evangeliums, tabelte aber die Gewaltthätigkeiten, durch welche man ihr den Weg habe bahnen wollen; es kam ein Vergleich zu Stande, und eine Kommission trat mit ihm zur Anordnung des Ganzen zusammen. Der Gottesdienst wurde einfach und würdig eingerichtet, alle überflüssigen Ceremonien wie in den andern Kirchenordnungen für abgeschafft erklärt, die Zahl der Festtage und Prediger festgestellt, und ihnen ein Superintendent Herrmann Bonnus (geboren 1504 in Osnabrück; der die Schule in Greifswald sehr gehoben, dann Erzieher des Herzogs Johann von Holstein und von Melancthon sehr geschätzt wurde) als Aufseher gegeben. Diese neue Ordnung\*) wurde angenommen, aber erst am 27. Mai 1531 durch den Rath feierlich bestätigt, bald darauf auch in Rölln und Travemünde eingeführt. Die ruhige Entwicklung dieser Religions- und politischen Angelegenheit (denn die Bürger hatten auch in letzterer Beziehung ihre Wünsche trotz kaiserlicher Mandate gegen den patrizischen Rath durchgesetzt), hinderte aber die Partei des Bürgermeisters Bröms, welcher die alte Ordnung wieder eingeführt und Bullenweber (s. unten), welcher zu hochfliegenderm Plane eine neue Gestaltung der Dinge durchgeführt wissen wollte. Nach der Kirchenordnung vom 27. März 1531 galt im Lehr- und Gottesdienst für Verfassung und Ordnung der Gemeinde nicht des Papstes, sondern nur Gottes Wort; die Kirche stand in dem Staate frei und unabhängig, als evangelische Gemeinde besaß sie alle Kirchengewalt, d. h. das Recht, sich Gesetze zu geben und sie zu vollziehen; dazu bedurfte sie freilich des Staates Anerkennung und Zustimmung, diesem blieb aber nur das jus circa sacra, d. h. das Recht, die Kirche zu beaufsichtigen, die festgesetzte Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten, und Einrichtungen zu verbieten, welche der von der Staatsgewalt anerkannten Norm entgegenstanden. Die Kirche in Lübeck stand also nicht unter, sondern in dem Staate als freier Verein seiner christlichen Bürger, bis 1535 mit dem alten Rath eine Unterordnung folgte. Das Staats- und Kirchenwesen wurde besonders in Hamburg genau

\*) Der Keyserlicken Stadt Lübeck Christliche Ordenunge 2c. Lübeck 1531, gedruckt b. J. Ballhorn. Einen Auszug aus diesen Ordnungen ließ Ballhorn noch in demselben Jahre drucken: Von mennigerlei Christlichen Sacken, trostlike Leere, genamen uth der Lübecker, Hamburger und Brunswicker Ordenungen.

mit einander verflochten und durchdrang sich gegenseitig, so daß die Reformation zugleich zu einer neuen politischen Organisation diente; daher stante ihren Einfluß auf Hamburg als besonders merkwürdig hinstellt. In Rath und Bürgerschaft bestand die höchste Gewalt; zum Besuche der Bürgerschaft berechnete aber nur der Besitz eines eigenen Hauses (Ewes, daher erbgeoffene Bürgerschaft); ein Kirchenamt dagegen — nämlich sechs und dreißig Männer in jedem Kirchspiel: von denen drei Oberalten (Collegium der Oberalten jetzt in fünf Kirchspielen, also fünfzehn Personen), neun Diaconen (mit jenen das Collegium der Sechziger) vier und zwanzig Sub-Diaconen (mit obigen das Collegium der Hundertachtziger bildeten, dazu sechs Kirchen-Adjuncten; also 210 Personen, weil über zweihundert zu einem gültigen Bürgerschaftsbeschlusse nöthig sind) — verpflichtete zum Besuche der Bürgerschafts-Versammlungen. Die zu den einzelnen Kirchspielen gehörenden Bürgermeister und Rathsherrn bilden als Patronen und Kirchspielscherrn mit zwei Oberalten oder Sechzigern als Beisatzgeschworenen und zwei jährlich wechselnde Sub-Diaconen als Juraten und den Predigern das engere Kirchen-Collegium für die äußerliche Erhaltung des Gebäudes, für die Aufrechthaltung der gottesdienstlichen Ordnung, für Predigerwahlen etc. Immerwährende Bevollmächtigte in lutherischen Kirchen-sachen sind der Rath und die Sechziger; für die christlichen aber nicht lutherischen Religionsverwandten: eine Deputation von zwei Rathsgliedern und zwei Sechzigern.

Es leuchtet ein, welche Bedeutung dies Collegium der Hundertachtziger (damals, wo es nur vier Kirchspiele gab, der Hundertvierunddreißiger) für die Entwicklung der Stadt hervorbringen und dem demokratischen Elemente der Verfassung eine neue Stärke; aber auch in seiner Abstufung und Einrichtung zwischen Rath und der gesammten Bürgerschaft; eine richtige Haltung geben mußte. (S. Lappenberg's Programm zur dritten Secularfeier der bürgerlichen Verfassung Hamburgs am 29. September 1828.

In Luthers Geist und Sinn erkannte Bugenhagen die Nothwendigkeit guter Schulen für Kirche und Staat, und nahm sich daher ihrer aufs Sorgsamste an. Jede seiner Kirchenordnungen ist auch eine Schulordnung. Kirche und Schule sollten einander zum Wohl des Staates, der Menschheit, der Familien und jedes Einzelnen die Hand bieten. Noch bis auf diesen Tag ist Bugenhagens Einrichtung die gesetzliche Grundlage nicht bloß unserer kirchlichen, sondern auch der Schulverfassung. Und dieser pädagogische Gesichtspunkt ist die hauptsächlichste und wichtigste Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich von allen ältern unterscheidet, wo das pädagogische Element dem des Cultus gänzlich untergeordnet ist; sie aber weist der Schule ihre fundamen-

tale Stellung im kirchlichen Leben an, und knüpft ihre Errichtung an das Fundamental-Sacrament, die Taufe und an die Seelsorge in neuer Form als das zweite Mittel für das organische Leben der Kirche. — Ueberall errichtete Bugenhagen dreierlei Schulen, lateinische oder Gelehrte-Schulen, Schreib- und Leseschulen für die Knaben, und endlich Mädchenschulen.

Er klagt über den Mangel an Schulen. „Niemand erbarmt sich über die armen Kinder, daß man sie also lehre, daß sie möchten bei Christo bleiben, dem sie in der Taufe geopfert (geweiht) sind! Niemand versäumt gern die Taufe des Kindes, was auch recht ist; aber Niemand gedenkt wiederum, daß uns nicht allein befohlen ist, die Kinder zu taufen, sondern auch sie zu erziehen in Zucht und Ermahnung zum Herrn, und wenn die Zeit kommt, wenn sie heranwachsen, sie zu lehren, wie oben von der Taufe geschrieben worden; die Grundlage des evangelischen Schulunterrichts ist die Taufe, die ihren vollen Werth erst durch jene erhält. In dieser Ordnung,“ heißt es ferner, „sind gute Schulen vorgeschrieben, die leider! überall versallen oder nicht im rechten Gebrauche sind, und die man doch für die Jugend haben muß.“ In der Lübecker Ordnung fügt er noch hinzu: „Für die Jugend müssen wir eine gute Schule haben, worin die Bürgerkinder durch Geistliche und Weltliche besser unterrichtet werden, damit unsere Kinder durch Lehr- und Zuchtmeister göttlich, christlich und künstlich (wissenschaftlich) unterwiesen werden, Gott zu Ehren, uns und unsern Kindern zur Seligkeit, und dieser guten Stadt zum Besten.“ Dreierlei verlangt er daher in allen seinen Kirchenordnungen: das erste ist, gute Scholen uptorichten (aufzurichten) vor de Kindere; dat ander: Predikere (Prediger), de Godes wort reyn dem Volke vordragen antonehmen ock latinische Lection unde uthleginge (Auslegung) der hilgen Scrifft vor de Gelehrden to verschaffen. Dat drudde: gemeine Kasten (Kassen) autorichten darut Kerkendeenste (Kirchendienste) und der Armen Noturft werde geholpen.

Dem Worte folgte die That. In Braunschweig errichtete er die Martini-, Catharinen- und Regidien-Schule, die im christlichen Geiste, theils auf classische Bildung und gelehrte Kenntnisse, theils auf allgemeine bürgerliche Erziehung hinwirken sollte, und setzte ihnen geachtete und gelehrte Männer vor, legte aber auch zugleich den Bürgern ihre heilige Verpflichtung ans Herz, die Kinder fleißig zur Schule anzuhalten, und bald blüheten, besonders unter des Superintendenten Dr. Medlers Amtsführung das Studium der Sprachen und Wissenschaften im Gymnasium herrlich auf. In Hamburg wurde das Kloster St. Johannis in eine Gelehrtenschule (das Johanneum) umgewandelt und den 14. März 1529 von Bugenhagen feierlich eröffnet. Die

ersten, auf seine Empfehlung ernannten Lehrer waren *Hermaletes Theophilus*, auch *Theophilus Hollandus* (vermuthlich von seinem Vaterlande so genannt), und *Matthäus Delius*, ein Hamburger. Sie müssen ihr Amt mit Liebe und Eifer geführt haben, denn *Melancthon* erwähnt in einem Briefe an den dormaligen *Conrector Joh. Freder*, den *Luther* empfohlen hatte, dieser Schule als der blühendsten in der ganzen Umgegend (*nulla est frequentior schola in isto littore*) und ertheilt den Hamburgern und ihrem Senate wegen ihrer Liebe zu den Wissenschaften große Lobsprüche.\*) Unter dem Rektor *Sperling* hatte die Schule ihre höchste Blüthe, denn *Richey* giebt an, daß 1603 in *Prima* 130 und im Ganzen 1100 Schüler Unterricht erhalten haben. 1615 kam noch das akademische *Gymnasium* hinzu.

Auf gleiche Weise wurde das *Catharinen-Kloster* in *Lübeck* zur *Gelehrten-Schule* erhoben und am 19. März 1531 von *Bugenhagen* selbst eingeweiht, und zur Bewahrung der Einigkeit festgesetzt, daß nur Eine gelehrte Schule mit fünf Klassen, statt der beiden früheren, mangelhaften am *Dom* und *St. Jakob*, errichtet, die Einkünfte des Klosters wurden, obgleich manche als Familienlehen angesehen, von den Familien in Anspruch genommen wurden, zur Erhaltung der Schule verwendet, obgleich es Mühe kostete, ehe es dazu kam (*Overste ydt kostete moie, eher idt so wit quam*). - Für jede Klasse ist ein angemessener Unterricht in der Religion vorgeschrieben, nebst *Grammatik* und Erklärung der lateinischen und griechischen *Klassiker*, Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang zc. Den Uebergang von einer Stufe zur andern bestimmen die Fortschritte im Lateinischen. Die Zahl der Lehrer wurde auf sechs festgestellt, später kam noch ein siebenter hinzu. Die ersten waren *H. Bonus* als Rektor und *Sarcerus* als Subrektor. Dem *Superintendenten* lag nicht allein die Aufsicht ob, sondern er sollte auch predigen und lateinische Vorträge über die heilige Schrift halten, um nicht wie früher die *Domherren* und der *Scholasticus*, (welcher zwei Drittel des Schulgelbes zog und deshalb keine andere Schule aufkommen ließ) für Nichts gesüttert zu werden. Wie *Bugenhagen* aber die

\*) *Abundat*, sagt er von der Stadt, *vitae commodis, floret non modo robore civium, sed etiam ingeniis; bene constituta est legibus, judicii, disciplinis. Haec non sunt exigua decora. Sed tamen illud est amplius ac splendidus, quod ecclesiam habet recte constitutum, quod doctrinam religionis et literarum colit et provehit. Itaque Amplissimus Senatus Vester merito laudandus est; qui hoc decus magna virtute tuetur, qui et ecclesiis et scholis praeficit idoneos gubernatores, qui quidem magnum hujus rei fructum capit etc.*

Rothwendigkeit guter Kirchen und Schulen klar und dringend schildert, so findet er es auch „nöthig, redlich und göttlich, was Christus sagt, daß ein Arbeiter seines Lohnes werth sei; das nicht thun wäre unchristlich.“ Das war freilich eine eben so gerechte als billige Forderung, weil damals viele Lehrer und Prediger noch mehr als jetzt, ein kümmerliches Leben hatten. Die halbjährige Besoldung des ersten Predigers in Helmstädt betrug 22 Gulden, sein Kaplan erhielt nur 7 Gulden, das gesammte Kirchen- und Schulpersonal hatte kaum 400 Gulden Besoldung. Manche Prediger auf den Dörfern mußten sich glücklich schätzen, wenn sie ein paar Malter Roggen, Weizen zc. ausgekostet und für ihre Filialreisen jährlich ein paar Schube erhielten; den Lehrern erging es noch schlimmer. Jetzt wurde dem Superintendenten in Helmstädt doch 100, dem Prediger 80, dem Kaplan 60 Gulden jährlich. In Lübeck erhielt der Pastor an jeder Kirche jährlich 200 Mark, jeder Kaplan 150, der Superintendent 300, und dessen Gehülfe, außer seiner Einnahme als Prediger noch 50 Mark, außerdem freie Wohnung und Mobilien (se schölln hebben bequeme und fryge Wununge (freie Wohnung) und allent wat dartho höret, myt Kammern (Kammern) dorntzen (döns, Stuben, Wohnzimmer) Kachelaven (Kachelofen) vinstern (Fenster) tafeln, benken, sponden, wonte se hebben nen gelt (kein Geld) dartho. Besundergen möten se hebben ein studorium, dat is, dar se studeren und beden und alleyne mögen syn von erem gesinde, baven up den böns (Boden, obere Stock). Auch war ihnen bei Krankheit zc. Hülfse zugesichert, wenn sie mit eren bestemmenden (bestimmten) solde nicht könden uthkomen (auskommen). Der Schul-Rektor (der Meister) 150 Mark nebst freier Wohnung, der Subrektor (Untermeister, Altgeselle) 100, der Kantor 90, der erste Lehrer 50 und die übrigen dieser Schulgesellen 40 Mark: und damit war wenigstens der Anfang zu einer bessern festen Besoldung gemacht und reichte für die damaligen Preise der Lebensmittel nothdürftig aus. Hundert Jahre später hatte der hamburgische Rektor 1000, der Conrektor 800, der Subrektor 700, die übrigen Lehrer 600 Mark, und 1658 wurden die Zuschüsse der Stadt für das Gymnasium 6315 und für das Johanneum zu 3533 Mark berechnet. Das gab leider! schon damals Anlaß zu Beschwerden! — Das Schulgeld stand damit in gleichem Verhältnisse, z. B. in Lübeck vierteljährlich: die Reichen 4, die Mittlern 3, die Aermern 2 Schilling, Holzgeld: 3, 2, 1 Schilling.

Ueber das Gelehrtenschulwesen versäumte indesß Bugenhagen nicht zum Bürger- und Volksschulwesen den Grund zu legen. Hier mußte freilich das Meiste neu geschaffen werden. Zwar hatten die Bürger in den großen Handelsstädten, deren Söhne Unterricht im

Schreiben und Rechnen bedurften, dem Scholasticus, z. B. in Hamburg, die Errichtung einer Schreibschule zu St. Nicolai abgetrotzt, und in Lübeck sollen im Dom und den beiden Mönchsklöstern St. Catharina und zur Burg Knaben, in den beiden Nonnenklöstern Mädchenschulen gewesen sein; allein die Nachrichten darüber sind unbestimmt, und Bettelmönche, welche nicht unter bischöflicher, sondern päpstlicher Autorität standen, würden dem Scholasticus diese Schulen durch Verlegung in die Klöster entzogen haben. Gewiß aber ist es, daß Bugenhagen neben den lateinischen die Errichtung von deutschen Schulen (*dülescho scryff* [Schreib-] Scholen), wo diejenigen Kinder, welche keine gelehrte Bildung bedurften, Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, den Anfangsgründen der Religion nach Luthers Katechismus erhalten sollten, in seinen Kirchenordnungen dringend empfahl und eifrig beförderte. So bekam in Lübeck wie in Hamburg jedes der Kirchspiele eine Schreib- und Leseschule für Knaben unter Aufsicht der Kirchenväter (Juraten). Endlich gedachte er auch drittens des bisher fast ganz vernachlässigten weiblichen Geschlechts und gründete Mädchenschulen, um es seiner Bestimmung gemäß, „zu frommen Christinnen, redlichen Hausmüttern, guten Erzieherinnen der Kinder“ auszubilden. Die Braunschweiger Kirchenordnung sagt im Abschnitt „von den Jung Fraw Schulen“, daß die vier errichteten Schulen unter „Schulmeisterinnen“ stehen sollten, damit die Jungfrauen, die Gottes Wort gefasset haben, darnach werden nützliche, geschickte, fröhliche, freundliche, gehorsame, gottesfürchtige, nicht abergläubische und eigensüßliche Hausmütter, die ihre Leute in Züchten regieren, und ihre Kinder in Gehorsam, Ehren und Gottesfurcht aufziehen können. Denn diese Kinder werden deshalb auch fortan ihre Kinder so aufziehen und so fort an Kindeskind.“ In Lübeck sollten drei Mädchenschulen, St. Jacob, Marien und Megidien errichtet, (sie scheinen aber nach „Grafenstoffs historischen Schriften“, nicht in Ausführung gebracht), der Unterricht in der heiligen Schrift, dem Gesange zc. von Lehrerinnen ertheilt werden, die, wie die Lehrer der übrigen Schulen, freie Wohnung erhalten sollten. Der Unterricht sollte täglich zwei Stunden dauern, in der übrigen Zeit sollten die Mädchen von ihrer Mutter den Haushalt lernen, um nütliche, geschickte, frohliche, frantlike, averst nicht bylövische und egenkopsche hasmodern zu werden.

Mit der Sorge für Kirchen und Schulen ging die Sorge für die Armen zc., die früher ebenfalls viel Anlaß zur Klage gab, Hand in Hand. Manche Klöster wurden in Gast- und Krankenhäuser verwandelt, in den Kirchen: Armen- oder Gotteskasten errichtet, ein Armenfond gegründet und von den Diakonen der Kirche verwaltet; Pre-

diger, Schammen, (Badamömen) im Solde der Kirche, sollten jense hofonders auf verschämte Arme aufmerksam machen, welche für die Bedürfnisse der Armen, wie der Kirchen und Schulen zu sorgen hatten; doch wollte man nicht auf katholische Weise durch Almosen die Bettelei fördern, daher heißt es: gottlosen lossengorn (Räufgänger) und thobringern (Tagediebe) schall man nicht geven, damit wy nicht de böverie (Büberei) sterkeden und mannich hove (Bube) möchte spreken: ik wyl so henne leven (hinsehen), worde ik oft edder krank so möt my de gemene Kasten wol vödern (füttern): Ein stock vor sölke Hunde!

In Lübeck, wohin Bugenhagen bald darauf noch einmal, und, wie es scheint 1536, während der bürgerlichen Unruhen zum dritten Male berufen wurde, leistete er dem ganzen deutschen Norden den großen Dienst, daß er sich auf den Wunsch einiger Bürger, welche die Kosten dazu hergaben, der Uebersetzung der Bibel in den plattdeutschen Dialekt, den damals dort alleinherrschenden, unterzog. Zwar gab es bereits einige solche Uebersetzungen;\* sie waren aber unvollkommen und nach der Vulgata gearbeitet. Unter Bugenhagens Leitung und Mitwirkung wurde sie mit „grottem Vlyte (Fleiß) und Bekostinge übersezt, mit kurzen Anmerkungen und Kapitel Ueberschriften versehen, unter dem Titel: Biblia, dat is de ganze hillige Schrift, dütsch upt nye togericht, unde mit Flyte corrigirt; cum praef. Dr. J. Bugenhagen Pom. Lübeck 1533 in Folio gedruckt. Später nahm Bugenhagen die Randglossen weg, und ließ sie besonders abdrucken, und erklärt in der Vorrede, daß keine bessere, gewissere, und klarere Uebersetzung auf Erden gewesen und stimmte Wort für Wort mit der lutherischen überein. Auch auf Bremen, wo heftige Kämpfe herrschten, dehnte sich seine Thätigkeit aus, er gab Rathschläge, Anleitungen und schrieb 1534 zu der Bremer, ihm vorgelegten Kirchenordnung\*\* eine Vorrede; die Minden-Göttinger erschien 1530, die Soester 1532, die Halesche 1541. Bugenhagen wurde aber auch in seinem speciellen Vaterlande (wo sonst der Prophet gewöhnlich am wenigsten gilt) nicht vergessen. Auf dem Landtage zu Treptow hatten die pommerschen Herzoge und Stände 1534 den Entschluß gefaßt, die Reformation einzuführen. Bugenhagen (der 1533 auf den Wunsch

\*) S. Starke's Lubeca lutherano evangelica oder Kirchenhistorie: De Bible mit vltighe achtlinge recht na dams latine in dudeske aversghesettet; Mit vorluchtlinge unde glosse des hochhelerden postillators Nicolai de Lyon unde anderer velen hilligen „Doctoren“ 1494 zu Lübeck angefertigt und durch Steffen Arndt den 19. November vollendet.

\*\*) Der Ehrentriken Stadt Bremen Christlicke Ordninge etc, cum praef. f. Bug. ad magistratum Bremensia. Magdeburg 1534.

des Kurfürsten Johann Friedrich unter Luthers und Melancthons Vorsitz nach gehaltenen Disputation und abgefaßter Dissertation zum Dr. der Theologie promovirt worden) wurde hinzugerufen, und verfaßte eine aus drei Theilen bestehende Kirchenordnung, welche vom Amte der Prediger und Lehrer, dem Gemeinfasten und den Kirchen-Ceremonien handelt. Nachdem er die Gemeinden in Diöcesen getheilt und jeder einen Superintendenten gegeben, kehrte er, den Cramer in seiner pommerischen Kirchenchronik „den zweiten Apostel Pommerns nennt, wie Bischof Otto der erste gewesen,“ fröhlich nach Wittenberg zurück. Seine Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und Erfahrung waren aber zu bekannt, als daß man ihn lange dort ließ, auch über die Grenzen Deutschlands hinaus suchte man seine Beihülfe. In Dänemark fand die evangelische Lehre von den Herzogthümern aus zwar vielen Anklang, aber auch an dem Schwager Kaiser Karls V., dem grausamen Christian II., an den Bischöfen und theilweise an dem Adel heftige Gegner; aber schon unter dessen Gegenkönig Friedrich I. unterlagen die, bald allein kämpfenden Bischöfe; endlich als dessen Sohn Christian III. zum König erwählt worden, während jene dessen jüngsten, dem Katholicismus zugeneigten Bruder sich ersehen hatten, so ließ der neue König sie verhaften, ihre Güter mit Beschlagnahme belegen, das bischöfliche Amt aufheben und berief zur Befestigung des evangelischen Glaubens durch Umgestaltung der kirchlichen Formen Bugenhagen herbei, dem auch der Kurfürst 1537 die früher verweigerte Erlaubniß erteilte. Er wohnte dem Reichstage bei, vollzog auf den Wunsch des Königs den 12. August dessen Krönung, ordinarie statt der bisherigen Bischöfe sieben Superintendenten (welche dort wie in Schweden den Bischofstitel behielten) unter ihnen Petrus Palladius in Kopenhagen und Johann Lauffen in Ripen, und vollendete den 2. September die dänische Kirchenordnung in lateinischer Sprache\*), welche von der geistlichen Synode und dem Könige gebilligt, ins Dänische und Plattdeutsche übersetzt und 1539 den Reichsständen Dänemarks und Schleswig-Holsteins übergeben und allgemein angenommen wurde. Dadurch, daß die Reformation in Dänemark eben

\*) *Ordinatio ecclesiastica regnorum Daniae et Norwegiae ac Ducatus Slesvici et Holsatiae, jussu Christiani III. etc. latine a Bugen-  
gio conscripta etc., Hafniae 1537.* Die älteste Meßburger Kirchenordnung in plattdeutscher Sprache ist: *Kercken Ordeninghe wo ydth von den Evangelischen Predicanten und Kerckdeners mit den Ceremonien und Gadesdensten in den Forstendome Megkelnborch gehalten schal werden.* Rostock 1540. Das erste plattdeutsche nach dem Nürnberger Gesangbuch ist von 1526. Slüters: *Geistlike leder uppe nye gebettert.* 1531 Magdeburg. Das Lübecker von 1548. Das Hamburger 1558. Das letzte in nieder- oder plattdeutscher gedruckte 1577 in Rostock.



so kräftig als rasch sich ausbreitete, wurde das geistige Leben des ganzen Norden mit dem Deutschen aufs engste verbunden und heilsam angeregt. Dann bewog Bugenhagen den König, die Universität in Kopenhagen zu erneuern, verfaßte eine Constitution derselben, welche der König den 10. Juni 1539 bestätigte, hintertrieb die Einziehung der Kirchengüter für den Staatsschatz und verwandte sie zum Theil für die Universität und zu Stipendien für arme Studenten. Der Lehrplan erstreckte sich nicht bloß auf die Theologie, sondern auch auf philosophische, medizinische und juristische Wissenschaften, so daß die Universität auch hier den allgemeinen deutschen Zuschnitt erhielt und eine wirkliche Universitas literarum wurde. Er selbst hielt unter dem ersten Rektor Marfanus Vorlesungen über die heilige Schrift und gab Anlaß, daß durch Balladius u. A. die Bibel ins Dänische übersetzt wurde. In solcher angestrebten, aber freudigen Wirksamkeit blieb er in Dänemark bis 1542, schlug das ihm vom Könige angebotene Bisthum zu Schleswig und Ripen aus und langte nach fünfjähriger Abwesenheit wieder in Wittenberg an. Sein Andenken wurde in Dänemark bei der zweiten Jubelfeier der Reformation 1717 durch eine Denkmünze mit der Inschrift: Apostolus Danorum erneuert und gefeiert. — Nicht lange ward ihm jedoch Ruhe gegönnt. Der eifrige katholische, despotische Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte 1542 einen Krieg mit Bilkopp von Hessen begonnen, wurde gefangen und sein Land im Namen des Schmalkaldner Bundes besetzt. Bugenhagen wurde zur Kirchen-, Kloster- und Schulvisitation herbeigerufen und entwarf 1543 die neue Kirchenordnung, der dann die von Hildesheim folgte, wo er am 1. September 1542 die erste evangelische Predigt gehalten hatte.

Neben dieser ausgebreiteten Thätigkeit auswärts, welche auf die Verbreitung und Befestigung der protestantischen Kirche im ganzen Norden einen wesentlichen Einfluß hatte, wirkte Bugenhagen nicht wenig im Sachsenlande theils durch die Kirchen- und Schulvisitationen mit Luther und Justus Jonas, theils durch eine Menge exegetischer, dogmatischer oder polemischer Schriften gegen kirchliche Uebertreibungen. Auf der Wittenberger Zusammenkunft mit den reformirten Predigern Bucer und Capito (den 27—29. Mai 1536) zeichnete sich Bugenhagen durch Sanftmuth und Milde aus, so daß ein von Melancthon abgefaßter Vergleich unterschrieben wurde und alle das Abendmahl gemeinschaftlich genossen. Eben so wurde er zu den Vorarbeiten für die Augsburger Confession gezogen; vorzüglich machte er sich mit Melancthon, Justus, Jonas, Cruciger u. A. bei den Versammlungen wegen der Bibelübersetzung Luthers verdient, wozu Jeder

sich auf den zu erläuternden Text mit griechisch-hebräischen, chaldäischen und lateinischen Ausgaben versehen und vorbereitet hatte.

Bei der großen Liebe und Hochachtung, welche Bugenhagen gegen Luther hegte, war ihm der Tod des hochverehrten Freundes 1546 ein herber Schlag: denn außer Melanchthon hatte Keiner ihm so nahe gestanden, Keiner, wie diese beiden, durch Ruhe und Gelassenheit das feurige, kühne Temperament des großen Reformators zu mäßigen gewußt. Die Leichenrede, welche er ihm vor einer großen Menschenmenge am 22. Februar hielt, konnte er vor eigner und der Zuhörer Rührung nicht zu Ende bringen. Und Luthers Tod zerriß nicht nur so manches gesellige Band, sondern die mißlichen, äußern Verhältnisse dem Kaiser und der katholischen Kirche gegenüber, die Streitigkeiten innerhalb der Kirche selbst, griffen bitter in Bugenhagens wie Melanchthons folgendes Leben ein. Die Flamme des Krieges, den sie wie Luther nur als Nothwehr für gerechtfertigt erklärt hatten, brach aus und nahm eine verderbliche Wendung. Der Kurfürst wurde bei Mühlberg geschlagen und gefangen, Wittenberg belagert, fast alle Religionslehrer, selbst Melanchthon wichen aus der Stadt, Bugenhagen blieb und rieth den Wittenbergern, welche zweifelhaft waren, ob sie sich ergeben oder bis auf den letzten Mann vertheidigen sollten, den gefangenen Johann Friedrich selbst zu befragen, welcher das erste empfahl. Der Kaiser zog am 23. Mai 1547 ein, zeigte sich milde, duldete nicht, daß man Luthers Leichnam ausgrabe und erlaubte Bugenhagen die Fortsetzung seiner Predigten. Herzog Moriz, nun Kurfürst, berief ihn nach Leipzig, nahm ihn freundlich auf, stellte die Wittenberger Universität wieder her; am 24. October begannen die Vorlesungen, Bugenhagen wurde Dekan der theologischen Fakultät und 1549 Vice-Kanzler. Moriz zog ihn über des Kaisers Interim zu Rathe; sein und der übrigen Wittenberger Theologen Ansicht ging dahin: dem Kaiser in gleichgültigen Dingen nachzugeben, aber nicht von dem Bekenntniß in der Lehre abzuweichen. Deshalb wurde er wie Melanchthon von den Jenaer Theologen, besonders dem Matth. Flaccius heftig angegriffen. Unter diesen trüben Erfahrungen sanken seine Körperkräfte nach und nach dahin, und auf einem Auge erblindet, starb er in der Nacht vom 19. auf den 20. Apr. 1558, saust in den Armen seiner Gattin, seiner drei Kinder und seiner Freunde, voll Hoffnung einer seligen Ewigkeit. „Die Edelsten seiner Zeit bedauerten den Tod eines Mannes,“ sagt Prof. Jäger in Tübingen, „welcher für das Reich Gottes so Großes aus reinem Herzen gewirkt hatte und die Kirche zu einer Gemeinde der Heiligen machen wollte, welche den christlichen Glauben nicht bloß mit dem Munde bekennen, sondern ihn im Innersten des Gemüthes hege und durch das ganze Leben beweise.“

### 3) Heinrich von Zutphen,

der dtthmarfische Märtyrer für die evangelische Kirche.

Still duldend steht der Held am Pfahl,  
Umsprüht von Wuth und Bluth;  
Still duldend blickt er himmelwärts  
Und stirbt voll Heldenmuth.

Zimmermann.

Wie Jesus einst seinen Jüngern vorher sagte, als er ihnen gebot, das Evangelium allen Völkern zu verkündigen: „Sie werden euch hassen um meines Namens willen, sie werden die Hände an euch legen, euch hinführen vor Könige und Fürsten, auf ihre Rathhäuser und in ihre Gefängnisse; sie werden euch in den Bann thun und es wird die Zeit kommen, wo, wer euch tödtet, wird meinen, er thut Gott einen Dienst daran,“ ging auch bald an den ersten Zeugen des gereinigten Evangeliums in Erfüllung. Der evangelischen Kirche gegenüber rühmt sich die katholische der vielen Blutzeugen, welche für ihren Glauben Leib und Leben geopfert haben. Und mit Recht! Denn in solchen Männern, welche für eine höhere Idee, welche für Wahrheit und Recht, für Gott und sein Wort, für Heiligung und Seligkeit begeistert, alles Irdische für Nichts achteten, zeigt sich die erhebende Kraft des Glaubens, eine Höhe der Seele, eine sittliche Würde, eine Stärke der Selbstbeherrschung, welche dem Menschen, der sie hegt und dem Glauben, der sie giebt, zur höchsten Ehre gereicht. Mag daher die katholische Kirche ihrer Märtyrer rühmend gedenken, sie muß sich derselben nur nicht überheben, und daraus einen Grund gegen die Kraft der evangelischen Wahrheit hernehmen wollen. Denn die Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte litten und starben, von Stephanus bis Bonifacius, wahrlich nicht für die in späteren Zeiten entstandenen menschlichen Lehre der katholischen Kirche, sondern für das reine Evangelium Jesu Christi. Für evangelische Märtyrer hat aber die römische Geistlichkeit selbst hinreichend gesorgt, denn Diejenigen, welche für die Reinigung der Kirche von menschlichen Sagenen, für die Wiederherstellung des Urchristenthums, wie es von Christo und den Aposteln in der heiligen Schrift verkündigt worden, Marter und Tod erduldeten, fielen nicht unter den Streichen der Juden und Heiden, sondern durch Feuer und Schwert der katholischen Kirche, welche darin keinen sehr christlichen Sinn zeigte. Wer zählt die Tausende von Waldensern und Hugenotten, von Willefiten und Hussiten, von Reformirten und Lutheranern, welche in Italien und Frankreich, in Holland und England, in Spanien, Polen und Deutschland den Tod um ihres Glaubens willen

erlitten: die Opfer der italienischen und spanischen Inquisition, der Hugenottenkämpfe, der Pariser Bluthochzeit, der Dragonaden Ludwigs XIV., die Opfer der Maria von England, des Herzogs von Alba und des durch ihn und seinen fanatischen König entzündeten Religionskrieges der Niederlande, die Opfer der Jesuiten in Böhmen und Polen und der Religionskriege, welche sie in Deutschland entzündeten!

Und schon beim Beginn der Reformation starben manche Bekenner der evangelischen Wahrheit und zum Zeugniß für sie, als Opfer des religiösen Fanatismus. 1525 wurden hingerichtet der Pfarrer Weibel und Schuch in Lothringen, Clerik und Castellan in Metz, Bernhard in Mecheln, Bistorius im Haag, 1529 fanden mehrere Hinrichtungen statt, in Rothweil wurden 318 Menschen verbannt. In Bayern wurde den 16. August 1527 der Prediger Leonhard Kaiser verbrannt, er war Pfarr-Vicar in Waizenkirchen gewesen und hatte sich nach Wittenberg geflüchtet. Kindliche Liebe führte ihn an das Sterbebette seines Vaters nach Bayern zurück, wo er verrathen, gefangen und beim Bischof Ernst von Passau, nachher Erzbischof von Salzburg. Bruder Herzogs Wilhelms, gefangen gehalten wurde. Luther erhielt dessen Handschriften und ließ sie drucken. Der Tod dieses rechtschaffenen, allgemein geachteten Mannes machte wegen seiner Redlichkeit, wegen der vielen Fürbitten (selbst des Kurfürsten Johann von Sachsen), wegen der Härte des Bluturtheils und besonders wegen des Heldenmuthes, mit welchem er für seine Ueberzeugung starb, ein besonderes Aufsehen und erfüllte ganz Deutschland mit Abscheu gegen den Bischof von Passau, der den Prozeß veranstaltet, gegen den berühmten Dr. Eck, der ihn betrieben, und gegen den Herzog von Bayern, der das Bluturtheil gesprochen. (Vgl. Planck, II. S. 412.) In Brüssel mußten 1523 die beiden Augustiner-Mönche Heinrich Boes und Johann Esch den Scheiterhaufen besteigen. In London wurde der Dr. Robert Burns (Dr. Antonius) den 30. Juli 1540 „ohne Urtheil und Recht“ verbrannt\*); in Cöln Ad. Clarenbach trotz seiner Bitte, ihn aus der heiligen Schrift zu widerlegen, zum Feuertode verurtheilt\*\*), und so ging es an vielen Orten. Schon damals machte man den römischen

\*) Vgl. Bekenntnisse des Glaubens, die Robertus Burns zu Lunden in England gethan, da er 1540 den 30. Juli zc. Wittenberg 1542.

\*\*) S. Was Ad. Clarenbach im Land von Berge, ehe er zu Cöln gefangen, des Evangelii halben, von seinen Widersachern begegnet. Und wie hernach, als er zu Cöln gefangen, die Sophisten und Regiermeister zu Cöln so verrätherisch, mörderisch und unchristlich, wider sein gründlich Darthun aus der heiligen Schrift ihn zum Feuertode geurtheilt haben. Vgl. Ruchsius: de Martyribus ecclesiae evangelicae, Kiliae 1714.

Geistlichen mit Fug und Recht den Vorwurf, daß sie nicht myt Schriften, sondern myt dat Fürdisputeeren, und selbst ein neuerer kathol. Schriftsteller erklärte 1837 bei dem Widerstreben des Erzbischofs von Eöln gegen die königliche Regierung: er würde der katholischen Kirche mehr hold sein, wenn sie keine solche Geschichte hätte!

Auch Norddeutschland hatte, obgleich das Evangelium auf friedlicherem Wege durchdrang, seine Märtyrer und unter ihnen Heinrich von Zutphen (Zutphen) nach der Stadt, in welcher er 1488 das Licht der Welt erblickt hatte. Er wollte sich dem geistlichen Stande widmen, trat in den Augustiner-Orden, dem auch Luther angehörte, wurde Prior eines Klosters in Antwerpen, entsagte aber 1521 dem Klosterleben, wahrscheinlich in Veranlassung der Schriften Luthers und begab sich nach Wittenberg, wo er Luthers und Melancthons Freundschaft gewann und einige evangelischen Lehrsätze öffentlich vertheidigte\*). Nach seiner Rückkehr in die Heimath suchte er das reine Christenthum in Antwerpen (Antorf) zu verbreiten, fand Freunde, aber auch mächtige Gegner, welche ihn ins Gefängniß brachten, aus welchem er jedoch 1522 glücklich nach Bremen entkam. Hier wurde er von einigen angesehenen, ehrbaren (dreplikken) Bürgern zum Predigen aufgefördert, und weil hier die Gemeinden ihre Prediger selbst wählten, an die Ansharius-Kirche berufen. Seine Einsicht und sein Eifer förderte das Werk der Kirchenverbesserung ungemein, trotz der Kränkungen und Verfolgungen des eifrig katholischen Erzbischofs Christoph aus dem Hause Lüneburg, des Domkapitels und der Geistlichkeit, welche die obrigkeitliche Gewalt gegen ihn in Anspruch nahmen, und vom Rathe verlangten, den Keger zu vertreiben. Je heftiger jedoch das Loben der Feinde, desto größer wurde die Anhänglichkeit der Gemeinde an ihn. Der Rath ließ indeß die Kirchengeschwornen kommen und die Beschwerden der Geistlichkeit ihnen vorlegen. Diese erwiderten, „daß sie glaubten auf Verlangen des ganzen Kirchspiels einen frommen, gelehrten Mann, aber keinen Keger erwählt zu haben, könne das Domkapitel beweisen, daß er wider Gottes Wort gelehrt; so wollten sie ihn nicht halten; sonst aber möge der Rath sie in ihrem Rechte schützen. Nun wandten sich die Gegner an den Erzbischof, welcher durch zwei seiner Rätthe Heinrichs Auslieferung verlangte und zugleich auf den Nachtheil hindeutete, den die Stadt sich von Seiten des Kaisers und Papstes zuziehen würde; dabei wurden Drohbriefe „der Frau Margarethe (Kaiser Maximilians Tochter und Kaiser Karls V. Waterschwester), übergeben, welche als Statthalterinn der Niederlande,

---

\*) *Fratris Henrici Zutphaniensis Propositiones disputatae Vitenbergae 1521.*

ihn als ihren entwichenen Gefangenen ausgeliefert verlangte. Der Rath entgegnete: „Nachdem er zum Prediger angenommen, mit keiner Schrift überwunden worden und Niemand einige Artikel anführen könne, in welchen er unrecht gepredigt (ok kemandt einige Articull antogen konde, in welckeren he unrecht geprediget hadde), wüßte er (der Rath) es auf keinerlei Weise bei den Bürgern dahin zu bringen, daß diese ihn worden folgen laten: deshalb wäre ihre unterthänige Bitte, der Bischof, ihr gnädiger Herr, wolle seine Hochgelehrten nach Bremen schicken, um mit ihrem Prediger zu disputiren; würde dieser dann überwunden (unrecht befunden), so wülste er ihn mit „gebühlicher“ Strafe wegschaffen; wo nicht, so wüßten sie es mit den Bürgern auf keinerlei Weise auszuführen (so wüsten se ehn nicht tho verlaten). Auf diesen Vorschlag fürchteten sich jene, einzugehen. De Papen averst hedden keine Roawe, sondern senden dachlikes öhro Capellane in de Predigt, dat se öhne fangen mochten in siner Lehre: sagt unsere Chronik, d. h. aber die Pfaffen hatten keine Ruhe, sondern sandten täglich ihre Kapellane in die Predigt, daß sie ihn fangen möchten in seiner Lehre; aber Gott bewies seine Wunder und bekehrte Etliche von den Pfaffen, daß der größte Haufen (de meiste Hoep) von ihnen, als sie wieder zu den Domherren kamen, die Lehre Heinrichs für richtig bekantten, weil sie von keinem Menschen (von nehmen Minschen) solche Lehre ihr Lebenlang gehört hätten, derhalben solle (schölden) man das Wort nicht verfolgen.“ Heinrich ließ sich auch nicht irre machen; mit Ernst, Treue und Standhaftigkeit förderte er das Evangelium und ehrte es durch seinen reinen Wandel. Daher auch Bugenhagen 1534 lobend schreibt: Juwe Stadt heßt mit den ersten de reine Lere des Evangelii wedder der Papen Erdom unde Verföringe angenommen, unde is ein sonderlick mirakel Gades, dat gy beständig gebleven sind, yn so vel menniger Anvechtinge unde Vare, ock dat juwe Stadt Godt gnedichlick bewahret heßt vor valscher Lere ande Schwermerye de uprörisch ys wedder de Overicheit unde verföret beide Liff na de Seele (Eure Stadt hat mit querst die reine Lehre des Evangeliums wider der Pfaffen Irrthum und Verführung augenommen und es ist ein besonderes Wunder Gottes, daß ihr beständig geblieben seid in so vielerlei Anfechtungen und Gefahren; auch daß Gott eure Stadt gnädiglich bewahret hat vor falscher Lehre und Schwärmerie, welche aufrührisch ist wider die Obrigkeit und verführt beide, Leib und Seele).

Der Erzbischof veranstaltete nun eine Provinzial-Synode seines Bisthums in Buxtehude und ließ Heinrich dahin laden; die Gemeinde ließ ihn aber nicht ziehen, weshalb er seine Propositiones oder Clau-

bensätze mit einer Entschuldigung überschickte, sich zum Widerruf erbot, wofern man ihm Irrthümer aus der heiligen Schrift nachweise.

Diese in lateinischer und plattdeutscher Sprache erschienenen kurzen, klaren und prägnanten Sätze\*) sprechen in der ersten Abtheilung von der Natur des Menschen, und gehen von dem Ausspruch der Bibel 1 Mose, 6. Joh. 3, 6 aus: Der Mensch von Fleisch geboren, ist ganz Fleisch und alles, was in ihm ist. Der Mensch als Fleisch (nach seiner sinnlichen Natur) kann nicht das Göttliche begreifen, er ist blind und bleibet in der Finsterniß (Düsterniss), 1 Cor. 2, Eph. 5. Gal. 5. Das Fleisch kann das Reich Gottes nicht besitzen, bleibt unter der Sünde, unter dem Fürsten der Welt, unter dem Zorne Gottes (Gades Torne), Joh. 8. Eph. 2. 1 Cor. 15. Der Mensch, da er des lebendigen Gottes Wort verließ, war sogleich todt und des göttlichen Geistes, der da lebendig macht, beraubt, 1 Mose, 1. 2. 3. 6. 8. Der Tod insofern er das Leben und all sein Thun wegnimmt, ist nicht schädlich; doch wenn der Tod für das Leben gehalten wird, ist er am allerschädlichsten, eine gottlose Blindheit, welche diese Blindheit nicht anerkennt, eine ungöttliche Verstockung, welche diesen Tod nicht fühlt, Joh. 8, 1 Tim. 1, wie Aristoteles uns überreden will: die Blindheit sei Licht und der Tod Leben, wie die Lehre unserer Werklehrer von den guten Werken. Wenn der Baum eine schlechte (quade) Wurzel hat, sammelt man davon gute Frucht? Matth. 7. 19. Luc. 6. 11. 18. Des Menschen Herz ist eitel, kennt Gott nicht, Röm. 1. 28., ist zu Sünden geneigt, bis ins Innerste untüchtig, wie Paulus nach Ps. 14 bezeugt, in Wurzel, Stamm (Blocke) und Frucht vergiftet: daher bleibt auch der Mensch in Sünden empfangen, todt in der Verdammniß, wie große gute Werke er auch thue, Joh. 5. 15. Röm. 9. 11. Gal. 3. Eph. 2. Phil. 2, 2. Tim. 1. Ps. 51. Jer. 31, sie, die nicht aus Gottes Gnade gesprossen, sind eitel Feigenblätter (Vigenblader) und Bedecksel der Schande. 1 Mose 3. Jes. 9. 41. Matth. 23. Luc. 11.

In dem zweiten Abschnitt vom Gesez zeigt er dann, wie das Gesez den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst führen und von dem thörichtesten Vertrauen auf todte Werke den Zugang und Weg zu Christo und der göttlichen Gnade zeige. „Darum, weil der Mensch doppelt blind und doppelt todt ist, da er, so belehrt durch die Philosophie,

---

\*) Sie erschienen mit Noten unter dem Titel: Henrici Zutph. Propositiones sive confessio doctrinae, Archiepiscopo Bremensi Buxtehudaе oblata, et Bremae dein a MDXXVI. 1. Die Febr. ab. A. G. N. adjunctis ipsius adnotationibus probationibusque scriptuariis, sed hic in compendium redactis, evulgata et subjuncta Dr. Lutheri de Henrici Sudphani Martyrio historio.

sagt: ich sehe und ich lebe, ist das Gesetz (Gesetto) eingetreten, hat die Sünde kund gethan und ihre unheilbare Wunde, den Tod, wieder aufgerissen, Röm. 7, 3. Gal. 3. Das Gesetz, eine klare Erkenntniß der Gebote Gottes, erregt Schrecken, strafft die Sünde und stellt die Sünder als Feinde Gottes dar, 1 Cor. 3. 2 Mose 19. 20. 34. Ps. 18; denn Alle sind unter der Sünde beschloffen, welche nicht blieben in Allem, was die Schrift sagt in dem Buche des Gesetzes (in dem Buke der ee = Buch des Bundes, 5 Mos. 27. 28. Gal. 2. Ich war schon todt vor der Sünde, aber ich wußte es nicht vor dem Gesetze, darum ist es ein zweischneidig Schwert, die Sünder richtend und tödtend. 1 Mose 3. Joh. 5. Röm. 4. 5. 7. Ist auch das Gesetz gut, das Gebot (Both) heilig, so kann es doch in dem Sünder nichts anders wirken als den Tod und die Verdammniß, Joh. 3. Röm. 7. Wer sich im Gesetze beruhigt (ruhet, rowet), durch Beobachtung der Gebote die Rechtfertigung sucht, mag Moses Jünger genannt werden, ist es aber nicht, Joh. 5. 9. Der lebendige Moses ist ein treuer Knecht in dem Hause, welches der Sohn beerbet hat, das lebendige Gesetz ist ein Zuchtmeister, zeigend den rechten Weg zu einem Meister, Christum, Matth. 5. Hebr. 3. So ist Gottes Gesetze; aber von Menschen Geboten, so weit sie die Rechtfertigung betreffen, gilt was Christus Matth. 15 sagt: Ihr Heuchler etc. Jes. 29. Jer. 31. Röm. 5. Hebr. 7. 8.

Damit wird der Uebergang zum dritten Abschnitt gemacht: das Evangelium. — Da es unmöglich, irgend einen Tüttel vom Gesetze abzulassen, Matth. 5, so waren Alle unter der Verdammniß beschloffen, bis der Same kam, welchen Gott gesegnet, indem er sagt: er soll der Schlange Haupt (Hovet) zertreten, 1 Cor. 10. Hebr. 11. 1 Mose 3. 12. In ihm, an welchem der Vater Wohlgefallen hatte, ist das ganze Gesetz erfüllet und die Propheten, Matth. 3, 5. Marc. 1. Luc. 3. 9. Röm. 10; er ist allein ein Knecht und ein Herr des Gesetzes, die ganze Sünde duldend und wegnehmend, ein Staub und ein Strick des Todes, gefangen in der Hölle, welche er zerbrochen, Joh. 1. Phil. 2. Jes. 53. Wie alle Dinge durch ihn sind geschaffen, so müssen alle wiederum durch ihn geschaffen werden, Joh. 1. 3. Col. 1. 1. M. 1. Ps. 50; denn die neue (nige) Creatur thut so wenig zu ihrer Schöpfung als die alte ihrem Schöpfer mitwirksam war; denn ein neues Herz und ein neuer Mensch wird geschaffen nach Gott in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit, Joh. 13. 14. Das neue Herz glaubt zur Gerechtigkeit, nicht zweifelnd, daß es habe empfangen die Macht, Kinder Gottes zu heißen, die an seinen Namen glauben, Joh. 1. Ich meine jedoch nicht den todten Glauben an die Erzählung des Alten und Neuen Testaments, denn wenn du alle



Artikel des Glaubens nach dem Buchstaben (litter) kennst, und was daraus folgt, bist Du damit noch kein Christ; denn die Teufel glauben auch, daß Christus geboren, gekreuziget, gestorben, auferstanden ist, und richten wird die Lebendigen und Todten, — und zittern, Röm. 4. Der Glaube ist ein sicheres Zeugniß des Geistes Christi, der unserm Geiste zeuget, daß wir Gottes Kinder sind, Röm. 8; wir haben damit auch den Sohn Christus selbst durch den Glauben in unsere Herzen, dessen Rechtfertigung, dessen Sieg über Sünde, Tod und Hölle, dessen ganzes Reich das unsere ist. Denn sind wir nun seine Kinder, so sind wir auch Erben Gottes und Christi, der sich nicht geschämt (untsaht, entsehen) hat, uns Brüder zu heißen, Joh. 1. 3. 5. 16. 17. Röm. 8. Col. 3. Hebr. 2. Von Deiner Arbeit wirst Du so viel empfangen, als Du glaubst, Marc. 9, Eph. 3. Hebr. 3. Du verdienst keine Gnade, weil Du ein Kind des Zorns, und keinen Ruhm, weil Du ein Sohn und Erbe bist, Röm. 8. Eph. 2; denn wäre etwas aus Verdienst, so wäre die Gnade nicht Gnade und Christus nicht voller Gnade und Wahrheit, Joh. 1. Röm. 4.

Der vierte Abschnitt endlich handelt von der Liebe und beginnt mit der Frage: Sollen wir denn aufhören (upholden) vom Guten, weil wir mit unserm Thun nichts verdienen, oder weil der Vater es uns umsonst giebt, ohne daß wir etwas verdienen müssen? 1 Joh. 4. Dann müßte auch ein guter Sohn aufhören, seinem Vater zu dienen, dessen Erbe, wie er wohl weiß, er ohne sein Verdienst ist; laßt uns vielmehr nach der Ermahnung Pauli gekümmert sein, wie Jesus Christus auch war, Phil. 2, der, obgleich Sohn und Erbe, dem Vater gehorsam war bis zum Tode, Gal. 4, und tragen unsere Brüder und ihre Nothdurft, das Gebot Christi erfüllend, Röm. 13 u. 14. Joh. 18. Luc. 6. Matth. 18. Oder wollten wir darum unserm Vater nicht zu willen sein, weil er uns begnadigt (sich angenehm gemacht) in seinem lieben Sohne, Luc. 7. Darum möge der schlafende Glaube schwinden, welcher nicht den Geist empfindet, welcher zu Werken der Liebe treibt (Leve, Leston), Jac. 2. Darum fürchte nicht, hast du den Glauben, so wird die Liebe wohl folgen, und der Geist wird dich leiten zu Allem, was dir Noth ist, frei vom Gesetze, Phil. 2. Röm. 7 u. 8. Gal. 5.

Auf die Widerlegung dieser Sätze, von denen Melancthon sagt, daß das wahre Christenthum daraus besser erkannt werden könne, als aus andern dicken Büchern, ließ sich die Geistlichkeit eben so wenig ein, als auf eine mündliche Disputation: Heinrich von Zütphen bekam darauf so wenig Antwort, wie auf das beigelegte Schreiben. Er fuhr daher auch eifrig fort zu predigen. Auf seine Empfehlung wurde 1552 Jacob Probst (Praepositus) aus Antwerpen, ein Schüler Luthers, an

die Frauenkirche und Joh. Timmann (auch Süsmilch: Sötemelck genannt) aus Amsterdam an die Martinikirche berufen, und auf ihren Rath der lathol. Gottesdienst in den Stadtkirchen abgeschafft, die beiden Klosterkirchen geschlossen und die Priester und Mönche, welche sich widersetzten, aus der Stadt entlassen (S. Koller und Renners Chroniken von Bremen).

So hatte Heinrich ein paar Jahre segensreich in Bremen gearbeitet; da kam ein Ruf nach Meldorf (Melinthorp) an die älteste Pfarrkirche Nordalbingiens und bis ins eilfte Jahrhundert die einzige Taufkirche von ganz Dithmarschen (Dytmarschen, Diedmar). Hier hatte der in Brunshüttel geborne Nikolaus Boje als Hauptpastor dem Evangelium bergits durch seine erbaulichen Predigten um so leichter Eingang verschafft, als die Gemüther dieses freiheitsliebenden Volks durch manche Bedrückungen der Geistlichen, durch Hussens Lehre und den auch hier getriebenen Ablasshandel dafür empfänglich geworden. Boje, der in Wittenberg studirt und dort wahrscheinlich Heinrich von Zütphen gekannt hatte, und die gebildete angesehene Wiba, Wittwe des Nikolaus Junge, eine große Verehrerin Luthers, hatten seine Berufung wohl veranlaßt. Er theilte seinen Freunden und den Kirchenvorstehern diesen Ruf mit, und seine Hoffnung, dem Evangelio unter dem kräftigen Volke förderlich zu werden. Diese traten ihm mit ernstern Vorstellungen entgegen und meinten, daß auch in Bremen und der Umgegend noch viel für das Reich Gottes zu thun sei, daß die angeregten Gemüther einer Befestigung noch gar sehr bedürften, er sähe (seye) wohl, daß der gemeine Mann (Mahn) noch schwack (schwach) im Gloven wären 2c. Dann „wehren de Dithmarschen böse Boven (Buben) und schedlicke Lüde“, welche 1451 den Prediger Grove, welcher in Prag studirt und Hussens Lehre mit Beifall gehört hatte, zu Lunden aus der Kirche geschleppt, verbrannt und dieselbe Gräueltbat 1466 an dessen Bruder wiederholt worden; überdies sei es ein offnes (open) Land, und hadde he nene (feine) Beschüttinge (Beschützung) he möchte um Lief und Lewendt (Leib und Leben), kommen, damit wäre aber dem gemeinen Mann nichts geholfen; sie würden seiner dachlickes (täglich) gröth entberen). Er aber hielt jenen Antrag für einen Ruf Gottes, und erklärte, das wäre der rechte Weg nicht, daß er hier bequem säße (und hadde gude Dage) und ließ andere Leute an der Seele nothleiden, er müßte dahin, wo das Kreuz wäre und darin Christo, seinem Herrn, nachfolgen. Wönnne ihm dieser das Leben, so wolle er wieder in einigen Monaten nach Bremen zurückkehren; habe der Herr anders mit ihm beschloffen (mit öhme ut versehen), so wäre er auch damit zufrieden. Als darauf auch die beiden neuen Prediger in diesem Sinne gesprochen hatten, ließen ihn die Bürger endlich, doch mit Leidwesen, ziehen.

Jütphen verließ Bremen am 1. Advent 1524 und kam über Brunsbüttel und Windbergen, wo ihn die Geistlichen der Kapelle zum heiligen Kreuz ehrend empfingen, in Meldorf zur Freude Boje's und der Seinen an. Meldorf war der Hauptort des Landes, der Landesregierung und sämmtlicher geistlicher und weltlicher Gerichte. Hierher kam daher auch der hamburgische Domprobst, seit 1223 geistl. Richter in erster Instanz oder statt seiner sein Official, und versammelte die Geistlichen des Landes, die hier auch einen Caland\*) hatten.

Der damalige Prior des schwarzen Klosters, der eifrige Augustin Torneborg, und sein Genosse Johann Schneel, der hamburgische Official, hielten einen Rath, wie sie den neuen Glaubensboten vom Predigen abhalten möchten. Sie begaben sich am Sonnabend vor dem 2. Advent nach Heide zu der Landesversammlung der Achtundvierzig Männer, welche die Landesregierung leiteten, und wußten mit Hülfe des Günther Warner, der Landessekretär war und zugleich zu dem Collegium der Achtundvierziger gehörte, und des Peter Ranne, eines Bruber der Wiebe Jungen, die übrigen 46 Regenten dahin zu bringen, daß an Boje der Befehl erging, Heinrich von Jütphen bei 1000 Goldgulden Strafe nicht predigen zu lassen. Die Meldorfer, wie Boje und Heinrich, kehrten sich nicht daran, weil der Gemeinde das Recht zustehe, ihre Prediger zu berufen und zu entlassen, nicht aber den Achtundvierzigern, sich in diese Kirchenangelegenheit einzumischen und den Prediger ungehört zu verdammen, und Heinrich erklärte, daß man dem göttlichen Worte mehr gehorchen müsse, als dem menschlichen; habe Gott es für heilsam erachtet, daß er sterben solle, so sei der Weg zum Himmel in Dithmarschen eben so nahe, als anderswo (propinquam in Diethmaris esse in coelum viam ut alibi).

In diesem Gottvertrauen bestieg er muthvoll am 2. Advent die Kanzel und hielt über das Evangelium Luc. 21 mit einem passenden Eingange über Röm. 1. 9 eine so vortreffliche Predigt, daß, als nach derselben der Prior die Gemeinde in das Pastorathaus berief und den Befehl vorlesen ließ, welcher ihm die Kanzel untersagte, sich allgemeiner Unwille und die Entgegnung aussprach, man habe kein Recht, einen Prediger zu vertreiben, den sie behalten wollten. Dadurch ermuthigt, bestieg Heinrich am Nachmittage die Kanzel von Neuem und hielt über die Epistel Röm. 15. 4—13 mit einem Ein-

\*) Solche Caland waren fast in jeder bedeutenden Stadt; es war eine Bruderschaft von Geistlichen, in welche auch weltliche Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aufgenommen wurden. Der Zweck war: zum gottseligen Leben zu ermuntern, Arme zu unterstützen, Bedrängten Rath zu verschaffen, Verstorbene zu Grabe zu geleiten, an bestimmten Tagen Seelenmessen zu halten. Späterhin entartete er durch Schwelgerei bei den Dstern- und Michaelis-Zusammenkünften zc.

gange über B. 1—3 eine Predigt, welche durch ihren christlichen Inhalt alle Zuhörer ergriff. Am folgenden Tage schickte das Kirchspiel, wie in jenem Befehl geboten war, ihre Abgeordneten nach Heide, welche zugleich ein Schreiben Boje's überbrachten. Sie bezeugten, welche herrliche, christliche Predigten sie gehört hätten, und baten, daß man den Mönchen, welche aus Haß und Geiz die Wahrheit des reinen Evangeliums unterdrücken wollten, nicht so leicht Glauben schenke. Auf Anrathen des Peter Detters aus Delve brachten sie es dahin, daß ein Beschluß gefaßt wurde, die Sache auf ein zu Ostern haltendes Concilium zu verschieben, weil sie als Ungelehrte darüber nicht entscheiden könnten: „wäre das Wort Gottes, wie man sage, nicht klar genug gelehret und Jemand dasselbe klarer und lauterer (klarer und latterer) lehren könne, so wollten sie das nicht verbieten, weil sie im Lande keinen Aufruhr (upror) zu leiden gedächten, daher solle Jeder zufrieden sein und bis künftige Ostern (Paschen) die Sacke (Sache) beruhen lassen, in middeler Tidt (mittler Weile, Zeit) würden sich wohl ausweisen, was recht oder unrecht sei. Was denn ihre guten Nachbarn (Nabers) glaubten, wollten sie auch annehmen.“ Heinrich von Zütphen fährt indeß fort, mit Eifer zu predigen den Kern des christlichen Glaubens und Lebens, den päpstlichen Sagen von Faften, Buße, Ablass gegenüber, auseinander zu setzen: am Mittwoch Morgens über Luc. 19, 12 ff., Nachmittags über Hebr. 7, 23 ff., am Freitage über Matth. 1., und die Gemeinde, immer klarer die Täuschung erkennend, in welcher sie bisher von Mönchen und Geistlichen gehalten worden, fühlt sich so angezogen, daß sie ihn bat, in den Weihnachtstagen ihnen täglich zweimal zu predigen. Der Eifer der Gegner steigerte sich nun zur Wuth: zu lange dünkt ihnen die Entscheidung und zu ungewiß. Torneberg und Schneef eilen nach Lunden, Hülfe und Rath bei dortigen Klosterbrüdern begehrend und diese wissen bald einige dortigen Regenten, Peter Ranne, Peter Schwin, Nic. Rode u. zu dem Entschluß zu vermögen, den Kezer heimlich zu fangen und zu verbrennen, „ehe Land und Leute etwas davon gewahr würden“ und so die Ketzerei im Beginne zu ersticken. Sie traten nun mit einigen Hauptleuten anderer Kirchspiele in Verbindung, und beschloßen, den 10. December Abends beim Schlage der Betglocke sich in Hemmingstedt, eine halbe Meile von Meldorf, zu versammeln. Jeder sollte eine Anzahl Bauern mitbringen, aber Alles geheim gehalten werden. Zur bestimmten Zeit erschienen gegen 500 Bauern, denen jetzt erst der Zweck der Versammlung kund gethan wird. Manche schauern doch vor dem Werke der Bosheit zurück, werden aber durch Drohungen eingeschüchtert und durch drei Tonnen Hamburger Bier ermutigt. „Wie sie nun diesen heiligen

Geist empfangen hatten“, eilen sie um Mitternacht bewaffnet nach Meldorf, nachdem sie vorher den Weg abgesperrt hatten, damit keine Kunde dorthin gelange. Hier schläft Alles unbeforgt; nur die Mönche sind wach und gehen der Mörderchaar mit Fackeln und Leuchten voran, zur ruchlosen That anreizend. Ein gedungener Verräther, der Knecht im Pfarrhause, öffnet die Thür, Hunderte stiegen hinein, zerschlugen und plündern Alles, reißen den Pastor Boje bei den Haaren aus dem Bette, schleifen ihn fast entkleidet unter Schlägen in den Schmutz der Straße, bis Andere riefen, man solle ihn loslassen, sie hätten keinen Befehl, ihn zu fangen: kaum lebend entkommt er den Händen der Räuber, deren Wuth sich nun gegen Gütphen wendet. Man reißt ihn unter Mißhandlungen aus dem Bette, schleppt ihn fast nackt mit gebundenen Händen und barfuß durch Schnee und Eis, daß ihn das Blut aus den Füßen springt, nach Heide und schreit auf den Wunsch des übermäßig Erschöpften nach einem Pferde: „Eftie men den kettern Perde holden scholde, he moste doch wol lopen (ob man dem Kezer Pferde halten solle, er müsse doch wohl laufen). Hier wird er in den Keller eines Pfaffen eingesperrt und von Betrunknen bewacht und verspottet, während das übrige Volk die ganze Nacht mit Saufen hinbringt. Endlich bricht nach der unseligen Nacht der Tag an und um 8 Uhr, den 11. December, versammeln die Obersten sich zu einer Berathung auf dem Markte in Heide, wie die Sache am besten auszuführen sei und welches Lob man sich in den Niederlanden, welchen Dank bei dem Erzbischofe von Bremen durch den Tod dieses kezerischen Mönchs verdienen würde; dann legte man ihm die Frage vor, wie und in welcher Absicht er nach Dithmarschen gekommen, als er ihnen aber sanft und milde die Ursachen auseinander setzen will, schreit der trunkene Saufen: „Thom Küre to, thom Füre! so werden wie hūden by Gott un Lūden, Ehre gewinnen. Denn jo länger wie en leven laten, jo mehr he mit syner Ketterey verkehret. Wat helpt veel lang Bedenken? he mot doch starven. (Zum Feuer, zum Feuer! so werden wir heute bei Gott und Leuten Ehre gewinnen. Denn je länger wir ihn leben lassen, jemehr er mit seiner Kezerei verkehret. Was hilft langes Bedauern? er muß doch sterben!) Man weg mit öme, sonst werden wie Kettters mit öme. (Nur weg mit ihm, sonst werden wir Kezer mit ihm). Die Mönche aber heßten die Bauern mit den Worten: Itzand ga ly der Sacken recht na. (Jetzt geht (faßt an) Ihr der Sachen recht nach). So verurtheilte man ihn unverhört, unüberführt, ohne Wissen und Willen des Süderstrandes, einiger Kirchspiele des Norderstrandes und des Kirchspiels Meldorf, band ihm dann lange Stricke um Leib, Hals und Arme, zerrte ihn hierhin und dort.

hin bis zu dem „Mönchenberg“ außerhalb Heide, wo schon ein Scheiterhaufen für ihn bereitet war. Hier las ihn der Vogt von Pennstedt, Schröter Maas, das Urtheil vor: Disse Bösewicht hefft (hat) geprediget wedder (wider) de Moder (Mutter) Gades, un wedder den Christlicken Geloven (Glauben) Ut welcker Orsake (Ursache) ik en verordele (ich ihn verurtheile) van wegen mines gnädigen Bischops van Bremen, tom Für! —

Der erschöpfte Märtyrer versicherte heilig, daß er das nicht gethan habe, und fügte hinzu: „doch Herr, dein Wille geschehe.“ Dann richtete er die Augen gen Himmel und betete: „Herr, vergieb ihnen, was sie thörlisch und unwissend sündigen; dein heiliger Name sei gelobt!“

Vergebens waren die Thränen einer Frau, welche vor ihrer Thür stehend, das abscheuliche Trauerspiel ansah, und welcher Heinrich zurief, „Liebe Frau, weinet nicht über mich, denn es ist Gottes Wille;“ vergebens die rührenden Bitten der Wiba Ranne, Schwester des fanatischen Peter Ranne, welche an den Scheiterhaufen tretend tausend Gulden bot, wenn man bis zum nächsten Montag warten wolle, damit er vor dem ganzen Lande verhört werde, um ihn dann, wenn er schuldig gefunden, zu verbrennen! Sie ward zu Boden geschlagen und mit Füßen getreten! Nichts rührte den aufgehezten Haufen! Denn „das Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Während dessen stand der unglückliche Zütyhen an den Pfahl gebunden auf dem Scheiterhaufen, in Regen und Unwetter, vor Kälte erstarrt, von Blut entstell, von Wunden entkräftet, dem Hohn der Mönche und den Mißhandlungen seiner Peiniger Preis gegeben. So oft er zu reden begann, wurde er mit Stofdegen und Fausthammer in Arme, Seiten und Rücken gestoßen. Einen Mönch, den er beichten sollte, fragte er: „Habe ich Dir je etwas durch Wort oder That zu leide gethan?“ und als dieser mit „Nein!“ antwortete, erwiderte er: „Was soll ich Dir denn beichten, was Du mir vergeben solltest,“ und dieser wich beschämt zurück. Das dauerte zwei Stunden, denn das mehrmal angezündete Feuer wollte nicht brennen, dennoch übten sie fortwährend ihren Muthwillen an ihm. Von menschlichem Erbarmen, von menschlichem Troste und menschlicher Hülfe verlassen, richtete er Auge und Herz zum Himmel. Endlich binden sie ihn auf eine Leiter, während er den Glauben herfagt, treten ihn dabei auf die Brust, daß das Blut aus Nase und Mund, und die abgleitende Hellebarde in den Leib geht, worauf Johann Holm ihn mit dem Fausthammer einen Schlag auf die Brust versetzt, daß er sich fortan nicht mehr regt! —

So starb Heinrich von Zütyhen an wenigstens zwanzig Wunden in einem Alter von 36 Jahren als Märtyrer für die evangelische

**Wahrheit.** Der Leichnam blieb an diesem Tage unverbraunt. Am folgenden Tage, den 3. Advent, hieben die Mörder Kopf, Hände und Füße ab und warfen sie ins Feuer; der Kumpf wurde unter wildem Geschrei begraben.\*)

Wie sehr jedoch Mönche und Pfaffen über diese Greuelthat triumphirten, und dadurch alle Freunde der Reformation in Schrecken gesetzt zu haben meinten; wie groß die Trauer der Bewohner Meldorfs und der Schmerz Boje's und derer war, welche Heinrich nach Meldorf gerufen, wie sehr die Bremer über seinen Verlust klagten, so daß Luther sie durch eine eigene Zuschrift und die Erklärung des zehnten Psalms zu trösten suchte: das Werk der Reformation im Lande wurde nicht gehemmt; auch hier erblühte die Kirche aus dem Blute der Märtyrer. Das Werk war aus Gott, nicht von Menschen, diese konnten es wohl eine Zeitlang aufhalten, aber nicht hemmen. Boje und sein Vetter in Wesselburen wirkten, obgleich stark bedrohet, muthig fort, und schon 1532 wurde durch einen förmlichen Beschluß des gesammten Volkes der katholische Gottesdienst in den evangelisch-lutherischen umgewandelt, das Kirchenwesen der Leitung von vier Superintendenten übertragen; doch gab es noch manchen Kampf mit Priestern und Schwärmern. Bei öffentlichem Gottesdienste bediente man sich übrigens bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts der plattdeutschen Sprache, der plattdeutschen Bibel, so wie des von Luther gesammelten und ins Plattdeutsche übersehten Wittenbergischen Sanktböckleins (Gesangbüchlein).

## II. Norddeutsche Bürgerkämpfe.

### Jürgen Wullenweber,

Bürgermeister von Lübeck.

Die letzten großen Kämpfe der Hansestädte gegen die nordischen Reiche.

Dreihundert Jahre sind's, da sprang vom Schlag  
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;  
Noch war ein Geist des Unheils von dem Tag  
Mit meiner Helmath Heer und Flotte. Geibel.

Zur Zeit der Reformation stand Lübeck als Haupt der Hanse und als Borort des wendischen Quartiers derselben noch auf dem Gipfel seiner Macht, obgleich manche bedenklichen Umstände ihrer Herrschaft

\*) Die Nachrichten von Zütphens Ende sind von Luther nach einem umständlichen, ihm zugesandten Bericht herausgegeben. S. Lutheri de Henrico Sudphano historia und Muhlly de vita et gestis H. Zutphanien-sis. Vergl. die Dithmarischen Chroniken von Neocurus 2c. und die bisher ungedruckte plattdeutsche hamburg. Chronik, herausgegeben v. Dr. Lappenberg, Hamburg 1852.

auf der Ostsee, der Stütze ihrer Macht und ihrer Vermittelung des Verkehrs zwischen Nord-, Ost- und Westeuropa bedroheten. Der Sund, dieser Schlüssel der Ostsee, war seit 1370 durch des Dänenkönigs Waldemars Befestigung in ihrer Hand, die Eisen- und Kupferminen Schwedens, die Pelzwaaren Rußlands, die Waldungen Norwegens, das Getreide und Vieh Dänemarks, der reiche Haringfang im Sunde dienten ihrem Handel nach den südlichen Ländern, während sie mit den Produkten der letztern die Märkte des Nordens monopolistisch beherrschten. Die Calmarsche Union der Königin Margaretha 1397 mußte für den Einfluß der Hansa und Lübeds in Nord-Europas Angelegenheiten gefährlich erscheinen und das Bestreben anregen, die Macht der drei Reiche zur Erlangung eines selbstständigen Handels zu benützen. Ein ähnliches Streben zeigte sich bei den preussischen und liefländischen Städten, welche zur Hansa im Verhältniß der Kolonien zu ihrem Mutterlande standen, denn der Bund behielt den direkten Verkehr seinen eigenen Schiffen vor, verbot den Waarentransport zu Lande, den es nicht überwachen konnte und machte Lübeck zum Stapelplatz für den Handel jener Städte mit nicht hanfischen Plätzen. Vorzüglich fanden sich die holländischen Städte, welche Waldemar mitbesiegt hatten, im Mitgenusse der Früchte jenes Sieges beeinträchtigt durch die Vorschrift, welche die Getreideausfuhr aus andern als hanfischen Häfen verbot. Darüber zerfielen sie mit der Hansa und traten, als Feinde behandelt, welche man ganz von der Ostsee auszuschließen suchte, als Gegner auf. In der Fehde der wendischen Städte mit R. Erich 1427, sonderten sich schon die Niederländer ab, ließen sich besondere Privilegien geben und verfolgten ihr eigenes Interesse. Die Politik der Hansa und Lübeds hatte daher damals zwei Angelpunkte, um welche sie sich drehen, zwei Lebensfragen, welche sie lösen mußte, weil von beiden ihre Stellung unter den nordischen Mächten wesentlich bedingt war: die Auflösung der Calmarschen Union und die Ausschließung der betriebamen Niederlande von der Ostsee.

Die klugen Hanseaten verkannten die Lage der Dinge durchaus nicht, und hatten ihr Ziel beständig vor Augen, obgleich sich im Laufe der Zeit mannigfaltige Hemmnisse ihrer Kraftentwicklung entgegen gestellt hatten. Die Auffindung neuer Handelsstraßen nach Ost- und Westindien, die größere Sicherheit der Landstraßen machten den Handel freier und erlaubte nicht mehr, ihn auf bestimmte Punkte hinzuleiten oder den allgemeinen Wunsch der Fürsten und Völker, daran Antheil zu nehmen, zu beschränken. Die Macht der Fürsten war nach und nach befestigter geworden und manche hanfischen Städte verloren dadurch an Selbstständigkeit; der Adel betrachtete die Städte mit



Widerwillen und hatte im Süden wie im Norden unsers Vaterlandes häufige Fehden mit ihnen, wozu der alte Streit über die Pfahlbürger, d. h. derer, welche sich in den Schutz einer Stadt begaben, deren Bürger wurden, ohne ihren Wohnsitz zu verändern, immer neue Veranlassung gab, endlich legte die Reichsgewalt ihnen immer stärkere Lasten auf, während Maximilians ewiger Landfrieden und das Reichskammergericht zwar dem Faustrecht ein Ende machten, aber den politischen Einfluß der Fürsten, den Städten und den Rittern gegenüber, steigerte, weshalb später Franz von Sickingen sich, obgleich vergebens, dagegen auflehnte. Doch die Bürger jagten nicht, sondern wehrten sich tapfer gegen die größere Ausdehnung der fürstlichen Gewalt, und Lübeck hatte, ungeachtet seiner innern Kämpfe gegen die gewalthabende Aristokratie, seine Feinde nicht vergessen, und zeigte sich noch mächtig genug, sie in Schranken zu halten. Die Niederländer wurden mehrfach aus der Ostsee getrieben und 1511 kehrte die Lübecker Flotte mit 18 eroberten holländischen Schiffen nach Travemünde zurück; dem Könige Johann von Dänemark half es nicht, daß Kaiser Maximilian ihn, wie seine Niederlande, Anfangs begünstigte; der Bund griff seine Inseln an, eroberte bei dem 1425 gegründeten Helsingör seine Schiffe und blieb Meister der See. Als Christian (Christiern II.) sich mit der Schwester Karls V. verheirathete, die Niederländer begünstigte, um von den Niederlanden unterstützt zu werden, und Kopenhagen zum Hauptstapelplatz des Nordens zu erheben, da trat die Hanfa mit großer Entschiedenheit und so kräftig gegen ihn auf und benutzte die Unzufriedenheit der Völker mit diesem Könige so geschickt, daß die Calmarsche Union gesprengt, und Gustav Wasa auf den schwedischen Thron (1523) erhoben wurde; Stockholm ergab sich der Lübeschen Flotte und die beiden Rathsherren, welche den Oberbefehl hatten, übergaben sie an Gustav; Christian wurde aus allen seinen Reichen vertrieben, Kopenhagen für dessen Oheim, den Gegenkönig Friedrich von Schleswig-Holstein erobert, und dieser, den ein Lübesches Heer zu Lande und die Lübsche Flotte zur See begleiteten, welche Christians Admiral, Severin Norby's Schiffe bei Schonen verbrannte, erhielt 1524 die Krone von Dänemark und Norwegen. Damit schien die erste Aufgabe gelöst, die zweite sollte eine Folge der ersten werden. Gustav Wasa und Friedrich bestätigten die Privilegien der Hanfa in vollem Umfange und namentlich die wichtigsten: den Ausschluß fremder Nationen vom Sund und Belt, und damit schien auch dies Ziel erreicht und die Seeherrschaft der Hanfa im baltischen Meere durch alte und neue Verträge wie durch Bande der Dankbarkeit sicher gestellt und befestigt.

So lange jedoch Christian von den Niederlanden her seine verlorenen Reiche durch Angriffe beunruhigte, genossen die Städte ihre erworbenen Privilegien ungestört, weil die beiden neuen Könige die Hülfe derselben nicht entbehren konnten; aber kaum saßen sie fester auf den Thron, als sie nach gewohnter politischer Dankbarkeit ihre verbrieften und besiegelten Verpflichtungen vergaßen und den Städten Monopol und Privilegien zu entziehen bemüht waren.

Da schwang sich ein Mann an die Spitze des Lübecker Gemeinwesens, der mit hohem Geiste und kühnem Muth den Plan entwarf, seiner Vaterstadt und dem ganzen Norden eine andere Gestalt zu geben, der zugleich bei seinen großartigen Entwürfen auch die Fähigkeit zu besitzen schien, die Herrschaft des Bundes trotz der veränderten Zeitverhältnisse in ihrem alten Glanze wiederherzustellen: das war Jürgen (Jörg, Georg) Wullenweber.

Er, geboren im Jahre 1492 in Hamburg (oder wenigstens in einer Familie, welche scheint in mehreren Hansestädten ansäßig gewesen zu sein, denn 1532 finden wir seinen Bruder unter den Rathsmithgliedern in Hamburg), war Kaufmann geworden, viel zur See gewesen und hatte sich in dem Kriege gegen Christian und die Seeräuber so tüchtig erwiesen, daß ihn seine Freunde scherzweise den Admiral nannten; gehörte aber sonst nicht zu den bedeutenden patrizischen Familien, und hatte deshalb auch wenig Aussicht auf eine hervorragende Stellung im Staate. Dieser war damals rein aristokratisch; der Rath, in welchem die alten Geschlechter, die Patrizier (denn früh wandten sich Adelsfamilien in die Städte), saßen, ergänzte sich selbst aus den Vornehmsten der Stadt und zog nur dann die Bürgerschaft zu seinen Berathungen, wenn die größern Ausgaben der Stadt eine Bewilligung neuer Auflagen nöthig machten. Schon mehrmals hatten die Bürger sich dagegen aufgelehnt, Antheil an der Rathswahl und die Rathsfähigkeit der Gewerbsmänner verlangt, und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war es zu so ernsten Auftritten gekommen, daß die Rathsherren die Stadt verließen, Kaiser Ruprecht eine Achtserklärung erließ, und König Erich die Rückkehr zur frühern Ordnung der Dinge bewirkte. Jetzt aber traten zu den Anforderungen der Bürger die religiösen Bewegungen, welche durch die eindringende Reformation veranlaßt wurden, gaben dem Gemeinwesen eine neue Gestalt und einen Mann von Wullenwebers kräftigem Muth, praktischem Verstande und natürlicher Beredtsamkeit die Gelegenheit sich hervorzuthun und das Regiment in seine Hand zu bringen. Dieser hatte gesehen, daß in Schweden, wohin er hauptsächlich Handel trieb, alle Verheißungen, welche der König den Lübeckern in der Zeit der Noth gemacht, unerfüllt geblieben, ja, daß er die Absicht hege, sie ganz

aus dem Reiche zu verdrängen, und die Niederländer, den Schweden und Dänen große Verheißungen gemacht, damit ihnen der Sund geöffnet werde. Er hatte deshalb dem Bürgermeister Nic. von Brömse aufgefodert, diesen Anschlägen mit Ernst zu wehren, auch sich erboten, selbst mit auszugehen und die alten Rechte zu verteidigen. Brömse, streng katholisch und unwillig gegen den lutherisch-gesinnten Bullenweber, wies ihn mit harter Rede ab: „das sei des Rathes Sache und stände in höhern Händen, wenn man wiedertäuferische Thaten bedürfe, würde man ihn holen lassen.“ Das trug dieser ihm nach, bis die Unruhen ausbrachen, die Brömser's Härte gegen die evangelischen Geistlichen veranlaßte.

Die ersten Spuren der Reformation zeigten sich 1523 in Oldeslohe, wohin viele Lübecker Bürger zu ihrer Erbauung hinreisten, und die neue Lehre in ihrer Stadt verbreiteten; aber noch 1528 ließ der Rath, offen die Gegenpartei nehmend, unterstützt von den Patrieciern, den Besuch benachbarter lutherischer Kirchen verbieten, die beiden evangelischen Prediger Wallhof und Wilms verbannen, Luthers Postillen und andere Schriften durch den Büttel auf öffentlichem Markte verbrennen und die Sänger seiner Lieder einkerkern. Weil aber die Finanzen sich in einem zerrütteten Zustande befanden, so mußte die Bürgerschaft zusammenberufen werden. Die Bürger verlangten nun, daß ein Ausschuß erst von 48 (24 aus den Aemtern, und 24 aus den Junkern und Kaufleuten) dann von 64 Bürgern mit dem Rath die Vorschläge über die zerrütteten Geldangelegenheiten überlegen, ihnen die Einsicht und Rechnungsablegung über die Staatseinnahmen und Ausgaben einräumen und die verjagten lutherischen Prediger zurückrufen sollte. Vergebens erklärten Brömse und der Rath dieses Verlangen sowohl für keckerisch als rebellisch, vergebens suchten sie die Gegner zu trennen. Die Bürger verweigerten standhaft jede Abgabe, bis jene nachgaben, und die Prediger wieder einsetzten. Die Chronik von Raimund Kock (Pastor zu St. Petri) erzählt: 1530 den 7. Januar sind tho Lübeke van enem erbaren rade de twe ersten Prediger des Evangelii, in jegenwardicheit der 48 deputerten Borger angenamen (die Bürgermeister Brömse und Plönnies werden dabei genannt) und hebben en befohlen, dat se scholden Gades Wort lutter und rein predigen und trachten na Frede und eindracht. Als die katholische Geistlichkeit sich auf keine Disputation einlassen wollte, bewirkten die Bürger den 7. April 1530 den Befehl, „sich bis auf Weiteres des Predigens zu enthalten,“ die Geldangelegenheit wurde bewilligt und 64 Bürger zu Vertretern der vier Stadt-Quartiere erwählt. Vergebens drohete Heinrich der Jüngere von Braunschweig, dessen Vorfahren das Hochstift begründet und begabt hatten, in Uebereinstimmung

mit dem Kaiser: der Rath mußte den Bürgern urkundlich versprechen, die Einführung der Reform als sein Werk zu vertreten und am 30. Juni den katholischen Gottesdienst gänzlich abschaffen; vergebens forderte ein kaiserliches Mandat, welches der Bruder des Bürgermeisters, der Dr. Brömse bewirkt hatte, von Augsburg aus (Oktober), wo eben der Reichstag gehalten worden, den Rath, an den Beifand benachbarter Fürsten verweisend, „die Vierundsechziger sollten von ihrem Thun absehen, von ihrem Amte abgesetzt und der alte Gottesdienst wieder hergestellt werden:“ die Gährung nahm so zu, daß der Rath selbst die Vierundsechziger bitten mußte, ihre Funktionen fortzusetzen und zugab, daß sie ihre Zahl mit 100 Bürgern verstärkten, ohne deren Bewilligung er keine Bündnisse zu schließen und in Militärangelegenheiten ihnen die Aufsicht einzuräumen versprach. Diese Grundartikel einer wirklichen Bürgerverfassung statt der bisherigen Gemeindeverfassung, wurden den 13. Oktober 1530 abgeschlossen (S. Regtmann Chronik 151), und damit war zugleich die Reformation vollendet. Am 18. Februar 1531 gelobte der Rath Amnestie wegen des Vorgefallenen und erhielt durch vier Abgeordnete der Bürgerschaft das Versprechen des Gehorsams. Unter diesen Sprechern der Bürgerschaft begegnen wir zuerst dem Namen Bullenweber. Er, einer der Deputirten, nahm von Brömse den Handschlag und sprach: dat gy dit holden (halten) wullen by jawen (euern) eren und eden (Ehren und Eiden) also jaw Gott helpen schall, des gewet (gebet) my jawe hand! Dann geschah daselbe von Bullenweber, der sich bisher weislich zurückgehalten, obgleich, er einsehend, daß die ganze Kraft der Hansa nöthig sei, um das Reg zu zerreißen, welches sich immer enger um Lübeck zusammenzog, fürchtete, wenn Brömse an der Spitze des Rathes bliebe, der Kaiser allen Einfluß aufbieten werde, die Feindseligkeiten gegen seine Niederlande zu verhüten, deshalb im Stillen gegen ihn wirken mochte.

Die öffentliche Versöhnung (auch Bugenhagen feierte dieselbe noch durch eine Predigt), welche die ganze Bewegung gesetzmäßig zu beendigen schien, war aber Manchem nicht von Herzen gegangen. Die Beschränkung der Machtvollkommenheit war den beiden wortführenden, mit dem Kaiser in lebhaften Unterhandlungen stehenden Bürgermeistern Nic. von Brömse und Herm. Plönntes so unerträglich, daß sie trotz Wort und Handschlag schon am Ostersonntage, 8. April 1531, heimlich die Stadt verließen, hoffend, die kaiserliche Hülfe dadurch zu beschleunigen. Jetzt erhob sich der Sturm von neuem, die Bürger besorgten einen Angriff benachbarter Fürsten, namentlich Albrechts von Mecklenburg, schlossen daher die Thore, gaben den zurückgebliebenen Rathspersonen, ein Einverständniß mit den Entflohenen

fürchtend, Hausarrest. Einer Absetzung, welche viele Bürger verlangten, widersetzten sich theils die lutherischen Geistlichen, welche es als „Widerstrebung gegen Gottes Ordnung“ betrachteten, theils Bullenweber, der, als sie großen Theils abdanken wollten, sie aus ihrer Haft befreite, aber sie geloben ließ, sich nicht ohne Abnahme der Stadtrechnungen zu entfernen und dem Bürgerausschusse das große Siegel auszuhandigen.

Von jetzt an war Bullenweber die Seele der Bürgerschaft. Er war es, der die bestürzten Bürger ermutigte, aber auch in ungezügelter Weise das Wort führte; er war Mitglied der Kommission, welche mit dem Domkapitel wegen einer Disputation über die Glaubensartikel, deren die Domherren sich weigerten, unterhandeln sollte; auch wurde er zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe, besonders bei den dänischen Thronstreitigkeiten, mit Erfolg benutzt. Der abgesetzte Christian hatte nämlich, unterstützt durch das Geld niederländischer Kaufleute, gegen glänzende Freibriefe, in Holland und Friesland eine Flotte und ein Heer von 7000 Mann zusammengebracht, womit er den 15. Oktober 1531 von Medemblik in See ging und in Norwegen landete. Die dortige Geistlichkeit war ihm verbunden, unzufriedene Norweger schlossen sich ihm an, die festen Plätze fielen und bald kündigte der Reichsrath dem König Friederich den Gehorsam auf. Dieser wandte sich in seiner Noth an den schmalkaldischen Bund, wollte beitreten, „obgleich er jetzt wegen seiner Bischöfe und ihrem Abelsanhang es nicht aussprechen dürfe, daß er gut evangelisch sei:“ der Bund wollte aber darauf nicht eingehen. Er wandte sich nun an Lübeck und kaum hatte er dorthin neue genügende Zusicherungen wegen des holländischen Handels gegeben, als (ehe die Dänen noch gerüstet waren) vier wohlausgerüstete Lübecker Kriegsschiffe erschienen die Schiffe Christians verbrannten, Aggerhus verproviantirten und im folgenden Jahre, als sich eine größere Macht versammelt hatte, Aggerhus entsetzte. Der Bischof von Densee, Knud Gyldenstiern, welcher die vereinigte Flotte im Namen Friedrich I. führte, trat aber, während die Hanseaten vergebens auf Fortsetzung des Kampfes gegen die holländischen Schiffe, den Bundesgenossen Christians, warteten, mit dem gebeugten König in Unterhandlung, und dieser begab sich gegen das Versprechen eines sichern Geleites nach Kopenhagen, um sich mit seinem Oheim zu versöhnen. Dieser aber warf ihn treubruchig in einen elenden Kerker zu Sonderburg zur lebenslänglichen Gefangenschaft. Die Lübecker sahen sich aber dennoch um den gehofften Lohn schmähdlich betrogen! Zwar war es Bullenweber in Kopenhagen gelungen, den 1. Mai 1532 einen Traktat zur gemeinschaftlichen Fortsetzung des Krieges gegen die Niederländer zu schlie-

sen, der ihm die Herrschaft im Sunde in Aussicht stellte; zwar fühlten die niederländischen Kaufleute die Folgen der erlittenen Niederlage schon im Sommer sehr bitter, indem 10,000 ihrer Schiffleute unbeschäftigt waren und die Kornpreise auf's Doppelte stiegen; desto eifriger bemühten sie sich, auch durch des Kaisers Unterstützung, die Vollziehung des Vertrages zu hintertreiben und wirklich begann der dänische Reichsrath eine direkte Unterhandlung mit den Niederlanden, welche zum Genter Handelsbündniß (9. September 1533) führte, wobei man sogar die von den Lübeckern genommenen Schiffe zurückgab. Diesen Betrug vergaß Wullenweber, vergaßen die Hanseaten dem charakterlosen Könige und seinem treulosen Volke nicht; und in des erstern Seele reiften Pläne für eine entschiedene Wirksamkeit!

Bisher war, obgleich einflußreich, Wullenweber immer noch der schlichte Bürger ohne Amt und amtlichen Einfluß auf die Leitung des Staates und selbst bei der Ergänzung des Rathes, welcher nach Heinrich des Löwen Statuten aus 24 Mitgliedern bestehen sollte, wählten die Hundertvierundsechziger\*) neue Personen aus ihrer Mitte, (und das war ein Eingriff in die Verfassung, den die entwichenen Bürgermeister benutzten), worunter sich Wullenweber nicht befand. Der Rath, größtentheils aus den alten Herren bestehend, war der Schläffheit und der Schwäche beschuldigt, des Niederhaltens jeder Kraftäußerung der Bürgerschaft; es wurde ihm vorgeworfen, daß er Christian, statt ihn als Pfand für die Befriedigung der städtischen Ansprüche zu behalten, den Dänen überliefert, und dadurch die Stadt um alle Früchte des Sieges gebracht habe. Man wünschte ein kräftigeres Regiment und Wullenweber sah darauf, den Hemmschuh höherer Kraftentwicklung aus dem Rathe zu entfernen. Nach den alten Statuten Heinrichs des Löwen stand es jedem Rathsgliede frei, wenn er zwei Jahre im Rathe geseßen, im dritten auszutreten. (Des driden Jaers sol he frye sin des Rads, men he möghe id dann mit Bedde von rome hebbhen, dat he soeke den Rad. Becker II. 54.). Diese Erlaubniß war aber, da man das Amt nicht mehr als

---

\*) In den Statuten heißt es zwar: „keset (erkiestet) man Jemand in den Rad (und daraus wollte man die aristokratische Wahl des Rathes durch die Rathsglieder selbst und aus den patrizischen Familien ableiten), allein die Bürger meinten, damit sei nicht gesagt, daß die Wahl dem Rathe zustehet; sie fürchteten, daß solche gewählt würden, welche denn lick en dat evangelium wurden vervolgen. Es half daher nicht, daß der Rath sich auf die von Hamburg, Lüneburg, Bismar, Rostock, Stralsund zc. gewährleistete Ordnung von 1416 bezog, nach welcher es heißt: der olde Rad schall den Rad vullkesen ho sick. Es wurden vom Ausschusse neun Personen vorgeschlagen, aus welchen der Rath sieben nehmen mußte: dadurch kam das kaufmännische Element in den patrizischen Rath.

Laßt, sondern als Ehre zc. betrachtete, bald nicht mehr beansprucht. Sei es nun, daß man dieses Statut falsch auslegte, oder daß irgend ein anderes besagte: „dat alle jar de drüdde deel des Rades scholde affzahn“, genug, es wurde festgestellt, daß Niemand länger als zwei Jahre im Rathe sitzen, folglich jährlich der dritte Theil ausscheiden sollte. Als nun am 21. Februar 1533 der Rath erneuert war, wurde Wullenweber mit sieben andern zu Rathe gewählt und schon 14 Tage später nach Kunte's Tode zum Bürgermeister. Willebrand, kein Freund Wullenwebers, erzählt in der hanfischen Chronik S. 157, daß er diejenigen, welche seinen Plänen entgegen gewesen, habe ausscheiden und solche wählen lassen, welche er auf seiner Seite geglaubt, und allerdings macht die schnellfolgende Bürgermeisterwürde, wie die Thatsache, daß er nach zwei Jahren keine Anstalt machte, wieder abzutreten, die rechtlichen Motive verdächtig; die Politik muß sie entschuldigen! Wullenweber stand jetzt auf einem Platze, wo er die unzubeweisende Kraft seines Geistes zeigen konnte, das Heft des Regiments war in seiner Hand, im Rathe wie in der Bürgerschaft galt sein Wort. So trat er mit seinen ehrgeizigen aber großartigen Entwürfen hervor, bei welchen ihm außer dem Syndicus Oldendorp, ein anderer merkwürdiger Mann, Marx (Markus) Meyer die Hand bot.

Dieser Mann, in seiner Vaterstadt Hamburg früher Hufschmied, hatte, von seinem abenteuerlichen Sinne und kühnem Unternehmungsgeiste angeregt, das ruhige Bürgerleben verlassen und war unter die Landsknechte gegangen, welche als Söldner in verschiedener Herren Dienste traten. Nachdem er 1523 bei der Belagerung von Kopenhagen gedient, war er in Holland zu Christians Heer und mit diesem nach Norwegen gekommen, wo er sich bei Tag und Nacht mannhaft gegen die Feinde bewiesen. Nachdem er auf einem Schiffe den Lübeckern in die Hand gefallen, hatte er bei ihnen, die eines Fähnrichs bedurften, seiner persönlichen Tüchtigkeit und Kriegserfahrung wegen Anstellung gefunden, und ihnen bei Dpslo rühmliche Dienste geleistet. In Lübeck wurde er, durch hohe, kräftige Gestalt mit männlich schönen Zügen ausgezeichnet, gewandt in allen Lagen des Lebens, geschmeidig im Umgange, mit Fähigkeit begabt, und im Bewußtsein desselben voll Selbstgefühl auftretend, voll unbezwinglichen Muthes, der vor keinem Wagniß erbebt, bald der Liebling der Menge und der Günstling der Vornehmen, so daß ihm nach dem Nürnberger Religionsfrieden das Kommando eines ausgesuchten Corps von 800 Mann (Willebrand hat unwahrscheinlich 6000 Mann), welches die Stadt dem Kaiser gegen den Sultan Solimann zu Hülfe schickte, übergeben wurde. Hier zeichnete er sich bei der Vertreibung der Türken aus Oesterreich, neben dem tapfern Augs-

bürger Feldhauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach vorthellhaft aus, so daß er nach seiner Rückkehr durch seine bedeutende Persönlichkeit und die Gunst des Volkes gehoben, nicht allein „da er sich prächtig hielt und ein ansehnlicher Kerl war,“ die Hand der reichen Wittwe des verstorbenen Bürgermeisters Lunte (nach Willebrand gegen den Willen ihrer Verwandten) erhielt, sondern auch die Freundschaft des ihm geistig verwandten Wullenwebers: und beide, „hier war die Faust, dort das Erfinden,“ vereint ein neues Lübeck, eine neue Hansa, einen neuen Norden zu gestalten sich bemühten.\*)

Kaum stand Wullenweber an der Spitze des Staates, als er die Bürgerschaft auf das Rathhaus berief, ihr die Gefahr des hanfischen Handels durch die Holländer mit lebhaften Farben schilderte, zu kräftigen Maßregeln aufforderte: und williges Gehör fand, weil der Krieg nichts kosten sollte. Die in der Schatzkammer bewahrten Kirchenschätze, 100 Centner Silber und Gold, fast eine halbe Million Mark jetzigen Geldes (an silbernen Gefäßen und Bildnissen allein 484 Pfund 13 Loth) sollten zur Ausrüstung von Kriegsschiffen, die metallenen Kronleuchter zu Kanonen verwendet werden, und bald ging eine Flotte in See, deren Admiral Markus Meyer war. Auf die Kunde, daß 24 holländische Kauffahrer, sich nicht in die Ostsee wagend, an der englischen Küste lägen, segelte er in die Nordsee, nahm ein spanisches und zwei holländische mit englischen Gütern auf Rechnung des Königs beladene Schiffe, während die übrigen in englischen Häfen Sicherheit suchten. Am folgenden Tage, den 15. August 1533, gieng Meyer unter kriegerischem Gepränge mit acht Leuten dennoch ans Land, um Lebensmittel einzunehmen, ward aber am dritten Tage als Seeräuber verhaftet, und auf des Königs Befehl in den Londoner Tower gebracht, worauf die ihres Führers beraubten und der Lebensmittel ermangelnden, entmuthigten Seinen

\*) O Meeresenge, dunkelblauer Sund,  
Du Fels umstarrte Ostseepforte,  
Wie schaut' ich oft hinab in deinen Grund  
Und zwang ins Herz zurück der Sehnsucht Worte!  
Dort unten, wo die Welle leiser schloß,  
Sah ich den Zauberschlüssel liegen,  
Der uns ein neues Wunderreich erschloß,  
Von Meeresherrschaft, Glanz und Siegen!

So läßt Geibel in der „Septembernacht“ den Wullenweber reden.

Und der Chronist Rod erzählt: In dessem Jare was tho Lübeck Borgermeister J. Wullenweber de hedde by sik gesworen schot und regiment van den Oresundt an de Hansischen tho bringen, unde scholden de uth den stedten met eren schepen kenens penniges werth an de Dänen betalen.



in die Elbe segelten und dort den Winter über liegen blieben, während die Holländer dem läbischen Handel in der Ostsee beträchtlichen Schaden zufügten.

Von Lübeck aus ergingen indes Schreiben an den König von England, die hanfischen Kaufleute des londoner Stahlhofs leisteten Bürgschaft für die aufgegriffenen Güter: Meyer kam in Freiheit, ward an Heinrichs Hof berufen, und wurde nicht allein ehrenvoll empfangen, sondern gewann auch die Gunst des Königs in dem Maße, daß dieser ihn den 8. Nov. 1533 zum Ritter schlug, mit einer goldenen Kette beschenkte und ihm ein ansehnliches Jahrgehalt aussetzte. So kam der als Seeräuber verurtheilte Meyer, mit Ritterehren geschmückt, den 15. Jan. 1534 wieder in Lübeck an, um die alten Pläne kräftiger zu verfolgen. Diese Umwandlung scheint unbegreiflich, wenn man nicht die damaligen Verhältnisse berücksichtigt. Kaiser Heinrich VIII. stand damals im Begriff, mit dem Papste zu brechen, und hatte, nach Verbündeten sich umsehend, auch an die Hansesstädte eine Gesandtschaft geschickt. Der dänische König Friedrich war im April 1533 gestorben, an Kronbewerbern fehlte es auch dort nicht; und bei dem wachsenden Mißverhältniß zwischen dem Kaiser Karl und Heinrich VIII. (letzterer hatte sich von Karls Nichte, Katharine von Arragon, scheiden lassen), konnte es diesem nicht gleichgültig sein, ob der dänische Thron im niederländisch-burgundischen oder einem entgegengesetzten Interesse besetzt werde: mochte also Meyer dem Könige auch nicht die Aussicht eröffnet haben, die Krone mit der Hansa Hülfe für sich selbst zu gewinnen, so scheint doch gewiß, daß er ihm in Lübecks Namen das Versprechen gegeben, daß kein Fürst jenen Thron besteigen solle, den der König nicht billige, wogegen dieser das Unternehmen Lübecks zu unterstützen verhieß.

Während Meyer in England sich befand, war Bullenweber selbst nach Kopenhagen gereiset, um bei der Königswablangelegenheit mitzuwirken und seiner Stadt Interesse wahrzunehmen. Beredt und freimüthig schilderte er vor dem Reichsrathe die Dienste, welche die Hansa dem dänischen Reiche mit dem Blute ihrer Bürger geleistet; klagte laut über Undank und verlangte die vertragsmäßige Sperrung des Sundes gegen die Holländer, wurde aber auf die baldige Königswahl vertröstet; er wandte sich an den protestantisch gesinnten Sohn Friedrichs, Christian von Holstein, dessen katholisch erzogener Bruder Johann unter der hohen Geistlichkeit zahlreiche Anhänger hatte, und trug ihm seine Unterstützung an; dieser lehnte sie aber vorsichtig ab. Auch Gustav Wasa gedachte der großen Dienste, welche Lübeck ihm geleistet, nicht mehr, sondern trat dem Bündniß mit den Niederlanden bei. Da faßte Bullenweber, begreifend, daß wenn er

mit den Niederlanden und Schweden kämpfe, ihm Dänemark entgegen könne, den Plan, die Verwirrung in diesem Reiche (wo die Bischöfe 1533 auf dem Reichstage unter dem Voritze Tycho Krabbes, vom Adel den Beschluß erkritten, die Vorrechte der katholischen Kirche wiederherzustellen, und die Wahl Johans durchzusetzen sich bemühten, während die weltlichen Stände um so eifriger für Christian wirkten), zu benutzen, und suchte, um freie Hand zu gewinnen, ein Abkommen mit den Niederlanden. Auf einem Kongresse in Hamburg sollte unter Vermittelung der Städte Hamburg, Lüneburg und Danzig (1534), dem auch holsteinische Edelleute beiwohnten, zwischen den niederländischen, burgundischen und lübisch-hanseatischen Gesandten ein Vertrag geschlossen werden. Bullenweber erschien mit Meyer und drei andern Rathspersonen in blankem Harnisch, silbernen Armhändern nebst einem prächtigen Geleite von 60 bewaffneten Reitern und großer Dienerschaft und hielt mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zum Verdruß der übrigen Gesandten seinen Einzug, auch mochte er im stolzen Selbstgefühl und dem Bewußtsein seiner Kraft Manchen verletzt haben; daher äußerte sich eine Spaltung in den Ansichten der städtischen Gesandten, wodurch eine entschiedene Haltung verhindert wurde; daher lehnten die Niederländer, sobald sie dies merkten, Bullenwebers Vorschlag, jährlich nur mit 12 Schiffen den Sund zu befahren, entschlossen ab und verlangten freie Schifffahrt. Als der stolze Bullenweber keinen Halt an seinen Mitgesandten fand, als der aristokratische Stralsunder Bürgermeister ihm sogar zurief: „Herr Jürgen, ich bin bei vielen Verhandlungen gewesen, habe aber nie gesehen, daß man so verfährt als Ihr; Ihr werdet mit dem Kopf an die Mauer laufen, daß Ihr werdet auf den Hintern zu sitzen kommen;“ als auch holsteinische Edelleute ihn mit höhnischen Worten kränkten, verließ er, keinen Frieden mit den Holländern wünschend, und von einem Kongresse vielleicht überhaupt kein Heil erwartend, am 31. März voll Zorn die Versammlung, und eilte nach Lübeck zurück; theils um ohne Wissen seiner Parthei keine Verblindlichkeiten zu übernehmen, theils um sich über das unpolitische Betragen seiner Mitgesandten zu beschweren. Als jedoch die aristokratische Parthei des Rathes ihn über die Vorfälle in Hamburg zur Rechenschaft zu ziehen vermeinte, berief er die Bürger in die Marienkirche, bestieg die Kanzel, entwickelte seine Absichten, führte bittere Klagen über seine Feinde in und außer dem Rathe, und die Gesandten, welche sich seinen Forderungen widersezt hätten. Dadurch erlangte er (wie Willebrand erzählt), daß seine Anhänger ihm auf jede Art ihren Beistand versprachen. Verschiedene verdächtige Bürger wurden eingezogen, andere entwichen, mehrere Rathsglieder

wurden mit Hausarrest belegt oder vom Rathe ausgeschlossen\*). Dann eilte Bullenweber wieder nach Hamburg und schloß mit den Niederländern einen Waffenstillstand auf vier Jahre, wodurch ihnen die freie Sundschiifahrt bewilligt wurde. Klug benutzte er die Umstände, rechnete auf England, wie auf die Unterstützung einer Partei im Innern. Während seines zehnwöchentlichen Aufenthalts in Kopenhagen hatte er die Lage des Reiches kennen gelernt, von dem Bürgermeister Ambrosius Bokbinder und dem Bürgermeister von Malmoe Jürgen Koß (Nynter), beide Deutsche, und von dem Bürger- und Bauernstand, der sich nach dem volksfreundlichen Christiern sehnte und unzufrieden mit dem aristokratischen Drucke des Adels und den antiprotestantischen Verfolgungen der Geistlichkeit war, hatte er im Geheimen das Versprechen erhalten, daß beide Städte, sobald eine Hansa-Flotte erscheine, vom Reichsrathe abfallen und dem Hansabunde beitreten würden. So wollte er dem nordischen Königthume seinen Undank fühlen lassen, der Lübecker Herrschaft, der lutherischen Lehre und dem freien Bürgerthume einen glänzenden Schauplatz eröffnen.

Auch in Schweden fehlte es nicht an Nahrungstoff. Der stolze Adel war Bürgern und Bauern, welche sich nach Befreiung von einer beschränkenden Aristokratie sehnten, verhaßt, der gebieterische

---

\*) Charakteristisch für den anti-revolutionären Geist der protestantischen Theologen ist der Brief des Lübecker Super. Bonnus vom 4. Mai an den Rath, welchen Willebrand pag. 159 — 162 ganz mittheilt: Er redet zuerst von den wichtigen Aemtern, zu deren Uebernahme er sich habe überreden lassen und erklärt, daß die Stadt als Hauptstadt der ganzen Sachsenzunge nademe disse Stadt ene Hovet Stadt is gantzer Sachsen Tungen) einen tapfern ansehnlichen Mann an seiner Stelle bei dem einreisenden Seltengewesen nöthig habe (dat men enen dappern ansehnliken Mann in myne Stede mit dem allerersten sette). Dann sei ihm eine nicht geringe Beschwerde (Beswering) in seinem Amte (welches zum Frieden, zur Liebe, Eintracht und besonders zum Gehorsam gegen die Obrigkeit (Averigheid) wenn se ock schon böse wäre, treibe), der Mißbrauch und das übereilte Verfahren des gemeinen Mannes, wobei es das Ansehen habe, als frage man gar nicht nach unserm Predigen und treuem Ermahnen (truliken Vermahnen): daß man die ordentliche Obrigkeit antaste (vergripe) etliche Personen aus dem Rathe weise, andere ohne offenbare Ursachen (ane apenbare Orsake) auf bloßen Verdacht hin (allene ut Verdachtnisse) festsetze, gleich als wenn der gemeine Mann der Obrigkeit Richter sei, da sie doch an Gott einen Richter habe, dem sie nicht entgegen (entlophen) werde. Sein Gewissen, sein Amt nöthige ihn zu erklären, daß Christen nicht gesteme, so zu verfahren, er könne nicht glauben, daß es der Stadt Heil bringe: man möge das bei Zeiten bedenken, ehe der Schade zu groß werde (God geve, dat wy idt men erkennen by Tyden, ehe de Schade tho grot wert). So habe man in Münster auch erst angefangen, dann wäre der Wiedertäufer (Wedderdöper) Regiment gelommen zc. Er erhielt einen Verweis und Verbot der Kanzel.

König nicht überall beliebt; in Stockholm zog die starke deutsche Bürgerschaft und ein Theil der Schwedischen die Aufnahme in der Hansa dem Glanz einer Residenzstadt vor; flüchtige Schweden gab es viele in Lübeck, wie in Mecklenburg: deshalb faßte Wullenweber den Plan, den gefangenen Christiern wieder auf den dänischen, aber Gustav vom schwedischen Thron zu bringen, und so seiner Erklärung, welcher jener einst den Schweden gemacht: „Lübeck habe noch mehr Könige in der Tasche; wie es Gustav eingesetzt, könne es ihn auch wieder absetzen,“ die That folgen zu lassen. Dazu bedurfte er aber eines Kron-Präsidenten von Gewicht, den man dem Könige entgegen stellen konnte. Nun lebte zwar in Lübeck der Schwestermann des Königs, der Graf Johann aus dem alten westphälischen Hause Hoya, der mit einem Theile von Finnland belehnt, mit Gustav in Spannung gerathen war, und, als der König ihn zu sich eingeladen, Unheil befürchtend, über Reval nach Lübeck entflohen war. Als nicht eingeborner und jetzt flüchtiger Schwede schien er jedoch nicht der Mann, um das schwedische Volk anzuziehen! — Wullenweber warf daher seinen Blick auf den jungen Svante Sture, Sohn des letzten schwedischen Reichsverwesers, der als 16jähriger Jüngling von Gustav zu seiner Ausbildung nach Deutschland an den Hof des Herzogs von Lauenburg geschickt worden war. Er ließ ihn nach Köln kommen, wo ihm Meyer durch die lockendsten Verheißungen der Königskrone zu blinden suchte. Der Jüngling, dem es theils an Energie fehlte und der theils durch andere Wünsche an die Heimath geknüpft war, weigerte sich entschieden. Auf die Besorgniß, daß er darüber seine Erb-güter zu verlieren in Gefahr komme, entgegnete Meyer: „Wir Herren von Lübeck sind reich und mächtig genug, Euch schadlos zu halten;“ und als er dennoch sich auf nichts einlassen wollte, verließ ihn Meyer mit den Worten: „Will Sture nicht in Gottes Namen, so soll er in des Teufels Namen!“ Bald erschien ein Rathsherr mit funfzig Reitern und führte ihn gefangen nach Lübeck unter dem Scheine des Vergeltungsrechtes, weil die Schweden im Februar alle dort zufällig anwesenden hantfischen Bürger fest genommen hatten. Sture wurde hier zwar stattlich gehalten und ging auf sein Ritterwort frei umher, aber die Versuche, ihn zu verlocken, hörten nicht auf. Wie nichts den Familienehrgeiz bei ihm anzuregen vermochte, ließ man ihn endlich bei der Hochzeit der Stieftochter Meyers, bei welcher der Herzog von Lauenburg gegenwärtig war, frei, doch blieb er, um allen Verdacht zu vermeiden, in Deutschland; allein der undankbare Gustav nahm 1537 dem die Braut, der sich geweigert hatte, mit ihm um die Krone zu ringen. — Wie groß Wullenwebers Einfluß damals war, ergibt sich aus dem Fortgang, den das demokratische Interesse in den wens-

difchen Städten, welche der Syndikus Oldendorp durchreifete, nahm: die Stralsunder fetzen ihre Bürgermeifter gefangen, Roftock zwang die ibrigen zur Rüstung, die Koften des Kriegs follten die Reichen tragen, Reval und Riga leisteten Hülfe, alle Städte bekamen neuen Muth; man hörte nichts als von Lübeck. „Wäre es den Städten gelungen, wie sie hofften,“ fagt Rangow in der Pommerfchen Chronik, „es hätte unter Wullenwebers und Lübeds Diktatur kein Fürft oder irgend ein Edelmänn bleiben mögen.“

Der Plan des Krieges gegen Dänemark war indeß zur Reife gediehen. Wullenweber und seine beiden bürgermeisterlichen Freunde in Kopenhagen und Malmoe hatten den Entschluß gefaßt, für den gefangenen Chriftiern den Kampf zu beginnen. Wohl war er früher im Lande verhaßt gewesen und hatte sich viele Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen; aber diese waren mehr gegen den übermächtigen Adel gerichtet, und jetzt galt er als Volksfreund; wohl hatte ihn die Hansa am heftigsten bekriegt, weil er ihrem Handels-Interesse entgegen stand, aber jetzt war die Rede von der Bekämpfung der Aristokratie, die er immer gehaßt hatte und dem Sieg der hanseatischen Handelsmacht. Mochte Chriftierns Befreiung oder Wiedereinsetzung auch nur der Vorwand sein, oder Wullenweber den Kaiser dadurch zu gewinnen hoffen, was Brömser hintertrieb, so brauchte man doch einen fürstlichen Feldherrn, der dem Unternehmen durch seine Person einen Rechtsgrund, und durch seine Stellung Glanz verleihen und durch seine protestantische Gesinnung das Volksinteresse für sich gewinnen, den man, falls Chriftierns Befreiung oder seine Wiedereinsetzung nicht thunlich schien, auf den Thron bringen konnte. Dieser fand sich in dem Grafen Christoph von Oldenburg, einem Vetter sowohl des gefangenen Chriftiern als des Herzogs und Kron-Präsidenten Christians von Holstein. Dieser Mann, geb. 1504, jung, blühend, eifriger Protestant, hatte, nachdem er seine Jugend am Hofe Philipps von Hessen zugebracht, im Bauernkriege und bei der Belagerung von Wien einen kriegerischen Ruhm erworben, für Chriftian in Norwegen gekämpft und Wullenwebers und Meyers Bekanntheit in Hamburg gemacht. Mit Freuden übernahm er das Feldherrnamt, welches ihm eine Krone bringen konnte! Dagegen versprach er im Falle des Sieges den Lübeckern Gothland, Helsingborg und Helsingör zu überlassen, wodurch ihr Uebergewicht im Sund und der Ostsee für immer entschieden worden wäre. Ja, er soll ihnen sogar die Versicherung gegeben haben, ihnen den gefangenen Chriftiern auszuliefern, sobald er ihn befreiet habe, und den legitimen König in ihrer Gewalt, hätten sie die drei scandinavischen Reiche in große Berlegenheit setzen, oder kam er wieder auf den Thron,

den Sund gewinnen können. So warf ein Mann, der noch vor Kurtzem einfacher Kaufmann gewesen, led dem Könige von Schweden und Dänemark den Handschuh hin und erschraf nicht, als sie ihn aufhuben!

Graf Christoph warb mit hanseatischem Golde in kurzer Zeit ein Heer von 4000 Landsknechten und Reitern, der Graf von Hoya und andere Edelleute schlossen sich ihm an. Erst als das Heer den 14. Mai 1534 vor Lübeck lagerte, legte Wullenweber dem Rathe, den Hundertvierundsechszigern und der Bürgerschaft seinen Plan vor und dessen Aussichten, zeigte, wie sich jetzt eine Gelegenheit finde, sich an die gegen die Stadt undankbaren Reichsräthe, denen sie treuen Beistand geleistet, und an die Bischöfe, welche das Evangelium dämpfen wollten, zu rächen, ihre alte Freiheiten bestätigt und neue zu erhalten, und verlangte dann die Ausrüstung einer Flotte, um den Grafen und sein Heer nach Seeland überzuführen, wo sie mit Verlangen erwartet würden. Jubelnd stimmte die Bürgerschaft ein und als der Graf am folgenden Tage mündlich um Beistand für Christiern bat, wurde ihm dieselbe einstimmig zugesichert; obgleich der Rathsherr Lambert von Dahlen den Muth hatte, auf das Gefährliche des Unternehmens hinzudeuten und dafür beinahe aus dem Fenster geworfen wäre. Jetzt forderte Christoph die Loslassung des gefangenen Königs, und als Herzog Christian von Holstein sich damit entschuldigte, Jener sei auf Geheiß des dänischen und schwedischen Reichsraths gefangen genommen, so erfolgte die Kriegserklärung. Zunächst lag es vielleicht in der Absicht Lübecks, der Länder der Hochstifte sich zu bemächtigen und sie nach dem Tode des Bischofs völlig einzuziehen, denn die öffentlich ausgesprochene Ursache war, weil die Holsteiner es auf dem Kongreß zu Hamburg mit den Niederländern gehalten. Darum fielen der Graf und Marx Meyer ins Holsteinische, nahmen Eutin, eroberten Trittau, Plön und belagerten Segeberg. Hauptsächlich wollte man die Aufmerksamkeit dorthin lenken und den Herzog beschäftigen, vielleicht hoffte man, daß er mit ihnen eine gemeinschaftliche Sache gegen den dänischen Reichsrath machen würde, weshalb ihm auch wohl der begehrte Stillstand bewilligt wurde. Als dieser jedoch durch Eilboten die vertragsmäßige Hülfe von Dänemark verlangte, und der Reichsrath die Besatzung von Kopenhagen und Malmoe entblößend, den Feldherrn Johann von Ranzau zum Entsage Segebergs nach Holstein geschickt hatte, zogen die Lübecker sich nach Travemünde zurück, wo bereits 21 Schiffe bereit lagen und versegelten (19. Juni 1534) plötzlich den Krieg nach Seeland, wo sie schon am 22. Juni landeten, und sogleich die einzelnen Landestheile durch Schiffe in den Meerengen absperreten. Das Volk, welches Reichsrath und Bischöfe haßten, huldigte bereitwillig dem

Grafen als Stellvertreter Christierns. Malmoe schloß sich am 28. Mai an und verhaftete den fanatischen Bischof von Lund und damit war Schonen gewonnen. Nynter, welcher die Bürger aufgeregt und auch die Citabelle von Malmoe genommen hatte, leitete die Ausschiffung der Hanseaten vier Meilen oberhalb Kopenhagens, Roestild huldigte Christiern, die Schlässer des Adels auf Seeland, wie auf Moen, Falster kamen durch Bürgerlist in des Grafen Hand und schon am 16. Juli hielt er seinen Einzug in Kopenhagen, dessen Schloß sich am 25. ergeben mußte. Ueberall erfuhr der Adel den Grimm des Volks; einige huldigten, erschreckt durch den Bürger- und Bauernaufstand, andere flohen, sogar von Fühnen und suchten Schutz in Jütland. Prinz Johann nahm mit seinem Hofmeister Rosenfranz von Fühnen in Bauerntracht die Flucht nach Sonderburg auf Usen, wo ein holsteinischer Edelmann Borchdorff beide Gegenkönige: Christian und Johann mit gleicher Treue bewachte.

In dieser Noth endigten einige Reichsräthe das Zwischenreich, das sie, um ihre Machtvollkommenheit zu erhöhen, bisher hatten fortbauern lassen; sie traten den 4. Juli zu Rye bei Skanderborg zusammen, zwangen die Bischöfe, welche dem Keger ihre Stimme verweigerten und riefen Christian zum Könige aus; auch der Adel von Fühnen trat dieser Maßregel bei. Der holsteinische Herzog (eine der ruhigen norddeutschen zähen Naturen, welche sich nicht leicht regen; aber wenn sie einmal dazu genöthigt werden, ihre Angelegenheit mit aller Kraft, Ausdauer und Umsicht ins Werk setzen) stand indeß, als er die Nachricht seiner Königswahl erhielt, mit Ranau bei Travemünde (welches bei der Abfahrt des Grafen von Oldenburg angezündet wurde, nachdem die Einwohner ihre Güter nach Lübeck gebracht hatten), und suchte die Trave zu versperren. Wullenweber und Meyer eilten herbei, letzterer nahm eine Abtheilung Pommern, welche den Holsteinern zuzogen, gefangen, Mülln widerstand dem Geschüze des Herzogs. Endlich gelang es letzterm, eine Brücke über die Trave zu schlagen; der Plan Wullenwebers und Meyers, sie durch ein starkes, mit Geschüß versehenes Fahrzeug, („den eisernen Heinrich, isern Hinnerk“) zu zerstören, mißlang, weil es von den Pfaffen in der Stadt oder von Bauern, welche dort frei aus- und eingingen, verrathen wurde. Vor den Augen ihrer Weiber und Kinder sahen sich die Lübecker mehrmals geschlagen, ihre Landhäuser zerstört und die Stadt unmittelbar vor ihren Thoren von der See abgeschnitten: das erregte Mißvergnügen, welches die Erfolge in Dänemark nicht aufzuheben vermochte. Die Hundertvier- undsechsziger dankten ab, und im Rathe leisteten die Gegner Wullenwebers neuen Widerstand; die rasche Abwechselung der Rathswürde wurde abgeschafft; ob, um Wullenweber zu behalten oder die abgesetzten

Rathsherren gegen ihn zu gewinnen, scheint ungewiß. Daher kam es sowohl Bullenwebern, der hier sich nicht kräftig genug benommen zu haben scheint, als dem Herzog Christian, welcher Dänemark nicht aus den Augen verlieren konnte, gelegen, daß Hamburg und der schmal-kaldische Bund sich zur Friedensvermittlung anboten. Jener mußte, weil ihn die übrigen hanfischen Bevollmächtigten nicht genug unterstützten, seine Bedingungen: Abtretung der holsteinischen Dörter bis Gutin, der Inseln Gothland und Bornholm, der Erhebung des halben Sundzolls bis zur vollen Kriegsentschädigung aufgeben. Dagegen kam man auf einen sonderbaren Ausweg (der freilich mit der 1533 zwischen dem Königreiche und den Herzogthümern, als selbstständige Staaten, geschlossenen Union zusammenhängt), daß Christian als Herzog von Holstein mit den Lübeckern Frieden machte, und diese versprachen ihren Feldherrn Christoph nicht zu unterstützen, falls er Holstein angreifen würde, innerhalb den Grenzen des deutschen Reiches sollte also Frieden sein: den Krieg in Dänemark konnten beide Theile fortsetzen. Bei diesem am 10. November geschlossenen Vertrage wurden in Lübeck auch einige Irrungen zwischen Rath und Bürgerschaft abgestellt und ein beständiger ewiger Friede und Eintracht sowohl in als außer dem Rathe aufgerichtet (Frede und Endracht, sowol bynnen als buten Rades upgerichtet), alle Zwietracht (Twedracht) vergessen und vergeben (vergeten und vorgeven) werden. Der Rath verspricht keinen Bürger ins Gefängniß zu bringen, es sei denn durch Recht und Urtheil des offenen Gerichtshauses (Ordel apenbares Huses), und nicht zu dulden, daß Jemand im Rathe dieser Versöhnung entgegenwirke: wer das Gegentheil thue, solle ohne Gnade an seinem Höchsten bestraft und des Rathes nicht werth sein; dagegen begehrt er von den Bürgern, daß sich Niemand erdreisten soll, Versammlungen oder Zusammenkünfte zu halten (vordristen Vorsammlinge edder Tohope Kunst to maken), die zu Aufruhr oder Unwille gereichen konnten oder möchten (de to Upror edder Unwillen recken kunden edder mochten). Dann wird in Betreff Dänemarks und Schwedens erklärt, daß ein ehrbarer Rath (en erbar Radt: ein Titel, der noch jetzt in den Hansestädten gebräuchlich ist) mit Bewilligung und Vollmacht (Vollbort) ihrer Nachbarn (Naber) und Freunde, der ehrbaren Städte: Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg, auch mit Bedacht und Beistand derselben, den Ständen des Reiches Dänemark, betreffend die Erledigung (Erlodiginge) des Königs Christiern und der Aufrechthaltung (Holdinge) und Vermehrung (Vormeringe) der Freiheiten und Privilegien und Erstattung der Schäden und Kosten (Geldspildinge), Hülfe und Beistand erzeigt, dieser Beistand nach Jedes Vermögen noch ferner stattfinden soll, wenn nicht die



Sachen zwischen den Fürsten und den dänischen Ständen gütlich entscheiden, also, daß Christiern befreiet und der Fürst von Holstein und die Stände sich des Reiches halber nicht einigen würden; derselbe Beistand solle auch erfolgen, mit äußersten und höchsten Fleiß, mit Leib und Gut, wenn die Städte mit dem vermenten (vermeinten) Koning to Sweden, syner unhillig und unlidliken (unleidlichen) Gewalt, Overvaringe (Uebergriffe) und grausamer Tyranei, welche er gegen die Lübecker und anderer Städte Kaufleute (Koplüden) an Leib und Gut (Lyf und Gude) begangen; to Handgrepe (Handgriffe, Thätlichkeiten) kommen sollten. — Die Erbitterung gegen Gustav, der die Kaufleute und ihre Güter in Schweden festgehalten, leuchtet daraus hervor!

So hatte Bullenweber freie Hand, und jetzt nahm der Krieg in Dänemark seinen weitem Fortgang. König Christian, der im Lager vor Lübeck, und später noch, glimpfliche Bedingungen aufgestellt zu haben scheint (denn nach einem Schreiben von Hopfensteiner vom 20. Januar 1535 versprach er 1) gute Unterhaltung des gefangenen Christiern, 2) Zufriedenstellung des Grafen Christoph, 3) Erstattung von dem, was Lübeck „bei seines Herrn Vaters Zeiten“ auf das Königreich Dänemark verwandt habe, 4) in den Königreichen Dänemark und Norwegen, wie in den Fürstenthümern viel mehr Freiheiten und Gerechtigkeiten, als die Stadt bisher gehabt, und sogar einige Städte zum Unterpand), eilte nun, vor Lübeck nicht mehr festgehalten, mit seinen Truppen von dort nach Jütland, um dem verzweifelnden dänischen Adel Hülfe zu bringen. Warum sie — die Städte — jedoch wie es dort heißt, „nicht daran gewullt“, ob aus Mißtrauen, ob aus Uebermuth oder weil sie sich mit Andern zu tief eingelassen, ist nicht klar; — und Lübeck, den Feind nicht mehr in ihrer Nähe habend, schickte auch neue Verstärkung dorthin. Bullenweber, der vielleicht durch Abstellung der Hundertvierundsechsziger und des schnellen Wechsels der Rathswürde sich mit der Aristokratie zu versöhnen gemeint hatte, schickte Marx Meyer, den Grafen von Hoya und Andere nach Seeland; Christoph hatte während dieser Zeit noch weitere Fortschritte gemacht, Fühnen und Jütland in Aufstand gegen den Adel gebracht, Schlösser und Klöster erkürrt, zerstört und geplündert, die ganze Insel Fühnen dem König Christiern huldigen lassen. Dann schickte er einige verwegenen Freibeuter (besonders den kühnen Schiffsführer, „den Schiffer Clement“), welche er in Dienste genommen, zur Unterstützung der Bürger und Bauern nach Jütland. Diese landeten mit wenigen Gefährten bei Aalborg (14. Sept.) und riefen „Christiern und Volksfreiheit“ aus, nahmen Stadt und Schloß, vereinigten sich mit den Wendischfeller Freibauern, und so sah er sich bald an der Spitze von 6000 M.

schlug den Adel am 16. October, wurde aber bei Randers zurückgetrieben.

So standen die Sachen günstig! Aber Christian und sein tapferer, hochgebildeter Feldherr Johann Ranzau, beide in gleichem Grade eifrige Protestanten, mußten die Befürchtungen der protestantischen Dänen heben, den Glaubenseifer des Volks entwaffnen und den Lübeckern, welche die Vertheidigung der reinen Lehre als Hauptzweck des Krieges aufgestellt hatten, manche Sympathie rauben. Der Adel strömte ihm zu und bald ward (18. December) Aalborg, welches der kühne Schiffer besetzt hielt, erstürmt, zweitausend Bauern erschlagen, der kräftige Schiffer gefangen, und später nach langer Haft in Kolding enthauptet. Ueber die jütländischen freien Bauern erging aber ein strenges Adelsgericht, ihre Güter wurden schweren erblichen Abgaben unterworfen. Der freie Bauernstand Jütlands ging damals unter! Dem Dänenkönige schickte sein Schwager in Pommern, Preußen und Schweden Hülfe an Geld, Schiffe und Mannschaft. Graf Christoph versperrete jenen den Uebergang nach Fühnen und beobachtete Schonen und Halland, wo der Adel abfällig zu werden drohete, als Gustav, der dem Lübecker Handel durch Raper bedeutenden Schaden zugefügt hatte, mit einem Heere heranzog, Wardburg und Helmstad nöthigte, dem König Christian zu huldigen. Christoph schickte Marx Meyer, den Grafen von Hoya und Michael Blic, einen in den nordischen Kriegen wohl versuchten Deutschen dorthin, doch als der schonische Adel sich für Christian erklärte, mußten sie sich Anfang 1535 nach Helsingborg zurückziehen. Hier befehligte der Jüte Tyge Krabbe, welcher sich in des Grafen Freundschaft eingeschmeichelt hatte und zu dessen vertrautesten Rätthen gehörte; er versprach Lebensmittel und Kanonen und im schlimmsten Falle ihm die Festung als Zufluchtsstätte zu eröffnen. Tückisch unterhielt er aber ein geheimes Verständniß mit Dänen und Schweden; die fünf Fähnlein Lübecker erwarteten getrost den Angriff der Schweden (14. Januar 1535). Als aber dieser erfolgte und erst im letzten Augenblick die Kanonen ankamen, waren sie doppelt geladen und zersprangen beim Abfeuern und zugleich trafen die Kugeln aus der Festung hageldicht die Lübecker in den Rücken. Der schon verwundete Meyer warf sich zwar mit 1000 Mann in das nahe Kloster, mußte sich aber ergeben und wurde auf das Schloß Wardburg (Warburg) gefangen gesetzt. Dieser verrätherische Streich setzte den Grafen Christoph in Verlegenheit; er berief deshalb den Adel nach Kopenhagen: allein statt die Hülfe, die er begehrte, vernahm er jetzt nur Klage über den Druck der deutschen Krieger. Dies erbitterte die Bürger, und als die Frau Anna Rosenkranz, welche die Oberhofmeisterin dreier Könige gewesen und tief in die politischen

Händel verwickelt war, sich beleidigender und anzüglicher Reden erlaubte, wäre sie fast in Stücke zerrissen worden; der gereizte Christoph ließ aber alle diese Edelleute wegen ihres offenkundigen Verrathes nach Malmoe in Verwahrung bringen. Johann von Ranzau gelang es dagegen, indem er die Strandwache täuschte, auf Fühnenfesten Fuß zu gewinnen; aber auch der gefangene Marx Meyer in Warburgschloß ließ seinen kühnen Muth nicht sinken, sondern zeigte seinen Unternehmungsgeist in einem der verwegentsten Streiche; er wußte mit Hülfe einiger Bürger in der Nacht auf den 9. März dreißig Soldaten auf geheimem Wege ins Schloß zu bringen und sich desselben zu bemächtigen, und beherrschte, vom Gefangenen zum gebietenden Herrn die Burg, wohin der Adel seine Reichthümer geflüchtet hatte, sich völlig unabhängig einrichtend, wie ein Souverain die Stadt mit ihren Schiffen und die Umgegend, so daß er den Königen des Auslandes fast wie eine unabhängige Macht erschien.

Die Wage des Krieges stand zwar noch gleich; aber das kirchliche Gewicht lag nicht mehr in der Wagschale der Städte, es handelte sich nur noch um das demokratische Prinzip, welches im Bauernkriege und den Münsterschen Unruhen Deutschland in Bewegung gesetzt, aber die Niederlage erlitten hatte. Jetzt war es im Norden vereint und mußte dort siegend eine gewaltige Rückwirkung auf Deutschland äußern; eine Aussicht, bedenklich für Viele!

Die glücklichen Erfolge Christians erregten indeß in den hanfischen Städten Unzufriedenheit mit dem Grafen, und Bullenweber, von Lübeck aus mit scharfen Augen den Gang des Krieges beachtend und noch immer über die Macht der mendischen Städte, besonders Rostock und Stralsund (die selbst ihre Glocken aus den Kirchen zu Geschützen hergaben) gebietend, sah sich, noch einmal alle Kräfte zusammen nehmend, nach einem mächtigen fürstlichen Heerführer um, und Herzog Albrecht VII. schien, zugleich um Mecklenburg zu gewinnen, der geeignete Mann. Ihm wurde erst die Verwaltung Dänemarks, in Christierns Namen zugesichert, dann die erbliche Herrschaft in Aussicht gestellt, wogegen er, der noch katholisch war, die Beschützung der Reformation versprach; oder auch, er solle Dänemark behalten, bis auch Schweden erobert sei und dann die Wahl zwischen beiden Reichen haben.

Doch Albrecht zauderte, sein Adel wollte ihm aus Abneigung gegen die Städte, nicht außer Landes folgen, er kam mit Gemahlin und großem Hofgesinde, aber geringer Kriegsmacht. Mißvergnügt darüber, führte ihn Bullenweber nach Nykøbing, wo Graf Christoph, höchlich erzürnt, das ihm gebotene Stift Röstild zurückwies und

nicht zugeben wollte, daß das Heer seines Eidcs gegen ihn entbunden und dem Herzog zugewiesen werde; er wurde nur dadurch begütigt, daß Wullenweber den Oberbefehl zwischen Beiden theilte; aber da Beide nach der Krone strebten, so konnte keine rechte Einigkeit zu Stande kommen. Dieser Nachtheil wurde nicht genug durch den Vortheil aufgewogen, daß ein angesehenener Reichsfürst sich der Sache annahm und die dänischen Städte wieder Zutrauen gewannen; denn auch den Dänen kam Hülfe. Der König Gustav trat nachdrücklicher gegen die hanseatischen Kaufleute auf, „die dem Mecklenburger die guten alten nordischen Kronen als ihre Kramwaaren feil gaben.“ Eine schwedische Flotte von 11 Kriegs- (Orlogs-) Schiffen vereinigte sich bei Gothland mit der dänischen und pommerschen unter Peter Skramm (der Baghals genannt) gegen die Hanfa. Der von Kopenhagen zurückgekehrte Wullenweber säumte nicht, eine Flotte nach Fühnen zu schicken, wo Ranzau Affens belagerte. Odensee büßte seinen Abfall; aber bei einem dort gehaltenen Kriegsrath war zufällig ein Priester in der Nähe und verrieth dem dänischen Feldherrn Ranzau, daß der Angriff auf den 14. Juni festgesetzt sei. Dieser beschloß durch einen raschen Ueberfall den Feinden zuvorzukommen. Das gräfliche Heer lagerte, keiner geordneten Schlacht gewärtig, eine Stunde südöstlich von Affens am Orneberg, wo einst Odin mit Oysern verehrt wurde, als Ranzaus Schaaren den 11. Juni 1535 im verdeckten Thale heranzogen. Die muthigen Grafen und Herrn verließen dennoch ihre vortheilhafte Stellung auf den Höhen, sich vom Fußvolke trennend, wurden aber aus einem Hinterhalte plötzlich von einem wohlunterhaltenen Feuer empfangen und getrennt, daß nach anderthalbstündigem erbitterten Kampfe das gräfliche Heer die Flucht ergriff. Ranzau siegte durch die Ueberlegenheit seiner Reiterei und seiner Geschütze und durch die Kraft, welche Ein Wille giebt; auf beiden Seiten fochten indeß Dänen und Deutsche. Viele verloren ihr Leben, unter ihnen der Graf Johann von Hoya und der Burggraf von Dohna und Tecklenburg; 1500 Landsknechte gaben sich gefangen, das ganze Geschütz ging verloren.

Die nächste Folge dieser Niederlage war der Verlust von Fühnen, dessen Häfen von verrätherischen Schiffsführern geräumt wurden, die weitere erstreckte sich auch auf Seeland. Denn der erste namhafte dänische Admiral Skramm ging mit der vereinigten Flotte, nachdem sein Schiff mit dem städtischen Admiralschiffe bei Bornholm einen unentschiedenen Kampf bestanden, nach Svendsborg, zerstreute mit Hülfe der umgestimmten Einwohner die dortigen zehn Lübecker Schiffe, welche die Besatzung von Affens aufgenommen hatte (nur ein Schiff, welches Heinrich Gronnenberg führte, hielt, wie seine Feinde bezeug-

ten, rühmlich den Kampf aus), reinigte den Belt, eroberte Korsfoer und andere Städte auf Seeland, und lagerten sich auf dieser Insel, wohin auch der siegesfrohe König mit ansehnlicher Macht gezogen war, und bald (am 28. Juli) war Kopenhagen zu Lande und zur See eingeschlossen. Graf Christoph entwickelte jedoch nebst den Bürgern eine überraschende Energie, und knüpfte, um sich zum Besten Christiern's im Nothfall auch ohne hanfische Hülfe zu behaupten, mit England und dem Herzog Karl von Geldern Unterhandlungen an. Der König, durch tapfere Ausfälle der Besatzung vorfichtig gemacht, verwandelte die Belagerung in eine Einschließung, und ging nach Schonen, wo ihm gehuldigt wurde, sobald er erschien. Ende August 1535 waren Kopenhagen und Malmoe allein noch nicht in seinem Besitz. Alle diese ungünstigen Ereignisse, welche Bullenwebers kühne Anschläge vereitelten, hätten sich noch wieder gut und die Wiederaufnahme derselben sich möglich machen lassen, wäre er kräftiger unterstützt worden; aber die verbündeten Städte hielten zurück, die Last fiel auf Lübeck. Auch hier war es anders geworden! Die Volksgunst hängt gewöhnlich von Erfolgen ab, und da diese ausblieben, so verwandelte sich die Begeisterung der Bürger in Gleichgültigkeit. Die Verluste minderten die Kriegslust, die Energie der Demokraten war gebrochen, die Uebertreibungen der Wiedertäufer, welche die Reformation verdächtigt hatten, schädeten auch Bullenweber, der einer Finneigung dazu von den Geistlichen zc. beschuldigt ward. Vergebens hatte er auf dem Hansa-Tage zu Lüneburg die Nothwendigkeit des Krieges gezeigt zur Rettung des Bundes und die Wichtigkeit des alten Rechtes, „daß ohne dessen Einstimmung kein König in Dänemark erwählt werde oder herrsche.“

Da erschien, durch eine Bittschrift der dänischen Regierung an Kaiser Karl V. veranlaßt und durch Brömsens Anhang beschleunigt, gerade als Bullenweber zum Herzog Heinrich von Mecklenburg gefandt war, um wegen Erneuerung des Krieges zu unterhandeln, am 7. Juni 1538 ein kaiserliches Mandat und wiederholte die schon vor zwei Jahren gemachte Forderung, binnen 6 Wochen und 3 Tagen bei kaiserlicher Aecht, alle Neuerungen aufzuheben, die ausgetriebenen Bürgermeister und Rathsglieder wieder einzulassen und die in Brömsens Abwesenheit erwählten wieder abzusetzen. Am 14. August 1538 wurden die Bürger zusammenberufen, das Mandat ihnen vorgelegt: kleinmüthig gaben sie nach Versicherung, daß von Wiederherstellung der alten Kirchenformen nicht die Rede sei, nach. In der nächsten Rathssitzung erhob sich der 1531 wieder seinen Willen zum Bürgermeister erwählte Georg (Gotthardt) von Hoevelen und nahm seine alte Stelle unter den Rathsherren wieder ein. Die

von der Gemeinde erwählten Rathsglieder verließen das Rathhaus und entfaßten ihrer Würde (nach Willibrand ward erst jetzt den Hundertvierundsechzigern ihre „angemaßte Gewalt“ genommen.) Wullenweber, erstaunt bei seiner schleunigen Rückkehr, daß seine Anhänger sich so leicht hatten durch einen Handstreich des Brömsischen Anhangs verdrängen lassen, war sehr unwillig, sah sich aber am 26. August, nach kurzer Anrede an die Versammlung (denn hier galt keine Entschuldigung mehr) genöthigt, zürnend, aber fühlend, „dat alle gunst by den börgeren und der gemene wech wass,“ ihrem Beispiele zu folgen, sein Amt niederzulegen und von Schmähungen verfolgt, als Privatmann in sein Haus zurückzukehren; er erhielt dann die Amtverwalterstelle in dem Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörigen Amte Bergedorf. Der alte Rath wurde wieder hergestellt und ergänzte sich durch Gegner des Krieges und der Demokratie. Der entwichene Bürgermeister von Brömsen (sein College Bönniens war 1533 zu Münster in seinem Vaterlande gestorben) von den Bürgern zurückgerufen, von 150 alten Freunden und den Gesandten von Cöln und Bremen, denn es war gerade Hansa-Tag, eingeholt, hielt feierlich den 29. August seinen Einzug. Das patrizische Regiment trat wieder ein und dauerte bis in die neueste Zeit fort.

Am 26. August kam ein neuer Vergleich zu Stande, den der Kaiser bestätigte. Die Bürger gaben allen Antheil an der Staatsverwaltung und jede Vertretung durch einen Ausschuß von Bürgern wieder auf! Der Protestantismus zeigte jedoch hier, wie nach dem schmalkaldischen Kriege, seine Lebenskraft!

Der Nerv der Kriegsführung war nun zerschnitten, der rechte Eifer, der ihn allein zum rechten Ziele hätte bringen können, fehlte; der Bergen-Fahrer Geest Korbmacher, der noch einer Unterredung auf dem Sunde heimohnte, klagt einmüthig über den geringen Ernst. Wullenweber, der den Krieg entzündet, wollte ungeachtet seiner Absetzung ihn in seinem beschränkten Wirkungskreise zu Bergedorf nicht ruhig zusehen und baute auf dessen Fortsetzung noch neue Pläne. Herzog Albrecht von Mecklenburg und Graf Christoph, welche Kopenhagen besetzt hielten, noch ununterrichtet von der Veränderung in Lübeck, hatten ihn um Hülfsstruppen gebeten. — Nun befanden sich im Lande Hadeln einige Abtheilungen Landsknechte unter dem Obersten Uebelacker, welche im Namen des Grafen Christoph angeworben waren. Wullenweber richtete ein Schreiben an den Rath, daß 6000 dienstlose Soldaten sich dort aufhielten, und erbot sich, diese anzuwerben und nach Dänemark zu führen, um Kopenhagen zu entsetzen. Zwar warnten ihn seine Hamburger Freunde vor dem Bremer Erz-Bischofe,

seinem erbitterten Feinde, der dem Vogt Claus Hermeling Befehl gegeben, „ihn zu packen“, wofür er nachher Hauptmann zu Lübeck wurde (auch der abgesetzte lübische Vogt zu Rölln, Johann Krewet [Kräft], Brömsens Freund, war hier thätig); allein furchtlos ging er, bloß von vier Stadtdienern begleitet, von Hamburg über die Elbe, fiel aber, sobald er in das Gebiet Christophs von Bremen gekommen war, in dessen Hände, welcher ihn, „weil er muthwillig wider Gott, Kaiser und geistliche Obrigkeit zu Lübeck gestrevelt,“ und um seine geistlichen Hände nicht mit Blut zu besudeln, seinem Bruder, dem fanatischen Herzog Heinrich von Braunschweig den Jüngern, übergab, der ihn in dem Kerker zu Steinbrück bei Wolfenbüttel seiner Rache verwahrte.

Auf Joachim Wullenwebers Anfrage, was für Grund der Treubruch gegen seinen Bruder habe, erhielt er zur Antwort: „Wullenweber habe durch die Einführung der evangelischen Religion die Metropolitan-Rechte des Erzstiftes Bremen beeinträchtigt, sei ohne sicheres Geleit in sein Gebiet gekommen zc.“

Der Krieg dauerte zwar noch bis ins folgende Jahr fort und selbst ein neuer Kron-Prätendent erhob sich, der Pfalzgraf Friedrich, Gemahl einer Tochter Christierns, und unterstützt von dem Bruder Karls V., dem römischen Könige Ferdinand. In Lübeck, wo die Nachricht von Wullenwebers Verhaftung thörichten Jubel bei seinen Feinden erregte, dachte man an Frieden, und schloß ihn, unter Vermittelung des schmalkaldischen Bundes, der dem neuen Könige von Dänemark nicht abgeneigt war, den 14. Februar 1536, wodurch der vorige Zustand wieder hergestellt wurde. Die Hansa erhielt die Bestätigung ihrer alten Handelsfreiheiten gegen Erlegung der Zölle, wobei jedoch vom Ausschlusse anderer Nationen nicht die Rede war; Christian versprach 15,000 Dukaten, wenn sie die Grafen bewegten, ihre Truppen aus Dänemark zurückzuziehen und Kopenhagen und Malmoe zu übergeben, auch zur Entschädigung ihrer Geldforderungen den Besitz der Insel Bornholm auf noch 50 Jahre. Wullenweber und Marx Meyer wurden aber unehrenhaft ihrem Schicksale Preis gegeben!

Letzterer behauptete sich, unbekümmert, wie es scheint, um diese Vorgänge, in seinem Schlosse Warburg. Er hatte mit Wullenwebers zögernder Beistimmung in England Unterhandlungen angeknüpft, um in Lübeck's Namen das Königreich Dänemark an König Heinrich VIII. zu bringen und gegen Erstattung der Kriegskosten ihm die Uebergabe seines Schlosses, der Städte Landskron, Malmoe (Ellenbogen) und Kopenhagen versprochen. Gesandte gingen hin und her. Briefe wur-

den gewechselt; als aber die Sache zum Abschluß\*) kommen sollte, hatte der Friede die Verhältnisse geändert und Meyer war von Feinden umstellt. Doch diesem entfiel der Muth nicht. Entschlossen, „sich lieber den Türken als dem dänischen Reichsrathe und dem Könige Christian zu unterwerfen,“ hatte er die Vertheidigung in seiner abgeschlossenen Lage tapfer fortgesetzt, sich mitten durch die feindliche Flotte im Sunde mit Lebensmittel und Kriegsbedarf zu versehen gewußt, und sein verwegener Bruder Gert hatte sich, da Lübeck nichts zum Entsätze des Schlosses that, eines wismarschen Schiffers bemächtigt und neue Vorräthe der Besatzung zugeführt. Nun aber zerriß der Friedensschluß das letzte Band mit Lübeck, die Leute, lange ohne Löhnung, wurden störrig und zwangen Meyer endlich, den trügerischen Antrag der Dänen anzunehmen und „gegen volle Sicherheit des Leibes und Lebens,“ nebst einer Summe Geldes das Schloß (den 27. Mai 1536), in welchem er sich 16 Monate lang gehalten, zu übergeben. Aber der tüdtische dänische Adel, unter ihnen Tygge (Tycho) Krabbe und Melchior Ranzau, Meyers persönlicher Feind, fürchtend, daß sie durch ihn, der aus dem Archive des Schlosses ihre früheren geheimen Pläne kannte, kompromittirt werden möchten, verschworen sich zu seinem Untergange. Unter dem Vorwande, daß man dem keine Treue zu halten brauche, der früher gegen Handgeldbniß des Schlosses sich bemächtigt, ward Meyer gefesselt und auf Svidor-Schloß gebracht, auf die Folter gespannt, ihm ein Bekenntniß seiner Verbrechen abgezwungen und er dann in Helsingör (den 17. Juni 1536) schmähtlich gerädert und geviertheilt, sein Bruder Gert nebst zwanzig Bürgern und Kriegsleuten enthauptet. — Schon am 6. April hatte Malmoe kapitulirt, nachdem der Bürgermeister Mynter sich mit dem Könige versöhnt und Verzeihung erhalten hatte; Kopenhagen, wo der

---

\*) Ungewiß ist es, ob ein wirklicher Abschluß am 31. Mai 1534, „daß sie gegen Bestätigung ihrer Privilegien, dem Könige mit 12 Schiffen zu Hülf kommen und auf seine Kosten 7000 Mann zu Fuß und 3000 Mann zu Pferde schaffen sollten,“ durch Bullenweber oder später durch Meyer, wie Einige behaupten, erfolgt ist, denn für einige tausend Pfund würde Lübeck schwerlich den König von England zum Gebieter des Sundes gewünscht haben. Gewiß ist jedoch, daß Christian einen Gesandten mit der Abschrift eines Vertrages nach England schickte, den er aus Deutschland erhalten, nach welcher Heinrich den Lübeckern 20,000 Goldgulden zahlen sollte gegen den Besitz von Dänemark und meint, er könne nicht glauben, daß Heinrich dies demokratische, dem Bauernaufstände gleiche Beginnen unterstützen werde. Wahrscheinlich ist dies Geld ein einfaches Anlehen, welches auch später von der Stadt abbezahlt wurde. In dem Vertrage scheint eine Anleihe stattgefunden zu haben mit dem Versprechen: „Alle und itlick Geld, so S. K. M. der Stadt thom Besten vorstrecket.“



Hunger fürchtbar wüthete, wurde nach einjähriger Belagerung den 29. Juli übergeben, die Besatzung und ihre fürstlichen Führer erhielten freien Abzug nach Deutschland und Amnestie für die Stadt. So hatte dieser Krieg, der in der Geschichte die „Bürgermeister-Fehde“ heißt, von den drei Bürgermeistern, welche ihn begannen, auch wohl die „Grafen-Fehde,“ von den Anführern, sein Ende erreicht. Alle großartigen, aber nur zu kühnen Pläne Wullenwebers waren ohne Segen für Lübeck gescheitert; manches hätte noch für den Handel und das Ansehen der Stadt gerettet oder befestigt werden können, aber die Machthaber hatten keinen Muth, sie beugten sich vor den Fürsten demüthig und bittend, wo Wullenweber wie ein Mann stand und forderte. Christian ließ sich, froh des ruhigen Besitzes, den 12. August 1537 durch Bugenhagen krönen und setzte die katholischen Bischöfe ab. Die Beendigung des Reformationswerks war wenigstens eine glückliche Folge dieses Krieges; dagegen seufzten Bürger und Bauern unter dem gesteigerten Drucke des Adels und der Leibeigenschaft. Diesen Druck benutzte 120 Jahre später der König Friedrich III., um sich des tief in die Staatsverhältnisse eingreifenden Einflusses des hohen Adels zu entledigen, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, sich die „unumschränkte Königsgewalt“ durch das „Königsgesetz“ zuzueignen. — Graf Christoph zeichnete sich nach der Uebergabe von Kopenhagen noch durch manche feste That während der religiösen Kämpfe Deutschlands aus und starb hochgeehrt und bejährt am 4. Aug. 1566. Traurig dagegen war das Geschick des unglücklichen Wullenwebers! Von Allen verlassen, wurde er in seinem Kerker auf die Folter gespannt von dem wüthenden Katholiken Herzog Heinrich, der seine Rache kühlen wollte, und ihm die unsinnigsten Aussagen abgepreßt: z. B. er habe Brömsen und dessen Anhänger ermorden, den Adel vernichten, ein Wiedertäuferreich stiften (wulde he de wedderdope manck den borgern angefangen), mit den Soldaten in Hadeln Lübeck einnehmen, sich zum aversten Regenten in Lübeck (wie Mynter in Dänemark, Meyer in Schweden) machen, den König von Schweden in seinem Kirchstuhle durch eine Vierteltonne Pulver in die Luft sprengen wollen &c.; also nicht, was er gethan, sondern was er beabsichtigt haben sollte, machte man ihn zum Verbrechen! Diese Artikel schickte der Herzog, der sich gegen alles Recht zum Richter aufgeworfen, nach Lübeck, wo die fürchtsame, wankelmüthige und leichtgläubige Bürgerschaft die Gefangennehmung billigte, und zugab, daß ihr früheres Staatsoberhaupt, welche zur fremden Macht auf dem Fuße gleicher Waffenberechtigung stand, vor einem fremden Gerichtshofe gerichtet wurde. Im folgenden Jahre trat König Christian, und zwar, wie es heißt, auf Betrieb des Lübecker Rathes, gegen ihn als Kläger

auf, und schickte denselben Melchior Ranzau, der Meyer hatte hingerichten lassen, zum peinlichen Verhöre Wullenwebers nach Wolfenbüttel, wohin unter andern auch der lübische Gesandte und Johann Crevet, des Gefangenen bitterster Feind, Hermelink, ging, derselbe, der ihn gefangen hatte, und die, statt ihn zu retten, ihrem Privathasse fröhnten. Nach zweijährigem Gefängniß und dreimal ausgestandener Folter ward der Gemartete zum Tode verurtheilt, am 24. September 1537 in der Frühe an dem Zollstein bei Wolfenbüttel zum Hochgericht geführt, enthauptet, sein Leib geviertheilt und auf vier Räder geflochten. Auf dem Richtplatze erklärte er dem lübischen Gesandten: „mehrere im Gericht verlesene Artikel seien unwahr, andere habe man ihm durch schwere Marter und Pein ausgepreßt; auch wären die unschuldig, deren Namen man ihn abgedrungen. Saget euren Herren zu Lübeck, nun hätten sie ja, wonach sie so lange getrachtet; er sei nie Willens gewesen, den Vertrag, welchen er mit dem Rathe aufgerichtet, zu brechen; dazu sei er kein Dieb, denn er habe nie mit Wissen und Willen einen Schilling, z. B. des Kirchen silbers, für sich genommen;“ endlich fügte er hinzu: „sei er kein Verräther und keinem Wiedertäufer treu und hold geworden: darauf wolle er sterben. Sagt ihm, daß ich bis zum letzten Athemzuge der Stadt Wohl gewollt; möge sie mir verzeihen, wie ich ihnen!“

So endete in seinem vierundvierzigsten Jahre, durch einen schmachlichen Justizmord, ein Mann, dem als Staatsmann an Kühnheit der Entwürfe, an Erfindung mannichfaltiger Hülfsmittel, an kluger Benugung der Umstände, an Entschlossenheit und Beharrlichkeit in der Ausführung seines Zweckes wenige seiner Zeit gleich kommen. Er fiel als das Opfer der Rache eines fanatischen Fürsten, eines ungroßmüthigen, siegreichen Königs, eines beleidigten Patrizier-Regimentes und der wankelmüthigen Volksgunst. Wie auch das Urtheil der Nachwelt über die innern sittlichen Beweggründe seiner Handlungsweise ausfallen mag (und es ist bei den Berichten seiner Zeitgenossen, welche ihn bald aufs Höchste erheben, bald aufs Bitterste tabeln, wie es in den Zeiten der Aufregung und der Leidenschaften gewöhnlich zu geschehen pflegt oder wie seine neuern Geschichtschreiber, welche ihn in unsern Tagen als Muster und Vorbild eines ächten Bürgers und Bürgerregenten nicht ohne politische Beziehungen hingestellt haben, schwer zu einem sichern und gerechten Ausspruch zu gelangen), mag er von Ehrgeiz und andern menschlichen Fehlern nicht frei gesprochen werden können und seine und der Stadt Macht überschätzt und sie in solchem Irrthum gefährdet haben: darin müssen doch Alle übereinstimmen: „Dieses Schicksal hatte er nicht verdient!“ und die Feinde, welche es ihm bereitet, sind an Geist und Gemüth

tief unter ihn zu stellen; denn sie verübten einen vollkommenen Justizmord. Er war, wie er in seinem Verhöre stets behauptete, kein Dieb, kein Verräther; etwas Todeswürdiges hat er nicht begangen. Aber auch das darf nicht übersehen werden, „gerade die Rache seiner Feinde hat sein Thun verklärt; der Tod, den sie forderten, hat eine Glorie um sein Haupt gewoben, deren er sonst wohl nicht in diesem Maße theilhaftig geworden.“ — Nach dem Erfolge darf man sein Unternehmen nicht abwägen! Der Erfolg, das lehrt die ganze Geschichte, blendet. Wie oft erregen diejenigen Bewunderung, welche vielleicht mehr durch die Umstände, als durch eigene Kraft und Verdienst begünstigt, ihr Ziel erreichten; während der Held, wenn er im Kampfe mit einem widrigen Geschied erliegt, als Abenteuerer betrachtet und verachtet wird. Wie anders würde das Urtheil über Cyrus und Alexander, Epaminondas und Cäsar, über Columbus und Washington, über Wilhelm von Oranien und Franz von Sickingen, über Gustav Adolph und Friedrich dem Großen, über Schill und Dork lauten, wenn ihre Thaten andere Erfolge gehabt hätten! —trieb ihn der Ehrgeiz oder die Sorge für das Gemeinwohl in seinem Thun, leiteten ihn Recht, Besonnenheit und Gerechtigkeit in der Wahl seiner Mittel? Wir wollen ihm die Art, wie er zur Bürgermeisterwürde gelangte, und manche Gewaltthätigkeiten, denen er beschuldigt wird, nicht zu hoch anrechnen; wir wollen zugeben, daß es für einen kräftigen Geist ein schönes verlockendes Ziel war, den großen Streit um die Rechte, die eine frühere Gesittigung der deutschen Städte über den Norden errungen, welche die nordischen Völker ihren Bildnern als Dank übertrugen und jetzt verweigerten, aufzunehmen, und auf einen freien Bauern- und Bürgerstand, auf den Protestantismus die Macht des Vaterlandes und auf Niederhaltung der nordischen Reiche und die Schließung des Sundes eine kräftige Spanna zu erbauen, und Lübeck zum Oberhaupte des demokratischen Nordens zu machen, dessen Ruder in seiner Hand geblieben wäre.

Lag ihm vielleicht nicht mehr sein eigener Ruhm, als des Staates Wohlfahrt am Herzen, da er die alte Verordnung, daß es bei den damaligen einfachen Verhältnissen den Rathsherren vergönnt sei, nach zwei Jahren abzutreten, zu einem Gesetz erhob, um sich mit Hilfe der niederen Volksklassen zum Haupt zu machen, und es dann selbst nicht zu besorgen, den Staat aber in gefährliche Unternehmungen zu verwickeln?

Doch wenn wir auch seiner guten Absicht und seinem reinen Willen Geltung geben wollen, so fragt es sich noch, ob der gute Wille allein gefahrvolle Unternehmungen rechtfertigt, ob der gute Zweck die Mittel heiligt: so oft dies auch im politischen Leben vertheidigt wird. Jeder verwegene, anmaßende, dünkelsvolle Geist, der das leicht angeregte

Volk nach seinem Sinne zu leiten versteht, fände darin eine Rechtfertigung zum Aufstande und Umwälzungen, und könnte, wenn der Staat dadurch ins Verderben gerathen wäre, sich hinter solche Grundsätze flüchten! Ist der Arzt gerechtfertigt, wenn er durch vermessene Mittel den Kranken auf den Kirchhof bringt, weil er es gut gemeint hat? Und gesetzt, Wullenweber hätte auch die Kräfte, denen er gebot, nicht überschätzt, denn er schien Anfangs wirklich nahe daran, zu seinem Zweck (den er ein bis zwei Jahrhundert früher vielleicht erreicht hätte), für den Augenblick zu erlangen, so läßt sich bezweifeln, ob seine Schöpfung von Dauer und von segensreicher Dauer gewesen wäre. Eine neue Zeit war eingetreten, Priesterthum, Ritterthum, Städtebündnisse waren bereits in Auflösung begriffen, die einzelnen Staaten hatten ihre Macht konzentriert und rangen nach gegenseitiger Unabhängigkeit, Handels-Monopole durch erzwungene Staatsverträge hatten ihre Haltbarkeit verloren, und nur Betriebsamkeit und Kapitalien konnten ein natürliches Uebergewicht verschaffen; das demokratische Prinzip hatte ebenfalls im Bauernkriege, wie in den Wiedertäuferunruhen und durch die Schlacht bei Kappel eine Niederlage erlitten, da die Reformation, wenn auch hie und da Anlaß zur Bewegung gebend, sich von dem weltlichen Treiben und den politischen Bestrebungen fern hielt. Wullenweber ging es ein Jahrzehnt früher, wie Franz von Sickingen (der, wie jener die Städte, die Ritterschaft gegen das Umsichgreifen der fürstlichen Macht sichern wollte), er überschritt den Kreis der Ideen, welche damals angelegt waren. „Die Kräfte, welche er angriff, waren ihm zu stark, die Niederlage, welche die Demokratie erlitt, wirkte auch auf seine Vaterstadt: so sank der Boden unter seinen Füßen und er fiel in die Hände seiner Feinde,“ die diesen Zufall unebel benutzten. Das Bekenntniß, welches ihm die Tortur erpreßte, und welches er noch auf seinem Todesgange widerrief, kann hier gar nicht in Betracht kommen; auch wiedertäuferische Bestrebungen, so gefährlich Anschuldigungen dieser Art\*) seinem Ansehen in damaliger Zeit werden mußten, kann man ihm nicht nachweisen; in seinem Protestantismus zeigt er kein Wanken und seine Briefe nach der unglück-

---

\*) Ein Lied von 1538 behauptet, „daß er und Meyer ihr Spiel in Münster gelernt und alle Obrigkeit hätten abschaffen wollen. Als König Heinrich VIII., sonst so wankelmüthig, allein sich seiner annahm, ihn in Briefen nach Hamburg und Bremen seinen theuern und geliebten Freund nennt, Bremen mit Repressfallen bedroht, wünscht Philipp von Hessen, daß der Kurfürst von Sachsen dem damals sich in Wittenberg aufhaltenden englischen Gesandten vorstellen möge, daß Wullenweber nicht der Mann sei, wofür ihn der König halte.

lichen Schlacht bei Helsingborg beweisen sein Vertrauen auf göttliche Hülfe und seine frische, feste Natur! Eben so wenig möchten wir ihn eines politischen Wankelmuthes beschuldigen. Zwar sehen wir ihn bald mit Heinrich VIII. unterhandeln, bald an Christians Befreiung, bald an Christophs oder Albrechts Erhebung auf den Thron denken, bald sich den Niederlanden nähern; allein das lag in der Gewalt der Umstände, denen er mit seinen verhältnißmäßig kleinen Mitteln nicht gebieten konnte: das eine Ziel blieb ihm, Einfluß auf die dänische Politik und die Sundfrage; gewiß wollte er weder England, noch die Niederlande, weder Christian noch Gustav den Sund beherrschen lassen. Daher können wir auch nicht dem Urtheile derer beistimmen, welche ihn „weder für einen Märtyrer unerschütterlicher Ueberzeugungen, noch für einen Wohlthäter seiner Stadt, noch für einen großen Staatsmann und deutschen Patrioten“ halten. Uns scheint er, von menschlichen Schwächen nicht frei, ein hochsinniger Mann, „der letzte Hansesate“ ein lehrreiches und warnendes Beispiel für Volksführer aller Zeiten!

Wie anders wären alle diese Bewegungen ausgefallen, wenn Brömser statt zu entweichen und um des Kaisers Gunst zu buhlen, den Bürgern freundlich und hülfreich zur Seite gestanden in ihrem Werke wie er gelobt und geschworen; und wenn Bullenweber seine Talente und Beredsamkeit benutzt hätte, die Bürger vor jeder gefährlichen, unrechten und gewaltsamen Maßregel zurückzuhalten, und die neue Verfassung zu sichern, statt seine und des Staates Kraft in ungewissen Kämpfen zu vergeuden.

Selbst seine Gegner stellen seine Talente nicht in Abrede. Der Superintendent Bonnus wirft ihm zwar Unbeständigkeit und Hartnäckigkeit vor (he wulde Alles na synem Koppe utrichten), gesteht aber, daß er ein „nicht ungeschicket man gewesen;“ und Willebrandt erklärt ihn für einen Mann, dem es nicht an natürlichem Verstande und Wohltredenheit gefehlet, „der aber dabei hochmüthig und verwegen war, doch so, daß er ungeachtet seines Eigensinnes von denen, die seinem Ehrgeiz zu schmeicheln verstanden (wie Marx Meyer) sich leicht bereden ließ.“ Dennoch muß man gestehen, daß der schlaff geführte schmalkaldische Krieg eine ganz andere Wendung genommen, und eine protestantische Umwandlung des ganzen Vaterlandes vielleicht zur Folge gehabt hätte, wenn damals Marx Meyer mit Schärtlin auf der Ehrenberger Klause gestanden und Bullenweber im Rath der protestantischen Fürsten und Städte gefessen hätte. Ob die Macht der Hansa durch Bullenwebers Fall zu Grunde ging, ob die nachfolgende Schwäche Lübecks Schuld der Aristokratie oder der Bullenweberschen Demokratie war: darüber ist gestritten worden;

wir glauben mit Unrecht, denn uns scheint der Grund weder hier noch dort, sondern wie gesagt, in den Zeitverhältnissen, in der steigenden Kultur, welche die Handelsprivilegien vernichtete, die Nordländer deutsche Fabrikate entbehren lehrte, in Deutschland den Bedarf nordischer Produkte minderte, den Boden hier besser anbauen lehrte und dem Handel neue Bahnen eröffnete, zu liegen, die auch ohne dieses Ereigniß ihren Einfluß geäußert haben würden, denn der Friede stellte ja den status quo wieder her. Aber das ist gewiß, daß Zwiespalt im Innern eines Staates immer Nachtheil bringt, und schnelle, gewaltsame Umgestaltungen, statt langsamer und friedlicher Reformen für die Staatswohlfahrt stets ein gefährliches Experiment bleiben! Denn Gewalt wird nie Recht, und was die Uebermacht einer Parthei gewinnt, pflügt die andere wieder mit Gewalt zu nehmen, wenn sie zur Macht gelangt. Ein Mann von Bullenwebers Geiß und Charakter bleibt indeß immer ein Verlust, da er unter andern Umständen auch ohne eine Dictatur, der Stadt noch wichtige Dienste hätte leisten können. Darum stimmen wir in den alten Reim ein:

Die Von LVheCK soLLen In aLLen Tagen  
Den Tod Herrn WVLLenWebers beklagen.

Auch nach der Bullenweberschen Katastrophe bewährte Lübeck noch seine alte Kraft und seinen alten Ruhm in dem siebenjährigen Krieg mit Dänemark gegen Schweden, und würde noch größere Ehre und Gewinn gezogen haben, wenn die Stadt von den Dänen besser unterstützt und von den übrigen Hansestädten nicht wäre verlassen worden. Gustavs Sohn und Nachfolger, Erich XIV., hatte die Waaren der Lübecker gegen die bestehenden Verträge mit hohen Abgaben belastet, ihre Schiffe mitten im Frieden und ohne Warnung (1562) weggenommen, weil er nicht wollte, daß die nach Narva gehenden Schiffe Reval, welche das ausschließliche Stapelrecht des russischen Handels beanspruchte, vorbeigehen sollten, da sich die Stadt in seinen Schutß begeben hätte. Deputationen halfen nicht. Die Lübecker schickten daher 1563 Gesandte nach Segeberg, welche mit König Friedrich II. (Sohn Christians III.) einen Bund gegen Schweden schlossen: Schiffe wurden ausgerüstet, Kriegersleute geworben und andere Hanse-Städte um Beistand ersucht; aber diese lehnten es ab oder thaten doch nichts: die Lübecker mußten daher den Kampf allein übernehmen und sandten ihre Kriegsschiffe nach Kopenhagen, um sich mit den dänischen zu vereinigen. Aber diese, welche ihr Augenmerk auf den Landkrieg richteten und unter dem tapfern deutschen Grafen Günther von Schwarzburg Elfsborg einnahmen, rührten sich nicht,

obgleich mehrere ihrer Schiffe bei Bornholm den 30. Mai 1563 von den Schweden überrumpelt wurden und fünfunddreißig lübische von Narva kommende Handelschiffe, welche dort Freunde zu finden hofften, darüber in der Schweden Hände fielen, welche dänische und lübische Flaggen aufgesteckt hatten. Für diesen Verlust entschädigte nicht, daß jene dafür Deland mit Raub und Brand heimsuchten: den Dänen schien es kein Ernst. Denn als die lübische Flotte die schwedische bei Calmarsund angreifen wollte, weigerten sich die Dänen, und ließen auch den 12. September den bei Deland in Verwirrung gebrachten Feind entkommen, so daß beide vereinten Flotten sich am 4. November unzufrieden trennten. Im folgenden Jahre ging es besser. Eine Flotte von 10 großen, sammt etlichen kleinen Schiffen, mit Geschütz und Mannschaft wohl versehen, unter den Rathsherrn Knevel und Kampferbeck, vereinigte sich mit einer dänischen Flotte von 30 großen und kleinen Schiffen. Nachdem eine kleine lübecker Pinke ein schwedisches Schiff, welches in Mecklenburg geworbene Truppen abholen sollte, genommen hatte, kam die vereinigte Flotte am 30. und 31. Mai bei den schwedischen Scheeren mit den Schweden, welche 40 gewaltige Schiffe und Wind und Sonne für sich hatten, in einen heftigen Kampf, den größten, den man bisher in der Ostsee gesehen, und errangen einen vollkommenen Sieg, vernichteten viele feindlichen Schiffe und trieben die andern in die Flucht. Das lübische Admiralschiff, „der Engel,“ und das dänische: „Fortuna“, hätten sich verabredet, das große schwedische Admiralschiff „Mafelos“ (fehlerfrei, tadellos, unvergleichlich) sogleich zu entern; aber der Schwede schoß so fürchterlich, daß das dänische Schiff, stark beschädigt, sich zurückziehen mußte. Der „Engel“ aber, obgleich gegen den Schweden nur als eine Schute zu achten, unterstützt von einem der kleinsten lübischen Schiffe, welche Henning Krage führte, griff den schwedischen Admiral Jacob Bagge so heftig an, daß dreihundert Büchenschützen getödtet und verwundet wurden; dann ließ der lübische Admiral Feuer hineinwerfen, enterte und hieb die Besatzung nieder und nahm den Rest, worunter Bagge („welcher sich vermessen hatte, mit den Lübischen Maitag zu halten, hütete sich aber nicht davor, daß er selber Maitag werden sollte“) und viele verwiesene Schweden gefangen. Kaum war jedoch Geld und Gut zum Theil geborgen, so flog das Schiff unter „gräulichem Spektakel“ in die Luft mit 148 Kanonen und 500 Menschen; die Fahnen kamen nach Lübeck aufs Rathhaus, in die Jacobinerkirche und in die Schiffergesellschaft. — Ahtzehn lübische Schiffe kamen am 18. Mai 1565 wohlgerüstet vor Kopenhagen, aber die Dänen waren noch nicht fertig. Am Himmelfahrtstage gingen die Hauptleute des „Engel“ ans Land,

der Konstel auf dem „Engel“ wollte ihnen zu Ehren ein Feuerwerk geben, setzte aber aus Unvorsichtigkeit das herrliche Schiff in Brand, so daß die Mannschaft sich mit Mühe rettete. Während dessen ging eine schwedische Flotte von 36 Kriegsschiffen gerade zu auf Travemünde, wo die Lübecker ein großes Kriegsschiff von 400 Last, „den Morian,“ hatten bauen lassen, um es wegzunehmen. Im dortigen Blochhause\*) waren nur drei Mann Besatzung und wenig Pulver; aber eilig schaffte man von Lübeck, wo jede Straße ein eigenes Geschütz hatte bauen lassen, etliche große Feldschlangen nebst Blei und Pulver herbei; der „Morian“ setzte sein Geschütz auf eine Seite, die Schweden wurden tapfer zurückgeschlagen und der „Morian“ gelangte den 8. Juni unversehrt zu den andern Schiffen. Diese stießen den 14. Juni zwischen Fehmern und Buß auf die Schweden. Der dänische Admiral Olof Trull wollte die Ehre vorweg nehmen und griff, trotz dreimaliger Warnung der Lübecker, erst die übrigen Schiffe hervorkommen zu lassen, das schwedische Admiralschiff an, fand es aber durch lange Bäume an den Seiten gegen das Entern geschützt, dazu stieg ein Gewitter auf und das Schiff fing Feuer. Olof ging nach Kopenhagen, um sein Schiff auszubessern; unterwegs sprang ihm aber eine Wunde am Arm auf und er blutete sich todt; die andern Schiffe jagten die Schweden in die Flucht bis an den Abend, wo eine Aenderung des Windes die Flotte auseinander trieb. Nachdem sich die Verbündeten durch neue Schiffe verstärkt hatten (die Dänen hatten 22, die Lübecker 14 mit dem großen „Morian“ und ohne die Klei-

---

\*) Das Zeughaus in Lübeck wurde 1594 zu bauen angefangen. Darin waren unter andern: die dicke Margret, 70 Pfund Eisen schließend, hatte die Inschrift:

Dicke Margret het ick — dre Mil schit ick  
Söven Mil tröndel' (fugeln, fortrollen) ick: — wat Hand im  
Föt hett, wäre sik.

Der brummende Bär, schoß 40 Pfund, Inschrift:  
de brummende Bär bin ick genannt;  
to erholden min erbar Vaderland;  
scharpe Kugeln do ick scheten:  
Lübseh Brunstrat lit mi geten.

De Sunn (Sonne), 40 Pfund, Inschrift:  
Lübeck, du erenrike Stadt,  
dine Borger in der Bredenstrat,  
vom Koberg un in de Borgstraten:  
hebben di dit geten (gesehen) laten.  
Un setten (setzen) bi di er Lif un Blot:  
to weren des Fiendes Avermot (Uebermuth) etc.

Im Ganzen hatte Lübeck 239 Kanonen, davon sind jetzt die schönsten in Wien und Berlin.



nen Pinaken, welche als Tidenbringer (Zeiten-, Nachrichtenbringer) ab- und zuliefen, suchten sie die Schweden wieder auf und fanden sie den 7. Juli zwischen Bornholm und Rügen. Der von ihnen entworfene Schlachtplan wird als vortrefflich bezeichnet, und beklagt, daß er in der Hitze des Gefechtes nicht gehörig beobachtet worden. Denn das dänische Admiralschiff von 400 Lasten und 200 Stücken wurde von dem schwedischen so heftig angegriffen, daß es verloren ging, obgleich noch 400 Mann sich darauf befanden, als es nach Schweden gebracht wurde. Die Lübecker aber, obgleich 5 von ihren 14 Schiffen die Flucht nahmen („in den Wind kniffen“), eroberten fünf schwedische Schiffe, „denn es fanden sich noch ehrliebende Leute genug, welche ihre Pflicht thaten.“ Ihr Admiralschiff wurde nämlich von fünf Schweden angegriffen, nahm aber den großen „goldenen Löwen“, der ausgebeutet verbrannte; ein anderes Schiff wurde geentert und dann verbrannt, mehrere wurden in den Grund geschossen. Auch von den Dänen nahm Silvester Frank, welcher ein engl. Schiff von 60 Lasten führte, den großen St. Jürgen von 130 Last. Als die Schweden jedoch in Menge zur Hülfe herbeieilten, zog Franks Schiff ab, er selbst blieb mit vier Bootsleuten und acht Landsknechten an Bord; vernagelten diese, als die Schweden in den Schiffsraum plündernd eilten, die Luken, und liefen dann, als wären sie Schweden, unter die andern Schiffe, bis sie bei der Nacht sich wegstehlen konnten und nach Kopenhagen entkamen, wo sie gut belohnt wurden. Diese Schlacht hatte auf beiden Seiten 5000 Mann das Leben gekostet, über 400 Vermundete, worunter der Hauptmann König und der Fähndrich von Senftenberg wurden nach Lübeck gebracht, wo letztere bald darauf starben, in der St. Petri-Kirche beerdigt und ihr Bildniß aufgestellt wurde. Als die Flotte, wo eine pestartige Krankheit ausgebrochen war, noch nach Kriegsgebrauch fünf Tage gewartet hatte, ob die Schweden die Schlacht erneuern wollten, segelte sie nach Hause. Ueber die Befehlshaber der fünf flüchtigen Schiffe, welche den Spottnamen „Knip in den Wind“ erhielten, erging ein strenges Gericht, sie wurden verhaftet und wären vielleicht am Leben gestraft worden, wenn nicht einige, durch Lübeck reisende kaiserliche Gesandte Fürbitte für sie eingelegt. — Im Frühjahr 1566 schickten die Lübecker abermals elf große Kriegsschiffe in den Sund, befehligt von dem Bürgermeister Zinnappel und den Rathsherren Kampferbeck und Wolters. Sie vereinigten sich mit den Dänen und griffen den 26. Juni die Schweden zwischen Deland und Gothland an und trieben sie in die Flucht, wobei der dänische Unter-Admiral erschossen ward. Diesen wollten die Dänen zu Wisby stattlich begraben, obgleich die Lübecker und der Statthalter von Wisby, Niels Bille, es widerriethen, „weil die Rhede

unsicher und ein Sturm im Anzuge sei.“ Dieser brach auch in der Nacht los, als die Dänen einen großen Begräbnißschmaus hielten, zehn dänische Schiffe sammt dem Admiralschiff Samson, nebst den Admiral Lorenzen und dem Unter-Admiral Hannibal, drei Lübecker Schiffe, worunter der Morian, gingen sammt dem Admiral Tinnappel (dessen Leichnam an den Strand trieb und in der Kirche zu Wisby begraben ward) und 6000, nach Andern 7772 M. unter.

Um diesen Verlust zu ersetzen, baueten die Lübecker das große Kriegsschiff Adler (welches wir Th. I. S. 300 beschrieben haben\*). Mit neun andern Schiffen ging es den 20. Juni 1567 wieder unter den Rathsherren Brodes und Tiedemann in See, fand aber, so wenig als im Jahre 1568, obgleich die Stadt zu den zehn Schiffen, welche in Kopenhagen überwintert hatten, noch neun zusügte, Gelegenheit, sich auszuzeichnen, weil die Schweden sich nicht aus ihren Häfen herauswagten. Am 9. Juni 1569 bemeisterte sich die vereinte Flotte, die Dänen unter Peter Munk, jedoch des Hafens von Reval und nahmen dreißig reichbeladene Schiffe im Hafen weg. Der grausame und geisteschwache Erich war indeß von seinem Bruder entthront und der neue König Johann sehnte sich nach Frieden und schloß ihn zu Stettin erst mit Dänemark und dann mit Lübeck den 12. December 1570. Die Lübecker, welche im Seekriege unstreitig das Beste gethan hatten (während der Landkrieg von den Schweden mit besserem Glück als von den Dänen [welche vor Warberg ihren tapfern Feldhern, den Holsteiner Daniel Ranzau verloren], geführt wurde), erhielten ihre alten Privilegien, d. h. Handelsfreiheit, die Kriegskosten wurden compensirt, d. h. gegen einander aufgerechnet, ihre alten und neueren Forderungen sollten in 7 Jahren mit 75,000 Thln. bezahlt und der Handel nach Narwa ihnen freigegeben werden, doch sollten sie den Russen keine Waffen zuführen. Die Lübecker Friedensgesandten wurden den 26. December von 300 Bürgern zu Pferde, mit Pauken, Trompeten und dem Geläute der Glocken in die Stadt eingeholt. Obgleich Lübeck die versprochenen Summen nicht erhielt, weil Johann behauptete, sie wäre durch Zufuhr an die Russen verwirkt, und er habe für Liefland größere

---

\*) Während es 1567—70 im Kriege verwendet wurde, erhielt die Mannschaft täglich 2½ Last Bier, 7—9 Tonnen Fleisch in vier Mahlzeiten. In die Erbsen kamen 36 Seiten Speck und in den Grapen eine Tonne Erbsen, an Fischtagen eine Tonne Rothsher. In die Herren-Kajüte kam ein Faß und eine Tonne Bier und in die oberste Kajüte einen Tag um den andern ein Faß Bier für die Schiffer und Steuerleute. In den Küchen waren fünfundzwanzig Personen. Man sieht, die Lübecker ließen ihre Krieger nicht darben!

Forderungen an das deutsche Reich, so hatte es gezeigt, welche Lebenskraft das Bürgerthum in dieser einzelnen Stadt sich noch immer regte, die auch ohne Hülfe der Hansa ihren siebenjährigen Krieg ehrenvoll durchgekämpft hatte. Fünzig Jahre später, während des dreißigjährigen Krieges (1630) löste sich die alte, ehrwürdige Hansa auf, und mit ihr ging die deutsche Seemacht zu Grabe. Möge sie bald unter dem einigen kräftigen preussischen Adler auferstehen!

### 5) Heinrich Meurer, hamburgischer Bürgermeister und seine Gegner Snitger und Jastram.

Beh', wenn sich in dem Schooß der Städte  
Der Feuerzunder still gehäuft;  
Das Volk, zerreißend seine Kette,  
Zur Eigenhülfe schrecklich greift.

Schiller.

Hamburg war nicht von den Streitigkeiten verschont geblieben, welche im Mittelalter die blühenden Gewerke in den Städten anregten, um die Macht der Magistrate einzuschränken und selbst Antheil an dem Regimente zu erhalten, oder ihrem Unwillen über verunglückte Maßregeln Luft zu machen. Die Kirchenreformation, der die meisten norddeutschen Bürger sich zuwandten, während die Magistrate, sei es aus religiösen oder politischen Bedenklichkeiten, nicht schnell genug dem Eifer der Bürger entsprachen, hatten die Spaltungen vermehrt. Vergebens hatte man sie in Hamburg durch Uebereinkunft, wie die Rezesse von 1529, 57, 62, 70, 79, 82 und 1603 zeigen, zu beseitigen gesucht; sie brachen im 17. Jahrhundert stets von neuem wieder aus. Man klagte „über schlechte Verwaltung der Gerichte, verlangte die Absetzung des Bürgermeister Lützens, weil er sich habe bestechen lassen, so wie eines Rathsherrn von Sprekelsen, welcher die Bürgerdeputation der Unwahrheit beschuldigte zc., man beschwerte sich über die Oberalten, daß sie bei einer Wahl die Sub-Diakonen übergangen und einen jüngern, Heinrich Kengel, erwählt hätten. Diese wandten sich durch den kaiserlichen Residenten von Rondeck an den Kaiser um Schutz. Nachdem scharfe kaiserliche Mandate nichts gefruchtet, kam endlich 1674 der Graf von Windischgrätz als kaiserlicher Kommissär, durch welchen nun, da „E. E. Rath und erbgeseffene Bürgerschaft sich selbst nicht vereinigen konnten,“ eine, nach gegenwärtigem Sprachgebrauch ziemlich oktroyrte Verfassung zu Stande kam. Den Bürgern waren aber einige Edikte besonders mißfällig: das Kollegium der Zweiundfünfziger sollte aufgehoben, die Oberalten in be-

sondere kaiserliche Protektion genommen, vom Rathe besoldete Aufmerker vor den Rathhausthüren bestellt werden, damit Niemand, als wer 500 Thaler Eigenthum habe, in der Bürgerschaft erscheine; die Rathshonorare sollen nicht wieder vorenthalten und im Kirchengebete nach Erwähnung der römisch-kaiserlichen Majestät die Worte: „als unser allergnädigster Kaiser und Herr“ beigefügt werden zc. Als nun bekannt wurde, daß die Oberalten zu dem 1677 vom Kaiser confirmirten Rezeß die Strafklausel von 100 Mark löthigen Goldes für alle, die ihr nicht nachkämen, veranlaßt und dazu einige tausend Mark Kirchengelder heimlich verwendet hätten, brach der Unwille gegen sie los. Der Rath mußte die Oberalten und den inzwischen zum Rathsherrn erwählten Oberalten Krull suspendiren und einen Prozeß gegen sie einleiten. Krull hoffte sich durch ein kaiserliches Mandat und mit Hülfe des kaiserlichen Residenten zu halten. Eine Gesandtschaft der Bürgerschaft nach Wien mußte in 24 Stunden die österreichischen Staaten verlassen, und ihrem Anwalt, dem Lizentiat Bohlmann, welchen sie zum Advokaten gegen Krull ernannt hatten, wurde die Anwaltschaft untersagt. So gefährlich standen die Sachen, als Meurer, Snitger und Jastram, jener als einflußreiches Mitglied des Rathes, dieser als Führer der Bürgerschaft in dieselben verwickelt wurden, was eine Katastrophe, obgleich weniger großartig und weltgeschichtlich, als die Wulpenwebersche in Lübeck, herbeiführte.

Heinrich Meurer, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Oberalten im Petri-Kirchspiel wurde den 13. October 1643 getauft, und war also wahrscheinlich wenige Tage früher geboren (das Programm des Professors Onkelmann von 1690 an Meurers Beerdigungstage giebt an den 11. Oktober 1642). Seine trefflichen körperlichen und geistigen Anlagen bildete er auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt und in Stade, dann in Gießen und endlich Straßburg aus, wo er 1665 die Würde eines Lizentiaten der Rechtswissenschaft erlangte, dann auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien und den Niederlanden seine Welt- und Menschenkenntniß vermehrte, eine Zeit lang in Speier verweilte, um sich mit dem Geschäftsgange des Reichskammergerichtes genauer bekannt zu machen, und nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und sich 1671 verheirathet hatte, 1672 zum graduirten Beisitzer des hamburgischen Niedergerichtes und bald darauf, den 27. Mai, zum Rathsmitgliede erwählt wurde. Kenntniß und Erfahrung, ein würdiges Aeußere und Gewandtheit im Umgange, Klugheit und Ausdauer zur Arbeit machte ihn besonders geschickt zu den wichtigsten Staatsgeschäften und politischen Verhandlungen, daher sehen wir ihn 1675 als Abgeordneten auf den niedersächsischen Reichstag zu Mühlhausen, 1676 und später mehrmals beim Herzoge von

Lüneburg-Gelle, um Verträge zu schließen, 1678 auf dem Friedenskongress zu Nimwegen, „um das Beste der Stadt in Acht zu nehmen.“ Durch seine Geschicklichkeit im Unterhandeln und durch seine unermüdlige Geschäftigkeit war er dem Senate unschätzbar; deshalb wählte ihn derselbe während seiner Anwesenheit in Nimwegen zum Bürgermeister, welche Würde er 1679 antrat.

Hieronymus Snitger, getauft den 11. September 1648, ein wohlhabender und angesehenener Kaufmann. Von kräftiger Gestalt, kühnem Sinn, gefälligen Talenten, auf Reisen und durch Schulkenntnisse gebildet, geschäftserfahren und wohlberedt, konnte es ihm nicht schwer fallen, auf die Beschlüsse der Bürgerschaft Einfluß zu gewinnen. Weniger bedeutend scheint sein Freund Cordt Jastram gewesen zu sein. Er, geboren 1634, war der Sohn eines Färbers, und selbst dieses Geschäft treibend, bis er, durch Heirath und Erbschaft wohlbemittelt, Handelsmann und Schiffsrheder wurde. Groß und hager, von markigem Gesichte, mit schnellem Auffassungsvermögen begabt, hatte er in der Fremde manche Beobachtungen gemacht; da aber sein natürlicher Verstand nicht durch gründliche Bildung geregelt war, so traute er seiner Menschenkenntniß und Weltersahrung oftmals zu viel zu.

Nachdem Meurer Senator geworden war, nahm er sich der Krullschen Angelegenheit mit aller Energie seines Geistes und Charakters an, und stellte die Sache des abgesetzten Mannes in einem weit milderen Lichte dar, und trat gegen die Bürgerwillkür mit einer größern Entschiedenheit auf, als andere seiner Kollegen zu äußern wagten. Dadurch zog er sich aber mancherlei Anfeindungen zu.

In einem Privatschreiben des Gelleschen Kanzlers war ihm nämlich die Mittheilung gemacht worden, daß bei Regulirung der Verhältnisse zwischen den fürstlichen Linien von Braunschweig-Lüneburg manche Dinge zur Sprache kommen würden, welche für Hamburg wichtig wären, z. B. in welche Hände Stade und der dortige Zoll kommen solle, ob in Glückstadt ein neuer Zoll anzulegen, ferner wegen des hamburger Domstiftes und der Ansprüche Schwedens und Dänemarks auf das Herzogthum Bremen. „Man würde Hamburgs Wünsche gern vernehmen, doch müsse es geschehen, ohne die Aufmerksamkeit anderer Diplomaten zu erregen.“ Meurer theilte dies Schreiben dem Senate mit, der dann mit den Oberalten, als Bevollmächtigte der Bürgerschaft und der Rämmerlei, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, verhandelte und Meurer mit ausführlichen Instruktionen sammt dem Syndikus Garmers in der Stille nach Havelberg sandte. Meurer erreichte seinen Zweck. Für die Zusicherung mancherlei Vortheile wurden 300,000 Mark und bei einem feindlichen Angriff der Stadt die schleunigste Hülfe verheißen. Das wurde jetzt gemißdeutet!

Der von den Bürgern nach Wien geschickt, aber dort (weil gesetzlich allein dem Senate und nicht den Bürgern allein die Sendung von Abgeordneten zustehe) abgewiesenen Liz. Daurer hatte außer seinem offiziellen Auftrage, beim kaiserlichen Hofe gegen die Oberalten und Krull aufzutreten, nach einem geheimen, zufolge dessen er mit Unterstützung der dänischen und kölnischen Residenten in Wien durch Bestechung von Jesuiten und Reichshofrathsregistranten 2c. Abschriften von zwei und vierzig Berichten, welche der kaiserliche Gesandte von Rondeck an seinen Hof gesandt hatte, in Snitgers und Jastrams Hände lieferte. Diese, welche den Bericht des Reichshofraths an den Kaiser für günstiger hielten als die kaiserlichen Mandate, argwohnten, daß der Bürgermeister Meurer, welcher mit dem kaiserlichen Residenten in freundschaftlichem Verhältnisse und mit dem Wiener Hofe in Korrespondenz stand, die Schuld trage, und „man in Wien ein Spiel zur Umformung des Stadtregimentes karten wolle und Meurer es wohl gar auf eine Diktatur abgesehen habe.“ Jetzt wurde ihm als unleidlichen Stolz ausgelegt, daß er eine Münze mit seinem Bildniß habe prägen und vertheilen lassen, obgleich es nur eine ganz gebräuchliche Wahlmünze war; jetzt schienen seine vertraulichen Verhältnisse, sein gesellschaftlicher Umgang mit von Rondeck verdächtig; jetzt wurden seine mit dem Hause Braunschweig-Celle-Lüneburg geschlossenen Verträge, welche dazu dienen sollten, der Stadt Vortheile zu sichern: nämlich durch Besetzung der Bierlande von lüneburgischen Truppen diese gegen Dänemark zu vertheidigen, getadelt, weil das der Stadt begreiflich Geld gekostet hätte\*); ja, es wurde sogar der Rath beschuldigt, jene Truppen herbeigezogen zu haben, um die Alleinherrschaft an sich zu reißen, und Meurer mußte später selbst bei dem Abklauf der dänischen Truppen 1679 sich Unterschleif und Fürstendienerei beschuldigen lassen, obgleich er damals in Rimwegen mit großem Erfolg der Stadt Bestes förderte, den Status quo bei Vertheilung des Herzogthums Bremen, wie er es 1676 verabredet hatte, aufrecht erhielt, so daß in einer 1686 vom Senate publizirten Erklärung über diese Gelegenheit kein Schatten eines Verraths auf ihn fällt. Aber in Zeiten aufgeregter Leidenschaften ist es leicht, Verdacht anzuregen und wenn erst ein böses Gerücht ausgestreut ist, findet es, bei der gerne Böses glaubenden Menge, leicht Beifall. Wer Vermuthungen der Art aufstellt, gewinnt dadurch überdies den Schein eines freimüthigen, für das Gemeinwohl besorgten Mannes, und damit das Vertrauen und die Zuneigung des Volkes. Der Wunsch, sich wichtig zu machen, und seine Klugheit bei dieser Gelegenheit zu zeigen, mochte wohl mehr

\*) Die Sache verhielt sich aber anders. S. unten.

in Jastrams Charakter liegen, von dem es heißt: „daß er glaubte, untrüglich erörtern zu können, woher es hie und da, so und nicht anders winde und wettete, und wollte auch dieses und jenes untiefe Fahrwasser gepeilt haben,“ als in Snitgers Wesen, der an Bildung jenem überlegen war. Daraus läßt sich Beider Auftreten gegen Meurer erklären, auch wenn ganz von der Angabe abgesehen wird, daß Beide ihr Vermögen verloren und es bei den Irrungen und Unruhen zu restauriren beabsichtigt hätten,“ eine Angabe, die sich nicht bestimmt nachweisen läßt, obgleich sie bei ähnlichen Fällen häufig genug darin betäubende Wahrheit enthalten mag.

Jene Schriften, welche ein kaiserliches Reskript „exraktifizirt“ nennt, trugen Snitger und Jastram den Bürgern vor, und erregten dadurch die Nichtbeachtung der Kommissionsherren, worunter der Geheimrath und Vizekanzler des Herzogs von Celle, welcher vergebens auf Beginn der Verhandlungen drang, und eine größere Widersegligkeit der Bürger gegen die kaiserlichen Mandate, in Folge dessen ein kaiserliches Schreiben an den Senat den Befehl brachte, von Snitger und Jastram bei Androhung schwerer Strafen und allerhöchster Ungnade, ein Geständniß zu verlangen, wie und durch wen sie die vom Reichshofrathe an Seine kaiserliche Majestät übergebenen Relationen in Betreff der Krull'schen Sache erhalten hätte.“ Dieses Schreiben, welches der Senat pflichtschuldigst der Bürgerschaft mittheilte, brachte die Bürger in noch stärkere Aufregung, man sprach beide Bürger von aller Verantwortlichkeit frei und versprach „sie in allen Fällen und Wegen gegen Jedermann zu vertreten.“ Der ganze Zorn wälzte sich nun auf Meurer, sei es, weil man ihn für den kräftigsten Charakter im Rathe hielt, oder weil man nun einmal Verdacht gegen ihn hegte. Gegen ihn richtete Snitger und Jastram ihre Angriffe, und theilten der Bürgerschaft in einer vier Stunden langen Vorlesung den Inhalt jener Relationen der kaiserlichen Residenten mit, worin natürlich Meurers Name mehrmals vorkam, aber durchaus keine, welche eine rechtliche Anklage begründet hätte; andere Beweischriften gesteht auch Jastram nachher nicht gehabt zu haben und die Existenz Meurerscher Originalbriefe wird bezweifelt. Mochten Snitger und Jastram auch im guten Glauben handeln, so zeigte doch ihr Benehmen mehr von Feindseligkeit und Gewaltmaßregeln, als von Gerechtigkeit und ruhiger Abwägung der Schuld oder Nichtschuld. Denn sehen wir auch wiederum von der Angabe ab, daß Beide beschlossen haben sollen: „Ihre Füße nebeneinander zu setzen und so viel Schuld zusammen zu bringen, daß Meurer aus Hamburg müsse,“ daß sie in versammelter Bürgerschaft von Beweisen geredet, die man in der Tasche habe, aber nicht öffentlich vorzeigen könne; die, wenn sie aber einst zum Vor-

schein kämen, einen Hochverrath beweisen würden, der Salgen und Rad verdient habe," so kam doch die ganze Angelegenheit sehr tumultarisch und vielfach gesetzwidrig zur Sprache. Bei einer Versammlung vom Rath und Bürgerschaft, den 3. März 1686, war Meurer Unpäßlichkeit halber nicht gegenwärtig; die Bürger verlangten wieder auseinander zu gehen und eine neue Berufung auf den 5. März, widrigenfalls es die Oberalten thun würden. Der Senat gab nach. Nachdem über Türkensteuer zc. verhandelt worden, verlangten die Hundertvierundvierziger (bald darauf nach Hinzufügung des Kirchspiels St. Michaelis, Hundertachtziger genannt) Meurer solle zu ihnen in die Schreiberei kommen, sie hätten ihm etwas aus dem Protokoll vorzulegen, worauf sie seine Antwort erwarteten. Senatus protestirte und ersuchte von solcher Neuerung abzustehen, Meurer erklärte sich ausnahmsweise und ohne Präjudiz, zu kommen, wenn zwei Senatoren ihn begleiten würden. Die Bürgerschaft wollte sich nicht darauf einlassen und erklärte, wenn er sich nicht stelle, würden sie, da einige Beschuldigungen auf Untreue gingen, in contumaciam (wegen Ungehorsam) gegen ihn verfahren. Der Senat erklärte zwar, daß der Bürgerschaft kein contumaciam zustehe; aber Meurer, entrüstet, von Untreue reden zu hören, eilte in Begleitung des Protonotars, der das Protokoll zu führen hatte, in die Bürgerschaft. Den Protonotar ließ man nicht zu, und als Meurer jetzt fragte: Was die Bürgerschaft von ihm verlange, es sei ihm erwünscht, sich einmal über langjährige ungerechte Verdächtigung auszusprechen, so wurden ihm 23 Anklagepunkte vorgelesen: daß er Verhandlungen im Senate dem Residenten von Rondeck mitgetheilt, den Rathsgliedern, welche nicht im Interesse des Kaisers gestimmt, Ungelegenheiten verursacht habe, daß er bei Daurers Absendung nach Wien die Theilnahme des Rathes verhindert, dem Liz. Pohlmann von Wien aus die Advokatur habe verbieten lassen, die Freiheit der bürgerlichen Aemter, besonders der Handwerker zu unterdrücken getrachtet habe zc. Meurer stellte die Klagepunkte in Abrede; und wirklich konnte eine Anklage auf die Muthmaßung, daß von Rondecks Berichte auf direkter Mittheilung aus dem Senate, und wiederum, daß sie gerade von Meurer herrührten, schwerlich vor einem geregelten Gerichte bestehen. Er erklärte, daß er, obgleich er gegen Daurers Absendung aus Gründen gestimmt habe, weder dessen Hinderung in Wien und Pohlmanns Remotion verursacht, noch mit von Rondeck über die gänzliche Ausschließung der Aemter von den Bürgerschaftsversammlungen je geredet habe: seine Intention gehe dahin, daß Rath und Bürger bei den Statuten und Rezessen bleibe, wobei ihre Vorfahren groß geworden. Dagegen läugnete er nicht, bei von Rondeck dahin gewirkt



zu haben, daß die Krull'sche Sache in Güte beigelegt werden möchte, und gestand offen, daß nach seiner Ansicht der Friede und die Aufrechthaltung der Verfassung nur durch kaiserlichen Einfluß vermittelt werden könne, und er sich alle Mühe gegeben habe, dieses auf eine möglichst milde und gütliche Weise ins Werk zu richten. Gegen diese Vertheidigung ließ sich rechtlich nichts einwenden! Jetzt theilte man ihm jedoch das Memorial eines in Wien anwesenden Agenten Kropf mit, welches er laut vorlas und erklärte, die Darstellung müsse verfälscht sein, es möge ihm Zeit verstattet werden, aus den Reichshofrathsprotokollen die behufliche Auskunft zu geben. Vergebens, man erklärte, daß die Bürger ihn für einen „verwegen regierenden, über die Stadt handgreiflich ein Dominat suchenden, der bürgerlichen Freiheit widerwärtigen Mann und Verräther der Bürgerschaft halten, ihn darum in Verwahrung nehmen und dann wider ihn verfahren müßten.“ Umsonst erklärte sich der Senat gegen dieses eigenmächtige, rechtswidrige und unstatthafte Verfahren der Bürgerschaft, und ersuchte, Meurer wieder auf freien Fuß zu stellen, da derselbe an beweglichen und unbeweglichen Gütern genugsam in der Stadt angeessen sei, und dem Rathe die Klagepunkte mitzutheilen. Man ließ ihn auf das Admiralitätshaus führen und von zwanzig bewaffneten Bürgern Tag und Nacht so strenge bewachen, daß nur mit großer Mühe seine Frau, sein Arzt und Barbier zu ihm gelassen wurden.

Bei der folgenden Bürgerschaftsversammlung am 10. März luden die Bürger vier Rathsglieder einzeln zu sich, trotz der Entgegnung des Rathes, daß man, dem Herkommen gemäß, ihnen durch Deputirte vortragen lassen möge, was man von diesen Herren verlange. Sie wurden einzeln über die von Rondeck'schen und Kropf'schen Berichte befragt, und ihnen allerlei Beschuldigungen vorgelegt, welche sie theils mit Hinweisung auf Unerweislichkeit, theils auf Rathsbeschlüsse und auf ihr freies Votum nach ihrem Eide widerlegten. Endlich nöthigten die Bürger am 11. Juni den Rath, in die Ungültigkeitserklärung des Windischgräber Recesses einzuwilligen.

Der Herzog von Celle-Lüneburg ließ nunmehr auf den Bericht der so schände behandelten Kommission diese abberufen, ein scharfes Vorwurfschreiben ergehen, und als dennoch auf des Senates wiederholtem Begehren Meurer nicht der Haft entlassen wurde, hamburgische Waaren auf seinem Gebiete anhalten. Darauf verlangten die Bürger von Meurer, daß er resignire, wogegen er zwar Anfangs protestirte, doch endlich, vielleicht selbst für sein Leben besorgt, unter der Bedingung einwilligte, daß seine Unschuld anerkannt und ihm Ruhe für die Zukunft zugesichert werde. Die Bürgerschaft beschloß jedoch, daß man die Resignation annehmen, aber von Anerkennung der Unschuld keine Rede

sein könne, vielmehr solle er einen eidlichen Revers aus schreiben, sich nicht zu rächen, 100,000 Thaler Kaution stellen, daß er der Stadt keinen Schaden verursachen, allhier zur Stelle bleiben, den Herzog von Celle bewegen wolle, die Beschlagnahme der hamburgers Waaren aufzuheben und die beschädigten Personen schadlos zu halten. Meurer erklärte, er erbiete sich zur Urfehde, diese und eine Kaution, welche er auch nicht aufzubringen wisse, könne nicht zusammen bestehen, er sei nicht Willens fremde Dienste zu nehmen; sollten ihn dennoch Umstände dazu nöthigen, so wolle er einen Revers ausstellen, sich nicht gegen die Stadt und Bürger gebrauchen zu lassen; wegen der Wohnung reservire er sich, gleich andern Bürgern Freiheit, zumal er der Stadt mit bürgerlichen Eiden verpflichtet sei; an den Arrest auf hamburgers Waaren könne er nicht Schuld sein, also deshalb auch keinen Schaden übernehmen, wolle jedoch für die Aufhebung desselben nach Kräften sich bemühen. Die Bürger erklärten sich endlich damit zufrieden, bestanden aber auf 50,000 Thaler Kaution.

Ihr Jubel wurde aber bald in Leid verwandelt! Einige Tage nach Meurers Freilassung, den 23. Juni, legte eine schreckliche Feuersbrunst die Straßen Kehrwieder, Brook, Pischuben zc. in Asche, und während Einige dies als Strafe für den an Meurer begangenen Frevel erklärten, behaupteten Andere sogar, es sei das Feuer auf sein Anstiften angelegt worden!

Von nun an wagte der Rath kaum, sich irgend einem Begehren der Bürgerschaft zu widersetzen. Snitger und Jastram hatten die Alleinherrschaft. Auf ihren Vorschlag wurde am 1. September der Beschluß gefaßt, um der Stadtkasse aufzuhelfen, „alle bürgerlichen Stellen, welche der Staat bisher vergeben, an den Meistbietenden zu verkaufen“, und auf des Rathes Vorstellung, daß dann untüchtige Leute zu Diensten kommen möchten, erhielt er zur Antwort, „er habe ja auch seine Präceptoren, Kutscher, Ammen und Mägde employirt.“ Der Bauhof wurde als zu kostspielig geschlossen, den Beamten viele Sporteln entzogen und endlich wurde eine sogenannte Rathes- und Bürgerdeputation durchgesetzt, um die bedrohlichen innern und äußern Angelegenheiten in letzter Instanz abzumachen. Unter den 30 Bürgern waren Snitger und Jastram, welche die 6 Deputirten des Senats völlig ignorirten, und als diese sich unter solchen Umständen nicht zur ferneren Theilnahme verstehen wollten, ihren eigenen Weg gingen und durchsetzten, was sie wollten.

Während dieser Zeit war nicht allein Meurer, vielleicht einen abermaligen Arrest befürchtend, mit seiner Familie nach Harburg gegangen, sondern der Herzog von Celle in den Bürgerversammlungen persönlich beleidigt worden. Da erfolgte nun des Kaisers Befehl, daß

alles über Meurer Verfügte kassirt, ihm Amt und Würde zurückgegeben und er unter kaiserlichen Schutz gestellt sein solle, dagegen „Enitger und Jastram, als zur Erzeugung aller Bosheit sich kündigermaßen aufgeworfenen Instrumenten in Arrest zu nehmen, die Kosten der vergeblichen kaiserlichen Kommission zu erstatten, und wegen bewiesener Beschimpfung Ihrer Durchlaucht genügende Satisfaktion zu geben.“ Weil keine befriedigende Antwort erfolgte, so ließ der Herzog Moorbürg und Moorwerder mit Soldaten besetzen, wogegen beide Volksführer es, trotz des Widerstrebens des Senats durchsetzten, daß alle Gelder und Güter der lüneburgisch-celleschen Unterthanen mit Arrest belegt und aller Verkehr mit dem linken Elbufer streng untersagt wurde.

Ein Zwischenakt, der auf das Verderben Enitgers angelegt schien, hob ihn jedoch auf kurze Zeit auf den höchsten Gipfel der Volksgunst! Der kaiserliche Resident von Rondeck hatte in der Ansicht, „daß Enitger und Jastram in dem Collegium der Dreißiger prädominiren, dort, wie aller Orten die Stimme raisonnabler Bürger überschreien, so daß sie als Häupter und Regenten gelten können, und deshalb alles hintertrieben, was zur Belegung der Differenz mit Lüneburg-Celle durch Meurers Restitution beitragen könne,“ den Gedanken gefaßt, Beide aus der Stadt zu entfernen und sie in Gewahrsam zu nehmen. Er setzte sich mit dem hamburgischen Garnisonsauditeur Rickmeyer und dem abgedankten Rittmeister Hartwig, einem abgedankten dänischen Rittmeister von Sahlen, dem lüneburgischen Kornet Lange und einigen hamburgischen entlassenen Korporalen in Verbindung und vermochte sie, unter Hindeutung, „wie der Stadt Wohl und des Kaisers und Herzogs von Celle Wille es erheische“, beide Volksführer ins Lüneburgische abzuführen. Am 19. März 1685, als Enitger mit seiner Frau von dem Landhause seines Schwiegervaters in Billwerder zur Stadt fahren wollte, wurde er in Horn von verkappten Reitern überfallen, gebunden, auf einen Leiterwagen geworfen und Wandersbeck vorbei über Reinbeck nach Artlenburg geführt, wo sie mit der Fährre über die Elbe gehen wollten. Die Nachricht von dieser Entführung erregte die ganze Stadt, Alles strömte auf die Gassen und aufs Rathhaus, wo sich der Rath und die Dreißiger sogleich versammelten und bis 5 Uhr Morgens versammelt blieben.

Enitgers Schwiegervater hatte sogleich auf seine Verantwortung den Offizier der Hammerbaumwache vermocht, den Entführern sechs Mann nachzusenden, was sich jedoch wegen mangelnder Pferde bis in die Abenddämmerung verzog; gegen 11 Uhr wurde, nachdem 1000 Thaler Prämie dem Befreier verheißen, die Stadt gesperrt, Meurers Verwandte als Geißel verhaftet, eine Abtheilung Dragoner unter dem

Obristlieutenant Eberank aus dem Steinthor entsendet wurden, welche Morgens um 2 Uhr Entführer und Entführte vom Landungsplatze der Artlenburger Fähr, welche in der Nacht nicht hatte fahren wollen, über-eilten, gefangen nahmen und Snitger nebst seiner Frau den ungedul-dig harrenden Bürgern wieder zuführten.

Mit Jubelgeschrei, Glockengeläute und Kränzen wurde er empfan-gen, und bis in die Nacht hinein dauerte der Rausch des exaltirten Volkes. Ihm galt hinfort Snitger für den „Vater des Vaterlandes,“ alle Ansichten und Meinungen unterordneten sich den seinigen, in ihm drängte sich die Bürgerschaft zusammen: er war die Seele der ganzen Republik und mochte sich jetzt auf dem Gipfel seines von Volksgunst getragenen Glückes wähen, ohne zu ahnen, welch' schreckliches Ende ihm nahe bevorstand.

Zunächst wurde nun ein peinliches Verhör mit den Gefangenen ange stellt, die Tortur, bei welchem Alt Jastram nicht selten persönlich erschien, bei ihnen angewendet, woraus sich ergab, daß von Rondeck, welcher sich jedoch bereits heimlich aus der Stadt entfernt hatte, die Entführung veranlaßt habe. Jene wurden trotz des Widerstrebens mehrerer Senatoren, welche das Urtheil, „da ja doch kein Blut ver-gossen worden sei,“ zu hart fanden, zum Tode verurtheilt, und am 13. April von Gahlen, Rickmeyer und Hartwig enthauptet. Die Befürchtung, daß „diese Hinrichtung dem Snitger und Jastram eben so verderblich werden könne, als den Brüdern de Witte im Haag die Hinrichtung des van der Graaf wegen versuchten Attentats,“ ging in Erfüllung. Nicht allein viele besonnenen Bürger nannten es tyrannisch (auch hatte das Niedergericht nur von Gahlen zum Tode, Rickmeyer auf 5 Jahre und Hartwig lebenslänglich zur Gefan-genschaft verurtheilt, worüber das Volk sie in Stücke zu reißen drohete) und tadelten die dabei stattgefundene Aufbietung von 1200 Mann be-waffneter Bürger, als Zeichen des Mißtrauens der Dreißiger gegen den Stadtkommandanten; sondern der Herzog von Celle-Lüneburg beschwerte sich über die Verletzung seines Gebietes bei Snitgers Be-freiung, der Kaiser drohte der Stadt wegen Mißbrauch der Kriminal-jurisdiction, weil „jene Personen ohne rechtmäßige Ursache hingerichtet worden,“ und citirte Snitger, Jastram und den Bürger-meister Schlüter (der es mit ihnen gehalten) zur Verantwortung nach Wien. Trotz dessen wurden am 29. Mai noch sechs andere, ins Hol-steinische Entronnene (die der König von Dänemark ausgeliefert hatte), mit dem Schwerte hingerichtet, und gegen Meurer, dessen Haus mit Wache belegt war, erging am 15. Mai eine Citation, sich in Person vor Gericht zu stellen, widrigenfalls er seine Kaution von 50,000 Thalern verwirkt habe. Der Kaiser ernannte dagegen Meurer

zum Reichshofrath, und durch kaiserliches Protectorium wurde er, nebst Weib und Kindern, Verwandten, Hab' und Gütern in Schutz genommen, der Herzog von Celle zum Schirmherrn darüber verordnet, und der Stadt aufgetragen, binnen 14 Tagen alles, was zu Meurers Nachtheil geschehen, zu redressiren. Meurer zeigte aber seine Erhebung zum Reichshofrath dem Senate an mit der Bemerkung, daß es nur ad honores causam geschehen sei und er sich immer als hamburgere Bürger betrachte, und der Stadt nach Kräften Liebes und Gutes erzeigen werde. Snitger und Jastram sahen sich nun nach Unterstützung Brandenburgs und Dänemarks um.

Schon früher hatte sich die Stadt an den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewendet,\*) und bei ihm die redliche Absicht gefunden, die vorherrschenden Zermürfnisse auf gütlichem Wege auszugleichen. Er hatte den Herrn von Caniz nach Celle geschickt, um bei dem Herzoge eine Vermittelung anzubahnen; dort wartete man vergebens auf Hamburger Abgeordnete, weil die Dreißiger erst Moorbürgerschaft geräumt wissen wollten. Der Kurfürst hatte sodann zu einer Gesandtschaft nach Wien gerathen, wo jedoch 200,000 Gulden Strafe, die Restitution Meurers zc. verlangt wurden. Im Januar 1686 rückten Lüneburgische Truppen in Bergedorf und die Vierlande (Besitzungen, deren frühere Verluste die Nachkommen der Guelfen nie hatten verschmerzen können), ein, um „die Stadt zu zwingen, kaiserlichen Befehlen zu pariren, Meurer und dessen Güter zu restituiren und diesem Satisfaction zu geben.“ Trotz eifriger Abmahnung des Senats (dem man Schuld gab, er sei mit dem Herzoge im Einverständniß, um die Alleinherrschaft zu gewinnen) die Stadt nicht von Truppen zu entblößen, und trotz mancherlei Gerüchte über Truppenbewegung der Dänen, beschloßen die Dreißiger sämtliche 1800 Stadtsoldaten auszuschicken, um die Lüneburger zu vertreiben. Beim Heckenlaten kam es zu einem Treffen, die Hamburger zogen den Kürzern und dem Oberstlieutenant Mancke wurde zur Last gelegt, daß er sich zu früh zurückgezogen. Der Senat trug, nach dem Gutachten des Stadtkommandanten, des Generalmajors von Uffeln, „daß jener bei seiner frühen Retirade wohl einen Fehler begangen habe, der indeß auch dem Erfahrensten begegnen könne,“ auf einen ernsten Verweis an; aber die Dreißiger verlangten ein Kriegsgesicht und Mancke wurde am 13. April 1686 erschossen. Aufs neue wandte man sich an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher auch freundlich der Stadt so viel Soldaten versprach, als sie zur Vertheidigung verlange; aber nun sträubte man sich wieder gegen die Hereinnahme, scheuete die Kosten, und

\*) Vergl. Pufendorfs de rebus gestis F. W. 1733.

hoffte von einer andern Seite Unterstützung. Diese Umstände benutzte der dänische König, der als Herzog von Holstein noch immer Ansprüche auf Hamburg machte, um sich mit List und Gewalt der Stadt zu bemächtigen. Schon hatte er 1667 und 1683 sich dort, wie in Lübeck, Verständnisse gewonnen; die auswärtigen Verhältnisse schienen dem Plane günstig. Von England, welches noch wegen der 1666 von den Holländern auf der Elbe verbrannten englischen Schiffe zürnte; von Holland, welches durch Frankreich in Gefahr war; von Frankreich, welches Dänemarks Allianz suchte; von Schweden, welches damals schon Norwegen wünschte und dagegen alle seine Besitzungen in Deutschland und Hilfe zur Eroberung von Hamburg und Lübeck anbot; vom Kaiser, der mit Türken und Franzosen genug zu thun hatte, war nichts zu befürchten. Celle war feindselig und der Kurfürst von Brandenburg hatte mit Dänemark 1682 ein enges Bündniß geschlossen, um die Schweden aus Deutschland zu vertreiben. (Vergl. Wurm: der europäische Hintergrund der Snitger und Jastramschen Wirren, im Oster-Programm 1855 des hamburger Gymnasiums). Dennoch war es der Kurfürst, der hier rettend auftrat. Der dänische Resident Pauli hatte sich schlau an Snitger und Jastram gehalten, ihnen „Dänemarks innige Theilnahme versichert, mehrere nach Holstein entronnene Entführer Snitgers ausgeliefert und beiden Volksführern, „denen von einigen Uebelwollenden heimlich nachgestellt worden,“ ein königlich dänisches Protektorium angeboten. Jetzt bot Pauli Dänemarks Hilfe an, um die Lüneburger von dem Gebiete der Stadt zu vertreiben, indem er Snitger und Jastram versicherte, „der einzige uneigennützige Zweck Sr. Majestät in dieser Sache sei die Erhaltung der Stadt, ihrer Neutralität und die Aufrechthaltung der Bürgerschaft.“

Vergebens erklärte der Senat, das Wünschenswerthe sei, mit dem Herzoge Frieden zu machen und vergebens warnte er vor den dänischen Anerbietungen; den Dreißigern war alles willkommen, was aus dieser bedrängten Lage retten zu können schien; Snitger und Jastram widerstanden den mündlichen und schriftlichen Zusicherungen des dänischen Residenten nicht, welcher ihnen nach eigenem Berichte an seinen Hof vom 9. März 1786 „mons et merveilles“ verhieß, sich zugleich über ihre Leichtgläubigkeit lustig machte. So wurde ein Vertrag geschlossen, worin Dänemark versprach, 18 — 20,000 Mann gegen den Herzog marschiren zu lassen, wogegen die Stadt eine ansehnliche Geldsumme schicken und dem Könige als Erhalter ihrer Neutralität danken, übrigens der Binneberger Vergleich von 1679, welcher der Stadt alle ihre Rechte und Privilegien sichert, zum Grunde liegen sollte. Auf solche Weise sicher gemacht, widersprachen

sie des Rathes und anderer Bürger Befürchtungen wegen Dänemarks Truppenbewegungen, vor denen doch selbst Brandenburg und Hannover gewarnt hatten, und konnten nur mit großer Mühe am 19. August dahin gebracht werden, das Hamburger Militär wieder in die Stadt zu ziehen, nachdem Celle erklärt hatte, „die Stadt könne unbedenklich es thun,“ und seinen Beistand sogar anbot. — Es war die Einfalt Snitgers und Jastrams Schuld an diesen Leichtfertigkeiten; sie lächelten im Vertrauen auf ihre vermeinten klugen Unterhandlungen, über die Aengstlichkeit des Raths. Jastrom erklärte, er wolle sich hängen lassen, wenn Dänemark feindliche Absichten habe, und Snitger behauptete, solches Gerücht sei von der Meurerischen Partei ausgesprengt, und Jener erlangte sogar einen Bürgerbeschluß, daß die Dreißiger gegen Asterdam u. geschützt und jeder als Widersacher ihrer Handelsweise Bekannte aus der Bürgerschaft ausgeschlossen werden solle, wodurch freilich jeder Verkehrtheit und Gewaltthätigkeit Thor und Thür geöffnet worden war. Das mochte manchen verständigen Bürger die Augen über jene Volks-Tribunen öffnen; aber auch diesen selbst fiel schnell die Binde von den Augen, und sie sahen mit Schrecken den Abgrund, der sich ihnen und der Stadt eröffnete. Noch am Abend des 18. August hatte Snitger den Residenten Pauli vorgestellt, das Gerücht von der feindlichen Absicht des Königs gewinne an Glaubwürdigkeit (er hatte sich mit reichlichem Belagerungsgeräth versehen) und hinzugefügt: „Kommt der König feindlich vor Hamburg, so vertragen wir uns sogleich mit Lüneburg und lassen den rothen Hahn in Altona krähen,“ (schießen es in Brand), und dieser hatte feierlich das Gegentheil versichert. — Aber schon am folgenden Morgen kam er in verstellter Bestürzung und klagte: Der König sei mit 14,000 Mann Fußvolk, 2500 Reitern und schwerem Belagerungsgeschütz hinter Ottnsen in ein Lager gerückt, „werde durch seinen Gesandten Lisenkron nach einer Stunde von Hamburg die Erbhuldigung, die Stadtschlüssel, die Aufnahme einer Besatzung von 2000 Mann, eine Zahlung von 400,000 Thalern verlangen, im Weigerungsfall mit Feuer und Schwert der Stadt so zusetzen, daß dort kein Stein auf dem andern bleibe.“ Bestürzt und entrüstet eilten Snitger und Jastram zu den Bürgermeistern, welche eiligst die Bürgerschaft zusammenriefen. Es wurde einhellig beschloffen, „Gut und Blut für das Wohl der Stadt einzusetzen und die Kosten bereitwillig zu tragen.“ Die inneren Zwistigkeiten waren vergessen, „Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme hatten sich in einen Augenblick vereinigt, da war Keiner, der nicht Leib und Leben, auch Alles, was er in der Welt gehabt, vor dieser Stadt Wohlfahrt einzusetzen entschlossen gewesen“ (Stelzner II. 1224). „Ich kann nicht

beschreiben," sagt ein sächsischer Offizier bei Stelzner: „Ich kann nicht beschreiben, mit was für eine Courage die hiesige Milice zu solchem Tanze auszog, welcher ich auch folgte“ (Th. III. 1246). Handwerker, Arbeitsleute und Matrosen bewaffneten sich zur Vertheidigung, „und sogar die Herren Gelehrten zogen zu Walle," 700 Matrosen wurden zur Feuerlöschung bestimmt, die benachbarten Fürsten wurden eilig um Beistand ersucht, und dieser bereitwillig ertheilt. Schon am 20. August, wo die Dänen einen Angriff auf die Sternschanze machten, welcher abgeschlagen wurde, zogen Lüneburger in die Stadt ein, denen Hannoveraner, welche durchgehends wöchentlich drei Thaler erhielten und der Stadt den Eid leisteten, Brandenburger nebst Bomben und Granaten folgten, zwei brandenburgische Generale und drei Regimenter sollten von Magdeburg zu Wasser nachkommen. Der Kapitän Lamm mußte sich mit einigen bewaffneten Fahrzeugen an den Grasbrod und Köhlbrand legen; die Schiffe im Hafen wurden größtentheils abgetakelt und die Mastkörbe mit Wasser versehen. Damit die Feinde sich in der Nähe nicht festsetzen möchten, wurden die Bäume der Keperbahn niedergehauen, die Delmühle und die Theerbrennerei in St. Pauli, der Schrevenhof, wie die Klosterbleiche und der Grindelhof vor dem Dammthore, die Thranbrennereien in Brand geschossen, weil die Dänen dort Linien eröffnet hatten; auf den Wällen und im Hornwerk fleißig gearbeitet, einige Rathsherren und Oberalten gewählt, welche abwechselnd Tag und Nacht dem Stadtkommandanten bei dem Millernthorwalle assistiren sollten! — Die Dänen richteten ihre Angriffe zunächst auf die Sternschanze, welche täglich beschossen und angegriffen; aber so tapfer vertheidigt wurde, daß jene mehrmals einen Stillstand auf 3 Stunden begehrt, um ihre Todten wegzubringen, und durch Ausfälle ihnen mancher Schade zugesügt wurde. Einige dänischen Kanonenkugeln aus der Batterie bei der Sägemühle hinter Altona, welche von den Stadtwällen bald zum Schweigen gebracht wurde, fielen auf den Vorsetzen und Eichholz. Inzwischen waren die Gesandten von Hannover, Schweden und England und der Kaiser thätig, und besonders gelang es dem Minister von Fuchs aus Berlin, durch kräftiges Auftreten, den König (welcher die Eroberung der Sternschanze schon schwerer fand, als er sich die Einnahme der Stadt vorgestellt haben mochte), zu bewegen, daß er am 14. September gegen Erstattung der Belagerungskosten den Abzug vornahm. Der Kurfürst zog nämlich Truppen bei Benzen zusammen und erklärte, wenn der König die Stadt mit Gewalt unterwerfen wolle, so werde ein heftiger Krieg entstehen, weder der Kaiser, das Reich und Lüneburg (mit dessen Herzog er auf seiner Rückreise von Cleve Rath gepflogen und ihm über Dänemarks Absichten die Augen geöffnet) könne ruhig zusehen und ihn



berühre die Sache dermaßen, „daß es ihm fast gleich sei, ob Hamburg oder Berlin belagert werde.“ — Allein wäre die Stadt im August 1686 durch einen Handstreich gefallen, hätten die Bürger sich weniger kraftvoll bewiesen, so wäre die äußere Hülfe zu spät gekommen und ein *fait accompli* daraus gemacht worden.

Gleich Anfangs hatte sich der Resident Pauli ungehindert aus der Stadt begeben dürfen; in seinem Garten fand man eine eiserne Kiste mit Rathsverhandlungen, Anschlägen, wie Hamburg in Feindeshand zu liefern, Briefe von Snitger und Jastram, und die Erwähnung in einem Papiere, daß der Stadtkammer 10,000 Thaler entwendet worden sei. Auf Snitger und Jastram wurde nun nicht weiter gehört; man sah, durch wessen Thorheit dies Unglück über die Stadt gekommen, am 21. August wurden sie aus dem Kriegsrath gewiesen und am Tage vorher hatten Volkshausen bei den Bürgermeistern ihre Verhaftung dringend gefordert. Als sie Schutz vom Rathe begehrten, und Jastram fest erklärt hatte: „Wird mir vom Rath kein Schutz gewährt, so muß ich fünfzig Bootleute zu meiner Sicherheit annehmen,“ erwiderte ihm der Bürgermeister: „dann wird man Euch und den Bootsknechten die Hälse brechen“ und Jastram versetzte: „Ohne Euer Magnificenz Vorwissen werde ich's nicht thun!“ Dann beschloßen Rath und Sechziger Beide am folgenden Tag in Verhaft nehmen und ihre Papiere untersuchen zu lassen. Auf der Tortur bekannten sie, daß der Bürgermeister Schlüter, die Licentiaten Syllm und Pohlmann, und der Dr. Crolau auch darum gewußt, worauf auch diese verhaftet wurden. Der erste starb schon den 21. Oktober 1686, vielleicht war er ein sonst wohlwollender Mann, nur verleitet, die andern wurden mit starken Geldstrafen belegt; Snitger und Jastram wurden jedoch gefoltert und am 1. Oktober zum Tode verurtheilt: „weil sie die ordentliche Obrigkeit zu unterdrücken getrachtet, die Bürger wider dieselbe aufgehetzt, der kaiserlichen Majestät und hoher Potentaten Unnade über die Stadt gezogen, die gütliche Ausgleichung der Streitigkeit mit dem Herzoge von Celle-Lüneburg verhindert, zur Amtsentsetzung einiger Mitbürger mitgewirkt, gefährliche Correspondenz mit hoher Potentaten Minister getrieben, der Stadtkammerei schwere und unnöthige Kosten verursacht, fremde Truppen auf der Stadt Grund und Boden gezogen, beim Anmarsch feindlicher Truppen zur Belagerung der Stadt die Bürger sicher gemacht, und in solchem Allen wider Eid, Pflicht und der Stadt Statuten gehandelt.“ Die Volksgunst war verschwunden, Vielen schien das Urtheil noch zu gelinde; Dänemark, welches beide Männer gemißbraucht, ließ die unnützen Werkzeuge fallen.

Am 4. Oktober 1686 wurde das Urtheil vollzogen unter starker Bedeckung der verschiedenen Truppen. Snitgers Frau, welche die letzte Stunde bei ihm zugebracht, sank in Ohnmacht als der Augenblick der Wegführung aus der Frohnerei erschien; ein mitleidiger Frohntnecht wollte sie unterstützen, aber Snitger stieß ihn weg, damit „der Unehrlliche“ sie nicht berühre, und bedeckte sie mit seinem schwarzen Bürgerschafts-Mantel. Jastram starb weniger muthig und langte fast bewußtlos bei der Gerichtsstätte an, wo sie enthauptet, ihr Leib geviertheilt, und ihre Köpfe auf Stangen über dem Stein- und Millernthore aufgesteckt wurden. Snitgers Frau und Kinder sollen im Glende gestorben sein. Das war das tragische Ende dieser bedauernswerthen Volksführer!

Der sehr erzürnte Kaiser legte der Stadt 100,000 Thlr. Strafe als Erstattung der Kommissionskosten des Herzogs von Celle, die Anerkennung der Windischgräzer Rezeße und die Wiedereinsetzung Neurers; sie mußte sich noch glücklich preisen, durch diese Einbuße an ihrem Vermögen ihre Selbstständigkeit gesichert zu sehen. Neurers Einsetzung wurde aber nicht leichtsinnig oder ungeseglich betrieben. Der Senat beehrte, daß das bürgerliche Kollegium die Beschuldigungsgründe noch einmal genau revidiren und den Befund übergeben möchte. Da sich nun keine stichhaltigen Anklagepunkte fanden, sondern Alles auf Gerüchte, Muthmaßungen und Verdrehungen gegründet war, so wurden am 8. November 1686 zwei Deputirte des Senats an Meurer geschickt, um über die Ordnungspunkte seiner Wiedereinsetzung zu unterhandeln, besonders wegen Niederlegung des fremden Rathstitels. Meurer zeigte sich bereitwillig, eine Amnestieakte, „keine Rache zu üben,“ zu unterzeichnen, bewies, daß er die vom Kaiser ihm dargebotene Charge nicht angenommen, das Cellesche Ministerium gab die Erklärung, daß er dem Herzog nie einen neuen Dienstseid geleistet, nie Siz und Stimme im geheimen Rath eingenommen habe. Nun erst trat er, den 12. November 1686 und zwar 5 Wochen nach Snitgers und Jastrams Hinrichtung, der Anciennität nach als zweiter Bürgermeister wieder in den Rath, nachdem er 1½ Jahr unter bitterer Schmach ausgeschlossen gewesen. Die folgenden Jahre Neurers verliefen mit Ausnahme einiger Mißhelligkeit mit der Geistlichkeit, welche sich gegen die freie Religionsübung der reformirten Gemeinde, zu deren Gunsten der Berliner Hof dringend gearbeitet hatte, von den Kanzeln erklärte, im Ganzen ruhig ab. In Verlegenheit setzte später der ernste Befehl des Kaisers, den französischen Gesandten Vidal, zur Widervergeltung der von den Franzosen aus den kaiserlichen Staaten entführten Geißeln, zu arretiren; als sich die Bürgerschaft endlich zu einem gelinden Arrest verstand, war jedoch jener entflohen.

Unter körperlichen Leiden hatte Meurer noch dieser Sitzung beigewohnt, verfiel aber nach seiner Heimkunft in ein hitziges Fieber, woran er mit ruhiger Ergebung den 14. Juli 1693, in einem Alter von kaum 48 Jahren, verschied. Die leidenschaftliche Erregtheit jener Zeit mit allen ihren bitteren Kränkungen und Beschuldigungen, die gewalthätige Verhaftung, Verhöhnung, Verleumdung u. s., mußten wohl, sie mochten gerecht oder ungerecht sein, die Lebenskräfte eines früher so glücklichen und geachteten Mannes, wie Meurer, aufreiben.

Die ganze für die Urheber verderbliche und blutige, für den Staat unheilvolle und gefährliche Episode der hamburgischen Geschichte ist lehrreich und warnend, besonders für unsere Zeit, welche eine Erneuerung derselben fürchten ließ. Dort wie hier dieselbe Leidenschaftlichkeit und Erbitterung, Anwendung derselben Mittel und Wege, Aufstellung derselben Grundsätze der Gewalt, Vorskpiegelung derselben Zwecke des Gemeinwohls und Erreichung desselben Zieles: gegenseitige Demüthigungen und allgemeine Nachtheile. Die Presse jener Zeit hat die Thatfachen dermaßen durch Parteiansichten entstellt, daß es schwer ist, zu einem gründlichen Urtheil über die hervorragendsten Persönlichkeiten (die sich jedenfalls an Geist und Kraft mit den Lübeckischen nicht messen können), und die gerechte oder ungerechte Ursache jenes demagogischen Kampfes zu gelangen. Beschuldigungen über Beschuldigungen der einen Partei gegen die andere, denen man das Uebertriebene und Gehässige ansieht!

Zugegeben, daß die Bürgerschaft über manche Zweige der Verwaltung zu klagen gerechte Veranlassung hatte, so läßt sich doch in der Art, wie die Abstellung versucht und betrieben wurde, viel Ungeheures auch nicht in Abrede stellen, und von einer Reform des Mangelhaften streifte man nahe an eine Revolution des Ganzen, welche das Gute mit dem Fehlerhaften zu vernichten drohete. Die Verdächtigungen Meurers wegen seines Vermögens, und seines geselligen Verkehrs mit dem kaiserlichen Residenten sind der Art, daß sie auch den Unschuldigen treffen und von dem Reide und der Gehässigkeit ausgebeutet werden können; der Grund daß Meurer im 29. Jahre zu Rathe erwählt ward, da der Wahlrezeß das 30. verlangt, um gereiften Männern die Staatsregierung anzuvertrauen, fällt nicht schwer genug ins Gewicht. Meurer wurde gerade wegen seiner besondern Fähigkeiten in jener bedrängten Zeit gewählt, den Formfehler beging nicht er, sondern die Wählenden und man scheint ihn deshalb auch in jener Zeit daraus kein Vergehen gemacht zu haben; vielleicht hielt der Vorschlagende ihn für 30 Jahre, denn auf die Beschuldigung, Meurer habe sich in den Rathskstuhl hinein praktiziert, antwortete der Senat: „Kann man Das beweisen, so lasse man es stehen. Im Senat sei nach dem Wahlrezeß verfahren.“ Die

Beschuldigung, daß der Rath nebst dem Bürgermeister Meurer nach Alleinherrschaft gestrebt, und zwar mit Hülfe Cellescher oder anderer Truppen, hat nirgends einen haltbaren geschichtlichen Grund; viel eher kann man ihn einer Schwäche zeihen, weil er nicht von vorn herein sich kräftig genug den ungesetzlichen Forderungen der Bürger entgegensezte.

Zugegeben, daß Snitger und Jastram in gutem Glauben an die Nützlichkeit und Gerechtigkeit ihrer Ansichten gehandelt haben, so müssen wir auch Meurern diesen guten Glauben und das Recht einräumen, nach seinen Ueberzeugungen zu verfahren, um so mehr, da wir ihm nach dem Grade seiner höhern Bildung und seines höhern Standpunktes eine richtigere Würdigung der damaligen Verhältnisse unzweifelhaft zuerkennen dürfen. Der gute Wille reicht überall nicht allein aus (sonst müßte auch der Arzt, wenn sein Unverstand den Kranken ins Grab bringt, sich dadurch rechtfertigen können, daß er es doch gut gemeint habe), es muß auch die nöthige Kraft und Einsicht vorhanden sein; wo diese fehlt, mangelt auch die Pflicht, sich mit Staats- und andern Verbesserungen zu befassen. Snitger und Jastram scheinen, was häufig zu geschehen pflegt, sich durch die ersten glücklichen Erfolge über ihre Einsicht und Kraft selbst getäuscht und durch diese Ueberschätzung ihrer selbst, bei allem gutgemeinten Eifer, den Staat und ihre eigene Person ins Verderben gebracht zu haben.

Zugegeben, daß die Oberalten (mit welchen die Bürger haderten, weil man aus verwandtschaftlichen Rücksichten bei einer Diakonenwahl einige Männer übergangen hatte), im Unrecht waren, als sie sich an den Kaiser wandten und dessen Schutzbrief erwirkten, da Rath und Bürgerschaft unter sich, ohne Zuthun auswärtiger Mächte über der Stadt Verfassung zu disponiren berechtigt sind, so geschah es doch erst, nachdem der wiederholte Befehl des Rathes, daß die Bürger bei 800 Thaler Strafe und Ausschließung aus der Bürgerschaft ihre Beschwerden auf dem Wege Rechtens, beim Rathe anhängig machen sollten, vergeblich gewesen, und dann war es der Kaiser, an welchen sie sich wandten, der Schutzherr der Reichs-Stadt, der oberste Richter im Reiche, dessen Bild, Ueberschrift und Wappen auf Münzen und Wappen seine Oberherrlichkeit andeuteten. Wenn aber Snitger und Jastram mit einer fremden, sogar un deutschen Macht, mit Dänemark, welches seine der Selbstständigkeit der Stadt gefährlichen Erbhuldigungs-Ansprüche erst kürzlich wieder an den Tag gelegt hatte, thörichterweise heimlich unterhandelten, so lag sogar eine Art von *Schverrat* in diesem heimlichen Treiben mit einer fremden Macht. Stelzner erzählt, „daß als zwei Senats-Deputirte im August den König zu Glücksstadt becomplimentirt hatten, sie Snitger und andere seines Gleichen dort auch gefunden, was ein tiefes Nachdenken verursacht habe.“

obgleich gern eingeräumt werden kann, daß nicht böser Wille, sondern die Ränke und List des dänischen Residenten Pauli und ihre eigene Unbesonnenheit und Unklugheit (von ihnen wird gesagt: sie waren gute Menschen, aber „schlechte Musikanten“), die Quelle ihrer für den Staat wie für sie selbst verderblichen Schritte war: daher auch ihr Zorn, als dieser, „der nicht viel besser als ein Abentheurer“ war, die Maske fallen ließ, daher die Versäumung der Gelegenheit, sich sogleich durch die Flucht zu retten. Und müssen wir auch die Härte des Urtheils, welches Beide dennoch zum Tode statt zur Verbannung führte, bedauern, so lag es doch in der strengen Gesezshandhabung jener Zeit; Meurer war übrigens nicht unter ihren Richtern, sondern kam erst später zurück, während Snitger und Jastram und zwar notorisch der letztere, die Hinrichtung von Snitgers Entführern, die wir ebenfalls für hart erklären müssen, eifrig betrieb.

Ueberhaupt mögen, wie gewöhnlich, Fehler von beiden Seiten gemacht worden sein, und hier ein zu starkes Festhalten am Herkömmlichen, dort ein Ueberstürzen in Neuerungen; für den Staat trugen die damaligen Wählereien keine erfreulichen Früchte, und wohl lag ein richtiger Takt darin, den Hinrichtungstag jener beiden Männer aus einem Dankfeste in einen Buß- und Betttag zu verwandeln. —

Selbst nach diesen traurigen Erfolgen hörten die Unruhen nicht auf. Kirchliche Streitigkeiten (1693) zwischen dem Pastor zu St. Jakobi, J. F. Meyer, und dem gemüthlichen, auf praktisches Christenthum dringenden Pastor Horbius zu St. Nicolai, an welchem später auch der Pastor Krumbholz Theil nahm, erhielten bald einen politischen Charakter, als das Volk sich fürmisch hineinmischte und des Horbius Absezung erzwang, bis endlich eine neue kaiserliche Kommission unter den Grafen von Schönborn nebst preussischen, schwedischen und braunschweigischen Abgeordneten, von einigen tausend Mann Soldaten unterstützt, die äußern Thore besetzte, die hamburger Soldaten in Eid nahm, und nach vier Jahren den Haupt-Kezess von 1712 zum Abschluß brachte, der bis jetzt noch Gültigkeit hat, und nach welchem das höchste Recht und die Gewalt bei dem Rath und der erbgesessenen Bürgerschaft, d. h. den Bürgern ist, welche in der Stadt ein Grundstück (Erbe) mit wenigstens 1000 Thaler freies Eigenthum besitzen. Nur mit Zustimmung Beider können neue Geseze gemacht, oder die alten abgeändert und aufgehoben werden; bei beharrlicher Meinungsverschiedenheit soll, jedoch nicht ohne erhebliche Ursachen, eine Rath- und Bürger-Deputation zur Entscheidung gewählt werden. Bei dieser Mischung von Aristokratie und Demokratie ist die hamburgische Verfassung, vielfach als Muster gepriesen bis auf die Sturmzeit von 1848, geliebt, und hat auch diese überlebt.

### III. Norddeutsche Waffenkämpfe für Glaubens- und Gewissensfreiheit.

#### 6) Moritz, Kurfürst von Sachsen.

Er war ein theurer Held, ganz werth,  
Seines Gleichen lebt jetzt nicht auf Erd';  
Das viel auf beiden Achseln tragen:  
(Doch darf man's vor der Welt nicht sagen)  
Das hat den Fürsten um's Leben gebracht,  
Ach, ach, ich hab' es lang' gedacht.

(Altes Lied von 1553.)

Der Wunsch des ehrwürdigen Luther, daß die Sache der christlichen Religion und Kirche nicht mit der Politik vermischt und mit äußerer Gewalt vertheidigt werden möchte, fand nur so lange Erfüllung, als er selbst unter den Lebenden verweilte; sobald er das müde Auge geschlossen, brach die bisher mühsam gezügelte Flamme des Krieges hervor und schien der protestantischen Kirche den Untergang zu bringen, durch Beistand eines Fürsten, der zuerst mit dem Kaiser seine Glaubensgenossen beslegen half, dann aber, nachdem er den Kurhut und einen großen Theil der Länder seines Veters an sich und von der Ernestinischen an die Albertinische Linie gebracht hatte, die erlangte Macht gegen den Kaiser wandte und ihn zum Religionsfrieden nöthigte, welcher der protestantischen Kirche eine gesetzmäßige Stellung im deutschen Reiche verschaffte. Können wir auch das doppelzüngige Verhalten des Fürsten, welchen Ehrgeiz, Vergrößerungssucht und der Groll der herzoglichen Linie gegen die kurfürstliche (S. Bd. I. S. 202) leiteten, welche von edlen Beweggründen in den Kampf gezogen worden war, moralisch nicht billigen, so war er doch unstreitig ein Mann von Kopf und Kraft, der schweren Zeit mehr gewachsen als sein kurfürstlicher Vetter. Daß er politisch gehandelt, zeigt der augenblickliche Erfolg; ob aber zum Segen und zum dauernden Segen des Sachsenlandes läßt sich bezweifeln, um so mehr, da seine Nachfolger es in der Stellung als Vorkämpfer des Protestantismus nicht zu erhalten verstanden, und immer geneigt waren, sich dem Kaiser anzuschließen, um nicht bei einer Wendung der Dinge die Kurwürde wieder zu verlieren.

Moritz wurde den 21. März 1521 zu Freiberg geboren und von seinem Vater, dem Herzog Heinrich dem Frommen, in die dasige Stadtschule geschickt, wo er sich als Knabe durch Wißbegierde, Scharfsinn, wie durch Eigenthümlichkeiten in seinem Wesen und durch Geschmeidigkeit im Umgange auszeichnete: Eigenschäften, die ihm später bei seinem Streben zu Statten kamen.

Nach zurückgelegten Knabenjahren besuchte er hierauf unter Leitung seines Lehrers, des Rectors Johann Rivinas in Freiberg die Universität Leipzig, und ging dann nach Dresden an den Hof seines Vatersbruders, des Herzogs Georg, der ein heftiger Gegner der Reformation war; aber schon 1538 sehen wir ihn, wegen des Besitzes der Grafschaft Leisnig mit jenem zerfallen, den Hof des prachtliebenden Kurfürsten und Cardinals Albrechts von Mainz besuchen, doch vertrug sich sein höherer Ernst nicht mit der Ueppigkeit des geistlichen Fürsten; daher eilte er zu seinem Vetter, dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, nach Torgau. — Indes waren Georg und seine beiden Söhne in kurzer Zeit gestorben (1539) und dessen Bruder Heinrich, Morizens Vater, Luthers Freund, war dadurch in den Besitz jener Länder gekommen, welche Georg dem Kaiser Ferdinand\*) zuzuwenden sich bemüht hatte. Von friedfertiger Natur, bat er den Kurfürsten, ihn bei der Besitzergreifung zu unterstützen, und dieser verfügte sich auch mit Moriz nach Dresden. Die Reformation wurde nun durchgeführt, eine Kirchenvisitation veranlaßt, Geistliche, welche wegen Unwissenheit und lasterhaften Lebenswandels ihres Amtes ganz unwürdig waren, mit bessern Männern vertauscht. Moriz, unzufrieden mit dieser Art Vormundschaft des Kurfürsten, ging bald darauf zum Landgrafen Philipp von Hessen, mit dessen Tochter er sich verlobte, eilte jedoch auf die Nachricht von dem am 18. Aug. 1541 erfolgten Tode seines Vaters in sein Land zurück und ergriff mit fester Hand die Zügel der Regierung, saß gewöhnlich selbst im Rathe, beschränkte die Gewalt der vornehmen Staatsdiener, und rief einige Räte wieder herbei, welche der Kurfürst verabschiedet hatte, vorzüglich Christoph von Carlowitz, der nicht versäumte, seinen neuen Herrn, wie einst den alten, in Verbindung mit dem Kaiser zu bringen. Darüber fühlte sich der Kurfürst gekränkt, und als er dagegen der unter beiderseitigem Schutze stehenden Stadt Wurzen einseitig eine Türkensteuer mit gewaffneter Hand abgezwungen hatte, fühlte Moriz seine Hoheitsrechte dergestalt beeinträchtigt, daß er ihm 1542 mit einem Heere gegenüber trat, bis Luthers Vorstellung und Philipps Vermittelung den Frieden wiederherstellte. — Dieser gegenseitige Widerwille fügte der Sache der Protestanten großen Schaden zu, denn die Gefahr eines Krieges rückte immer näher heran, und der Kurfürst, der Landgraf und der Her-

---

\*) Ferdinand hatte von seinem Bruder, gleich bei dessen Wahl, nicht allein die Reichsstatthalterschafts- oder Stellvertreterwürde erhalten für den Fall, daß der Kaiser in seinen übrigen Ländern sich aufhielt, sondern auch die deutschen Besitzungen des Hauses Habsburg, also Steiermark, Oesterreich etc. Karls Interessen lagen also eigentlich außerhalb Deutschlands.

zog, durch die Bande des Blutes und des gleichen Interesses verknüpft, hätten dem schmalkadischen Bunde eine große Kraft verschaffen können gerade durch dieses Verhältniß, wenn Einigkeit vorhanden gewesen wäre. An Macht standen sie einander gleich, nur mochte der Kurfürst fürchten, daß Schwiegervater und Schwiegersohn zu sehr zusammen hängen würden, daher wollte er erst die Familienhändel abgethan wissen; Moriz stand mit dem Kaiser in freundschaftlichen Verkehr und gab dadurch dem Mißtrauen des Kurfürsten einen Halt. Trotz allen Bemühungen des Landgrafen, den Herzog zum Bündnisse zu bewegen, ließ dieser sich auch nur zu unbestimmten Versprechungen geneigt finden, dagegen näherte er sich dem Kaiser immer mehr, und folgte dem 1543 von den Türken hartbedrängten König Ferdinand, Karls Bruder (dem die Protestanten den Beistand versagt, bis er ihnen Religionsfreiheit zusicherte) unaufgefordert mit 5000 M., ohne auf die Vorstellungen seiner Ráthe zu achten. Hier erwarb er sich solchen Kriegsrühm, daß er, der „schwarze Ritter,“ wie ihn die Türken von seiner Rüstung nannten, diesen bald äußerst furchtbar wurde. Bei der Belagerung von Pesth verfolgte er, von seinem Muth hingerrissen, einen Haufen türkischer Reiter zu weit, daß er, umringt, vom Pferde stürzte und erschlagen worden wäre, hätte nicht sein treuer Edelknappe, Sebastian von Reibisch, ihn mit seinem Körper bedeckt und vertheidigt, bis Hülfe kam; Reibisch ward ein Opfer seiner Treue. Die ihm angetragene Oberfeldherrnwürde schlug Moriz aus, wollte aber eben so wenig auf Johann Friedrichs und Philipps Wunsch sich mit ihnen gegen den argen Protestantenfeind Heinrich von Braunschweig verbinden; er fürchtete, die Gunst des Kaisers zu verlieren, worum es ihm vor allen Dingen zu thun war, lieber vereinigte er sich mit dem kaiserlichen Heere in Lothringen, drang in das Herz Frankreichs ein, und half den König Franz zu dem nachtheiligen Frieden von Crespy zwingen (1544).

Diese Dienste, sammt der Mäßigkeit, Nüchternheit, Ernsthaftigkeit und Gewandtheit, mit welcher er sich in des Kaisers Launen zu schmiegen verstand, hatte diesen sehr für Moriz eingenommen, und die Neigung vermehrt, ihn an sich zu fesseln. Dagegen hatte der schlaue Moriz auch wohl Gelegenheit gehabt, tiefere Blicke in des listigen Kaisers Plane zu thun. Schon 1543 hatte ihm der schlaue spanische Minister Granvella Eröffnungen gemacht, um den Preis zu erforschen, für welchen er zu gewinnen sein möchte, und es war schon von den Stiften Meissen, Merseburg und von der Kurwürde die Rede; aber noch sprach sich Moriz nicht aus, ließ aber Dresden, Pirna, Leipzig besetzen; verlieh den Bergstädten ein neues Bergrecht, stiftete aus den Klostergütern die Landesschulen Meissen, Pforta, Grimma



und schien sich nur mit seinen Landesangelegenheiten zu beschäftigen. Im Jahre 1545 spricht er auch die Hoffnung aus, daß, wenn es zum Schlagen komme, „die Mehrheit der deutschen Nation bei dem Evangelio stehen werde;“ er erklärt, obgleich er keine Lust bezeugt, dem Bunde beizutreten, zur Vertheidigung des Evangelii ein stattliches Heer ins Feld zu stellen, und im Oktober vereinigte er sich wirklich mit dem Kurfürsten und Landgrafen gegen den Herzog Heinrich, der, von jenem aus seinem Lande vertrieben, mit französischem Gelde ein Heer geworben, um es wieder zu erobern, und nahm ihn gefangen. Gesah auch das im Einverständniß mit dem Kaiser, um die schmalkaldener Bundesgenossen zu täuschen? oder war es Moriz's Absicht, gerüstet zu warten, wohin sich die Wage neigen würde, um die Entscheidung in seine Hand zu nehmen? Und zur Entscheidung mit dem Schwerte mußte es bald kommen! Schon während des Reichstages in Regensburg, wo noch einmal ein Religionsgespräch stattfinden und die Protestanten zur Beschickung des Konzils zu Trident gelockt werden sollten, dessen Einrichtung aber die Katholiken offenbar begünstigte und vielleicht bezweckte, dem Kaiser zur Rüstung nur mehr Zeit zu verschaffen; wo die protestantischen Stände dagegen zum letztenmal „um einen beständigen Frieden und gleiche Rechte für die evangelischen und katholischen Stände und um ein gerechtes Konzilium deutscher Nation anhielten,“ wurde bekannt, daß der Kaiser, dem die Gelegenheit wohl günstig schien, unter dem Vorwande der Religion Deutschland, wie die Niederlande, seinem Hause zu unterwerfen, mit dem Papste, der immer dringender auch durch den kaiserlichen Beichtvater eingewirkt hatte, ein Bündniß geschlossen, und von diesem 200,000 Dukaten nebst der Hälfte von den Jahreinkünften der spanischen Kirchengüter zc. und 12,000 Mann zugesagt erhalten habe, und er dagegen die Verbindlichkeit eingegangen sei, „Alle, welche sich nicht den Beschlüssen des Konzils unterwerfen würden, mit Waffengewalt unter den Gehorsam des römischen Stuhls zu bringen,“ daß auch die katholischen Stände, z. B. der Erzbischof von Salzburg, offen erklärt hätten, daß sie in Religionsfachen sich nur nach dem Papste richten würden; daß Karl eifrig rüste und bereits in den Niederlanden eine Kriegsmacht zusammenziehe, während er selbst mit aller Verstärkungskunst, deren er fähig war, den Verdacht abzuleiten und sich das Ansehen zu geben suche, als sei an einen Religionskrieg kein Gedanke in seiner Seele. Auf die Anfrage über den Zweck dieser Rüstungen antwortete er, daß Alle, welche ihm gehorsam wären, wie bisher einen gnädigen, väterlichen Willen an ihm finden würden, daß er aber den Widerspenstigen den gebührenden Ernst zeigen wolle. Im Rathe der Evangelischen zeigte sich immer noch eine gewisse Un-

entschiedenheit; die Majestät des kaiserlichen Ansehens, die Gefahr einer Spaltung des Reiches, die Schrecknisse eines Bürgerkriegs und das Andenken an Luthers Abmahnungen vom Gebrauche weltlicher Waffen hielt ihr Schwert in der Scheide, bis der Papst voreilig dem Kaiser den schlimmen Dienst leistete, den versteckten Plan zu enthüllen: „das bürgerliche und geistige Leben der deutschen Nation unter einer spanisch-österreichischen Monarchie zu beugen und die eben erwachte Glaubens- und Gewissensfreiheit unter Menschengebote aus Rom zu ersticken.“ Am 15. Juli ließ er eine Bulle ergehen, worin er, unter Verheißung des reichsten Ablasses, alle Welt aufforderte, an dem Zuge zur Ausrottung der lutherischen Protestanten Antheil zu nehmen, und die gesammte Christenheit zu Fasten und Gebeten ermahnte. Diese Kreuzbulle öffnete den Protestanten die Augen und erweckte sie aus ihrem Schlummer zu einer Anstrengung, welcher den ganzen Krieg zu ihrem Vortheil hätte entscheiden können. Mit richtigem Takte wollten sie nichts von dem angetragenen Bündnisse Englands und Frankreichs wissen, denn wenn auch der Landgraf von Hessen, die Straßburger etc. darauf hinwiesen, so erklärte doch der Kurfürst, „daß man von einem Bündnisse mit den falschen Franzosen keine Sicherheit und von einem Bündnisse mit dem tyrannischen Heinrich keinen Segen erwarten könne“: daß er aber einer Verbindung mit den Schweizern aus unklarem Religionsbedenken und mit Morig aus persönlicher Abneigung entgegenstand, ist sehr zu beklagen. Der Bund rüstete, Morig, der bereits zu Regensburg mit dem Kaiser heimlich abgeschlossen hatte, rieth ab; als man ihn zur Theilnahme aufforderte, erklärte er, daß er nur zum Schutze seiner Länder gerüstet sein werde. Sein Beitritt schien auch unnöthig, denn bald stand eines der ansehnlichsten Heere im Felde, welches jemals auf deutschem Boden aufgestellt worden war: der Kurfürst hatte 24,000 M., der Landgraf 22,000 M. und die oberländischen Stände, Württemberg und andere hatten unter dem tapfern Hans von Heydeck 11,000 und die südlichen Reichsstädte unter dem berühmten Sebastian Schärtlin von Burtenbach 14,000 M. gestellt; das ganze 72,000 M. starke Heer hatte eine damals bedeutende Artillerie von 112 Kanonen; dagegen konnte der Kaiser, der in Regensburg seine niederländischen (wallonischen) und italienischen Truppen erwartete, nur 10,000 M. bei Landsbut zusammen bringen.

Das oberländische Heer war am frühesten bei Günzburg schlagfertig und Schärtlin faßte den trefflichen Entschluß, die Werbplätze des Kaisers bei Füssen zu überfallen und den italienischen Truppen die Pässe der Schweiz zu verlegen; war es doch sogar möglich, den Kaiser selbst in Regensburg zu überraschen. Bei seinem Arrücken zogen die Kaiserlichen eiligst nach Bayern; aber als er sie rasch verfolgen

wollte, kam ein Bote vom Bundesrath in Augsburg, welcher gebot, den friedlichen Boden Bayerns nicht zu betreten: denn der Herzog hatte gedroht, sich sonst dem Kaiser anzuschließen; er war aber schon nicht mehr neutral, weil er den Kaiserlichen den Durchzug erlaubt hatte. Betrübt zog er vom Lech ab, wandte sich aber schnell nach Tyrol, überraschte die Ehrenberger Klause, zog gegen Innsbruck und hätte sicher alle Pässe besetzt, wenn nicht ein neuer Befehl der Bundeshäupter „ihn aus Tyrol zurückgerufen,“ weil König Ferdinand, dem dies Land gehörte, den Krieg noch nicht erklärt habe. Ueber dieser Unentschlossenheit und Halbheit, welche ihren Grund zum Theil in dem Charakter des Kurfürsten von Sachsen, zum Theil in der Hoffnung, der Kaiser werde, den Ernst sehend, wieder einlenken, ließ man die günstigste Gelegenheit ungenützt vorüber gehen. Indes waren auch die Sachsen und Hessen nach Oberdeutschland gerückt und ihre Fürsten hatten am 4. Juli an den Kaiser eine Zuschrift erlassen, in welcher sie erklärten, „daß sie sich keines Ungehorsams schuldig wüßten, daß sie deshalb doch erst hätten gehört werden müssen, daß der Kaiser den Krieg nur auf Anstiften des Papstes und zur Unterdrückung der Freiheit des deutschen Reiches übernahm;“ allein der Kaiser antwortete sogleich, und gegen die Reichsgesetze, welche dazu ein Fürstengericht verlangten, mit einer Achtserklärung gegen „die meineidigen, des Hochverraths schuldigen Auführer,“ und benutzte die Zeit vortrefflich, um von allen Seiten Truppen, 12,000 Italiener unter Farnese, 6000 Spanier unter Launoy aus Neapel, an sich zu ziehen. Statt jetzt noch anzugreifen, als beide Heere zu Ingolstadt einander gegenüberstanden, schickten die Bundeshäupter einen Fehdebrief, worin es hieß: „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt,“ ein Verfahren, das doch bloß Erbitterung erregen konnte, und blieben dann dem Feinde fast unthätig wochenlang gegenüber stehend, so sehr auch Schärtlin zum raschen Angriff auf das Lager drängte. Und hier war es besonders der Landgraf Philipp, welcher von Unbesonnenheit redete, sie, die Fürsten hätten Land und Leute zu verlieren; worauf Schärtlin mit Unwillen äußerte: „Und ich, Burtenbach!“ und das Heer verließ, „weil er keinen Ernst zu einem rechtshaffenen Kriege sehe.“ Vielleicht war es Eifer sucht gegen den erfahrenen Kriegsmann, welche den sonst unternehmenden Landgrafen leitete, eine Eifer sucht, welche er auch gegen den Kurfürsten und dieser gegen ihn hegte; vielleicht hatte er, der Schwiegervater des Herzogs Moriz, des geheimen kaiserlichen Bundesgenossen, Ursache, den Angriff zu verhindern: oder hatte er selbst, wie Schärtlin und Ragenberger, zu verstehen geben, sich mit Karl in ein Verständniß eingelassen? Genug, man begnügte sich mit bedeutungslosen Maß-

regeln, bis der Kaiser durch 20,000 Mann aus den Niederlanden unter den Grafen von Büren verstärkt, ihnen gewachsen war; dann boten sie durch den Markgrafen Johann, einen Bruder des Kurfürsten von Brandenburg, welcher im Heere des Kaisers war, Frieden an; allein dieser verlangte, „daß sie sich, ihre Heere und ihre Länder seiner Gnade übergeben müßten;“ wohl mochte er, der bis in den Herbst hinein auch nichts auszurichten vermochte, auf ein, dem Kurfürsten von Sachsen unerwartetes, nach Hause treibendes Ereigniß rechnen. Da der Kurfürst von Sachsen das eigentliche Oberhaupt der evangelischen Parthei war, so schien der unfittliche Anschlag seiner Verwandten gegen ihn von einem Angriff auf die Reformation selbst unzertrennlich zu sein. Gleichwohl wollte Moriz das scheinbar Unmögliche leisten, nämlich das kurfürstliche Haus berauben und dennoch die Reformation retten. Wirklich führte der Herzog nunmehr ein Schauspiel auf, welches von der einen Seite an Ränken, Heuchelei und Falschheit, auf der andern von Geistesgegenwart, Kühnheit und Thatkraft so reich ist, daß es kaum ein Seitenstück in der Geschichte findet und daher die ungetheilte Bewunderung bloßer Politiker erregt hat. (Wirth, Geschichte der Deutschen. Bd. IX. 24.) Der Kurfürst hatte nämlich bei seinem Ausmarsche den Herzog Moriz ersucht, während seiner Abwesenheit sich der kurfürstlichen Länder anzunehmen und die Zusage erhalten. Da kam die Aechterklärung und der Antrag des Kaisers, daß sein Bruder Ferdinand und Herzog Moriz die Vollstreckung übernehmen und dessen Länder besetzen sollten. Ferdinand zog Truppen an der böhmischen Grenze zusammen. Sollen nicht die sächsischen Länder dem sächsischen Hause für immer verloren gehen, so erklärte Moriz in seiner Vorstellung an seine eifrig evangelischen Landstände, müsse er zugreifen. Dadurch sei auch für den Kurfürsten, wie für die Einwohner, welche von Ferdinands ungarischen Völkern viel zu leiden haben würden, am besten gesorgt, und er könne sich nach dessen Ausöhnung mit dem Kaiser leicht mit dem Better verständigen.“ In solchem Sinne wurde nun dem Kurfürsten der Antrag gemacht, seine Einwilligung zu der Besetzung seiner Länder zu geben. — Welche Mühe sich aber auch Moriz, um sich vor dem Ausbruche des öffentlichen Unwillens zu schützen und seine getäuschten Landstände mit hineinzuziehen, geben mochte, sein Verfahren, als durch die Umstände geboten, darzustellen, es konnte nicht vor dem Richterfühle des Rechts vertheidigt werden. — Denn schon vor dem Ausbruche des Krieges war der Vertrag abgeschlossen, in welchem er dem Kaiser Treue und Gehorsam gelobte, so wie Unterwerfung unter die Tridentiner Beschlüsse, so weit es andere deutsche Fürsten auch thun würden, und versprochen, keine Neuerungen vorzunehmen, wogegen der

Kaiser verstattete, daß es mit den bereits eingezogenen geistlichen Gütern auch sein Verbleiben haben sollte, und ihm zugleich die Schutzgerechtigkeit über die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt übertrug. Hierauf hatte er seine Landstände nach Chemnitz berufen und ihr Gutachten verlangt, welches wahrscheinlich von Carlowitz u. vorbereitet, dahin ausfiel, man müsse dem Kaiser, die Religion ausgenommen, in allen Dingen gehorchen. Dann wartete er nach Vollendung seiner Rüstungen, so lange bis die Nacht erklärt war, und ließ sich die Vollziehung derselben gleichsam durch die Nothwendigkeit abdringen, wartete aber auch damit so lange, bis des Kaisers Uebergewicht in Oberdeutschland entschieden schien. Bei der Anfrage, ob der Kurfürst einwillige, hütete er sich bedächtlich, eine Wiederherausgabe deutlich zu versprechen; nahm dann noch im Absagebriebe den Schein freundlicher Gesinnung an, welche er gewiß nicht hegte. Will man ihn damit entschuldigen wollen, daß er ein unglückliches Ende des Krieges voraussah, so war das zu Anfang doch gar nicht wahrscheinlich, sein Zutritt hätte ein entschiedenes Gewicht in die Waagschale gelegt, und selbst später hätte er, treu zu seinen Glaubensgenossen haltend, Böhmen angreifend, wo die Stände und das Volk der Sache des Evangeliums geneigt waren, der protestantischen Partei das Uebergewicht verschaffen können. — Dem Kurfürsten wollte jedoch die Zweckmäßigkeit der Besetzung seines Landes nicht einleuchten; er ermahnte, heftig erzürnt über diese Treulosigkeit, seine Unterthanen zum Widerstande, und der Landgraf rief im Namen des ganzen Bundes die Herzöge von Lüneburg und Pommern, Anhalt und die Städte Braunschweig, Goslar, Hannover, Bremen und Hamburg auf, dem Kurfürstenthum schleunige Hülfe zu leisten. Jetzt mußte Moriz als Feind auftreten und an einigen Orten zu Gewaltthätigkeiten schreiten. Zwickau ergab sich den 2. November nach viertägiger Belagerung, ihm folgte Altenburg, Torgau, Halle, Weimar und im December war bis auf Wittenberg und Gotha das ganze, von Vertheidigern entblößte Land in seiner Gewalt. Diese Nachricht trieb den erzürnten Kurfürsten, welcher Moriz sogleich für seinen ausgemachten Feind erklärte, aber nicht überlegte, daß die Entscheidung in einem Siege über das kaiserliche Heer liege, nach Hause; nur Hans von Heydeck wurde zurückerlassen, und damit Oberdeutschland aufgegeben. Vergebens suchte der Landgraf die beiden Vettern auszusöhnen; Moriz wollte ohne Bewilligung des Kaisers keinen Frieden schließen; und der Kurfürst hoffte vielleicht an dessen Land das Vergeltungsrecht zu üben. Trennte nun auch der Landgraf sein Heer von dem kurfürstlichen, so war dies dem Herzog, der seine Truppen zum Theil in die Winterquartiere verlegt hatte, doch so überlegen, daß er alle seine Besitzungen bis

auf Dresden und Leipzig (Januar 1547) verlor und fast demüthig um Waffenstillstand bat, den sein gekränkter Verwandter mehr großmüthig als klug zugestand. Kaum sah indeß der Kaiser die Trennung seiner Gegner, welche ihm mit seinen durch Mäße und Kälte sehr heruntergekommenen Spaniern und Italienern höchst erfreulich war, als er gegen die protestantischen Städte in Süddeutschland vorrückte. Nördlingen, Dünkelsbühl, Frankfurt, das reiche Ulm, das feste Straßburg und das mächtige Augsburg mit 200 Kanonen und einer streitbaren Bürgerschaft und einem Schärtlin versehen (welcher freudig einen Vertheidigungsplan entwarf, dessen Befolgung des Kaisers Macht hätte lange fesseln und dem ganzen Bunde wieder Muth verschaffen können), hatten die Besonnenheit verloren und ergaben sich; der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, welcher dem Herzog Ulrich von Württemberg nach einem Erbvertrage einige hundert Mann zu Fuß und zu Pferde hatten liefern müssen, erhielt, als Knabe mit Karl in Brüssel erzogen, leicht Verzeihung; aber der Würtemberger mußte knieend Abbitte thun, seine Festungen übergeben, und wie die Städte schwere Geldstrafen zahlen, während die Unterthanen durch Herzog Alba's Spanier fürchtbar bedrückt wurden.

Herr von Oberdeutschland bis an den Thüringerwald, ließ er von den Niederlanden aus, unter Briesberg und Herzog Erich von Calenberg die westphälischen Genossen des schmalkaldner Bundes, Osnabrück, Lippe &c. zur Unterwerfung nöthigen und Bremen auf Veranlassung des Erzbischofs belagern; wogegen die Bundesgenossen: Hamburg, Magdeburg, Braunschweig, ein kleines Heer aufstellten, welches die Feinde glücklich zurücktrieb. Statt sich aber, wie der Kurfürst von Sachsen vermuthete, in den eroberten Gegenden festzusetzen, schickte Karl nicht allein dem Herzog Moriz durch den Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach Hilfe (der Kurfürst übersah ihn aber bei Rochlitz und nahm ihn gefangen), sondern zog selbst in Eilmärschen herbei und stand schon am 22. April bei Meissen an der Elbe dem überraschten Kurfürsten gegenüber. Dieser ließ die Elbbrücke abbrechen und marschirte auf Wittenberg, wo er reiche Mittel zu einem langen Widerstande in Händen hatte. Der Kaiser, sein Bruder Ferdinand und der Herzog von Alba, dies fürchtend, suchten eine Furth, welche ihnen endlich ein Bauer zeigte und am nebelvollen Morgen des 24. April 1547 gingen sie hinüber, ereilten das Heer des Kurfürsten (welcher Anfangs noch glaubte, blos mit Morizens Truppen zu thun zu haben und sein Fußvolk nicht zurücklassen wollte), auf der Lohauer Haide, warfen die Reiter auf das Fußvolk, durchbrachen dieses und verbreiteten überall Schreck und Verwirrung. Der Kurfürst stürzte sich trotz seiner Körperfülle ins

wildeſte Getümmel, verſuchte dann ſich noch durchzuſchlagen; eingeholt, im Geſichte verwundet, wollte er ſich nur einem Deutſchen ergeben und reichte dem Ritter des Herzogs, Thilo von Trodt, ſeinen Ring. Mit Blut bedeckt, wurde er vor den Kaiſer geführt. Vor einer Stunde noch Oberhaupt des deutſchen Proteſtantismus, rief er betrübt: „Gott erbarme Dich mein; nun bin ich hier!“ Auf ſeine Anrede: „Allergnädigſter Kaiſer!“ erwiderte dieſer: „Bin ich Euer Kaiſer?“ und auf die Bitte, um ein fürſtliches Gefängniß, erfolgte die Antwort: „Ich will Euch behandeln, wie Ihr es verdient!“ — An perſönlichem Muth hatte er es in der Schlacht nicht fehlen laſſen und in der Gefangenſchaft zeigte er eine edle religiöſe Standhaftigkeit. Die Freude der Biſchöfe und der katholiſchen Reichsfürſten war groß. Doch Wittenberg vertheidigte ſich und dem Kaiſer fehlte es an Belagerungsgeschütz; da wählte er, wahrſcheinlich auf Alba's Rath, ein anderes Mittel: Er ließ im Lager ein Kriegsgericht halten und ihn zum Tode verurtheilen, (ob rebellionem, ut ait, capitis damnat, Sleidan 326). Gelaffen hörte der Kurfürſt, welcher gerade mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernst von Braunſchweig ſchach ſpielte, das Urtheil an und erwiderte im ruhigen Tone: „Ich glaube nicht, daß der Kaiſer ſo streng mit mir verfahren wird; iſt es aber einmal ſo beſchloſſen, ſo begehre ich, es mir beſtimmt bekannt zu machen, damit ich, was meine Familie betrifft, beſtellen möge.“ Wohl mochte es nicht Ernst damit ſein, einen der vornehmſten Reichsfürſten gegen die Reichsverfaſſung enthaupten zu laſſen\*); aber was geſchehen würde, wenn der hartnäckige und jetzt übermächtige Karl ſeinen Zweck nicht erreichte, ließ ſich jedenfalls nicht beſtimmen. Der Kurfürſt Joachim von Brandenburg eilte in das kaiſerliche Lager und ſuchte neß dem Herzog von Cleve einen Vergleich hervorzubringen; Moriz ſcheint ſich nicht dabei theilhaftig zu haben. Es kam zu Unterhandlungen. Die erſte Bedingung, der Kurfürſt ſolle ſich den Beſchlüſſen des Tridentiner Konziliums und den Anordnungen des Kaiſers in Religions-

---

\*) Karl hatte in der Wahlkapitulation gelobt 1) die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten und Vorrechten zu ſchützen, 2) in Reichsangelegenheiten ohne Zuſtimmung der Fürſten keine Bündniſſe einzugehen und keinen Krieg zu erklären, 3) keine Steuern ohne Zuſtimmung der Kurfürſten auszuſchreiben und einzuziehen, 4) eine ſtändige Reichsregierung, wie früher in Nürnberg, einzusetzen, 5) wider die Reichsgeſetze nichts anzuordnen und Niemanden ohne rechtliches Verhör zu verurtheilen, 6) das Staatsvermögen zu vermehren, 7) die Vereinigungen der Kurfürſten zu geſtatten, dagegen die Bündniſſe der Städte und des Adels zu verbieten. Aus dem letztern geht hervor, daß die Fürſtenmacht gehoben und die Kaiſerrechte beſchränkt werden ſollten; überhaupt aber, daß das Verfahren gegen die gefangenen Fürſten gegen die Kapitulation war zc.

sachen unterwerfen, schlug er jedoch unbedingt ab: „keine Gefahr des Lebens werde ihn jemals bewegen, etwas wider Gott und sein Gewissen zu thun, und Granvella, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln, eines Grobschmieds Sohn und Karls Minister, fand ihn „so hitzig und eifrig, wie je einen Mann.“ In weltlichen Angelegenheiten zeigte er sich nachgebender; der Kaiser blieb fest dabei, daß er den Kurhut und seine Lehen verwirkt habe. Diese gingen an Moriz über, welcher der Familie des Kurfürsten so viel Land anweisen mußte, als zu 50,000 Fl. Einkünfte nöthig waren, die Festungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiser ausgeliefert und der Kurfürst sollte ein Gefangener bleiben, so lange es jenem gefallen würde. In Wittenberg\*), wo Karl denselben Tag einritt, als, ein neuer Glücksfall, sein alter Nebenbuhler, Franz von Frankreich, ins Grab gesenkt wurde, tröstete er die Kurfürstinn, und erklärte denen, welche Luthers Leichnam verbrannt haben wollten: „Ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten;“ dann ging er nach Halle, um mit Philipp von Hessen zu unterhandeln, der sich und sein Land auf Gnade oder Ungnade ergeben sollte. Für diesen unterhandelten sein Schwiegersohn Moriz und der Kurfürst von Brandenburg. Ihnen wurde endlich von Granvella erklärt: Wenn Philipp selbst käme und sich dem Kaiser unterwerfe, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen, auch sollte ihm weder Leibesstrafe noch einige Gefangenschaft treffen, dagegen solle er 150,000 Fl. Kriegskosten zahlen, sein Kriegsmaterial überliefern, alle Festungen, bis auf eine, schleifen, überdies wurde ihm ein „frei, sicher, ehrlich, ungefährlich Geleit ab und zu“ verheißen. Damit eilten beide Fürsten zum Landgrafen, und bewogen ihn, unter dem Versprechen, „sich selber seinem Sohne zur Haft zu stellen, wenn der Kaiser ihn nicht frei lasse,“ sich am 19. Juni in Halle zum Fußfall und Abbitte zu bequemen. Nach dem Abendessen beim Herzog Alba erklärte dieser jedoch, daß der Landgraf sein Gefangener sei, ein Verfahren, das er später mit Egmont und Hoorn in Brüssel wiederholte. Vergebens eilten die beiden Bürgen am andern Morgen zum Kaiser, wiesen auf ihr Fürstenwort und ihr Versprechen hin. Karl erklärte, es sei nur die Rede gewesen, daß der Landgraf von „ewiger,“ nicht von einiger Gefangenschaft frei bleiben solle: beide Gefangenen mußten in seiner Gewalt bleiben und ihm folgen. Mochte nun bei der Unkunde Gran-

---

\*) Für die Universität und damit für die evangelische Lehre war dies ein Unglück, wie für die Familie Luthers; dort hatte bisher fast jeder, der evangelische Theologie studiren wollte, sich hinbegeben und für diese würde der Kurfürst gewiß väterlich gesorgt haben.



vella's mit der deutschen und der beiden Kurfürsten mit der spanischen und französischen Sprache ein wirkliches Mißverständnis vorgefallen sein; mochten diese die Ausdrücke (Buchholz IX. 423): „ne tournera a paine corporelle ou perpetuel emprisonnement,“ nicht verstanden oder beachtet haben; mochte Granvella die Freiheit von „einiger“ Gefangenschaft mündlich gegeben und das Wort „ewige“ in die Urkunde geschoben haben: die beiden Fürsten erklärten, „daß sie unmöglich auch nur an einige Gefangenschaft hätten denken können, da so viele Artikel die Voraussetzung enthielten, daß der Landgraf frei bleiben werde, dieser habe ausdrücklich erklärt, daß er sich nicht über fünf bis sechs Tage aufzuhalten gedente und Granvella dagegen so wenig, als gegen den Geleitsbrief etwas eingewendet, auch habe der Kaiser versprochen, ihm unmittelbar nach der Abbitte eine Veröhnungsurkunde zu geben, und, als sie den Landgrafen nach Halle hätten holen wollen, auf ihre Anfrage, ob es wirklich sein Ernst sei, nicht über die abgeredete Kapitulation den Landgrafen zu beschweren, fast unwillig geantwortet habe, es sei nicht seine Sitte, Jemand gegen die Abrede zu beschweren.“ Daß es jedoch in des Kaisers Absicht lag, den Landgrafen gefangen zu halten, ergibt sich aus Briefen an seinen Bruder Ferdinand. Ebel handelte er in seinem Glück wenigstens nicht, und so klug die Sache erschien, so entfremdete sie ihn doch die Herzen der ihm ergebenen Fürsten, selbst Morignens!

Auch die Religionsangelegenheit behandelte er jetzt mit größerem Uebermuth. Der Papst hatte 1547 das Konzilium von Trident, von welchem er fürchtete, daß es durch Karl's Einfluß die Papstwahl an sich ziehen könne, nach Bologna verlegt. Deshalb suchte dieser die deutschen Verhältnisse selbst zu ordnen. Er ließ auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 durch einige Bischöfe, Pflug von Naumburg und Helbing von Mainz, mit Zuziehung des Berliner Hofpredigers J. Agrikola das Interim ausarbeiten, d. h. „eine Uebereinkunft, wie es bis zum Ausgang des allgemeinen Konzils unterdessen (interim) im heiligen römischen Reiche mit der Religion solle gehalten werden.“ Agrikola aber war aus friedliebendem Eifer von den ersten Grundsätzen seiner Glaubensgenossen abgewichen. Alles, was den Protestanten bisher schon zugestanden, aber als unzulänglich von ihnen nicht angenommen worden, nahm das Interim wieder: Lehre, Gebräuche, Kirchenverfassung sollte völlig auf den alten Fuß gesetzt werden, bis das Konzilium darüber würde entschieden haben, nur die Priesterehe, der Kelch im Abendmahl und einige Festtage wurden freigestellt. Aller Einwendungen ungeachtet gab der Kaiser ihm das Ansehen eines Reichsgesetzes, und suchte dessen Annahme durch seine Heere zu erzwingen. An-

fangs schien Alles in dumpfer Ergebung, aber bald zeigte es sich, daß die protestantische Parthei durch des Kaisers Siege nur betäubt, nicht überwältigt war, besonders als der Kaiser mit Härte die evangelischen Prediger in Konstanz (wo die Bürger sich heldenmüthig verttheidigt hatten (S. Schwab: der Fleischer von R.) und Ulm mit Härte ins Gefängniß warf, ihre Familien, z. B. J. Brenz' Gattinn und sechs Kinder ins Elend jagte. Fast einstimmig erhoben sich jedoch die protestantischen Theologen dagegen, das Volk machte sich durch Spottlieder und Zerrbilder Luft, was die Folge hatte, daß der Beschluß des Tridentiner Konzils; eine strengere Bücher-Zensur zu üben, auch in Deutschland Anwendung fand. Am eifrigsten widersetzten sich die Reichsstädte Konstanz, Bremen, Magdeburg und wurden deshalb mit der Reichsacht belegt; der Markgraf von Brandenburg und Küstrin, der Pfalzgraf von Zweibrücken weigerten sich; aber auch Kurfürst Moriz ließ von seinen Theologen ein Gutachten einholen und berief sich auf das ihm zu Regensburg gegebene Versprechen der Religionsfreiheit und stellte ein gemäßigtes Interim auf. Wohl mochte ein anderer Gedanke seinen Geist erfüllen, und er nur Zeit zu deren Ausführung zu gewinnen trachten. Zu Augsburg hatte der Kaiser ihn zwar feierlich mit der Kurwürde belehnt, und damit hatte er seinen selbstsüchtigen Zweck (die Kurwürde) erreicht; allein Tausende nannten ihn einen Verräther an der Sache der Religion, der bloß seinen Vortheil vor Augen habe, verargten es ihm, daß er seine Glaubensgenossen in eine Lage gebracht, welche die protestantische Kirche mit dem gänzlichen Untergange bedrohet; sein Schwiegervater befand sich trotz des für ihn verpfändeten Fürstenwortes noch in Gefangenschaft; die deutsche Reichs- wie die Religionsfreiheit war bedroht; nach der Mühlberger Schlacht lag die deutsche Freiheit zu Karl's Füßen, nichts schien in Deutschland mehr der Macht des Hauses Oesterreich widerstehen zu können, und das Ziel der ehrgeizigen Entwürfe erreicht; aber eben diese Gefahr mußte die deutschen Fürsten, selbst die katholischen, bedenklich machen, und Niemand kannte besser als Moriz die Schlangengänge der spanisch-römischen Politik! War er doch der Einzige, welcher den neuen Glauben beschützen konnte, vermochte er doch, vielleicht den religiösen Eifer des Volks benutzend, mit Einem großen Schlage die Erinnerung an das Vergangene auslöschen und die öffentliche Stimme, die ihn einen Ketzer und Apostaten nannten, wieder für sich gewinnen! — Geschickt benutzte er den Auftrag, die Aechtserklärung über Magdeburg zu vollstrecken, um ohne Verdacht ein ansehnliches Heer zu versammeln, zog die Belagerung in die Länge und schloß im September 1551 mit der Stadt eigenmächtig einen Vergleich, sandte seinen Jugendfreund, den

Markgrafen Albrecht von Kulmbach zu dem König Heinrich von Frankreich, schloß mit ihm einen Subsidien-Vertrag, erhielt von Mecklenburg, Hessen u. Zusagen, nahm Hans von Heydeck, den, wie Schärtlin der Kaiser geachtet hatte, in seine Dienste. — Diese Zeichen blieben nicht verborgen, der Kaiser ward gewarnt, verließ sich aber auf dessen Treue und Dankbarkeit, oder als schlauer Politiker vielleicht noch mehr darauf, „daß er einen Bären (Johann Friedrich) bei sich führe, den er nur loszulassen brauche, um Moriz in die Flucht zu jagen,“ und wahrlich mochte diese Furcht, daß die alte Linie wieder hergestellt werden könne, letztern abhalten, die Sache aufs äußerste zu treiben, wie sie auch seine Nachfolger im dreißigjährigen Kriege zu Oesterreich zog. Granvella meinte, daß „die plumpen Deutschen keinen Plan entwerfen und geheim halten könnten, welchen er nicht sogleich durchschaue.“ Er fand jedoch seine Meister! Der Kaiser hatte sich nach Innsbruck begeben, um dem Konzilium näher zu sein, und lud Moriz dahin ein. Dieser reisete von Dresden mit großem Gefolge ab, entließ drei Regimenter, welche er jedoch durch die dritte Hand wieder in Dienst nahm, ließ durch einen seiner Rätthe dem Kaiser seine baldige Ankunft vermelden, ward dann in Nürnberg scheinbar krank, kehrte wieder nach Dresden zurück, theilte zu Torgau den Landständen seinen Plan mit und brach plötzlich den 20. März 1552 in Franken ein, zog heftige Hülfe, so wie den Markgrafen Albrecht, Heydeck und Schärtlin an sich, nahm am 25. Schweinfurt, am 3. Apr. Augsburg, welches sich sogleich anschloß und erließ eine Erklärung gegen Karl, welche ihn der Eingriffe in die Freiheit Deutschlands und der Treulosigkeit gegen die Befenner der protestantischen Religion beschuldigte, der Deutsche müßte fremde Sprache lernen, um eine Bitte an ihn zu bringen, fremde Krieger widergesetzlich im Lande dulden; und freilich verstand Karl eben so wenig wie Napoleon deutsch, d. h. den deutschen Sinn, die deutsche Sprache, den deutschen Charakter und entfremdete sich die Herzen der Völker durch seine Vorliebe und Begünstigung der Spanier und Niederländer.

Karl, von Truppen und Geld entblößt, ließ, um Zeit zu gewinnen, durch Ferdinand Unterhandlungen anknüpfen; allein Moriz, mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen vereint, welcher sich von den räuberischen Schaaren Albrechts getrennt hatte, brach rasch und entschlossen nach Tyrol auf, überfiel die Spanier bei Reuten, erstürmte die Ehrenberger Klause und stand am 22. Mai nur noch zwei Meilen von Innsbruck. Der am Podagra erkrankte Kaiser konnte kaum in einer Sänfte nach Trient gerettet werden, wo die versammelten Geistlichen eiligst entflohen, ging dann weiter nach Villach, und gab den gefangenen Kurfürsten, dessen Anblick ihn bitter an den

Wechsel des Glücks erinnern mochte, frei. Moriz aber begab sich auf die Fürstenversammlung nach Passau.

Hier wurde am 31. Juli 1552 ein Vertrag geschlossen, welcher den Kaiser um alle Früchte der Mühlberger Schlacht brachte, den Landgrafen und allen Geächteten die Freiheit gab, alle Mandate gegen die protestantische Kirche aufhob, Jeden frei bei seiner Religion und seinen Gütern ließ, den kaiserlichen Hofrath mit deutschen Männern besetzte und dem Reichskammergericht die Entscheidung bei Streitigkeiten beider Partheien übertrug. Moriz entließ nun seine fremden Truppen, leistete mit den Seinigen dem König Ferdinand gegen die Türken tapfern Beistand, mußte aber bei seiner Rückkehr das Schwert gegen seinen alten Waffenbruder Albrecht ziehen. Aufgebracht gegen Moriz wegen des schnellen Friedensschlusses, den er für ein Lumpenwerk erklärte, zog dieser einen ansehnlichen Theil des von jenem abgedankten Heeres an sich und führte trotz aller Ermahnungen einen Räuberkrieg gegen die geistlichen Bisthümer. Das Reichskammergericht erklärte ihn für einen Friedensbrecher und Moriz vereinigte seine Völker mit Heinrich von Braunschweig und traf ihn am 9. Juli 1553 zwischen Sievershausen und Beine; ein blutiges Treffen erfolgte, Albrecht ward geschlagen, aber zwei Söhne des Herzogs Heinrich, ein Prinz von Lüneburg und 300 Edelleute blieben; Moriz erhielt, als er durch die Reihen sprengte, eine tödtliche Wunde im Rücken, machte hierauf sein Testament, schrieb noch eigenhändig an seinen Bruder und Nachfolger August und starb den 11. Juli 1553 in seinem zweihunddreißigsten Lebensjahre.

Ein tüchtiger Regent, ein trefflicher Feldherr und scharfsichtiger Staatsmann hatte er durch seine letzten Bemühungen für die Freiheit des Glaubens und für die allgemeine Ruhe seine frühern ehrgeizigen Schritte einigermaßen in Vergessenheit gebracht und die öffentliche Meinung ausgesöhnt: daher er viel bedauert ward. Ihm aber fehlte, wie dem klugen Karl, bei aller Einsicht in die Verhältnisse der Welt, jene Richtung in die Tiefe, die Treuherzigkeit und Innigkeit des Gemüthes, die stille Frömmigkeit, die heilige Ehrfurcht vor dem Rechte und der Wahrheit, welche alles Irdische den ewigen Ideen nachsetzt. Klugheit und Klarheit galt ihnen mehr als die Liebe, daher wenige sich ihres Vertrauens erfreuten, und diese Verschlossenheit macht viele ihrer Handlungen zu einem Räthsel in der Geschichte. Mochte der Ausgang des Kampfes auch den Protestanten günstig sein; er hätte durch Morizens früheres Anschließen noch mehr Ausichten für sich gehabt. Wie aber, wenn das Glück ihm entgegengetreten wäre? Und mußte nicht das jedes deutsche Herz empören, daß Moriz, um sich zu sichern, mit Frankreich den Bund schloß, den

Johann Friedrich verworfen und wodurch später Loul, Verdun und Metz verloren gingen; Metz wurde von den Franzosen ersucht, einigen Fähnlein den Durchzug zu gestatten, aber das ganze Heer rückte nach und behielt verrätherisch die Stadt bis auf den heutigen Tag. Straßburg war damals klüger; aber die Raubzüge und Eroberungsgelüste hörten von jener Zeit nicht auf, wodurch die Franzosen noch mehr als die Türken „des heiligen römischen Reiches Erbfeinde“ geworden. Nach dem Frieden konnte nun Moriz seine Beteuerungen von Uneigennützigkeit beweisen und dem Kurfürsten Land und Kur zurückgeben; allein er behielt Alles, was er unedelmüthig und listig an sich gebracht. „Die Redlichkeit unterlag und das trübte die Freude über den plötzlichen Sieg der Reformation.“

Auf den Grund des Passauer Vertrages wurde den 26. Sept. 1555 der Religionsfriede geschlossen. Die Protestanten verlangten, daß es jeder Obrigkeit und jedem Unterthan frei stehe, sich zu der alten oder der neuen Kirche zu wenden; sie wären ja nicht von der christlichen Kirche abgefallen, sondern von der entstellten zur ächten, alten Kirche zurückgekehrt. Die Katholiken kämpften mit aller Entschiedenheit dagegen, daß es auch den geistlichen Ständen frei stehen solle, zur augsburgischen Konfession mit Beibehaltung ihrer Stellen und Güter überzugehen; er müßte, wenn er für seine Person übergehe, seine Pfünde sogleich mit einem Katholiken besetzt werden: sie fühlten wohl, daß sonst alle geistlichen Fürsten die Reformation annehmen und ihre Länder, wie der Herzog von Preußen, in ihrer Familie erblich machen könnte. Fürchteten Jene, daß mit Annahme dieses Grundsatzes die katholische Kirche in Deutschland ihr Ende erreichen werde, so sahen Diese ein, daß durch dessen Verwerfung der evangelischen Kirche in den geistlichen Staaten wenig Aussicht auf Verbreitung übrig blieb. Dasselbe galt auch von dem freien Uebertritt der Unterthanen; denn in Ländern protestantischer Fürsten gab es nur noch wenige Katholiken, dagegen war in katholischen Staaten die Masse des Volkes zur Annahme begierig. Nach achtmonatlichen Unterhandlungen kam man endlich, um eine Vereinbarung hervorzubringen, dahin überein, diese beiden Punkte dem König Ferdinand zu überlassen, welchen Kaiser Karl, des Regiments überdrüssig, die Sache anheimgegeben, und dieser entschied dahin: „Tritt ein geistlicher Fürst über, so verliert er seine Lehen, es wird ein Anderer gewählt, (damit aber blieb die katholische Lehre in den geistlichen Ländern unwiederrücklich die herrschende) nur seinen damals schon protestantischen Unterthanen wurde freie Religionsübung zugesichert; wollen Unterthanen später übertreten, so steht ihnen frei, in ein protestantisches Land auszuwandern (von einer gegenseitigen Duldung, so daß der andersglaubende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit

den übrigen genieße, war also noch keine Rede); die Religion eines Landes hing daher von der des Landesherrn ab, ihm stand das Recht zu, die Religion, zu welcher er sich bekannte, zur herrschenden zu machen; Niemand sollte der Religion wegen Gewalt erleiden, er mußte auswandern, die katholische Hierarchie sollte in den protestantischen Reichsgebieten aufhören, bis eine Vereinigung durch christliche, friedliche Mittel erstrebt werde. „Und soll,“ heißt es, „die strittige Religion nicht anders denn durch christliche, freundliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichen Verstande und Vergleichung gebracht werden.“

Es war also, genau genommen, kein eigentlicher Religionsfriede, worin zwei Religionspartheien sich einander nähern oder sich wegen der Religionsverschiedenheit mit einander abfinden wollten, sondern zwei wegen dieser Verschiedenheit in Unfrieden gerathene besondere deutsche Staatskörper, welche erklärten, daß sie künftig einander nicht wegen der Religion überziehen und beeinträchtigen, sondern auch in diesen Stücken den Landfrieden halten und in allen Verhältnissen, mit Ausnahme der Religion, bei den gemeinschaftlichen Gesetzen und Verfassungen des Reiches bleiben wollten. Die gegenseitige Anerkennung der Rechte bei der alten Religion zu bleiben oder die neue zu wählen, brachte von selbst mit sich, daß beide Religionen in Deutschland ein völlig gleiches Bürgerrecht erhielten; die protestantische erschien aber immer als die geduldete, nicht aus Gerechtigkeit, sondern aus gegenwärtiger Noth. Der Papst hatte ja auch diesen Frieden feierlich verworfen und die Jesuiten erklärten ihn nur für einstweiligen Vertrag. Mit den Reformirten war aber von katholischer Seite gar keine Uebereinkunft getroffen. Es hieß vielmehr ausdrücklich: „Doch sollen alle andere, so obgemeldeten beiden Religionen nicht anhängig (und das traf auch die Reformirten) in diesem Frieden gänzlich ausgeschlossen sein. Die Hoffnung, auf eine Vereinigung der alten und neuen Kirche, welche man im Frieden aussprach, wurde durch das Tridentiner Konzil, welches in seiner neuen Herstellung der katholischen Glaubenslehre eine allgemeine Reformation der Kirche unmöglich machte und der evangelischen schroff entgegen trat, durch die Stiftung des gegen diese gerichteten, schlaun Jesuitenordens zc. obnehin vereitelt, die katholischen Fürsten fanden in jenen Feststellungen Vorwand zu Bedrückungen ihrer dem Uebertritt geneigten Unterthanen, und das gab den Stoff zum 30jährigen Kriege, in dessen erster Periode der Graf Ernst von Mansfeld hervortritt.

## 7) Ernst Graf von Mansfeld.

„Ihr Freunde, gebt behende  
Mein Schwert mir, gut und blank,  
Und haltet, bis ich ende,  
Mich aufrecht, sonder Wank —“  
So hält er fest umfangen  
Den Knäuf, und wie im Feld  
Steht in der Rüstung Prangen  
Im Tode noch der Held.

a. Förster.

Die Grafen von Mansfeld (Mannsfeld) gehören zu den ältesten gräflichen und fürstlichen Geschlechtern, welche in der norddeutschen Geschichte sich hohen Ruhm erworben durch die vielen verdienstvollen Heerführer und Staatsmänner, welche aus ihnen entsprossen. Ihren Namen von dem Schlosse Mansfeld führend, und ihren Stamm von Karl, dem Sohne des meißnischen Markgrafen Rigdag ableitend, theilten sie sich in viele Linien, so daß man zur Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges wie Napoleon von den Homburger Fürsten, daß er überall einen Homburger als Gegner finde, sagen konnte: überall ein Mansfelder.

Schon 1083 schlägt ein Graf Ernst von Mansfeld als Anführer der Sachsen die Friesen, welche als Bundesgenossen des Kaisers Heinrich IV. austraten, bei Eisleben in der Friesengasse, daß ihrer 1000 Mann blieben. Hoyer von Mansfeld war des Kaisers Heinrich V. oberster Feldherr und überfiel 1114 den Pfalzgrafen Siegfried, den Pfalzgrafen Lothar von Sachsen, den Grafen Wiprecht von Groitzsch (S. Bd. I.) und andere sächsische Fürsten bei Quersfurt, erstach Siegfried eigenhändig, nahm Wiprecht gefangen und erhielt das Herzogthum Sachsen, verlor aber schon am 1. Februar 1115 in der Schlacht bei Wolfsholz, zu hitzig vordringend, durch den jungen Wiprecht das Leben und dadurch den Sieg. Der Glanz seines Hauses gewann durch ihn nicht wenig. In dem Kampfe des Landgrafen von Thüringen, Friedrichs mit der gebissenen Wange, gegen die Uebergriffe Kaiser Albrechts, der in der Schlacht bei Lucka 1307 besiegt ward, standen die Mansfelder jenem zur Seite. Albrecht Mansfeld wurde vom Papst Clemens VI. 3. Bischof von Halberstadt genannt; er konnte sich aber gegen den vom Domkapitel erwählten Ludwig, Bruder des Thüringer Landgrafen nicht halten, obgleich er sich in Eisleben tapfer wehrte und des Feindes Land verwüstete, worüber er auf längere Zeit in den Kirchenbann kam. Gebhard II. wurde wegen seiner Geistesgaben von Kaiser Karl IV. seinen Söhnen Wenzel und Sigmund als Minister und Berather zugeordnet. Dadurch mehrten sich allein die Besitzungen der Grafen, sondern die mans-

felder Bergwerke lieferten damals eine Menge goldreiches Kupfer. Als daher Graf Buffo VI. 1421 nach Venedig reisete, ließ ihm der dortige Magistrat goldene Hufeisen und goldenen Schmuck für sein Pferd überreichen wegen des vielen edlen Metalles, welche die Venetianer aus dem Mansfeldischen zogen. Graf Albrecht VII., welcher sich der Reformation zuwandte, kam im Bauernkriege wegen seiner Bemühungen, die Bauern auf vernünftige Gedanken zu bringen, durch Thomas Münzers Aufhebungen in unangenehme Händel. Nach der Schlacht von Frankenhausen wurde der gefangene Münzer dem Grafen Ernst von Mansfeld übergeben. Zwischen beiden Linien herrschten Zwistigkeiten, welche Luther beizulegen suchte. Albrecht hielt es mit dem Kurfürsten Johann Friedrich und vertrieb in dessen Auftrage den Herzog Erich von Braunschweig von Bremen, war einer der vornehmsten Stützen der Protestanten, kam aber nach der Schlacht von Mühlberg in Bedrängniß († 1560).

In damaliger Zeit bediente sich (und das gehört auch zu den Eigenthümlichkeiten der Zeit) der deutsche Adel seines Vorrechtes, auf eigene Hand Landsknechte (welche damals als Söldner auftraten), zu werben und in fremde Dienste zu treten. Vergebens hatte der Kaiser solche Werbungen für auswärtige Fürsten und auswärtige Zwecke in Deutschland zu verbieten getrachtet (treiben doch die Schweizer diesen Bluthandel noch bis auf den heutigen Tag). Man behauptete, es sei von Tacitus Zeiten her „eine löbliche Art deutscher Freiheit gewesen, um Ruhm und Ehre mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern zu dienen, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes. Würde dieser Brauch aufgehoben, so werde der Kriegsstand Deutschlands zernichtet; zur Zeit der Noth werde es an Kriegern nicht fehlen,“ daß aber um solcher Ritterehre Deutsche gegen Deutsche, z. B. in den Kriegen Karl V. und Franz I. nicht etwa turnirten, sondern blutig kämpften, wurde nicht beachtet. So sahen wir Deutsche Theil nehmen an den schrecklichen Religionskriegen, welche der Fanatismus in Frankreich und den Niederlanden entzündet hatte. Von Heinrich II., welcher des Kurfürsten Moriz Würter war, bis Heinrichs IV. Edikt von Nantes (1598), von Frankreich in zwei Heerlager gespalten, dauerte über 50 Jahre der Religionskampf; die Könige, geleitet von den Herzogen von Guise, hatten die protestantisch-hugenottischen Unterthanen, an dem Könige von Navarra, dem Prinzen von Condé und dem Admiral Coligny ihre Führer. Eigene Gerichte wurden niedergesetzt und schonungslos gegen die Unglücklichen, besonders in der Bartholomäus-Nacht (Pariser Bluthochzeit) den 24. August 1572, wo in der Hauptstadt und der Umgegend die sorglosen Protestanten (30,000), Männer, Weiber, Greise und Kinder schonungslos überfallen und



niedergemetzelt wurden. An diesen Kämpfen theilnahmen sich nicht allein die Vasallen, welche sich in Frankreich niederließen, und als Bassompierre französische Marschälle wurden, und wie Wolf von Schwarzenberg den Guisen beistanden, dann die Degenfeld, Ranzau, der Graf von Schomburg, welcher für Heinrich IV. bei Ivry focht, der Burggraf von Dohna, welcher diesem Könige quer durchs Land zu Hülfe kam, Ruzwurm, der in den katholischen Niederlanden tritt, sondern auch, und zwar auf beiden Seiten, die Grafen von Mansfeld, Peter Ernst, katholischen Glaubens, focht unter Karl V. 1535 in Tunis, ging dann nach Frankreich, wo er die Protestanten schlug, trotz der Hülfe, welche ihnen sein protestantischer Vetter Bollrath und der Pfalzgraf von Zweibrück auf Colignys Bitte mit 6000 Landsknechten und 8000 Reitern bis an die Loire zugeführt hatte und wurde deshalb vom französischen Könige der „Beschützer seiner Krone“ genannt, trat dann in spanische Dienste und gewann noch im hohen Alter mehrere Schlachten. Bollraths und seiner Deutschen Standhaftigkeit retteten dagegen in dem unglücklichen Treffen bei Montecour (Poitiers) die Hugenotten durch einen schönen Rückzug; als Statthalter von Luxemburg nahm er dann an den wichtigsten Staatsgeschäften Theil, und starb 1604 als Fürst des römischen Reiches. Sein Sohn Karl focht in den flandrischen Kriegen und befehligte 1595 das kaiserliche Heer gegen die Türken, schlug sie bei Gran, daß 14,000 Mann blieben, 1500 Zelte, 1300 Kameele und 1200 Maulesel in seine Hände fielen, verlor aber bald darauf, als er erhitzt eine Melone gegessen, sein Leben im 52. Jahre. Selbst die schöne Gräfinn Agnes von Mansfeld erlangte eine geschichtliche Berühmtheit, als der Erzbischof Gebhard von Köln 1583 um ihretwillen zur evangelischen Konfession übertrat und gerne bis an seinen Tod Kurfürst bleiben wollte, aber vom Papst in den Bann erklärt „als mit unzüchtigen Verbrechen besetzter Keger und meineidiger Rebell der römischen Kirche“ und vom Kaiser nach dem Wortlaut des Augsburger Friedens gezwungen seine Würde aufgeben und sich in Strassburg niederlassen mußte. Doch empörte es die Protestanten nicht wenig, daß der Papst aus angemessener apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reicheswürde entsetzte, ein Recht, dem selbst in früheren Jahrhunderten immer war widersprochen worden. Später zeichnete sich der Graf Heinrich Franz im spanischen Erbfolgekriege aus und starb 1715 zu Wien, 74 Jahre alt, als Reichsfürst, Grand von Spanien, General-Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrathes, vielfach noch in Staatsgeschäften und zu Gesandtschaften nach Spanien und Frankreich benützt.

Am berühmtesten machte sich jedoch ein anderer Sohn des obigen Bollrath und einer angesehenen Dame in Mecheln, der erste Bor-

kämpfer der Protestanten im 30jährigen Kriege, Ernst, geboren 1580 und von Kaiser Rudolf legitimirt. Die Frühlingstage seines Lebens brachte er am Hofe seines Taufpathen, des Erzherzogs Ernst von Oesterreich, Statthalter der Niederlande zu, wo er katholisch erzogen wurde, dann machte er seine ersten Feldzüge in Ungarn unter seinem Stiefbruder Karl, focht 1610 unter Erzherzog Leopold für die katholische Ligue (Bund), verließ ihn aber bald darauf, weil man ihm einen Theil der Würden und Güter seines Vaters in den Niederlanden wider das gegebene Versprechen vorenthielt und er die Grundsätze des Protestantismus angenommen hatte. Von nun an widmete er, nach jener alten Sitte auf eigene Hand ein Heer werbend, seinen Eifer, seine Erfahrung und seinen siegreichen Degen der protestantischen Union und wurde der gefährlichste Gegner des, nach unumschränkter Herrschaft in Deutschland strebenden Hauses Oesterreich, welches ihn dafür den Attila der Christenheit nannte.

Der Augsburger Religionsfriede hatte zwar das Schwert in die Scheide gebracht, aber den Groll im Herzen gelassen. Die katholischen Geistlichen hatten das Tridentiner Konzilium mit dem einstimmigen Ruf: „Verflucht seien alle Ketzer!“ geschlossen; der Jesuitenorden, aus dem fanatischen Kopfe des Spaniers Loyola hervorgegangen, hatte, mit Schlaueit die talentvollsten und fähigsten jungen Leute zu sich heranziehend, und auf konsequente Weise für den Zweck des Ordens bildend, sich wie ein wohlgeordnetes Kriegsheer eingerichtet, mit einem, dem Papste allein unterworfenen General zu Rom an der Spitze, mit Provinzial-Generalen über die in ganz Europa zc. vertheilten einzelnen Divisionen. Mittelst der Verpflichtung, für jedes einzelne Mitglied über alles Wichtige, was in ihrer Umgebung vorging, nach Rom Bericht zu erstatten, wußten die Jesuiten mit Gewandtheit und Schlaueit sich bald als Beichtväter der Fürsten, als Erzieher junger Prinzen, bald als Rätthe der Mächtigen und Lehrer der Jugend, selbst als Kaufleute in Amerika zc. unermesslichen Einfluß und Reichthum zu verschaffen. Sie nannten sich die Gesellschaft Jesu, hatten aber nicht ihn und sein Werk, sondern den Papst und seine Herrschaft vor Augen, benutzten jedes Mittel der Hinterlist und Verschmigteit, um der römischen Kirche zu dienen, so daß sie mit ihrem schrecklichen Grundsatz: „der Zweck heilige die Mittel, sei jener gut, so komme es auf diese nicht an,“ selbst katholischen Völkern und Fürsten fürchtbar wurden.

Wohin die Jesuiten kamen, da regten sie die Gemüther, die kaum beschwichtigt waren, wieder auf, da traten sie dem Protestantismus entgegen, und bewegten Fürsten, in ihren Ländern auch zu reformiren, d. h. die protestantischen Unterthanen wieder unter den Gewissenszwang des römischen Glaubens zu bringen. Die Gräucl in

Frankreich wurden durch den finstern König Philipp von Spanien in den Niederlanden fortgesetzt, wo Herzog Alba allein 18,000 Menschen durch das Schwert hatte hinrichten lassen und dadurch den Abfall derselben verursachte, welcher Spanien entkräftete. Solche Beispiele, den deutschen Grenzen sehr nahe gerückt, reizten zur Nachahmung. Zwar hatte Ferdinand I. aus politischen Gründen, und Maximilian II. aus Herzensgüte und der Ueberzeugung, „daß Gott allein die Herrschaft über die Gewissen zustehe,“ den Protestanten keine Gewalt angethan und diese seine Ueberzeugung auch gegen die Könige von Frankreich und Spanien warnend ausgesprochen; aber Rudolph II. war unthätig sowohl als Kaiser wie als König von Böhmen, er mußte seinem Bruder Mathias Oesterreich und Ungarn überlassen, und den protestantischen Ständen in Böhmen freie Religionsübung, ein eigenes Konsistorium und den Bau einer Kirche durch den sogenannten „Majestätsbrief“ zugestehen. Mathias wurde 1612 auch Kaiser, aber kinderlos, wie seine Brüder, wurde ihr Vetter Erzherzog Ferdinand von Steyermark 1617 zum künftigen König von Böhmen aufgenommen; ein Zögling der Jesuiten, an welchem es klar wurde, wie ein in der Jugend eingepägter unduldsamer Religionsseifer („er sah in jedem Priester einen Halbgott“) die natürlichen guten Anlagen ersticken und von der Wiege bis zum Grabe alle Handlungen erfüllen und ihn so verblenden könne, daß er in seinen letzten Jahren über den Haß der Protestanten klagte, „da er sie doch bloß aus Liebe und um sie selig zu machen, verfolgte;“ ein Fürst, der sagte, daß „wenn ihm ein Engel und ein Priester zugleich begegnen würden, er erst diesem und dann erst jenem seine Ehrerbietung beweisen werde;“ ein Fürst, der sich zum Wiederhersteller des Glanzes der katholischen Kirche berufen glaubte und deshalb als Landsherr nur Eine Kirche in seinem Lande dulden wollte, und deshalb die grausame Maßregel ergriff, diejenigen, welche sich nicht zur katholischen Kirche hielten, zum Auswandern zu nöthigen: er ward jetzt die Seele aller feindseligen Gegenreformation und fand einen vorbereiteten Boden. In ganz Oesterreich waren, besonders auf Anlaß des Kardinal Gesel, den Protestanten ihre Kirchen entriffen, sie zum Uebertritt oder zur Auswanderung gezwungen. In Würzburg, Salzburg, Baden und andern Orten geschah ein Gleiches. Der Ausbruch eines allgemeinen Sturmes schien nur auf eine Veranlassung zu warten und der fehlte nicht, weil Besorgniß die protestantischen Stände ergreifen mußte. Zwar hatten sie des Kurfürsten Gebhard von Köln Vertreibung ruhig geschehen lassen; sie standen dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha (Sohn Johann Friedrichs), welcher sich in die Fehde des fränkischen Ritters von Grumbach und seines Anhanges (eines Gefährten des Markgrafen Albrecht

von Brandenburg-Culmbach) mit dem Bischof von Würzburg, vielleicht in Hoffnung, sein Haus wieder zu heben, eingelassen, nicht bei, als er wegen Friedensbruch in die Reichsacht kam, und vom Kurfürst August, Morizens Bruder, der sie vollstrecken sollte, geschlagen (1567) 28 Jahre in einem österreichischen Gefängniß schmachten mußte, während August, ein guter Staatswirth, aber einseitiger Lutheraner und Feind der Calvinisten, Urheber der Concordien-Formel, den Reichstädter Kreis auf Kosten der Kinder des Geächteten an sich brachte. Als aber der kühne Vorsechter der katholischen Parthei, der Jesuitenzögling Max von Bayern sich der protestantischen freien Reichsstadt Donauwerth bemächtigte, suchte der Kurfürst von der Pfalz einen Bund evangelischer Stände (Union) zu veranlassen, an welchem aber nur die süddeutschen Staaten und Städte Theil nahmen, weil die Pfalz, wo die Kurfürsten bald die reformirte, bald die lutherische Konfession einzuführen versucht hatten (war es doch im Augsburgischen Religionsfrieden den Regenten allein überlassen, welche Religion in ihrem Lande gelten sollte), 1583 von Johann Casimir zur reformirten Lehre genöthigt worden und zwischen beiden Konfessionen ein unnatürlicher Widerwille herrschte, welcher sie den festgeschlossenen kathol. Ständen gegenüber in Nachtheil setzte. König Ferdinand, in Staatsfachen gewandt, wußte diese Stimmung für seinen Zweck zu benutzen, um den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der dem Calvinismus sehr abgeneigt war, auch wohl wie Moriz vom Kaiser mehr zu gewinnen hoffte, von der Unterstützung seiner Glaubensgenossen beim Religionskriege abzuhalten. Kurbrandenburg war zwar geneigt, dem Bündnisse beizutreten, Sachsen weigerte sich jedoch entschieden. Die katholischen Stände schlossen 1610 einen Gegenbund und übertrugen Max von Bayern den Oberbefehl, Deutschland war wieder in zwei Heerlager getheilt. Da brachte die Niederreißung einiger protestantischer Kirchen in Böhmen, welche der Erzbischof von Prag befohlen, und die harte Antwort, welche der Kaiser auf die Beschwerdeschrift der Stände ertheilte, eine Deputation derselben unter Anführung des Grafen Mathias von Thurn den 23. Mai 1618 auf das Prager Schloß. Die kaiserlichen Statthalter wurden aus den Fenstern gestürzt, die Jesuiten aus dem Lande vertrieben und eine Kommission von dreißig Edelleuten zur Verwaltung des Landes eingesetzt, Ferdinand wurde als König abgesetzt und Friedrich V. von der Pfalz erwählt und den 28. October 1619 gekrönt. Dieser war jedoch der Aufgabe nicht gewachsen; der Kaiser blieb hartnäckig bei seinem Entschlusse, obschon Thurns Schaaren bis Wien vordrangen und die österreichischen Stände mit Ungeßüm die Einwilligung zu ihrer Bewaffnung etc. forderten, vereinigte sich mit Max von Bayern, der den Oberbefehl

übernahm, schloß mit Spanien einen Bund, welches durch Spinola von den Niederlanden her in die Pfalz einen Einfall thun ließ, und Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen, besetzte im Namen des Kaisers die Lausitz. Die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, den 8. November 1620, gegen Max und seinen General Tilly ging verloren, die Union lösete sich auf, die gefangenen Anführer der Protestanten wurden hingerichtet, 728 Ritter und Herren ihrer Güter beraubt, wobei der Kaiser 40 Millionen Gulden gewann, ihre Prediger verwiesen und Niemand im Lande geduldet, der sich nicht zur katholischen Kirche bekannte: 30,000 Familien wanderten aus, der Streit schien entschieden, und die protestantische Kirche in Böhmen niedergeworfen. Doch das Streben Oesterreichs nach einer Universal-Monarchie, wozu die Religion den Vorwand bot, wurde durch nichts mehr verhindert, als durch die hartnäckigen Kriege, welche es gegen die protestantische Lehre führte!

Da belebte eine unerwartete Hülfe durch einen Fürsten ohne Land Leute und erfahrenen Krieger, den Grafen von Mansfeld, den gesunkenen Muth. Er hatte für den Herzog von Savoyen gegen die Spanier einige tausend Mann geworben, und weil dieser sie grade nicht brauchte, so erhielt er die Erlaubniß, der Union in Deutschland zu dienen, trat als General der Artillerie in ihre Dienste, wurde nach Böhmen geschickt und nahm sogleich die dem Kaiser treu gebliebene, wichtige Stadt Pilsen weg, trotz ihres tapfern Widerstandes, und hielt sich dort, von dem flüchtig gewordenen und in die Reichsacht erklärten König zum Feldmarschall von Böhmen ernannt, bis nach der unglücklichen Schlacht auf dem weißen Berge.

Obgleich er Pilsen aufgeben mußte und keinen Fuß breit Landes besaß, so zog sein kriegerischer Ruf von allen Seiten Mannschaft herbei und bald stand er an der Spitze von 20,000 Mann größtentheils abgedankter Unions-Truppen, denen sich Herzog Wilhelm von Weimar mit 3600 Mann anschloß und zwang Tilly immer gegen ihn im Felde zu liegen. Er führte ihn 1621 durch schnelle und kühne Märsche irre, verheerte die katholischen Stifte Würzburg, Bamberg, Mainz. Als Tilly ihn in Verlegenheit gebracht zu haben vermeinte, täuschte er ihn durch schlaue Unterhandlungen, und wandte sich dann in einer regnigen Nacht in die Pfalz, wo die spanischen Hülfsvölker der Liga sich der Bergstraße bemächtigt hatten und Frankenthal belagerten, und trieb sie mit beträchtlichem Verluste zurück. Tilly, der ihm gefolgt war, wurde April 1622 bei Wisloch geschlagen und bot dem Markgraf Georg Wilhelm von Baden-Durlach, welcher mit 15,000 Mann auftrat (aber um seinen Kindern nicht des

Landes verlustig zu machen, die Regierung seinem Sohne übergab), die Hand.

Mit diesem vereint, eilte er, ungeschreckt durch die kaiserliche Aht und die große Belohnung, welche auf seinen Kopf gesetzt war, dem Erzherzog Leopold belagerten Hagenau zu Hülfe. Tausend Reiter, welche ihm den Weg versperren sollten, wurden auseinander gesprengt, und verbreiteten ein solches Schrecken im österreichischen Lager, daß die Mannschaft, welche es vertheidigen sollte, die Flucht nahm und alle Gepäck nebst den Vorräthen in Mansfeld Hände fiel; dann erstürmte er Ladenburg. In raschen Zügen überfiel er sodann den Landgrafen von Darmstadt, welcher wegen eines Streites mit Cassel sich auf die Seite des Kaisers gewendet hatte, nahm ihn und seinen zweiten Sohn gefangen. Leider mußte Mansfeld, um seine Truppen zu erhalten, solche einzelne Züge unternehmen und zu Plünderung seine Zuflucht nehmen, während gerade zu dieser Zeit, wo der Kaiser gegen Bethlen Gabor, Fürsten von Siebenbürgen, an welchen sich Graf Thurn mit den geflüchteten Böhmen bei der österreichischen Gränze angeschlossen, zu thun hatte, auch der Herzog Christian von Braunschweig, Mansfelds Beispiel folgend, mit 20,000 Mann aus Niedersachsen (wo er die reichen Stifte geplündert, in Baderborn die goldene Bildsäule des heiligen Liborius und die silbernen der zwölf Apostel zu Thalern mit der Umschrift: „Gottes Freund der Pfaffen Feind“ verwandelt hatte) heran zog. Alle drei vereint und von Einem geschickten Feldherrn geleitet, hätten dagegen der ganzen Sache eine günstige Wendung geben können! Allein, getrennt von Mansfeld, wurde der Markgraf durch Tilly bei Wimpfen am Neckar den 6. Mai 1622 überfallen, nach einem erbitterten Kampfe geschlagen und wäre gefangen worden, wenn nicht 400 Bürger der Stadt Pforzheim unter ihrem Bürgermeister Deimling sich wie eine Mauer dem Feinde entgegen geworfen, Tilly's Parolen verworfen und so lange gekämpft hätten, bis auch der letzte in den Tod gegangen war; ihre Hingebung und Treue, ähnlich der Spartaner bei den Thermopylen, retteten dem Markgrafen das Leben. Dann wandte sich Tilly wider den Herzog Christian von Braunschweig, der gegen den Main rückte, um sich mit Mansfeld zu vereinigen; er überraschte ihn den 19. Juni bei Höchst, so daß er geschlagen mit den Ueberresten seines Heeres über den Rhein fliehen mußte, um sich dort an Mansfeld anschließen zu können. Beide suchten nun aus Mangel allerlei Bedürfnisse das Elsaß heim, wandten sich hier und dorthin, fielen in Lothringen ein und machten Paris zittern, indem sie die Hugenotten zu unterstützen drohet n; dann zogen sie, von den Holländern, welche mit den Spaniern Krieg führten, in Dienste genommen, dort-

hin. Abgemattet durch Mangel und Krankheit, aber wohl geübt und Kriegserfahren, kamen sie bis Fleurus in der Grafschaft Namur, wo ihnen Gordova den Weg versperrte; allein sie griffen ihn den 29. August 1622 mit so glücklichem Erfolg an, daß er Geschütz, Gepäck und 4000 Mann verlor, obgleich auch ihr Verlust nicht unbedeutend war; Herzog Friedrich von Sachsen-Weimar (Bruder Bernhards) fiel, Herzog Christian mußte seinen zerschossenen Arm abnehmen lassen. Mit 12,000 M. kamen sie zu dem Prinzen Moriz von Oranien unweit Breda und nöthigten dadurch Spinola, die Belagerung von Antwerpen aufzugeben. Der unglückliche Kurfürst, in dessen Namen sie den Krieg führten, hatte sie nämlich verabschiedet, weil der sonst arglistige Kaiser von der Verwendung des Königs von England (dem Schwiegervater des Kurfürsten), des Königs von Dänemark und des Kurfürsten von Sachsen bis dahin nichts hören wollte. Lilly's Schaaren hauseten nun fürchterlich in der Pfalz, Mannheim und Heidelberg wurden erstürmt (September) und verbrannt, die herrliche Bibliothek dieser Univerſität theils vernichtet, theils auf Wagen nach Rom geschafft, dem Papp zum Geschenk, der erst nach dem Wiener Kongreß den altdeutschen Theil derselben wieder zurückgab. Nun harrete der Kurfürst umsonst auf Erfüllung seiner Hoffnungen: seinen einzigen wahren Beschützer hatte er aufgegeben; auf dem Fürstentage zu Regensburg 1623 erhielt der Herzog von Bayern den Kurhut und die ganze Oberpfalz, und jagte sogleich die Protestanten aus dem Lande; im Kurfürsten-Kollegio hatte die katholische Parthei auch eine Stimme mehr. Sachsen war durch Verleihung der Lausitz zum Stillschweigen bewogen worden und mit Bethlen Gabor war eine Uebereinkunft geschlossen, welche dem Kaiser in Deutschland mehr freie Hand ließ.

So schien noch einmal sich Alles vor der kaiserlichen Macht zu beugen, und hätte König Ferdinand Mäßigung bewiesen und nicht durch Jesuiten und seine jesuitische Erziehung angeregt, die Absicht gehabt, die Kegerei auszurotten und den Religionsfrieden umzustürzen, so würde in Deutschland die Ruhe wieder hergestellt worden sein. Aber das despotische Verfahren der katholischen Partei regte den niedersächsischen Kreis auf, welcher den König Christian IV. von Dänemark als Herzog von Holstein zum Kriegsobersten wählte. Nun erschien auch Mansfeld, welcher in England zu Gunsten des Kurfürsten unterhandelt hatte nebst Herzog Christian, und zwar als englische Generale und im englischem Solde. Der Herzog Christian ging nach Niedersachsen, unterstützt von englischem Gelde, das er von der abgesetzten Königin Elisabeth, die er in Holland kennen gelernt, bekommen. Er, als ihr Ritter, führte ihren Handschuh auf dem Hute, und ließ „Alles für Gott und sie“ auf seine Fahnen setzen.

Mansfeld aber kam nach Ostfriesland, weil er hier für seine Leute Geld und Unterhalt zu finden hoffte. Anfangs wollte der König Christian, mit ihnen nichts zu thun haben und verlangte, daß der Herzog Christian das Land verlassen sollte. Dieser wandte sich ins Münstersche, wurde aber den 6. August 1623 bei Stadt-Loos von Tilly ereilt und geschlagen. Tilly konnte zwar dem Grafen Mansfeld nichts anhaben; allein weil dieser seine Leute nicht bezahlen konnte, so nahm er von den ostfriesischen Ständen 300,000 Fl. und dankte sein Heer größtentheils ab. Tillys Schaaren blieben in Niedersachsen und seine Kroaten begingen die schauderhaftesten Grausamkeiten: „Dem eigenen Körper war er strenge, dem Soldaten ließ er vieles passieren.“ — Während dieser Zeit hatte Wallenstein (Waldstein), geb. 1538 zu Prag, dem Kaiser, welcher bei leerer Kasse doch das Bedürfnis fühlte, ein eigenes Heer aufzustellen und sich nicht blos auf die Truppen der katholischen Länder (der Liga), wo Bayern mit seinen Generälen Tilly, Pappenheim, Johann von Werth und Meroy die Hauptrolle spielte, zu verlassen, ein solches Heer aus eigenen Kräften geschaffen, welches sich nach Mansfelds Weise in großartigem Style durch sich selbst erhalten sollte. Christian IV., der im Braunschweigischen an der Weser stand, kam durch Wallensteins Marsch nach Dessau in Gefahr, zwischen beide Heere zu gerathen und erklärte sich jetzt öffentlich für Mansfeld. Dieser, welcher sich wieder auf 20,000 Mann verstärkt hatte, leistete ihm den Dienst, den Waldstein und Bucquoy, Mansfelds Gefährten aus der niederländischen Kriegsschule, an der Elbe zu beschäftigen, nahm Zerbst und griff die besetzte Dessauer Brücke an, wurde zurückgeschlagen und dann am 25. Apr. 1626 von dem überlegenen Waldstein, der durch ein Gehölz gedeckt, seine Armee in Mansfelds Rücken marschiren ließ, angegriffen, daß er trotz aller Tapferkeit eine empfindliche Niederlage erlitt, nicht allein 3000 Mann und viele Kanonen, sondern auch durch Desertiren so viel verlor, daß er mit kaum 5000 Mann sich in die Mark Brandenburg ziehen konnte. Eine größere Niederlage hatte er noch nicht erlitten. Dennoch verlor der tapfere Mann den Muth nicht, sondern zog eiligst neue Schaaren an sich, so daß er bald 16—20,000 Mann wieder unter seinem Befehle hatte. Der Herzog Johann Ernst von Weimar, welcher als Feldmarschall in König Christians IV. Dienste getreten war, stieß mit 5000 Mann zu ihm, der König von England schickte ihm 3000 Schotten; auch aus Mecklenburg kam einige Mannschaft, viele Vertriebene aus den kaiserlichen Erblanden schlossen sich an, und aus Frankreich, wo man im eigenen Lande die Protestanten verfolgte, aber in Deutschland den Krieg gern unterhielt, um es zu schwächen, erhielt er eine große Geldsumme. Waldstein, mit



einem Heer von 40,000 Mann hätte den König von Dänemark\*) in große Verlegenheit bringen können; aus dieser rettete ihn Mansfeld, indem er den ihn beobachtenden Waldstein überlistete und am 30. Juni mit kühner Entschlossenheit sich plötzlich nach Schlessien wandte, um in Verbindung mit Bethlen Gabor in die kaiserlichen Erbstaaten einzubringen und Friedrich in Böhmen wieder einzusetzen. Eilend mußte nun Waldstein an die Donau ziehen, um ihn den Weg nach Ungarn zu versperren; obgleich ihn das nicht gelang, so wartete auch Mansfeld, während Herzog Johann Ernst ganz Nähren durchstreifte, bei Ratibor und Jablunkau vergebens auf die Ankunft des Bethlen Gabor, der, weil jener statt englisches Geld mitzubringen, das Waldsteinische Heer hinter sich zog, sich mit dem Kaiser verglich und Mansfeld im ungarischen Gebirge stecken ließ. Verfolgt von Waldstein, ohne Mittel, sich im fernen Lande zu erhalten, verkaufte er Geschütz und Heergeräth, entließ seine Krieger, und schickte den Herzog Johann Ernst mit seiner Mannschaft nach Schlessien zurück. Von wenigen seiner getreuesten Offizieren begleitet, wollte er nun durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig und von dort nach England reisen, um neue Geldmittel zu erlangen. Allein die großen Mühseligkeiten hatten ihm eine auszehrende Krankheit zugezogen; unweit Zara überwältigten die übermenschlichen Anstrengungen seinen kleinen, unansehnlichen, aber von feurigem Geist beherrschten und durch Abhärtung erstarrten Körper. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsröck an, gürtete seinen Degen um und erwartete, auf zwei Kriegsgegenossen gestützt, stehend den Tod den 20. September 1626 im vierzigsten Jahre seines Alters. In Spalatro liegt der deutsche Mann-begraben, welcher, einer der größten Feldherrn seiner Zeit, Geisteskraft, Tapferkeit und Muth mit Verschlagenheit und Beredsamkeit in hohem Grade verband, an alle Mühseligkeiten des Kriegs gewöhnt, sich den Gefahren kühn entgegenstellte und sich dem Hereinbrechen vorsichtig zu entziehen wußte, zwar geschlagen, aber nie besiegt wurde, sondern sich von seinen Niederlagen stets furchtbarer wieder erhob. Dieser Kriegsfürst hat den beweglichen Reitern, den

---

\*) Wallenstein bot dem Kaiser die dänische Krone an und hoffte unter Zusicherung freier Religionsübung des Königs Absetzung zu erlangen, weil in dem Anschlusse Dänemarks an Deutschland für beide Völker eine große Zukunft liege. Deutschland würde allerdings in den dänischen Inseln und Flotten (damals wie jetzt) eine natürliche Ergänzung gefunden und Dänemark mit seinen Hülfsmitteln bessere Früchte geerntet und eine höhere Entwicklung gewonnen haben, statt des Schattens einer unmächtigen Selbstständigkeit. Das waren allerdings bessere Gründe als die, welche Napoleon für die Einverleibung Hollands anführte. Der Kaiser hatte jedoch keine Flotte.

Dragonern, Namen und Dasein gegeben. Man nannte ihn mit seinen flüchtigen Schaaren das Drachenheer und aus dem Namen Drache soll Dragoner geworden sein.

Der Herzog Christian starb in demselben Jahre zu Wolfenbüttel, erst 29 Jahre alt, der bei seinem unerschrockenen Muth durch Jahre und Erfahrung ein großer Feldherr geworden sein würde, und Herzog Johann Ernst von Weimar, als Held und Mensch gleich ausgezeichnet, der nach Mansfelds Abgange wieder in Ungarn vorrückte, wurde dort in seinem 33. Jahre am 4. December von einer tödtlichen Krankheit hinweggerafft. Der König Christian von Dänemark ließ sich von Tilly den 24. August bei Lutter am Barenberge im Hannoverischen gänzlich schlagen und von diesem und Wallenstein aus Schleswig nach Jütland treiben und auf seine Inseln jagen. Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und der ganze Norden Deutschlands wurde von Wallenstein besetzt und grausam verheert. Noch einmal lag das Geschick Deutschlands in des Kaisers Hand; aber noch einmal ließ er die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Frieden und zur Befestigung seiner Herrschaft aus blindem Religionseifer entschwinden!

### 8) Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar.

Blick ihn an den deutschen Fürsten,  
Wie ihn seine Thaten melden,  
Kühn, erhaben, edelherzig.  
Seht ihn leuchten in den Wolken,  
Die das Vaterland umnachten.  
Hört ihn donnern mit den Siegen  
Seiner vierunddreißig Schlachten.

Welder.

Unter den deutsch-protestantischen Helden des schrecklichen dreißigjährigen Krieges nimmt der tapfere Herzog Bernhard eine hervorragende Stellung ein und nur sein früher Tod verhinderte die Erneuerung und Vermehrung des Glanzes, welcher sein Haus umgab, als es noch die sächsische Kurwürde bekleidete. Wie die neuen Kurfürsten von der Albertinischen Linie ihr Heil im Anschlusse an Oesterreich suchten, so zeigen sich die nunmehr Herzoge gewordenen, verschiedenen Zweige der Ernestinischen Linie, wie ihre kurfürstlichen Vorfahren als eifrige Beförderer und Verfechter des Protestantismus, und machten sich später, als diese Rolle an das mächtigere Haus Hohenzollern überging, um deutsche Bildung und Literatur durch den

Schutz hochverdient, welchen Kunst und Wissenschaft in Weimar, Gotha und Coburg fanden.

Dem Herzoge Johann von Weimar († 1603) erblichete eine zahlreiche Nachkommenschaft von einer Tochter und elf Söhnen, deren acht ihn überlebten, und sich als Regenten und Heerführer auszeichneten. Bernhard, der jüngste, geboren den 6. August 1604, erhielt von der Mutter, einer Fürstin von Anhalt, seine erste Erziehung, während der Kurfürst Christian II. die Vormundschaft führte, wurde dann wie seine Brüder auf die von dem abgesetzten Kurfürsten Johann Friedrich, seinem Urgroßvater gestiftete Universität Jena geschickt, wo sie die öffentlichen Prüfungen, wozu einige Räte von Weimar gezogen wurden, bestehen mußten. Genauere Berichte an Mutter und Vormund bezeugten das Ergebnis; aber bald zog ihn der in Böhmen entzündete Krieg aus den stillen Hörsälen der Wissenschaft in das Getümmel des Feldlagers. Erst 17 Jahre alt sehen wir ihn in der Schaar von 3000 Mann Fußvolk und 600 Reitern, welche sein Bruder Wilhelm zusammengebracht, als Rittmeister dienen und nach der Vereinigung mit Mansfeld in der Oberpfalz und der unglücklichen Schlacht bei Wimpfen sehr tapfer kämpfen. Er begab sich dann nach Weimar, wo er neue Schaaren sammelte und sich unter Herzog Christians Befehl stellte, den der sich rüstende niedersächsische Kreis zum Oberanführer gewählt hatte; allein Tilly weiß sein Unternehmen zu vereiteln. Der Kaiser läßt dem Herzog Christian nebst Mansfeld Verzeihung anbieten, und verspricht den Ständen, sobald diese ihre Truppen abdanken würden, auch die seinen aus Niedersachsen zu ziehen. Jener traute dem Versprechen nicht, weil es sich nicht auf ihre Leute erstrecken sollte; die Stände jedoch zeigen größern Glauben, verlangen, Christian solle sein Heer abdanken oder den niedersächsischen Kreis verlassen. Er wählt das letztere, zieht nach den Niederlanden, wird aber am 6. August 1623 bei Loo im Münsterischen von Tilly eingeholt und geschlagen, wobei Herzog Wilhelm verwundet, gefangen nach Wien kam, aber 1628 von dem Kaiser frei gegeben wird, worauf er eine Zeitlang die gemeinschaftliche Regierung übernimmt, während der älteste Bruder Johann Ernst wieder auf dem Schauplatz des Krieges erscheint. Tilly wendet sich dann ruhig wieder nach Niedersachsen, wo seine Soldaten die größten Gewaltthätigkeiten ausüben. Da ernennet der Kreis den König Christian IV. von Dänemark 1628 zum Kreisobersten. Man unterstützte ihn von Frankreich, England und den Niederlanden. Herzog Christian und Mansfeld führten ihm durch Westphalen 12,000 Mann zu Fuß und 20,000 Mann zu Pferde zu. Herzog Johann Ernst von Weimar bot ihm seine Dienste an, wurde sogleich zum Reitergeneral und dann zum

Feldmarschall ernannt und leistete mit seinem Bruder Bernhard bei der Berproviantirung von Mienburg, welches von Tilly belagert wurde, wichtige Dienste. Zwar wurde ihr Oberster Obentraut zwischen Hannover und Göttingen, October 1625, wo er eine Abtheilung der Tilly'schen in große Gefahr gebracht hatte, durch Tilly's rechtzeitige Hülfe geschlagen, wobei auch der Herzog Friedrich von Altenburg das Leben verlor; allein Herzog Bernhard rächte den Verlust an demselben Tage durch einen Ueberfall eines andern feindlichen Haufens; beide Brüder bemächtigten sich im folgenden Jahre des ganzen Bisthums Osnabrück und legten täglich Proben der Tapferkeit ab.

Da ließ der Kaiser, der bisher kein eigenes bedeutendes Kriegsheer hatte aufstellen können, den zum Herzog von Friedland ernannten Albrecht von Wallenstein (Waldstein), welcher ihm auf Mansfeld'sche Manier ein Heer von 50,000 Mann geschaffen hatte, nach Niedersachsen rücken. War der stolze Mann auch nicht geneigt, sich mit Tilly zu vereinen, unter welchem er einst bei Prag als Oberster gefochten, so mußte doch eine solche Macht den katholischen Heeren das Uebergewicht geben. Vergebens suchte ihn Bernhard mit 8000 Mann den Weg nach Halberstadt zu verlegen; er konnte ihm nur einen Verlust von einigen tausend Mann beibringen. Wallenstein wandte sich nun gegen Mansfeld, welcher nach Schlessien ziehen und mit Bethlen Gabor in Verbindung treten soll, und schlug ihn, als er bei Dessau über die Elbe gehen wollte, den 25. April 1626 dergestalt, daß dieser nicht allein in der Schlacht viele Menschen verlor, sondern auch nachher von mehreren Tausenden seiner Leute verlassen wurde; bald darauf starb auch der unternehmende Herzog Christian, neunundzwanzig Jahre alt, welcher bei längerem Leben ein ausgezeichnete Feldherr geworden wäre; dem König von Dänemark, Christian IV., fehlte der entschlossene Sinn, er ließ sich bei Lutter am Barenberge an der hildesheimischen Gränze von Tilly gänzlich schlagen und verlor sein ganzes Geschütz. Mansfeld hatte nach seiner Niederlage den Muth nicht verloren, er bat den Herzog Johann Ernst um Hülfe, der sich mit 5000 Mann zu ihm in die Mark Brandenburg begab. Beide verfolgten mit kühner Entschlossenheit den Krieg in die kaiserlichen Erblande, durchstreiften Schlessien, Mähren, Böhmen, um dem Norden Luft zu machen; Tausende der dort unterdrückten Protestanten eilten ihm zu. Bethlen Gabor blieb jedoch aus, vielleicht weil Mansfeld kein Geld mitbrachte, und statt eines großen Heeres Wallenstein hinter sich zog, und schloß mit dem Kaiser Frieden. Der tapfere Mansfeld starb auf dem Wege durch Ungarn nach Venedig, um von England aus aufs Neue in den Krieg zu ziehen. Herzog Johann Ernst, mit Mansfelds Kriegsführung ohnehin nicht

zufrieden, wich nach Schlessen zurück, ihm drohete der Kaiser mit der Reichsacht, wofern er nicht seine Soldaten ab danken und aus seinen Landen ziehen würde, und sein Bruder Wilhelm, um ihn besorgt, rieth ernstlich dazu. Der muthige Johann Ernst zog aber die Vertheidigung des Glaubens und der bedroheten deutschen Freiheit seiner eigenen Wohlfahrt vor und ersetzte den Herzog Christian und Mansfeld „an Tapferkeit und Klugheit nicht unter ihnen, aber biederer als beide.“ Er besetzte die eroberten Orte in Schlessen und Nähren, ging nach Ungarn, um Mansfelds Abgang zu ersetzen, wo am 4. December 1626 ein hitziges Fieber den Kaiser von dem dritten gefährlichen Feinde befreiete, der als Feldherr den berühmtesten seines Jahrhunderts gleichgestellt werden kann, als Mensch von Geist und Herz den meisten überlegen war. Er starb in der Blüthe seines Lebens, noch nicht 33 Jahre alt und bald folgte ihm sein Bruder Johann Friedrich, der im April 1626 das Unglück hatte, bei einem Ausfall der Besatzung von Lippstadt (April 1626) gefangen zu werden. Jugendlich kräftig und thatenlustig, konnte er, obgleich nach Weimar ausgeliefert, die Unthätigkeit nicht ertragen und starb vor Verdruß darüber den 17. Oct. 1628 erst 20 Jahre alt. So waren nur noch vier Brüder übrig. Wilhelm, der älteste, übernahm durch Vergleich mit seinem Bruder Albrecht die bisher gemeinschaftlich geführte Regierung allein, und suchte dem bedrückten Lande die Kriegsdrangsale zu erleichtern, Ernst (s. unten) und Bernhard nahmen noch ferner an dem Kampfe Theil, da die Lage der Protestanten immer gefährlicher wurde.

Wallenstein war 1627, nachdem er Schlessen wieder genommen, nach Norddeutschland vorgerückt, hatte Brandenburg und Mecklenburg besetzt, war mit Tilly in Holstein-Schleswig eingedrungen, hatte den König gezwungen, auf seine Inseln zu fliehen. Mit 100,000 Mann herrschte Wallenstein unumschränkt, und seine wilden Schaaren wütheten furchtbar im Lande. Er warf jetzt seine Augen auf Mecklenburg, und der Kaiser (dem es wünschenswerth erscheinen mochte, einen katholischen Reichsfürsten an der Ostsee zu haben und durch ihn Norddeutschland, wie Dänemark und Schweden im Zaume zu halten, wohl gar den katholischen Glauben dort wieder aufzurichten und den Handel der Ostsee zu beherrschen; denn der gewaltige Wallenstein nannte sich sogar Admiral der Ost- und Nordsee und ließ Kriegsschiffe bauen) setzte wiederum die Mäßigung aus den Augen, belehnte ihn mit dem Herzogthum\*), worauf der neue Herzog auch seinen

\*) Er scheint selbst mit den dänischen Ständen wegen ihres Königs Absehung unterhandelt zu haben, dem Kaiser oder sich die Krone zugeeignet

Blick nach Pommern richtete, das ihm zur Vereinigung mit Mecklenburg um so bequemer schien, da der alte Herzog Bogislaus kinderlos war. Allein hier verließ ihn das Glück. Die Stralsunder Bürger, in denen der alte Geist der Hanse lebte, schlugen seine wüthenden Stürme ab und zwangen ihn, obgleich er sich vermessen hatte, „wenn sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden wäre,“ müsse sie doch herunter, mit einem Verlust von 12,000 Mann abzuziehen. Dagegen bewilligte er dem Könige von Dänemark, nachdem dieser seine mecklenburgischen Bundesgenossen und den Kurfürsten von der Pfalz geopfert, aus nachbarlichen Rücksichten den glimpflichen Frieden zu Lübeck (12. Mai 1629).

Zwölf Jahre hatte der unselige Krieg bereits gedauert und jedes Jahr neue Gräueltathen und neue Bedrückung hervorgebracht. Im Norden wie im Süden Deutschlands hatten die katholischen Waffen die Oberhand, kein Feind stand dem Kaiser mehr entgegen; das Land war bis aufs Blut ausgefogen, denn 600 Mill. Thaler an Brandschatzung hatte Wallenstein allein während seines Commando's ihm abgepreßt. Des Kaisers Ansehen wäre bei einiger Mäßigung für immer entschieden gewesen, wenn die Morgenröthe des Friedens jetzt über das zerfleischte Deutschland aufgegangen und die geschlagenen Wunden wieder geheilt hätte. Da führte die Unduldsamkeit und der Uebermuth der katholischen Partei und des Kaisers Restitutions-Edikt neue Verwicklungen herbei. Der Augenblick schien günstig, um für die Sache des Katholicismus größern Gewinn zu erringen und der protestantischen Kirche einen schweren Schlag zu versetzen. Der Kaiser erließ das Edikt vom 6. März 1629, wodurch die Protestanten alle geistlichen Güter zurückgeben (restituiren) sollten, welche sie seit dem Passauer Vertrage 1552 in Besiz genommen, weil der Friede jede factische Aenderung des Besizstandes ausschliesse und in dem sogenannten „geistlichen Vorbehalte“ ausgesprochen sei, daß jeder katholische Geistliche durch den Uebertritt seine kirchliche Würde und Pfründen ohne weiteres verliere; der Religionsfriede legte den katholischen Landesherren keine weitere Verpflichtung auf, als ihren protestantischen Unterthanen einen freien Abzug aus ihren Landen zu gestatten. Dieses Edikt war, wie der katholische Geschichtschreiber W. Schmidt berichtet, ein Donner Schlag für die Protestanten und für kurzfristige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem „Frohlocken!“ Solches Froh-

---

zu haben, widrigenfalls „alle Dänen Leibeigene werden sollten.“ Gewiß ist, daß ihm auch nach Lüneburg und den beiden Elbusfern gelüftete. Dem Tilly war bereits das Fürstenthum Calenberg und dem Pappenheim Wolfenbüttel willkürlich vertheilt. (S. Formayer)

locken sollte aber noch 36 Jahre hindurch unendlichen Jammer über Deutschland bringen! Es handelte sich hier auch um zwei Erzbisthümer (Bremen und Magdeburg), um 12 Bisthümer, z. B. Lübeck Brandenburg, Halberstadt, Meissen etc. und um eine Menge Stifter und Klöster. Da nun im Norden die evangelische Kirche die Oberhand hatte, so schien kein anderer Zweck vorhanden, als dem katholischen Glauben auch in Norddeutschland wieder festen Fuß zu verschaffen und dort die Reformation wie in Bayern, Böhmen und Oesterreich gänzlich zu unterdrücken. Die Protestanten beriefen sich auf ihren Protest gegen den „geistlichen Vorbehalt,“ der eigentlich nur vom Kaiser ausgegangen, auf ihren langen Besitz, auf das ihnen zustehende Recht zu reformiren, welches ohne zweckmäßige Verwendung der geistlichen Güter ganz illusorisch sei. Diese Gründe wurden nicht beachtet, im südlichen Deutschland ging man an die Ausführung der Edikte und zwei bedeutende Heere gaben dem kaiserlichen Willen Nachdruck, Wallenstein zwang Halberstadt zur Unterwerfung und belagerte Magdeburg, obgleich vergeblich; ja die Ligisten verbanden sich zu Heidelberg, keines der eroberten Länder herauszugeben, wenn der Bund nicht zuvor seiner Kriegskosten gewiß sei.

Das mußte die Protestanten zur Verzweiflung bringen und geneigt machen, sich selbst ausländischen Fürsten in die Arme zu werfen. Die katholischen Fürsten, welche ihre Sache für gesichert hielten, waren nicht geneigt, dem Kaiser zu viel einzuräumen, Wallenstein hatte weder protestantische noch katholische Fürsten geschont, der stolze Kurfürst von Bayern (der damals allerdings die beste Stütze Ferdinands war), konnte es nicht verschmerzen, daß dieser ihn im Felde wie im Rathe entbehrlich gemacht: er drang auf dem Reichstage zu Regensburg (Juni 1630) nebst andern Fürsten mit aller Macht auf dessen Absetzung. Der Kaiser, der die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König gern durchsetzen wollte, willigte endlich ein, und Wallenstein, wenn auch voll Zorn im Herzen, gab unerwartet nach; wohl mochte er voraussehen, wie bald der Kaiser beim Herannahen eines Königs, wie der schwedische, des „rechten Armes bedürfen werde, den die Fürsten ihm abgeschnitten“ und doch seines Sohnes Wahl vertagt hatten.

Da landete den 24. Juni 1630 der König Gustav Adolph von Schweden mit einem kleinen, aber an strenge Zucht und Frömmigkeit gewöhnten Heere von 15,000 Mann auf der Insel Rügen, und zeigte bald, mochte auch Ferdinand noch auf dem Fürstentage zu Regensburg zu Tilly spöttisch äußern: „Da haben wir halt ein Feind mehr!“ und die Höflinge „vom Schneekönig reden,“ der an der kaiserlichen Sonne bald schmelzen werde,“ er zeigte bald, wie alle wahr-

haft großen Männer, Friedrich II. von Preußen u. a., im Gefühl seiner weltgeschichtlichen Bestimmung, welcher ein Umschwung ein einziger bedeutender Mann, selbst mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, in die öffentlichen Verhältnisse hervorzubringen vermag. An Gründen zum Kriege fehlte es ihm nicht. Er war vom Kaiser und Wallenstein vielfach gereizt: seine Fürsprache für die deutschen Glaubensgenossen, für seine mecklenburgischen Vettern, seine Vermittelung beim dänischen Frieden war schändlich abgewiesen worden, im Kriege mit dem König Siegmund von Polen\*) hatte Wallenstein diesem 10,000 M. zu Hülfe geschickt, und Gustav den Königstitel versagt; die Besetzung der deutschen Ostseeländer konnte gefährlich werden; und über alle diese politischen Gründe erfüllte ihn der Drang für die Befreiung seiner Glaubensbrüder in Deutschland zu wirken. Heimlich hatte der schlaue französische Kardinal-Minister Richelieu die Hand im Spiel. Er, wie schon Heinrich IV., sah die wachsende Macht des Hauses Oesterreich mit Besorgniß an und das beste Gegenmittel schien die Unterstützung der deutschen Protestanten. Ein offener Beistand schien dem Kardinal bedenklich, daher ermunterte er Schweden, versprach Hülfs Gelder und im Nothfall Hülfsstruppen; dann erregte er in den Fürsten der Liga Mißtrauen gegen Oesterreich, besonders der Bayern, und erlangte durch diese nicht allein die Absetzung Wallensteins, sondern auch die kaiserliche Beilehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua; doch des Königs Siege machten ihn wieder bedenklich und lau. Gustav rechnete auf den Beistand der evangelischen Fürsten, welche damals zu Leipzig eine Berathung hielten. Der Wichtigste derselben, der Kurfürst von Sachsen, war indeß eifersüchtig auf den König; andere, wie der Herzog von Pommern und Brandenburg zeigten sich unentschlossen, und fürchteten, sich mit dem Fremden einzulassen: das Klügste, sich in Leipzig fest zu vereinen und als dritte Macht mit dem Könige einen Bund zu schließen, unterblieb, bis der König vorrückte, den Herzog von Pommern nöthigte, ihm Stettin und den Kurfürsten von Brandenburg Küstrin und Spandau einzuräumen, und Sachsen sich ihm nach Magdeburgs schauerhaftem Untergang durch Pappenheims und Lillys unmenschliche Wallonen, in die Arme werfen mußte.

Nur Hessen-Kassel und Weimar schlossen sich freiwillig und eng an ihn an, und der König erkannte bald den Werth der weimarischen

---

\*) Ein schwedischer Prinz, Sohn König Johannis, einer der drei Söhne Gustav Wasas, und katholisch erzogen, wurde 1587 zum König von Polen erwählt, und erbte fünf Jahre später den Thron von Schweden, wo er abgesetzt wurde, weil er die katholische Religion einzuführen suchte, und sein Vatersbruder Karl, der Vater Gustav Adolfs, ward König.



fürstlichen Brüder. Nach der Besiegung Lillys, den 17. September bei Leipzig, kam dumpfe Bestürzung über die Katholischen und die regeste Begeisterung für Gustav über die Protestanten. Blühschnell und überall siegreich durchflog er Deutschland bis über den Rhein und Main, während die Sachsen in Böhmen eindrangen. Als er nach Thüringen kam, übertrug er dem Herzog Wilhelm die Vollmacht, ein Heer anzuwerben und nach Gutdünken zu befehligen, dem Herzog Ernst dagegen die Statthalterschaft des Stiftes Würzburg. Der Herzog Bernhard, welcher bald des Königs Liebling wurde, war schon, als dieser noch im Lager bei Werben an der Mündung der Havel und der Elbe stand, zu ihm geeilt, und als ein geistig-kraftiger, heldenmüthiger Mann mit Freuden aufgenommen, zum Obersten der Leibwache und später zum General-Lieutenant ernannt, und zum Stellvertreter in jedem Fall, wo der König verhindert würde, die Armee selbst zu befehligen. Sogleich zeigte er sich bei einem hitzigen Angriffe der Lilly'schen Truppen auf das Lager des Vertrauens würdig, half den Kasseler Landgrafen Wilhelm seine Festungen behaupten, begab sich dann zum Könige nach Würzburg, ging ihm mit einem kleinen Heere voran in den Rheingau und nahm im December Mannheim durch List, während sein Bruder Wilhelm mit 10,000 M. nach Halberstadt zog, sich dort mit Banner vereinigte, Goslar, Göttingen und den 11. Februar 1632 Erichsfeld eroberten. Bei dem raschen Zuge des Königs nach Bayern blieb Bernhard zur Beobachtung der Spanier bei Schweinfurt stehen und sollte den Kaiserlichen einige Dörfer wieder abnehmen. Wilhelm und Ernst nebst Horn folgten dem Könige an den Lech (wo Lilly um 5 Uhr tödtlich\*) verwundet wurde), und zogen mit ihm in Augsburg ein, wo er den protestantischen Gottesdienst zur großen Freude der Bürger wieder herstellte, und in München, wo er strenge Mannszucht hielt. Die Sachsen unter Arnim waren indeß in Böhmen eingedrungen, hatten Prag erobert, wo der Kurfürst am 11. November 1631 seinen feierlichen Einzug hielt. Von zwei Seiten bedroht, hatte die Noth den Kaiser gezwungen, sich Wallenstein in die Arme zu werfen, der jedoch erst, nachdem ihm fast unumschränkte Gewalt über das Heer eingeräumt war, sich bestimmen

---

\*) Im Rüttichschen geboren 1559, von Jesuiten für den geistlichen Stand gebildet; im Kriege gegen die Niederländer bei Alba, Farnese, Don Juan und Requesens den ersten Feldherren ihrer Zeit den Kriegsdienst lernend, focht er tapfer in Ungarn und trat dann in bayerische Dienste, kannte aber bei einseitigen Grundsätzen nur Ein Recht und Ein Heil: die Bekämpfung der „Abtrünnigen.“ Schroff wie seine Erziehung, eifern wie seine Schule: „verstand sich der Lilly aufs Kommandiren. Da gab's nur ein Vergehen und Verbrehen, der Ordre fürwizig widersprechen.“

ließ, ein Heer zu werden. Bald hatte er 40,000 M. und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen (Apr. 1632) und zog dann langsam und mit Schadenfreude auf inständiges Bitten des Kurfürsten von Bayern gegen Nürnberg, wo der König ein festes Lager bezogen hatte, und verschanzte sich, 60,000 M. stark, ihm gegenüber. Zwei Monate vergingen, Keiner wollte zuerst weichen, und Jeder fürchtete, den Andern in fester Stellung anzugreifen. Da erhielt der König durch Bernhard und Oxenstierna eine ansehnliche Verstärkung von 36,000 Mann und bot eine Schlacht an; Wallenstein kam nicht von seinen Bergen herunter. Auf ein falsches Gerücht von seinem Abziehen, griff ihn der König am 4. September an; aber vergebens war die glänzendste Tapferkeit, besonders des Herzogs Bernhard, wo erst die Deutschen, dann die Schweden stürmend vordringen, da donnern ihnen Feuerschlünde furchtbar entgegen: sie finden nichts als den Tod; Herzog Bernhard, welcher den linken Flügel befehligt, führt auf dem vom Regen erweichten Boden halb in Verzweiflung seine Truppen von neuem vor, dringt unaufhaltsam über die Körper der Erschlagenen, die hohen Schanzen hinan und gewinnt gegen Sonnenuntergang die Höhe bei Burgstall, von wo das feindliche Lager hätte beschossen werden können; allein der Berg war zu steil, der Boden zu schlüpfrig, als daß man Kanonen hinauf zu bringen vermochte, und Bernhard mußte am andern Morgen den theuer erkauften Berg verlassen. Nach diesem vergeblichen Angriff, welcher jedem Theile 2000 Mann gekostet hatte, zog der König am 18. September ab, hoffend, Wallenstein werde Nürnberg stürmen, er sogleich umzukehren und ihn zur offenen Schlacht zu bringen. Dann schickte er Bernhard mit 10,000 M. an den Main, der Wallensteins Absichten auf Schweinfurt und Würzburg vereitelte, bei Coburg 40 Eskadrons feindliche Cavallerie schlug und dadurch die Bayern nöthigte, sich von Wallenstein zu trennen. Wallenstein faßte jedoch den unerwarteten Entschluß, den Krieg nach Sachsen zu spielen, und vereinigte sich mit Pappenheim; der König und Bernhard eilten dem Lande zu Hülf; bei Lützen, wohin die feindliche Armee gezogen war, um seine Vereinigung mit Sachsen zu hindern, kam es am 6. November 1632 zu der blutigen, vom König gewünschten Schlacht (er hatte nämlich die Nachricht erhalten, daß Pappenheim abgezogen sei in die Winterquartiere), in welcher Bernhard den linken, der König den rechten Flügel befehligte; Wallenstein hatte aber besorgt, Pappenheim den Befehl ertheilt, unverzüglich umzukehren. — Es war ein trüber, nebelvoller Morgen. Die Schweden griffen heftig an, eroberten mehrere Kanonen, brachten mehrere Bierecke in Unordnung, mußten aber ermattet vor einer feindlichen Verstärkung zurückweichen; der König führt ihnen Hülf herbei, wurde aber seines kurzen Gesichtes

wegen mit wenigen Begleitern zu weit fortgerissen, während das Reiterregiment noch zurück war. Da erhielt er einen Schuß in den Arm, bat den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, ihn aus der Schlacht zu bringen; ein zweiter Schuß traf ihn in den Rücken und ein dritter durch den Kopf machte seinem Leben ein Ende\*). Auf dem rechten Flügel hatte Bernhard während dieser Zeit einen heftigen Kampf bestanden. Als er die Nachricht vom Tode des Königs erhielt, übernahm er den Oberbefehl, ordnete mit schneller Besonnenheit das Heer, entflamte dessen Nachbegierde, und antwortete auf Kniphausens Rückzugs-Rath: „Nur von Kampf, Rache und Sieg kann die Rede sein.“ Ein wüthender Angriff gegen das feindliche Fußvolk beginnt; einige Regimenter fallen dem Feind in den Rücken, die kaiserlichen Pulverwagen werden in die Luft gesprengt, der Windmühlenhügel erstürmt: ganze feindliche Schaaren ergreifen verwirrt die Flucht: die Schlacht war gewonnen! Da erscheint der eiserne Bappenheim mit acht frischen Reiterregimentern, den Wallenstein, den Angriff nicht erwartend, Tags vorher gegen Halle geschickt, aber eiligst zurückgerufen hatte, stellt die Ordnung des linken Flügels wieder her, Wallenstein läßt sein Fußvolk vorrücken und überschreitet die Landstraße. Die Schweden, obgleich einige Regimenter fast ganz vernichtet worden (wobei Piccolomini sich besonders hervorthat), vertheidigen sich muthig. Bappenheim, welcher im dichtesten Kugelregen den ihm verhassten König sucht, dessen Tod den Kaiserlichen noch unbekannt war, wird von Kugeln durchbohrt, Bernhard läßt endlich den General Kniphausen mit dem zweiten Treffen vorrücken: da weicht der Feind und Wallenstein zieht sich mit Verlust seiner ganzen Artillerie nach Leipzig, welches Bernhard, nachdem er am folgenden Morgen sein Heer geordnet, nebst Chemnitz und Zwickau einnahm, während Wallenstein nach Böhmen ging.

Demnach war der Tod des edlen, von Freund und Feind be-

---

\*) Die Berichte über des Königs Tod sind dunkel. Der Verdacht eines Mordmordes traf den Herzog von Lauenburg, der nachher oder vielleicht schon während der Schlacht zu den Kaiserlichen überging. Nach kaiserlichen Berichten war es Moriz von Falkenberg, der als Anführer einer Schwadron Piccolominischer Kürassiere den zweiten Schuß that, worauf ein Lieutenant des Götzischen Regiments seinen Tod bewirkte. Falkenberg war ein Bruder des protestantisch gesinnten Vertheidigers von Magdeburg und kurz vor der Schlacht gefangen, von Gustav in Rücksicht auf die Verdienste seines Bruders, ohne Lösegeld freigegeben. Gustavs goldene Kette und ledernes Koller schickte Wallenstein nach Wien. Warum mochte er den Ueberbringer nicht ausgefragt haben, der doch den nachher entkleidet gefundenen Leichnam wohl selbst ausgezogen hatte? Woran erkannten ihn die Feinde, da er doch kein Abzeichen an sich trug?

dauerten Gustavs ein großer Verlust. Sein Leben würde dem Kriege, menschlichen Ansehens nach, ein anderes Ansehen und früheres Ende gegeben haben; Frankreich, der ärgste Feind, hätte nicht die Hände ins Spiel bekommen. Seine etwanige Absicht auf die Kaiserkrone hätte auch bei der Entlegenheit Schwedens der deutschen Nationalität keinen Eintrag gethan, vielmehr ganz Deutschland rein protestantisch gemacht\*). — Obgleich der Kanzler Oxenstiern die Oberleitung in Ge-

\*) Ueber Gustav Adolfs Kaiser-Projekte, wie über seine Ansicht der damaligen Lage der Dinge giebt die Staatschrift Kunde, welche er 1631 über die vom Kurfürsten von Mainz eingeleiteten Friedensbedingungen veröffentlichte. Auf dem Boden des Rechts sich streng haltend, verlangte er nicht eine Verdrängung oder Beschränkung des Katholizismus, sondern zuerst eine einfache Rechtsgleichheit beider Konfessionen: daher die gleichmäßige Duldung der katholischen und evangelischen Lehre in allen deutschen Landen und daher auch eine gleiche Aufnahmefähigkeit der Katholiken und Evangelischen in alle geistliche Stifter, damit das Reich durch brüderliche Eintracht beider Konfessionen zu seiner alten Macht und Hoheit emporblühe; ferner daß in diesen Stiftern die Ämter ganz gleich vertheilt würden, also eine Hälfte der Chorberrn Katholiken, die andere Protestanten. Dann verlangte er noch Wiedereinsetzung des Kurfürsten von der Pfalz, die Wiederherstellung der Dinge in Böhmen, Nähren, Oesterreich, Württemberg zc., die ungekränkte Rückkehr der Verbannten, endlich die Verbannung der Jesuiten als Urheber des Religionskrieges.

Nachdem er in diesen Friedensbestimmungen den einfachen, unfehlbaren Weg zur Beruhigung und Wiedererstarkung Deutschlands bezeichnet hatte, fordert er im 13. Artikel zum Dank für Deutschlands Rettung, nicht die deutsche Kaiserkrone, denn diese Forderung würde den Frieden mit Oesterreich unmöglich gemacht haben; wohl aber seine Wahl zum römischen König, d. h. die Anwartschaft auf die Reichskrone, und eine solche hatte bei Lebzeiten der Kaiser schon öfter stattgefunden. Oesterreich wies diese Anträge zurück; vielleicht wollte Gustav auch nur auf die öffentliche Meinung wirken und dem deutschen Volke den Weg zu seiner Rettung so wie seine Sorge wie für den Protestantismus, so für die Wohlfahrt des gesammten Reiches zeigen.

Wallensteins Streben und Stellung bekam indes durch die Verleihung Mecklenburgs eine andere Richtung. Als Herr eines alten, mit Herrscherrechten begabten Reichsfürstenthums verwirrte man sein Verhältniß als Diener des Kaisers und Unterthan des Königs von Böhmen und legte den Grund zu seinen spätern Präntionen. Förster vertheidigt seine Unschuld. Mit Herzog Bernhard scheint er erst in Unterhandlungen getreten zu sein, als ihm schon kein Rücktritt mehr möglich war. Aus Bernhards Briefen geht hervor, daß er am 9. Januar 1634 noch gar keine Ahnung von der Sache hatte, erst am 11. durch den Herzog von Lauenburg unterrichtet wurde, am 16. noch die Meinung äußert: „dem Wert' sei nit zu trauen.“ Der verschlossene Wallenstein sprach sich nicht gern klar und völlig aus. Der Kaiser konnte freilich das Geschick seines Hauses und Staates nicht in den Händen eines Mannes lassen, der nach eigenem Gutdünken handelte und nur gehorchte, wenn es ihm beliebte. Die Vorgänge in Pilsen gaben den Ausschlag. Galas, Piccolomini, Maradas, Suss erhielten heimlich das Com-

meinschaft von Abgeordneten der deutschen Stände übernahm, so mochten doch die Fürsten sich nur ungerne von einem Kanzler bestimmen lassen und die Generale sich einander unterordnen. Niemand konnte mit solchem Ansehn befehligen wie Gustav, „der König war in seinem Heer. Ein König aber, einer, der es ist, ward nie besiegt noch als durch seines Gleichen.“ Orenstiern theilte das Heer, es schien ihm zu gefährlich, dem Herzoge das Ganze zu übergeben, der die Sache als deutscher Reichsfürst würde behandelt haben; andere Heeresabtheilungen standen unter Horn, Banner, Georg von Braunschweig; die Sachsen unter Arnim gingen ganz ihre eigenen Wege. Dadurch ging die Einheit in der Heeresführung verloren! Ein Glück, daß des verdächtig gewordenen Wallensteins Ermordung\*) auch die Feinde ihres Soldatenkönigs beraubte. Durch den König wäre der Friede früher erkämpft und der Stand der Dinge ein ganz anderer geworden!

Herzog Bernhard, voll Unternehmungsgeist und begierig nach kühnen Thaten, rückt im Februar 1633 durch den Thüringer Wald nach Bamberg, erstürmt Hochstädt, schlägt den tapfern Johann von Werth, welcher ihm den Uebergang über die Altmühl streitig machen will, vereinigt sich auf Orenstierns Wunsch mit Horn, erstürmt Landsberg zc. Doch nun verweigert das Heer den weitem Zug, wenn ihm nicht binnen vier Wochen der rückständige Sold bezahlt werde. Die Kriegeskasse war erschöpft, Orenstiern wendet sich an Bernhard, und dieser verlangt nun den Besitz der ihm von Gustav verheißenen fränkischen Fürstenthümer Bamberg und Würzburg. Nachdem, was mit Recht Anstoß erregte, die schwedische Regierung im

---

mando; sie gaben Buttler den Auftrag, sich des Feldherrn in Eger todt oder lebendig zu bemächtigen. Wie man auch die That ansieht, das bleibt sicher: Wallenstein war durch seinen Vertrag nicht berechtigt, das Heer wider den Kaiser zu verwenden oder mit Gewalt Befehlshaber zu bleiben, und als Reichsfürst (der er nicht mehr war) war er höchstens berechtigt, ein eigenes Heer aufzustellen. (Vgl. Bülow III.)

Seine einzige Tochter Maria Elisabeth verheirathete sich an Graf Rudolph von Raunig und brachte ihm Neuschloß und Leipna zu.

Von seinem Vetter Maximilian stammen die späteren Grafen Waldstein, denen er, falls sein Mannstamm ausstürbe, seine Güter vermachte.

\*) Wallenstein, der Napoleon des dreißigjährigen Krieges, war ein gewaltiger Mann, Riesenpläne in der Brust wie dieser. Von beiden gilt der Ausspruch:

In diesem Riesenbusen wohnt kein Herz,  
Nicht tönt in ihm der Gottheit Anklang wieder.  
Den Donnerton der Kraft vernimmt man nur;  
Doch kann er nicht durch Liebe ihn vergöttern.  
Der Rißton seiner eigenen Natur  
Muß ihn und seine Schöpfung einst zerschmettern.

Namen der Königin Christine ihm einen Schenkungsbrief überschießt, und Bernhard seinen Bruder Ernst zum Statthalter eingesetzt und durch ansehnliche Geldsummen das Mißvergnügen der Truppen gedämpft hatte, wendet er sich der Donau zu, das wichtige Regensburg, die Sorge des sterbenden Tilly, wird nach Erstürmung der Außenwerke am 5. November genommen. Straubing fällt, der Kaiser zittert in Wien und ruft Wallenstein aus Böhmen, der heranrückt, aber nicht geneigt, eine Schlacht zu liefern, bald wieder umkehrt, und Bernhard, des Feindes Plane nicht kennend, geht, um nicht abgeschnitten zu werden, den 3. Dec. 1633 über die Isar zurück, und nimmt dann ruhig in Bayern seine Winterquartiere. Schon war er im Begriff, auf Wallensteins dringenden Antrag (Febr. 1634) nach Böhmen zu rücken, als die Nachricht von dessen Ermordung eintraf\*) und nun der Sohn des Kaisers, der König von Ungarn, Ferdinand nebst Gallas, den Oberbefehl über die Kaiserlichen erhielt. Dieser wandte sich gegen Regensburg, Bernhard vereinigt sich mit dem eifersüchtigen Horn, um die Stadt zu retten, nimmt Landsbut mit Sturm, darüber müssen die Schweden in Regensburg, nachdem sie

---

\*) Er hatte in Pilsen den 11. Januar 1634 seinen Heerführern eine Unterschrift zu entlocken gesucht, ihn unbedingt zu unterstützen; war aber, obgleich das Heer aus vielen Ausländern bestand, welche ihr „Alles auf sein einzig Haupt gesetzt“, nicht durchgedrungen, sondern mit Benigen nach Eger gezogen und hatte schwedische Hülfe verlangt. Beschuldigt, schon zu Gustavs Lebzeiten mit Schweden unterhandelt zu haben, um Böhmen und Mähren für sich zu gewinnen, deshalb das Kriegsheer an sich zu bringen, wurde er auf des Kaisers Befehl — ohne Untersuchung und rechtlichen Prozeß — ermordet. Der Italiener Piccolomini, welcher Wallensteins besonderes Vertrauen genoß, hatte dem Hofe stets genaue Kunde gegeben. Gallas, Altringer, Colloredo hatten den geheimen Auftrag, sich seiner zu bemächtigen. Letzter, ein katholischer Irländer, gleichfalls ein Vertrauter Wallensteins, hatte die dringende Gefahr dem Festungskommandanten Buttler in Eger und dem Obersten Gordon, beide protestantische Schottländer, mitgetheilt. Diese luden des Wallensteins Freunde, Illoy Lerzky, Kinsky, Keumann zum Abendessen und tödteten sie; dann vollzog der Irländer Döveroug mit sechs Mann den Mord des bereits schlafenden Wallenstein, der schweigend (25. Febr. 1634, 51 Jahre alt) den Todesstoß empfing. Ueber seinen Verrath schwebt ein Dunkel. Verdächtig hatte er sich allerdings gemacht und dadurch seinen Feinden am Hofe Veranlassung zu vielleicht größeren Verdächtigungen gegeben, wodurch er, seiner früheren Absehung gedenkend, zu den letzten Schritten gedungen sein mochte. „Die fühnen Schaaren, die sein Befehl gewaltig lenkte, sein Geiße befehlte: diese Macht war's, die sein Herz verführte“. Seine Lage nur erklärt sein Verbrechen.“ Der Kaiser blieb noch zwanzig Tage lang, nachdem er ihn geächtet, in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm; die Boten, welche Wallenstein zu seiner Rechtfertigung nach Wien schickte, wurden von seinen Feinden aufgehalten zc.

vierhundertfünfundsechszig Ausfälle gemacht und sieben Stürme abgeschlagen, sich im Juli ergeben. Ferdinand geht über die Donau und belagert Rörblingen. Bernhard will auf der Stelle angreifen, bevor Spanier und Bayern den Feind verstärken, Horn will erst die eigene Verstärkung durch den schwedischen General Krag erwarten. Als sie beiderseits ihre Verstärkung erhalten, ist die Uebermacht auf kaiserlicher Seite, Horn widerräth den Angriff, aber Bernhard dringt durch. Die Schlacht geht aber auf eine schreckliche Weise für ihn verloren. Seine vielen neugeworbenen Soldaten können dem alten viel versuchten Feinde nicht Widerstand leisten. 12,000 Mann (über die Hälfte) werden getödtet, 6000 nebst Horn gefangen, Bernhard entkommt und sammelt einen Theil seines Heeres bei Heilbronn. Ganz Schwaben ist verloren, und unermesslicher Jubel im ganzen katholischen Deutschland über diesen ersten Sieg nach langen Jahren!

Noch nachtheiliger waren die Folgen. Johann Georg von Sachsen, schon zu Wallensteins Lebzeiten mit dem Kaiser in Unterhandlung, schließt zu Prag im Mai 1635 einen Frieden, in welchem er die Ober- und Nieder-Lausitz als erbliches Besizthum, und für seinen zweiten Sohn August auf dessen Lebenszeit das Erzstift Magdeburg erhielt, dafür in Betreff der Frage wegen der geistlichen Stifter etwas nachgab und seine bisherigen Bundesgenossen, die Schweden, aus Deutschland vertreiben zu helfen sich verbindlich machte; alle deutschen Fürsten sollten an diesen Frieden unter gleichen Bedingungen Antheil nehmen können. Die meisten protestantischen Stände folgten Sachsens Beispiel, auch Bernhards Bruder; aber dieser blieb der Sache der Protestanten treu. Dieser Friede, der den Schweden mit einem „erträglichen Stück Geld“ von 300,000 Fl. abfertigen sollte, hatte für Deutschland den großen Nachtheil, daß Orenstern, der einen festen Landbesiz in Deutschland verlangte, sich enger an den schlauen französischen Minister Richelieu angeschlossen; beide versprachen, daß keiner ohne den Willen des andern mit dem Kaiser Frieden schließen wolle, und so dauerte der Krieg um der Schweden und Franzosen willen noch dreizehn fürchterliche Jahre! Denn auch als König Ferdinand 1637 vor einen höhern Richterstuhl gerufen wurde, er, der durch seinen Eifer den protestantischen Glauben zu vernichten, sein Königreich Böhmen von drei Millionen glücklicher Bewohner auf eine Million verkümmert Menschen zurückgebracht und Schmach, Jammer und Unterdrückung über ganz Deutschland gebracht hatte, blieb die Hoffnung des Friedens, die Sehnsucht des Vaterlandes, eben so unerfüllt, wie ein Jahr zuvor, als Dänemark einen Versuch zu Hamburg machte. Richelieu's Gesandte erhoben unendliche Schwierigkeiten, denn der Krieg machte ihn dem schwachen Ludwig XIII. unentbehrlich und eben

so wenig unterstützte er die Schweden hinlänglich, um in den kaiserlichen Erbstaaten einzudringen, damit sie nicht zu mächtig würden!

Banner, welcher das zweite schwedische Heer in Böhmen befehligte, hatte sich nach der Nördlinger Schlacht nach Norddeutschland zurückziehen müssen, wohin die Kaiserlichen und Sachsen folgten. Während er sie 1635 bei Dömitz und dann bei Wittstock 1636 schlug und nach Mitteldeutschland zurückwarf, hatte Bernhard am Rhein ein französisches Hülfscorps erhalten, Speier erobert und Mainz entsezt. Ogenstern konnte ihm weder mit Truppen noch Geld hinreichend unterstützen; daher schloß er den 27. Oktober 1635 als deutscher Reichsfürst einen Vertrag mit Richelieu ab, der ihm jährlich 4 Millionen zur Unterhaltung eines Heeres von 6000 Reitern und 12,000 Mann Fußgänger, und in einem geheimen Artikel den Besitz des österreichischen Elsaßes zusicherte, denn er hatte durch das Nördlinger Unglück sein Herzogthum Franken verloren, und sah sich gezwungen, einen neuen Stützpunkt für seine Macht zum Schutz seiner Glaubensgenossen zu suchen. Welche arglistige Hintergedanken auch Richelieu haben mochte, der ihn bei seiner zweimaligen Reise nach Paris mit großer Auszeichnung aufnahm: Bernhards deutsches Gemüth war weit davon entfernt, sich an Frankreich zu verkaufen; er hoffte sich am Rhein künftig nöthigenfalls auch gegen die Franzosen zu behaupten, und hier dem Protestantismus eine Burg zu bauen. In Würtemberg und Baden sich ausbreitend, ging er über den Rhein, nimmt nach mehreren glücklichen Treffen Elsaß-Zabern 1636, vertreibt 1637 die kaiserlichen Truppen, welche zum Entseze herbeikamen; schlägt am 18. und 20. Februar 1638 den kaiserlichen General Savelli, nimmt ihn, Johann von Werth, Sperreuter und Enkesfort gefangen, erobert das feste Rheinfeld, Freiburg zc. und belagerte Breisach, das für unüberwindlich gehaltene Bollwerk des südwestlichen Deutschlands, an dessen Besitz ihm sehr gelegen war. Der Kaiser schickte ein Heer nach dem andern zum Entseze (1638), Bernhard schlug sie alle zurück. Den General Göze, welcher mit 12,000 Mann 3000 beladene Wagen in die Stadt bringen will, überfällt er den 30. Juli bei Wittmeyer so glücklich, daß sich nur 2500 Mann retten; der Herzog von Lothringen erleidet den 5. Oktober bei Thann eine solche Niederlage, daß nicht 100 Mann beisammen blieben, und Göz, der am 13. Oktober einen neuen Versuch wagt, hat ein ähnliches Schicksal. Dennoch war die Besatzung entschlossen, bis auf den letzten Mann auszuhalten; aber die Hungersnoth stieg so hoch, daß man ein Ei mit einem Thaler, eine Ratte mit einem Gulden bezahlte. Obgleich der tapfere Kommandant Rheinach erklärte, „er wolle lieber sein eigenes Kind aufzehren, als die Festung übergeben,“ so mußte er doch im



November, nach vier schrecklichen Monaten, kapituliren. Den Einwohnern der Stadt ließ der menschenfreundliche Herzog Brot und Suppe in kleinen aber häufigen Portionen reichen, damit sie nicht dem ausgehungerten Magen schaden möchten, und mit Entsetzen sah er Soldaten von Menschenfleisch essen. Als er jedoch hörte, der Kommandant habe alle schwedischen Gefangenen verhungern lassen, drohete er, entrüstet über diese schauerhafte Unmenschlichkeit, den Rest der Besatzung niederzuhauen; schenkte ihnen jedoch nachher das Leben.

Nachdem er sich in Breisach hatte huldigen lassen, eroberte er im folgenden Jahre Pontarlin, Soignon und andere Städte. Diese Erfolge erregten aber die Eifersucht der Franzosen, welche es auf ihren Gewinn abgesehen hatten. Richelieu that allerlei Vorschläge, um ihn in das französische Interesse zu ziehen! Er sollte Breisach an Frankreich abtreten: Bernhard dachte nicht daran, sondern ließ zur Antwort Münzen mit dem sächsischen und breisachischen Wappen schlagen; dann sollte er eben so viele französische als deutsche Truppen in die Festung legen, wurde nach Paris eingeladen, um die ihm zu Ehren verfertigten Schauspiele zu sehen: er erwiederte jedoch, daß seine Gegenwart im Elsaß nöthiger sei; endlich bot Richelieu ihm seine Nichte zur Gemahlinn an, die er ablehnte. Jetzt stellte sich der Minister, als ob er seine Absicht aufgegeben, verzögerte aber die versprochenen Hülfsgelder. Daher schickte Bernhard seinen General-Lieutenant von Erlach nach Paris, theils um sein Nichtkommen zu entschuldigen, theils um die Gelder zu betreiben. Erlach ließ sich mit Richelieu in geheime Unterhandlungen ein, welche den Zweck hatten, Bernhards Eroberungen und Armeen nach dessen Tode (man schien also sein Ende zu vermuthen) in Frankreichs Hand zu spielen. Wirklich überfiel ihn, als er eben über den Rhein gehen und durch den Schwarzwald in Bayern vordringen wollte, zu Neuburg ein hitziges Fieber, welches ihn nach zwei Tagen in einem Alter von 34 Jahren 11 Monaten hinwegraffte. Hatten Kummer, Anstrengung, Mißmuth über die Betrügereien der Franzosen, oder wie Andere vermuthen, französisches Gift, ihm Krankheit und Tod zugezogen?\*) Er selbst bis zu sei-

\*) Drum redet mir von solcher Hülf nicht,  
Wie könnt' ihr diesem Volke wohl vertrauen?  
Floß nicht auf seinen fluchbedeckten Auen  
Der Hugentotten, unsrer Brüder, Blut?  
Gedenket an der Mordnacht Höllewmuth!  
Seht' ihr nicht dort auf den verklärten Höb'n  
Die Geister der Erschlagenen zürnend schwören,  
Weil sie verbunden uns mit ihren Mördern seh'n?  
Nein, Nein! Mit Frankreich kann ein Bündniß uns nicht frommen,  
Von daher niemals Gutes für uns kommen!

nem Ende bei voller Vernunft und Sprache, starb in diesem Glauben; der Wundarzt, welcher ihn einbalsamirte, verletzete sich mit der Hirnschale an der Hand und starb; der Hofprediger sprach den Verdacht öffentlich in der Leichenrede aus, man nannte sogar den Arzt Bandini aus Genf als den Giftmischer; Bernhard selbst war mehrmals vor Gift gewarnt worden. Die Franzosen suchten zwar den Verdacht auf den Wiener Hof zu wälzen; allein Richelieu fürchtete Bernhard und hat, seine Absichten auf ähnliche Art zu fördern, sich nie gescheut: Frankreich zog durch Bestechung der Offiziere Heer und Breisach an sich und hatte allein Vortheil von seinem Tode. Mit allen Siegen und allem dabei vergossenem deutschen Blute, war nicht dem Vaterlande, sondern den hinterlistigen Franzosen genügt: der letzte Wille des Herzogs, welcher das Elsaß und sein Vermögen seinen Brüdern vermachte, wurde nicht beachtet!

Bernhard war von Körper und Geist eine ausgezeichnete Persönlichkeit, voll Anstand und Anmuth im Umgange, ein Feind der Heuchelei und Verstellung, der Pracht und Verschwendung, voll scharfen Verstandes, und wie sein Vorbild Gustav Adolph voll ächter Frömmigkeit. Als Feldherr voll Besonnenheit und Gleichmuth, Tapferkeit und Kühnheit, steht er, so jung er noch war, den größten Männern aller Zeit zur Seite, und der berühmte französische General Turenne, der unter ihm diente, nannte ihn seinen Lehrmeister. Von fünfunddreißig Schlachten und Treffen, die er lieferte, verlor er nur die bei Nördlingen. Die Protestanten verloren an ihm einen treuen Beschützer ihrer guten Sache, und nach seinem Tode verliert der Krieg, den schwedische Generale, wenn auch (wie Banner, Torstenson, der Sieger bei Leipzig, November 1642, bei Jankow, 1645) mit glücklichem Erfolge führten, das deutsche Interesse. — Bernhard wußte aber auch seine Würde als deutscher Reichsfürst in Paris zu erhalten. Man wollte ihm vor dem Könige das Borrecht, das Haupt zu bedecken, nicht zugestehen. Als jedoch der König nach den ersten Ehrfurchtsbezeugungen sich bedeckte, setzte Bernhard seinen Hut auf, und nöthigte dadurch den König, ihn wieder abzunehmen. Aus demselben Grunde ließ er sich auch nicht in Richelieu's Projekte wegen dessen Richte ein. Dem Kapuzinermönch Peter Joseph, der großen Einfluß bei dem Kardinal hatte, und bei Berathschlagung über die Belagerung einer Festung immer mit dem Finger auf dem Grundriß umher fuhr, um zu zeigen, wie er sie einnehmen müsse, erwiderte er kalt: „Ihr Finger ist keine Brücke!“

Bernhards Leiche wurde mit ansehnlichem Gefolge erst nach Breisach gebracht und später unter eigenhändigem Paß des Kaisers Ferdinands III., nach Weimar in seine Familiengruft geführt.

## IV. Norddeutsche Kämpfe gegen die Reichsfeinde: Türken und Franzosen.

### 9) General Johann von Werth.

— Er hält die Franzosen auf  
Und stört ihr prahlend Heer im Siegen,  
Er dringt in Ludwigs sichres Land,  
Da hemmt sein Schwert kein Widerstand.  
Paris steht seine Fahnen fliegen.

Gottsched.

Es ist natürlich, daß in Zeiten langwieriger Kriege, wo alle Fugen der Staats- und gesellschaftlichen Verhältnisse auseinander gehen und nur „im Felde der Mann noch etwas werth zu sein“ scheint, kräftige Menschen sich den Waffen zuwenden, weil sie hier fast allein und schnell ihr Glück zu machen im Stande sind. Wie in den französischen Revolutionskriegen, so finden sich daher auch während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland manche Männer, welche in dem wildbewegten Leben sich von den untersten Schichten der Gesellschaft zu hohen Würden aufwärts schlangen. Zu ihnen zählen wir hier Werth, Dünnowald und Derflinger, welche durch Geburt oder Dienste dem nördlichen Deutschland angehören und zugleich Mitträger der Geschichte ihrer Zeit sind.

Jan van Werth (Weert, wie er in dem niederdeutschen Dialekte heißt) wurde 1593 in der Pfarre Büttchen bei Neuß (Düsseldorf)\*) (nach Andern 1594 in dem Städtchen Weert) geboren. Sollen auch seine Vorfahren von Adel gewesen, ihres Glaubens halber aus Holland vertrieben worden sein, so waren doch seine Aeltern arme Landleute, schickten ihn früh zum Viehhüten und dann zu einem Müller in die Lehre. An Unterricht wurde daher wohl wenig gedacht, aber sein lebendiger Geist fand Nahrung an den Märchen und Sagen seines Geburtslandes, mit welchen das Volk sich in den Winterabenden zu unterhalten pflegte, und daher fand er sich in seinen beschränkten Verhältnissen nicht mehr wohl, sondern strebte nach einer lebendigen Thätigkeit. Er ging nach Köln und ward Knecht in einem Gasthose der Gereons-Strasse, wo er Zuneigung zu der Magd des Hauses faßte, und dadurch wohl von allen seinen ehrgeizigen Gedanken abgehalten worden wäre, wenn diese, höher hinaus wollend, ihn nicht spröde abgewiesen hätte. Erzürnt vielleicht verließ er Stadt

\*) S. Rhein. Antiq. III. Theater europ. IV.

und Heimath, ging nach Holland und ward Soldat im Heere des spanischen Generals Spinola, und schon bei der Einnahme von Zülich Unteroffizier, nahm aber bald seinen Abschied, um in den deutschen Heeren zu dienen. In kaiserlichen Diensten 1620 stand er in Böhmen und machte die Schlacht mit, welche den Kurfürsten von der Pfalz um die neu erworbene Krone brachte, ward Offizier und trat 1631 als Rittmeister unter die Fahnen Maximilians von Bayern, des Hauptes des katholischen Bundes (Liga).

Mit seltener Tapferkeit focht er gegen die Schweden, den 20. September 1632 zersprengte er als Obristwachtmeister an der Spitze von vier Regimentern den Aufstand der österreichischen Bauern bei Linz, zeichnete sich bei Nürnberg unter Wallenstein aus; vernichtete eine Reiterabtheilung, welche von der Donau an den Rhein zog, schlug im December den Grafen Herrieden und half bei Anspach durch einen Hinterhalt drei feindliche Regimenter gefangen nehmen.

Während die Schweden Alles vor sich niederwarfen, wagte Werth mit seiner kleinen, aber schnellen Reiterschaar kühne Ueberfälle und war bald hier bald dort. Im Anfang des Jahres 1633 hob er als Oberst einen Proviantzug auf, überfiel am 5. März zwei Regimenter des Herzogs Bernhard bei Ebermannstadt und zersprengte sie. Den Herzog selbst überraschte er in seinem Quartiere zu Altenried, warf dessen Leibregiment, doch dieser eilte ihn nun mit der ganzen Reiterei nach; es gelang ihm aber mit einem Verluste von 500 Mann ihn mit der Nachhut aufzuhalten, worauf er mit der Reiterei verschwand. Konnte er auch die Vereinigung Bernhards und Horns nicht hindern, so überfiel er doch den 3. Oktober 1633 den tapfern schwedischen Oberst Sperreuter Nachts bei Augsburg, schlug ihn dann, den 11. Oktober, in offener Feldschlacht, umzingelte Eichstädt, und überfiel den zum Entsatz heranrückenden Obrist Laupadel dergestalt, daß nur 13 Mann entkamen. Zwar suchte er vergebens Regensburg zu retten, mußte aber so geschickt in dessen Rücken zu operiren und bei Straubing vier schwedische Regimenter zu schlagen, daß Bernhard nach Regensburg zurückging.

Während die Kaiserlichen die Stadt Nördlingen belagerten, streifte Werth mit seinen Reitern in Franken umher und zog sich dann wieder in das Lager zurück, wo in der bald darauf erfolgten Schlacht, 1634, die Schweden eine völlige Niederlage erlitten, die meisten Reichsfürsten sich von ihnen trennten, und die Franzosen dadurch Veranlassung fanden, die Schweden zu unterstützen und sich im Elsaß fest zu setzen. Dadurch bekam der ganze Krieg leider! eine nachtheilige Wendung. Werth, dessen Reiter durch viermaligen Angriff den Anfangs geordneten Rückzug der Schweden in die wildeste Flucht verwandelten, den

General Horn gefangen nahmen und 75 Fahnen erbeuteten, trug auch viel dazu bei, den erfochtenen Sieg für die Waffen der Eigisten gewinnreicher zu machen. Er belagerte eben Heidelberg und beschloß das Schloß acht Tage lang mit großer Festigkeit, bis Bernhard und die Franzosen mit solcher Ueberlegenheit heranzogen, daß er seinen Zweck aufgeben mußte. Dann half er im Januar 1635 Bernhards' Anschläge auf die Wetterau vereiteln, ging mit 5000 Mann über den zugefrorenen Rhein und zwang ohne Geschütz die Stadt Speier zur Uebergabe und brachte acht Kanonen als Beute heim. Dafür wurde er vom Kurfürsten zum General-Lieutenant mit dem Prädikat: „Beste“ und vom Kaiser (den 6. Apr.) mit der Würde eines Reichsfreiherrn belohnt. Im Juli zog er auf den ungangbarsten Wegen nach Breisach, vernichtete dort zwei französische Regimenter des Marschalls de la Force, und kam den 12. mit 37 erbeuteten Fahnen zurück. In Verbindung mit Gallas drang er mit 70 Fähnlein Reiter in Lothringen ein, schlug die Franzosen unter dem Kardinal la Valette, besetzte das ganze Land, so daß der König Ludwig XIII. selbst zu seinem Heere eilte; ihn beschloß Werth an der Spitze von 6000 Reitern mitten in seiner Armee durch einen kühnen Ueberfall gefangen zu nehmen, und davon zu führen. Der König, durch einen Ueberläufer gewarnt, hatte sich jedoch schnell davon gemacht! Am 4. Okt. hatte Werth schon 50 französische Fahnen erbeutet, am 24. schlug er bei Dieuze 1500 Reiter, nahm den 20. Nov. 1500 Wagen mit Borräthen, welche unter starker Bedeckung den an Nahrungsmitteln Mangel leidenden Franzosen zugeführt werden sollten, mit einer kleinen Schaar Reiter, die Bedeckung wurde größtentheils gefangen und sammt 18 Fahnen seinem Heere zugeführt. Zweihundert französische Reiter aus den ersten Familien wurden abgeschnitten und in die Maas getrieben, wo sie größtentheils ertranken; vergebens bemüheten sich die Franzosen, den kühnen deutschen Reiterführer in ihre Dienste zu locken. Im folgenden Jahre ging er auf eigene Hand unerwartet über die Maas, zog vor Lüttich, ließ aber nach mehreren vergeblichen Stürmen von der Stadt ab und vereinigte sich im Juni mit spanischen und kaiserlichen Heerhaufen unter dem Kardinal-Infanten und Piccolomini, um einen Zug in Frankreich zu thun. Werth, voll Unwillen über den Kardinal Richelieu und dessen König, welche den blutigen Bürgerkrieg zur Schwächung Deutschlands unterhielten, brannte vor Begierde, die Franzosen dafür zu züchtigen. Das Heer, 32,000 Mann stark, rückte vor la Chapelle, der Gränzfestung der Picardie, eroberte sie nach sieben-tägiger Belagerung: bald war die ganze Provinz in ihren Händen und lag verwüstet hinter dem Heere, dessen Vorhut Werth in Sturmes Eile weiter führte. Der Weg nach

Paris stand offen, und dahin flüchteten zersprengte Heerschaaren und das Volk mit seinen Habseligkeiten. Schon am 11. Juli hatte Werth außer großer Beute in drei Treffen, welche er allein mit seiner Vorhut gewann, 37 Fahnen erobert und alle Heerhaufen zersprengt, welche ihn aufzuhalten wagten. Dann erzwang er mit raschem Fluge am 4. August bei Cerisy den Uebergang über die Somme, nachdem er den General Buissegur, der ihn bei Brai-sur-Somme aufhalten wollte, mit einem Verlust von 27 Offizieren und 2500 Mann in die Flucht geschlagen hatte. Unaufhaltsam drang er bis an die Oise, ereilte bei Royon das fliehende feindliche Heer, zersprengte es und verbreitete Angst und Verwirrung bis Compiègne. So gewaltig war der Schrecken, welcher vor ihm herging, daß die Franzosen alle Besonnenheit verloren und volkreiche Städte ihm die Thorschlüssel entgegen schickten, sobald er sich mit seinen Reitern zeigte! Immer näher rückte er der Hauptstadt, wo König und Bürger zu verzagen begannen. „Vorwärts, immer vorwärts!“ rief er, der Blücher des dreißigjährigen Krieges, dem spanischen Heerführer und dem Piccolomini zu, „mit einigen tausend Reitern wage ich es, die siegreiche Fahne des Doppeladlers auf das Louvre in Paris zu pflanzen.“ Aber jene wollten, zaghaft oder vorsichtig, erst eine feste Stellung an der Somme durch die Einnahme von Corbie bei Amiens; auch dies gelang nach dreitägiger Beschießung. Darüber wurde die Bestürzung in Paris so groß, daß Tausende mit Lastwagen und Karren nach Orleans und selbst bis Tours flüchteten, der König vor seinen Schloßern Schanzen aufwerfen ließ, die benachbarten Edelleute sich für Geld Schutzwachen von Werths Streifschaaaren erkauften, und Richelieu mit dem Hofe die Hauptstadt verlassen hätte, wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine dann verlorne Stellung zurückgehalten. Am meisten zu Statten kam ihm die Unentschlossenheit der feindlichen Heerführer, welche statt Werths Schaaren, die im Angesichte der Hauptstadt standen, zu folgen, die Zeit damit zugebracht hatten, die Provinzen Picardie und Isle de France zu plündern. Richelieu und die Franzosen erhielten dadurch Zeit, sich von ihren Schrecken zu erholen, riefen Adel, Zünfte und Landleute zu den Waffen, und bald fanden 50,000 Mann um Paris versammelt. Jetzt war der Angriff nicht mehr rathsam, das Zaudern machte, daß alle Vortheile verloren gingen. Die beiden Feldherren zogen sich zurück, und Werth mußte knirschend vor Wuth aufbrechen und ihren Rückzug decken. Er that dies jedoch nicht, ohne den Feinden die Kraft seines Armes und den Scharfsinn seines Geistes und die Schnelligkeit seiner Bewegungen fühlen zu lassen. Bei Corbie hatten die Franzosen ihr Lager zu weit ausgedehnt und große Zwischenräume gelassen. Mitten in der Nacht stand er und seine Reiter

unter ihnen, überfiel sechs Regimenter, tödtete und nahm sie gefangen, erbeutete alles Gepäck, und war bereits in Sicherheit, als die Franzosen zur Besinnung kamen.

In München mißbilligte man seinen ganzen Antheil an diesem Zuge, weil er ihn „ungeheissen,“ obgleich im Bewußtsein, daß er auch kaiserlicher General sei und kaiserliche Regimenter befehlige, mitgemacht hatte. Er bot deshalb seine Entlassung an; der Kurfürst beruhigte ihn.

Nachdem ihm noch ein zweiter Ueberfall geglückt war, führte er seine Soldaten, welche durch Strapazen, Krankheiten und Mangel im überall verödeten Lande viel gelitten hatten, nach Köln in die Winterquartiere. Allein mitten im Winter wurde er an den Rhein berufen, als er eben in Köln die Hochzeit mit seiner zweiten Gemahlinn, einer Gräfinn von Spaun feierte, um den in Ehrenbreitstein belagerten Franzosen eine Zufuhr abzuschneiden. Mit 80 Reitern brach er auf, sammelte seine Truppen. Die geringe Zahl seiner Mannschaft durch die Raschheit seines Angriffs ersetzend, nahm er den ganzen Zug vor den Thoren der Festung weg, und betrieb ihre Belagerung so eifrig, daß sie sich den 28. Juni 1637 ergeben mußte. Dann zog er vor Hannau, wurde aber hier abberufen, um dem Vordringen des Herzogs Bernhard, welcher bei Rheinau den Rhein zu überschreiten beabsichtigte, Einhalt zu thun. Hier überfiel er am 9. August mit großer Kühnheit eine Abtheilung Franzosen, nahm den größten Theil gefangen, und sandte sie zum Spott mit weißen Stäben in die Heimath. Werth stand fast allein, um den Rhein gegen Franzosen und Bernhard zu vertheidigen; ein Glück war es für ihn, daß jene diesem nicht gebrügg unterstützten. Bei Wittenweiler griff Werth den 10. August des Herzog Bernhards Lager zwei Stunden lang mit außerordentlichem Ungeßüm an; er konnte zwar nicht durchdringen, verlor aber dennoch den Ruth nicht, dem Herzog Einhalt zu thun, und that ihm manchen Abbruch. Bei der Erstürmung der Schanzen von Rheinau, den 2. Nov., wurden 41 Offiziere und gegen 1000 Franzosen gefangen; er ließ die National-Franzosen, als „des Aufbewahrens nicht werth,“ mit weißen Stecken laufen. Als Solani und der General Rheinach Verstärkungen herbeiführten, gab Bernhard die Belagerung von Rensingen und seinen Plan auf. In München, wo Werth sich theils eine Kugel, welche hinter dem Ohre stecken geblieben war, ausschneiden, eine Forderung von 50,000 Thalern beitreiben und gegen Savelli's Beläumdungen vertheidigen wollte, wurde der norddeutsche Held mit Freuden aufgenommen und von der Kurfürstin mit einer von ihr selbstgewebten Schärpe geziert. Auf die Nachricht, daß der Herzog das von den Kaiserlichen schlechtvertheidigte Kaufenburg ge-

nommen, ohne Mühe über den Rhein gegangen sei und die wichtige, wohlversehene Festung Rheinfelden belagere (Februar 1638), eilte Werth wieder zum Heere, ließ es vier Tage und vier Nächte marschiren, und kam, nebst Savelli, der Stadt zu Hülfe, den 28. Februar 1638. Es kam zu einem heftigen Treffen, in welchem der linke Flügel der Kaiserlichen in die Flucht geschlagen wurde, wobei Werth und der feindliche Anführer, der Graf von Nassau, persönlich gegen einander kämpften, Werth schoß diesem eine Pistolenkugel durch den Hut und des Grafen Kugel streifte ihm die Wange; dadurch siegte der rechte Flügel der Kaiserlichen, und es gelang ihnen, ihren Zweck zu erreichen, Soldaten und Munition in die Stadt zu werfen. Schon am folgenden Tage, den 20. Februar, rückte Bernhard wieder heran, Werths Truppen, welche er in den Schwarzwald zu führen und ausruben zu lassen die Absicht hatte, aber vom Graf von Fürstenberg darin gehindert worden war, mußten zwei Nächte unter freiem Himmel zubringen und als am 21. (3. März) der Herzog sie angriff, nahmen die Kaiserlichen unter Savelli bald die Flucht. Werth, dessen Pferd erschossen wurde, begab sich zu dem Regimente, welches im Walde stand, und suchte den Rückzug zu decken; allein auch im Rücken angegriffen, wurde das Regiment sammt Werth gefangen und das ganze Corps gesprengt. Außer einem Verlust von 600 Todten und 3000 Gefangenen, worunter auch der feige Savelli, der tapfere Entesort und der Oberstlieutenant Anton von Werth (Johanns Bruder), ergab sich nun noch Hünningen denselben Tag, Rheinfelden im März und Freiburg im April.

Werth wurde auf dringenden Wunsch der Franzosen nach Paris gebracht, um das murrende Volk durch den Anblick des gefürchteten Helden wieder aufzumuntern. Bernhard willigte ein unter der Bedingung, daß er im Fall einer Auslösung zurückgeschickt und standesmäßig behandelt werde. Ueberall ward er mit Staunen betrachtet, so daß er, von 750 Soldaten geleitet, einen Triumphzug zu machen schien; erst in Vincennes untergebracht, ließ man ihm auf sein Ehrenwort alle mögliche Freiheit, er besuchte den Hof; der König und die Minister traktirten ihn, das Volk pries ihn in Liedern, und den vornehmsten Damen machte es großes Vergnügen, ihn speisen zu sehen; er seinerseits begegnete ihnen mit aller Höflichkeit, obgleich er den Deutschen und den Soldaten nicht verläugnete: „sonderlich,“ heißt es von ihm, „konnte er unvergleichlich trinken, und war im Tabakschnupfen und im Rauchen Meister.“ Nach 4 Jahren (1642) wurde Johann von Werth gegen den bei Nördlingen gefangenen schwedischen General Horn „feierlich und mit einem gemeinschaftlichen Geselge“ (Theatr. europ. IV.) ausgewechselt, und erscheint sogleich wieder und zwar, weil kein abgefordertes Corps frei war, als General-



Lieutenant der Reiterei des Kaisers und Kurfürsten an der Spitze eines Heeres, um die Franzosen, welche nach Herzog Bernhards Tod unter Guebriant (bei welchem der nachherige berühmte Turenne die Kriegskunst erlernte) am Rhein den Meister spielten, entgegen zu treten. Er that im September den vereinten Heeren vielen Schaden, überfiel die Franzosen, welche sich ins Württembergische gezogen hatten im Januar 1643 bei Schorndorf und rieb mehrere ihrer Regimenter auf und verlor seinen Bruder Stephan. Einige Tage später hatte er einen ähnlichen Ueberfall im Sinne, verirrete sich aber und kam mit 2000 Reitern gerade vor das Hauptlager, griff dennoch rasch an, erbeutete 800 Pferde und setzte alles in Verwirrung. Die eingeschüchterten Franzosen gingen nach Hemmersbach zurück, wo Werth sie erteilte und wiederum drei Regimenter vernichtete. Hierauf vereinigte er sich mit dem tapfern Mercy, trieb die Franzosen von Rottweil, wo Guebriant am 24. November erschossen wurde. Beide (Werth in der Vorhut) überfielen diese dann am 14. (25.) November bei Duttlingen, wo die ganze französisch-weimarische Armee zu Grunde gerichtet wurde. Duttlingen mußte sich mit den vornehmsten französischen Offizieren ergeben, acht französische Regimenter streckten am folgenden Tage die Waffen, vom Fußvolke retteten sich wenige. Getödtet waren 3—4000 Mann; das Regiment Royal italien, welches Widerstand versuchte, ward fast ganz zusammengehauen; unter den 7000 Gefangenen befanden sich vier Feldmarschälle, ein General-Major, acht Obersten zc. und auch der General-Lieutenant Graf von Ranzau, der erst kürzlich Verstärkung aus Frankreich herbeigeführt und erklärt hatte, er wolle nach München kommen oder seinen Kopf verloren haben. Die Beute an Geschütz, Silber und Juwelen war beträchtlicher wie in irgend einer Schlacht dieses Krieges und für die schwedische Sache ein empfindlicher Verlust. Oberst Sporck, der den Flüchtigen nachsetzte, brachte noch viele Gefangene und acht Fahnen zurück. Die deutschen Reiterregimenter nebst Laupadel und Rosen waren jedoch entkommen — Während des Winterquartiers 1644 in Köln ward er, der statt des Oberbefehls über die Bayern nur Belobungen erhielt, von dem Wallonenführer, dem geburtsstolzen Grafen Merode (dessen zügellose Banden zu dem französischen Ausdrucke *Marodeurs* Veranlassung gegeben haben sollen), verächtlich behandelt und angegriffen, worauf er auch den Säbel zog und ihn zu Boden streckte. In demselben Jahre eroberte er nebst Mercy Freiburg, schlug den Angriff (5. August 1646) des später berühmten Condé zurück und deckte dann Mercy's Rückzug, überfiel den 7. Oktober Rosen bei Mannheim, daß er in einem Rachen über den Rhein fliehen mußte. Weil aber der unternehmende und gewandte schwedische General Torstenson in Böhmen

eingefallen war, so wurde Werth mit 5000 Bayern dahin geschickt. Bei Jankau kam es den 24. Februar 1645 zur Schlacht. Das kaiserliche Heer wurde vernichtet, der eine Feldherr Götz und 2000 M. fielen und der andere, Haxfeld, mit 3000 M. wurden gefangen; es fehlte bei drei Anführern die leitende Einheit. Werth, der auf dem rechten Flügel stand, griff mit seiner Reiterei zwar heftig an, trieb Anfangs die Schweden zurück und schlug sich, da die Schlacht nicht mehr herzustellen war, obgleich dreimal eingeschlossen, mit wenigen Reitern durch. Torstenson wurde, wie im siebenjährigen Kriege Friedrich der Große, in seinem Siegeslaufe nach Wien nur durch die standhafte Bertheidigung Brünns aufgehalten.

Nun rückten auch die Franzosen, welche Turenne im Elfaß wieder gesammelt und Verstärkung unter dem Herzog von Enghien Condé erhalten hatte, wieder über den Rhein, griffen das Lager der Bayern bei Freiburg den 26. Juni mit Wuth an, wurden aber besonders durch Werth, der seine Kürassiere hatte abtügen lassen, mit einem Verluste von 2000 M. zurückgeschlagen. Dennoch konnte man die Ausbreitung der zahlreichen Franzosen, welche Mannheim und Speier genommen, Philippsburg und Mainz durch feige Uebereinkunft besetzt hatten, nicht verhüten. Mit Mercy wieder vereint, brachte er dem General Turenne am 24. April (5. Mai) bei Feuchtwangen (Mergentheim) eine Niederlage bei, die Infanterie wurde theils in der Schlacht, theils auf der Flucht von den erbitterten Bauern erschlagen. Die Zahl der Gefangenen belief sich (nach dem Theatrum europaeum) auf 2500 Mann und 150 Offiziere, so daß der berühmte Turenne nur mit Noth zwei Regimenter ins Hessische rettete. Hier vereinigte er sich mit Königsmark und den Hessen, erhielt Verstärkung aus Frankreich, und nach mancherlei kleinen Gefechten kam es den 3. August bei Allersheim, unweit Donauwerth, mit Turenne und Condé zu einer Schlacht, in welcher Werth den linken Flügel führte und den rechten der Franzosen siegreich zurücktrieb, drei Reihen der Feinde über den Haufen warf und sie siegesfreudig zwei Stunden verfolgte; aber der rechte bayrische Flügel hatte nach dem Tode des tapfern Mercy dem Angriffe, namentlich der Hessen, weichen müssen, und so sah sich Werth genöthigt, während der Nacht nebst drei eroberten Kanonen, 70 Fahnen, vielen Gefangenen, worunter der Marschall Grammont, sich nach Donauwerth zurückzuziehen. Dennoch sahen sich auch die Franzosen genöthigt, Schwaben zu räumen und sich an den Rhein zu begeben. Werths Reider am Hofe, welche ihm nicht den Oberbefehl gönnten und ihn bloß für einen guten Reiterführer gelten lassen wollten, schrieben ihm die Schuld zu, daß der Sieg verloren ging.

Immer hatte sich Werth als ein deutscher Mann bewiesen und besonders mit deutscher Seele gegen die Reichsfeinde, die Franzosen, gekämpft, nach Bernhards Tode gegen sie einen Wall gebildet und die Achtung vor deutschem Muth und deutscher Tapferkeit aufrecht zu halten verstanden, und so lange sein Kurfürst der deutschen Sache treu diente, war er ihm treu ergeben geblieben. Allein jetzt hatte dieser sich von den Franzosen durch Versprechungen blenden lassen, war mit ihnen in Unterhandlungen getreten und wollte den Kaiser nicht zu mächtig werden lassen. Am 14. März 1647 war ein Waffenstillstand mit Frankreich, Schweden und Hessen geschlossen; Werth forderte Verhaltungsbefehle, erhielt Versicherungen, aber auch Befehl, seine Ordre von Gallas anzunehmen. Diese Treulosigkeit an des Kaisers, des Reiches und der Katholischen Sache empörten den schlichten Deutschen, welcher in dem Kurfürsten nur einen treulosen Unterthan sah, der, wie Wallenstein als Reichsfürst den Kaiser nicht für seinen Herrn anerkannte; dazu kamen Schreiben des Kaisers an Werth und andere Befehlshaber, die zum Gehorsam gegen das Reichs- oberhaupt ermahnten. Daher glaubte er (Eigennuß kannte er nicht) recht zu handeln, wenn er das bayrische Heer, welches er größtentheils herangebildet, nicht wie Wallenstein zum Feinde, sondern zum Kaiser überführe, dessen Ansprüche an das Heer der Kurfürst nachher selbst erkannte, — ließ doch auch 1641 Brandenburg im Waffenstillstand mit Schweden seine Reiter, welche dem Kaiser geschworen, bei dessen Heer, obgleich sie Protestanten waren. Für die Absicht, den Kurfürsten und dessen undeutsche Råthe als Geißel nach Wien zu liefern, spricht keine Thatsache. Vielleicht mochte er, mißvergnügt mit Bayern, wegen seines Uebertrittes in kaiserliche Dienste unterhandelt haben, und ihm nun der Uebertritt des gesammten Heeres als wünschenswerth und ersprießlich unter den Fuß gelegt worden sein. Die Sache gelang ihm aber eben so wenig als Wallenstein und später Dumouriez; ein Zufall entdeckte den Plan. Die Truppen, durch eine Bekanntmachung des Kurfürsten, welcher Werth und die Obersten, welche ihm beistelen, für Verråther und vogelfrei erklärte, einen Preis von 10,000 Thalern auf seinen Kopf setzte und seine Güter am Rhein verwüsten ließ, davon unterrichtet, standen den 8. Juli 1647, als er sie über die Donau nach Böhmen führen wollte, gegen ihn auf; er mußte mit Spork\*) und zwanzig

---

\*) Auch Johann von Spork war ein Norddeutscher; geb. 1597 zu Delburg in Westphalen, trat als Reiter in die Armee der Ligue, ward 1637 Oberst, 1647 Reichsreiherr, führte 1660 den Dänen ein kaiserliches Hülfsheer gegen die Schweden zu, hatte großen Antheil an den Sieg über die

Dienern geächtet nach Wien fliehen, wo er vom Kaiser, dem damals tüchtige Heerführer fehlten, obgleich er ohne Armee kam, mit offenen Armen aufgenommen, zum General der Kavallerie und Spork zu dessen General-Lieutenant ernannt und mit der Herrschaft Benatek in Böhmen beschenkt wurde. Die kurfürstliche Aechterklärung bestätigte der Kaiser kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit. Am 28. Juli war er bereits wieder im Kampfe unter Melanders\*) Befehl, den er einst bei Ehrenbreitstein geschlagen, gegen Gustav Wrangel, der Eger genommen hatte, und hätte am folgenden Tage beinahe sein Leben durch eine Kanonenkugel verloren. In der folgenden Nacht war er fast unbekleidet der Erste auf dem Platze, als der „tolle“ Holm Wrangel den Kaiser im Schlosse Triebel überfiel und schon in dessen Schlafzimmer vordrang. Mit Montecuculi warf er den 22. August sechs schwedische Regimenter und nahm 23 Fahnen. Indeß mochte Werth's Vorhaben den Kurfürsten nachdenklich gemacht haben, sein Waffenstillstand führte nicht zum Frieden; er versöhnte sich mit dem Kaiser, doch der Kurfürst wollte Anfangs Werth im Heere nicht dulden; als aber die kaiserlichen und bayrischen Waffen 1647 Unglück hatten, hat er nichts dagegen, daß er in Piccolomini's Heer die Reiterei befehligte, und mit gewohntem Eifer den Sieg an seine Fahnen zu fesseln wußte. Bei Dachau und München überfiel er den 6. Oktober die beiden Feldherren Wrangel und Turenne, welche hier eine freilich von sechszehn Schwadronen gedeckte Hirschjagd unternommen hatten, und würde sie zu Gefangenen gemacht haben, wenn nicht ein fliehender Hirsch ihnen in der höchsten Noth eine Furth durch einen Sumpf gewiesen hätte; aber Wrangel's Bruder, Better des jungen Horn, 1000 Roffe und sämtliches Gepäc gingen verloren. Werth setzte ihnen nach bis an die Gränze Bayerns, ging dann bei Lechhausen über die Donau, wäre aber hier beinahe durch unvorsichtige Schüsse, aus der Festung Rain auf die Franzosen, ums Leben gekommen. Im Begriff, dem von Königsmark belagerten Prag zu Hülfе zu eilen, traf ihn die Botschaft: Es ist Friede! Mit entblößtem Haupte und Gott dankend, daß der grause Bürgerkrieg ein Ende habe, empfing er sie, verließ das Heer, und verlebte den kurzen Abend seines Lebens im Kreise

---

Türken 1664 bei St. Gotthard, ward dafür Graf und General der Kavallerie, Befehlshaber in Ungarn und 1674 in den Niederlanden, wo er Di-nant eroberte, dann focht er mit Montecuculi am Rhein und starb 1679 auf seinen Gütern in Böhmen. (S. Bülow, gef. Geschichten. III.)

\*) Melander war ein Hesse, trat später aus hessischen in kaiserliche Dienste, weil er nach der Rördlinger Schlacht den Schweden abhold, deren Vereinigung mit den Hessen entgangen war. Der Kaiser machte ihn später zum Grafen von Holzapfel; er fiel den 14. Mai 1648 bei Zusmarshausen.

der Seinen (er war dreimal verheirathet, 1648 mit einem Fräulein von Rufflein und hatte eine Tochter am Leben) auf seinem Gute Venatel, wo er am 16. September 1652 starb. Sein Bild und seine riesigen Arm- und Beinknochen werden noch im Schlosse gezeigt.

Als Feldherr zeichnete er sich weniger durch den allumfassenden Blick Bernhards, Gustavs oder Wallensteins, als durch Schnelligkeit, Unerfrodenheit und einen Muth aus, den kein Unfall zu beugen vermochte. Sein Name lebt am Rhein in Sagen und Liedern, seine Rüstung und Waffen bewahrt die Stadt Köln. Als Mensch war er bieder, einfach, ohne den Dünkel Mancher, die das Glück oder die Umstände begünstigten. Man erzählt von ihm, daß, als er nach seinem Pariser Zuge in Köln eingeritten, habe er auf dem Markte unter den Gemüsehändlerinnen seine ehemalige Freundin aus dem Gasthose erblickt, habe sie mit den neckenden Worten in ihrer Mundart freundlich angerebet: „Girith, wer es gethan hätte?“ Worauf sie, ihn erkennend, scherzend erwiedert habe: „Jan, wer es gewußt hätte!“ — Wie seiner Jugendbekanntschaft, so schämte er sich überhaupt seiner Herkunft nicht. Als der Kaiser ihn in den Adelsstand erhob, erbat er sich drei Mühleisen und einen Mühlslein zum Wappen, dem der Kaiser aber noch Löwen und Adler als Sinnbilder des Muthes und der Raschheit beigelegte. In seinem Geburtsdorfe stiftete er am Freitage vor der Kirchweih ein Volksfest, wobei Weißbrod unter das Volk ausgeheilt wurde, und dieses Fest soll sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Einen andern Hessen, Sohn eines Bürgers in Ziegenhain, Konrad Wiederhold, wollen wir noch erwähnen, der als Reiter mit seinem siebzehnten Jahre im Dienste der Hansa Braunschweig 1615 zu Hülfe zog, dann auf der Insel Helgoland sich dem Geschützwesen widmete, unter dem Grafen von Löwenstein in venetianische Dienste ging und als Seeoffizier viele Länder sah und sich mit den afrikanischen Seeräubern herumschlug, endlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in württembergische Dienste gezogen wurde, wo er sich auszeichnete, dann 1634 auf Herzog Bernhards Vorschlag Kommandant und Oberst der Festung Hohentwiel ward, die er gegen alle Angriffe, Listen und Verlockungen, obgleich der Herzog nach Straßburg geflüchtet war, behauptete, durch Streifereien dem Feinde großen Schaden zufügte, sich die nöthigen Vorräthe verschaffte und sie 1650 seinem Herzog wieder übergab. † 1669 im 73. Jahre. Das war dieselbe Festung, welche ein elender Kommandant 1800 den Franzosen unter Vandamme, der keine Kanone hatte, auf bloße Drohung übergab.

## 10) General Dünwald.

Fortzog viel hundert Stunden,  
Des Kaisers General.  
Den Türken schlug er Bunden  
Mit seinem ißarten Stahl.  
v. Schenkenдорf.

Wie Jan van Werth seine schönsten Lorbeern im Kriege gegen die westlichen Reichsfeinde, die Franzosen, erfocht, so sein Heimathsgenosse Dünwald gegen die süd-östlichen Reichsfeinde, die Türken: Beide von niedriger Geburt, beide durch Tapferkeit und Manneskraft sich zu hohen Würden aufschwingend, und den Fremden wieder Ehrfurcht vor dem deutschen Namen und Ruhm einflößend.

Hans Heinrich Dünwald wurde in der Nähe von Köln ums Jahr 1620, vielleicht in dem bayrischen Dorfe Dünwald von Aeltern geboren, welche arme Landleute waren, fand aber Gelegenheit, in dem nahen Kloster, dessen Mönche seinen lebendigen Geist bemerkten, und sich daher mit ihm beschäftigten, seine natürlichen Anlagen einigermaßen auszubilden. Später wurde er Soldat unter den Truppen des Kurfürsten von Köln, und kam mit dessen Hülfsvölkern 1664 nach Ungarn, welches von den Türken heftig angegriffen, und dadurch Oesterreich in große Gefahr gebracht worden war.

Der Fürst Ragoczy von Siebenbürgen, ein Lehnsmann des türkischen Sultans, war, weil er den Schweden gegen Polen Beistand geleistet, abgesetzt, und war, als er sich mit den Waffen in der Hand behaupten wollte, im Kampfe gegen die Uebermacht gefallen, ohne vom Kaiser Leopold die erbetenen 10,000 Mann Hülfе zu erhalten. Dennoch fielen die Türken die wichtige Grenzfestung Großwardein an, standen bald mit einem zahlreichen Heere vor Ofen. Der Kaiser, dessen stehendes Heer nicht groß war, kam in Verlegenheit. Die katholischen Ungarn, obgleich Hülfе erwartend, wollten keinen fremden Befehlshaber in den Festungen, aus Furcht, ihre Vorrechte zu verlieren; die protestantischen Ungarn waren zu schwer bedrückt worden, um zur Hülfе sehr begierig zu sein. Vergebens stellte der tüchtige Montecuculi vor: „da man diese Hülfе nachgesucht habe, sei man ihr doch Obdach und Waffenplätze schuldig;“ er predigte tauben Ohren. Der ungarische Palatin Besseleny hatte das deutsche Hülfеheer sogar mit den Worten empfangen: „Der Hinweg nach Ungarn sei leichter zu finden, als der Rückweg; ohne Geld würden sie nichts erhalten, Blünderer durch das Landvolk umkommen und die erzürnten Ungarn sich lieber den Türken als ihnen in die Arme werfen.“ Ueberdies bekam der Feldherr von dem Hofkriegsrathe und den Ministern Portici und Lobkowitz widersinnige Befehle, daß er in seinen

hinterlassenen Werken von Ministern redet, die mehr Macht und Einfluß als Verstand und Erfahrung besäßen, keinen Rath annehmen, sondern ihren ganzen Ruhm darein setzten, Alles zu verwerfen, was nicht aus ihrem Kopfe käme.

Dringend verlangte der Kaiser von dem deutschen Reiche (1663) Hülfe \*) Sie wurde nach langen Verhandlungen zugesandt und 6500 Mann, worunter 1650 zu Pferde, wurden nach Ungarn geschickt. Damit war aber dem Vordringen der Türken kein Widerstand entgegen zu stellen, besonders nachdem sie die Ungarn bei Neuhäusel geschlagen hatten. Schon streiften 20,000 bis Mähren, verwüsteten bis Olmütz das Land mit Feuer und Schwert, schon besorgte man in Wien eine Belagerung und Montecuculi mußte, um nicht völlig eingeschlossen zu werden, sich bis Presburg zurückziehen. „Es lag vielleicht nur an den Mäkten, mit welchen auch der türkische Feldherr Kupferli zu kämpfen hatte, daß nicht Süddeutschland von Passau bis Triest so gut türkisch wurde, als durch ähnliche Veranlassung das byzantinische Reich,“ sagt Hormayr. Endlich hatte sich 1664 eine ansehnliche Macht gebildet. Außer der kaiserlichen Armee 40,000 M. zu Fuß, 14,000 M. zu Pferde unter dem Reichsfeldmarschall, dem Markgrafen Leopold von Baden, und selbst der König von Frankreich schickte aus politischen Gründen Hülfe gegen seinen geheimen Allirten, den türkischen Kaiser. Der Marsch ging dem bedrängten Montecuculi zu langsam; allein es war so wenig für das Hülfsheer gesorgt, daß der Markgraf erwiedern konnte, „man möge nur erst Anstalten treffen, daß die Leute nicht vor Hunger sterben, gegen die Türken wollten sie gerne sterben.“ Vereint zog man nun gegen die Raab und bei St. Gotthardt kam es den 1. August 1664 zu einer Schlacht, in welcher die Türken 17,000 Mann und so viele zum Theil geraubte Kostbarkeiten verloren, daß mancher Soldat 3000 Dukaten Beute machte (Theatrum Europ. 1229). Der Kaiser ließ den herrlichen Sieg nicht verfolgen, sondern schloß mit den Türken (Großwardein

\*) Dazu stellten:

Rainz	300	M. Kav.	600	M. Inf.
Trier	80	=	300	=
Köln	200	=	1000	=
Pfalz-Neuburg	100	=	1000	=
Bremen	250	=	400	=
Pfalz-Zweibrücken	30	=	120	=
Braunschweig- Lüneburg }	420	=	900	=
Württemberg	100	=	200	=
Hessen-Kassel	100	=	200	=
Darmstadt	70	=	150	=

und Neuhäusel blieben ihnen sogar und der Weg nach Wien stand offen) zum Erstaunen der deutschen Reichsversammlung Frieden, vielleicht weil er sich vor Frankreichs Angriffen fürchtete: Hätte er nur diesem besser Widerstand geleistet! (S. Kurfürst Friedrich Wilhelm.)

In dieser Schlacht war es, wo Dünwald die Aufmerksamkeit Montecuculi's auf sich zog und für den kaiserlichen Dienst gewonnen ward.

Durch Muth und Tapferkeit stieg er hier bald zum General-Major, erhielt eine Schaar Kürassiere zur Führung, mit welchen er manche kühne That vollbrachte. Zum Grafen erhoben, zeichnete er sich dann am Rhein gegen die Franzosen aus, welche Holland bedroheten. Der Krieg wurde hier im Großen mit derselben Verkehrt-heit und verrätherischen Schlassheit, wie der türkische, betrieben. Lobkowitz lähmte alle Unternehmungen. „Gegen Ludwig und seine siegreichen Marschälle könne man doch einmal nicht auskommen: es sei daher besser, Friede um jeden Preis;“ daher erklärte er offen den holländisch-brandenburgischen Gesandten, sie möchten sich auf den Kaiser nicht zu sehr verlassen; daher betrieb er sogar 1671 ein Bündniß mit Frankreich; weshalb der ergrimmete Montecuculi an den Kaiser schrieb: „Er möge künftig seine Operationspläne lieber direkt nach Paris schicken, damit der Feind doch wenigstens an der Aufrichtigkeit dieser Mittheilungen zweifele; bisher habe er immer aus Turenne's Anstalten errathen, welche Befehle er bald von ihm bekommen werde.“

Der schläfrigen Anstalten wegen konnte Montecuculi nur mit 18,000 Mann langsam gegen den Rhein ziehen und hatte dazu widersprechende Befehle in der Tasche: vom Kaiser, sich mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu vereinigen; von Lobkowitz, diese Vereinigung zu vermeiden. Daher war nichts auszurichten. Er wollte über den Rhein und die Mosel, um den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden, aber die drei geistlichen Kurfürsten des heiligen römischen Reiches verwehrten es ihm; er versuchte dasselbe bei Mainz und da trat ihm Turenne in den Weg. Endlich vereinigte er sich mit dem Kurfürsten und beide verjagten die Truppen des kriegerischen mit Ludwig verbündeten Bischofs von Münster, Christoph von Galen aus Westphalen: da aber erhielt er Befehl, sich nach Böhmen in die Winterquartiere zurückzuziehen. Dadurch sah der Kurfürst von Brandenburg, gegen welchen Turenne mit großer Uebermacht heranzog, sich zu einem Separat-Frieden gezwungen; Kaiser und Reich hatten sich um ihren kräftigsten Bundesgenossen gebracht (Vgl. Friedrich Wilhelm).

Nicht besser ging es im folgenden Feldzug (1673). Montecuculi zog mit 30,000 Mann aus Böhmen, vereinigte sich in Franken mit



10,000 Mann Reichstruppen, und hatte den Wunsch im Herzen, die Scharte des vorigen Jahres auszuweken; aber Lobkowitz geheime Befehle, nichts Entscheidendes zu wagen, in der Tasche! Turenne kam ihm bis Windsheim entgegen; doch Montecuculi wußte wenigstens durch künstliche Märsche und Stellungen ihn zu täuschen, bei Würzburg über den Main zu kommen (wofür Turenne das Land schwer büßen ließ), sich in Coblenz mit Wilhelm von Dranien zu vereinigen und Bonn zu nehmen. Darauf legte Montecuculi den Oberbefehl nieder. Man hatte endlich die Nothwendigkeit kräftigerer Anstalten eingesehen, für 1674 die Armee auf 70,000 Mann gebracht, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm das Kommando angetragen, welcher bitteren Groll gegen Montecuculi hegte, den er als Ursache der vorigen Unfälle betrachtete. Allein auch jene Armee richtete nicht viel aus, der Prinz von Dranien wollte den Oberbefehl haben, und die Kaiserlichen unter dem Graf von Souches, einem katholisch gewordenen französischen Protestanten, gehorchten ihm nicht. In der Schlacht bei Senef (den 12. August) gegen Condé waren die Franzosen bereits völlig in Verwirrung gebracht, als Souches den Plan durchkreuzte und die Feinde vom gänzlichen Untergange rettete. Wie dieser in den Niederlanden, so vereitelte Beurnonville am Rhein alle Unternehmungen des großen Kurfürsten, der mit 20,000 Mann den von Turenne besetzten und verheerten Rheinlanden zu Hülfe eilte. Er mußte von Magdeburg einen Umweg über Eichsfeld nach Schmalkalden machen, der hannovrische Hof verweigerte den Durchzug, weil er mit größerer Macht als sein Reichscontingent ausgezogen war. Schon ehe er herankam, hatte Beurnonville mit seinen 24,000 Mann nebst 9000 Lüneburgern, den 4. Oktober, ein Treffen bei Ensisheim gewagt, worin er zwar das Schlachtfeld behauptete, doch die schlecht unterstützten Lüneburger aber viel litten, und Dünwald sich jedoch großen Ruhm erwarb. Er that den Franzosen vielen Schaden, und hätte er, als sie vor Caprara weichen mußten, zu rechter Zeit über die Hecken und Gräben ihnen in den Rücken kommen können, so wäre ihr linker Flügel völlig geschlagen worden. Hätte der kaiserliche General nicht durch seine eifersüchtige Boreiligkeit sich zu diesem Treffen verleiten lassen, sondern den Kurfürsten erwartet, so wäre der Erfolg entscheidend für den ganzen Feldzug gewesen. Nachdem das schöne brandenburgische Heer sich bei Straßburg mit Beurnonville vereinigt hatte, war diesem alle Lust zu einem schleunigen Angriff, worauf der Kurfürst drang, verschwunden. Schon war am 8. Oktober das Heer in Schlachtordnung aufgebrochen, um das französische Lager an der Breusch anzugreifen, als Beurnonville das Vorrücken verweigerte, obgleich Derfflinger darauf hinwies, daß eine so schöne Gelegenheit sich nicht leicht

wieder finden werde; und beim Abzuge Turenne's wollte der Kurfürst die ganze Kavallerie ihnen nachgeschickt wissen; meinte jener, Turenne's List wäre wohl bekannt, man müßte sich vor plöglichem Ueberfall hüten. So entgingen die Franzosen! Dann wollte der Kurfürst, welcher das Schloß Wasselheim genommen hatte, Turenne, der nur noch 18,000 dienstfähige Soldaten bei sich hatte, auf seinem Marsche gegen Hagenau angreifen; allein Beurnonville schickte Tags vorher einen Trompeter, angeblich wegen Auswechslung der Gefangenen ins feindliche Heer, und dies zog schnell nach Lothringen: der ganze Feldzug, von welchem sich Deutschland so viel versprochen, war fruchtlos. Der erzürnte Kurfürst nannte Beurnonville mündlich und schriftlich einen Verräther, welcher Derfflingers treffliche Anschläge jedesmal verworfen und Turenne habe entkommen lassen; allein dieser entschuldigte sich mit dem Befehl, keine entscheidende Schlacht zu wagen. In Wien sprach man ihn frei, Dünwald aber weigerte sich, weiter unter ihm zu dienen.

Um die Brandenburger vom Rhein zu entfernen, ließen sich nun die Schweden zum Einfall in die Mark verleiten und der Kurfürst, dem hier die Reichsstände keine Hülfe leisteten (und Mainz, Trier, Köln, Pfalz brauchten ihre Truppen selbst, Bayern und Sachsen zc. wollten neutral bleiben, Hannover hielt es mit Schweden), mußte seinem Lande zu Hülfe eilen, und zeigte den Schweden, was er im Kriege zu leisten vermochte. Am Rhein machten die Franzosen wieder Fortschritte und Montecuculi, welcher Würtemberg und Bayern nicht trauen konnte, durfte nur durch künstliche Märsche die Franzosen zu entfernen suchen. In einem hitzigen Treffen bei Mühlhausen im Elsaß wurde Dünwald, mit Wunden bedeckt, gefangen, aber vom Feldherrn, der ihn ungern entbehrte, bald gegen französische Gefangene ausgewechselt, und beim Rheinübergang Montecuculi's bei Speier, den 4. Juni, sehen wir ihn mit acht Schwadronen zurückbleiben, um die Brücke zu vertheidigen und die Franzosen in Philippsburg, dem alten Odenheim der Nibelungen-Lieder, im Zaume zu halten. Wurde auch keine Schlacht gewagt, so litten doch die Franzosen theils durch Mangel in dem durch sie verheerten Lande, theils durch kleine Gefechte, bei welchen Dünwald seine Talente an den Tag legte. Die Kaiserlichen zogen sich dann nach Sasbach und besetzten Kirchhof und Schloß; als diese den 27. Juli von Turenne angegriffen wurden; schickte Montecuculi, welcher nur eine halbe Stunde davon in Schlachordnung stand, den General-Major Dünwald auf Rundschafft. Dieser bemerkte, daß die Franzosen einige Anhöhen unbeachtet gelassen, besetzte sie sogleich mit Kanonen und ließ auf die Franzosen Feuer geben, wodurch Turenne, beschäftigt eine neue Batterie gegen Sasbach

aufwerfen zu lassen, getödtet wurde. Die Verwirrung, welche dadurch in den feindlichen Reihen entstand, bemerkend, machte er einen raschen Angriff, so daß die Franzosen bedeutende Verluste auf ihrem Rückzug erlitten und sehr ins Gedränge kamen, obgleich der Prinz Condé ihnen zu Hülfe eilte. Sie wollten Hagenau entsetzen, wurden aber tapfer zurückgewiesen, und ihnen Dünwald nachgeschickt, welcher sie zwar nicht aufhalten konnte, aber ihnen noch viele Vorräthe abnahm (den 27. August). Nun wollte Montecuculi Zabern angreifen, erhielt aber Gegenbefehl von Wien, führte seine Armee in die Winterquartiere und legte das Kommando für immer nieder. Die Franzosen aber plünderten und verbrannten Berg-Zabern, selbst Bruchsal, die Residenz des Bischofs von Speier, sammt vielen Dörfern. Im Mai 1676 griff Dünwald, mit einer kleinen Abtheilung voran, die Franzosen auf ihrem Marsch oberhalb Gengenheim an und schlug sich mit zehn Schwadronen tapfer herum, bis er sich allmählig von der ganzen feindlichen Armee umringt sah. Muthig und rasch arbeitete er sich aber durch die dichten Massen der Feinde hindurch, kehrte dann an der Spitze der Seinen, welche ihm nachgeeilt waren, zurück und brachte ihnen so großen Verlust bei, daß sie die belagerte Philippsburg, welche sich am 9. September ergab, ihrem Schicksale überlassen mußten. Dadurch zeigten die deutschen Truppen wenigstens, daß es nicht ihre Schuld war, wenn der schlechtgeführte Krieg den schlechten Nimweg Frieden (1679) und den Vorwand zu neuen Gewaltthätigkeiten Ludwigs im Elsaß zur Folge hatte.

Raum war dieser Krieg beendigt, so entbrannte ein neuer mit den Türken, der um so gefährlicher war, nicht allein durch die Uebermacht von 200,000 Mann, sondern auch durch die Unzufriedenheit der Ungarn über den kaiserlichen Statthalter, die Einführung fremder Truppen in ihr Land und durch die Bedrückungen, welche die Protestanten von den Jesuiten erlitten, ein Aufstand unter Eökelly war ausgebrochen. Das deutsche Reichs- und das kaiserliche Heer, 22,000 Mann zu Fuß und 11,000 zu Ross, war bei Pressburg unter dem trefflichen Herzog Karl V. von Lothringen versammelt und wollte Neuhausel belagern; aber die Türken gingen plündernd grades Weges auf Wien los, den 14. Juli, wo der Hof und der schläfrige Kaiser entflohen, nebst vielen Einwohnern nach Linz, und in der größten Eile wurden Bertheidigungsmaßregeln ergriffen. Dem Herzog gelang es, 12,000 in die Stadt zu werfen, deren Befehlshaber der tapfere Graf Rüdiger von Stahremberg wurde. Der Herzog zog sich seitwärts und erwartete die Polen unter ihrem König Johann Sobiesky, und als dieser angelangt war, zog er mit demselben, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und Max Emanuel von Bayern, den Her-

zog von Sachsen-Lauenburg, den Fürsten von Waldeck und Anhalt, den Landgrafen von Hessen zc. zum Entsatz heran. Es war die höchste Zeit! Am 12. September erfolgte der Angriff des vereinten 46,000 Mann starken Heeres, die Sachsen nahmen den Kahlenberg und griffen die Türken, welche wüthend hervorbrachen, im Rücken und der Seite an, der Prinz von Baden jagte sie in ihre Laufgräben und die Polen drangen ins türkische Lager. Da begaben sich der Großvezier und seine Pascha's auf die Flucht. 5000 Türken wurden bei Enderdorf niedergehauen. Dünwald, der Feldmarschall-Lieutenant geworden, schnitt einem Theil Türken den Weg ab und sprengte sie in die Donau. Am Abend war das Schlachtfeld gewonnen, die Stadt befreit und eine unermessliche Beute gemacht. Viele Tausende von geraubten Männern, Weibern und Kindern vor der Sklaverei bewahrt. Ganz Europa freuete sich, nur der König von Frankreich und seine Minister ärgerten sich im Stillen! Nun eilte man gegen Gran, mußte aber zuvor Parkan nehmen, wo der König von Polen beim übereilten Angriff, wovon Dünwald abrieth, Anfangs in große Gefahr kam; dann aber, als das Heer herbei kam, wußte Dünwald durch geschickte Bewegungen die Türken erst aufzuhalten, hielt dann ihren ersten heftigen Angriff auf (den 10. Oktober), daß nicht allein 7000 Türken ihr Leben verloren, weil auf der Flucht die Brücke einbrach, Parkan sogleich und nach achttägiger Belagerung die Festung Gran in die Hände der Christen fiel. Neuhäusel, Eperies, Ofen wurden in den folgenden Feldzügen erobert. Dünwald war überall thätig, schlug 1686 mit vier schwäbischen Regimentern ein doppelt so starkes Heer Türken, daß wenige entkamen, trug zum glänzenden Siege über die Türken bei Mohatsch 1687, wo auch Prinz Eugen seine Sporen verdiente, indem er zuerst in die türkischen Verschanzungen eindrang, nicht wenig bei, und wurde dann mit 10,000 M. zurückgelassen, um die Gegend zwischen der Donau und Drave zu schützen, während das große Heer weiter zog. Allein schon im August brach er aus seinem festen Lager bei Siklos auf, traf die Türken bei Essek und warf sie nach Belgrad, nahm das Schloß Turanovotsch und brach dann in Slavonien ein. Nach Erstürmung des türkischen Raubnestes Buchin unterwarf er das ganze Land dem Kaiser. Während der Herzog von Lothringen 1688 Stadt und Festung Belgrad belagert und mit stürmender Hand eroberte, deckte Dünwald als Feldherr der Reiterei dieses schwierige Werk. Dadurch kam ganz Serbien in die Hand des Kaisers; in Bosnien war der Prinz Ludwig von Baden glücklich, der Kaiser konnte nun Ungarn zum Erbkönigreich machen, und schon dachte man in Wien daran, die Türken ganz wieder nach Asien zu jagen, als der König von Frank-

reich \*) sie durch einen neuen Angriff am Rhein aus ihrer gefährlichen Lage zog.

Daher sehen wir Dünwald wieder am Oberrhein, wo er in fester Stellung bei Bretten 1690 den kannibalischen Verheerungen Badens und Würtembergs durch die Nordbrennereien der Franzosen mit wenigen Mitteln zu wehren, wurde dann wieder nach Ungarn berufen, wo er Unterfeldherr des jungen Ludwigs von Baden war. Hier war es den Türken, denen die Franzosen Luft gemacht, gelungen, Belgrad 1690 wieder zu nehmen und die ernsthaftesten Anstalten zur Fortsetzung des Krieges zu machen. In der Schlacht vor Salantemen konnte er zwar nicht zur bestimmten Zeit in die Schlachtreihe eintreten, brachte aber dann durch seine mit großer Unerfrodenheit ausgeführten Seitenangriffe die Türken in Unordnung und trug dadurch zum blutigen Siege, der den Türken 25,000 Mann kostete, wesentlich bei. Die Brandenburger unter General-Lieutenant Barfuß hatten allein über 10,000 Tode, und der Herzog Christian von Holstein verlor das Leben.

Einem Mann wie Dünwald konnte es aber nicht an Reidern und Feinden fehlen; seine dunkle Geburt, sein hoher Ruhm war Vielen ein Stein des Anstoßes; er selbst im Gefühl seiner Verdienste sah sich zurückgesetzt, verhöhnt, und mochte das nicht geduldig ertragen. Es kam zu Beschuldigungen und Zernürnissen mit dem Prinzen Eugen und Ludwig von Baden; daher ward er nach Wien vor das Kriegsgericht zur Verantwortung beschieden. In Effel aber erkrankte er 1691 plötzlich, und Manche vermuthen, daß er im bittern Gefühle erlittenen Undanks Gift genommen habe. Er hinterließ einen Sohn und mehrere Töchter, welche in angesehene Familien Oesterreichs verheirathet wurden; aber sein Geschlecht erlosch bald. Ein großes Verdienst kann ihm auch der Feind nicht rauben, nämlich, daß er in einer Zeit der Unmännlichkeit, der Eigensucht, Erniedrigung und der Gefahr nicht am Vaterlande verzagte, sondern den Feinden desselben auch unter den schwierigsten Umständen Kraft, Muth und Beharrlichkeit entgegengesetzt hat; denn das ist ungleich schwieriger, als in den Tagen großen Aufschwunges große Thaten verrichten.

---

\*) 1685 war die pfälzische Kurlinie mit dem Hause Simmern ausgestorben. Sogleich erhob Ludwig XIV. Ansprüche im Namen der Schwester des letzten Kurfürsten Karl, der durch ihre naiven und geistreichen, für die Sittengeschichte jener Zeit wichtigen Briefe berühmten Charlotte Elisabeth, welche mit dem Herzog von Orleans vermählt war.

## V. Wiederhersteller des Vaterlandes und Besieger seiner Feinde.

### 11) Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.

Und Segen blühte auf des Herzogs Bahn,  
Das Gute knüpfte sich dem Schönen an,  
Und Lieb' und Weisheit waren seine Schätze:  
Er war, was alle Völker staunend sah'n:  
Er war der erste beste Unterthan  
Der eigenen, fürstlichen Gesetze.

Welder.

Hundert Jahre hindurch übte die Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche die Reformation hervorgerufen, einen segensreichen Einfluß nicht allein auf das lutherische, sondern auch auf das katholische Deutschland. Luther und Melanchthon drangen mit aller Wärme und Kraft darauf, daß nicht bloß für die künftigen Gelehrten, sondern auch für Bürger und Landleute Schulen angelegt werden möchten. Es entstanden daher die neuen Universitäten zu Marburg, Jena, Helmstädt, Straßburg, Altdorf zc. und eine bedeutende Anzahl von Gymnasien, deren fast keine beträchtliche Stadt ermangelte. Die Einkünfte der aufgehobenen Klöster wurden zu solchen Stiftungen heilsamer verwendet. So verwandelte Kurfürst Moriz von Sachsen 1543 die drei Klöster zu Meißen, Pforta und Grimma in Gelehrten- (den sogenannten Fürstenschulen, weil hier eine Anzahl junger Studirender ganz frei gehalten wurden und stiftete außerdem Stipendien in Leipzig für hundert Studenten der Theologie. Der Herzog Christoph von Württemberg gab auf dieselbe Weise seinen Schulen treffliche Mittel zu ihrem Unterhalt. Der Herzog Julius von Braunschweig that ein Gleiches. Die Schulen zu Jlefeld und Hofleben wurden von andern Herren gestiftet, und in den Städten verdanken viele Gymnasien diesem regen Eifer ihren Ursprung, z. B. Hamburg, Lübeck, Erfurt, Gotha zc., und Männer, wie Valentin Friedland von Trozendorf, Rektor der Schule in Goldberg (Schlesien), wie Johann Sturm in Straßburg verschafften durch pädagogische Talente ihren Gymnasien einen europäischen Ruf. Auch über kleine Städte und Dörfer dehnte sich die Sorgfalt, dem Volke eine bessere Bildung zu geben, dessen Kinder wenigstens in Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthume Unterricht ertheilen zu lassen, aus, trotz der Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung der Unterhaltungsmittel verursachten. Die Künste und Wissenschaften blüheten, Nic. Copernicus aus

Thorn, † 1543, stellte ein neues Sonnensystem auf; Keppler, aus Weil, † 1630, entdeckte vor Newton die Geseze des Planetenlaufs; Albrecht Dürer, zugleich als Kupferstecher, Mathematiker und Schriftsteller hoch berühmt, † 1528 in Nürnberg; Lucas (Müller) von Cra-nach, Bürgermeister von Wittenberg und treuer Diener des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, † 1553; Peter Paul Rubens, geb. 1577 in Köln, † 1640 in Antwerpen; der Augsburger Hans Holbein, den der König von England Heinrich VIII. hoch ehrte, † 1554 in London, wurden die Gründer der neuen nieder- und oberdeutschen Malerschulen, wie Wilhelm von Köln (Galf?), der Meister der berühmten Kölner Dombilder, Johann van Eyk, den die Delmalerei ihre höhere Ausbildung verdankt, † 1470; Hans Gemmelink (um 1480), die Verfertiger der „Anbetung der Hirten,“ Michael Wohlgemuth in Nürnberg, † 1519, und Quinten Meffis, † 1529 in Antwerpen, dessen berühmtestes Gemälde, die „Kreuzes-abnahme,“ im Dom von Antwerpen ist, der ältern deutschen Schule angehörten. Handel und Gewerbe blüheten durch den hanseatischen Bund, wie durch die süddeutschen Städte (wo die Fugger und Welser in Augsburg sich auszeichneten, die Bergwerke gaben einen reichen Ertrag und die Handwerke waren im Flor. Der Wohlstand beschränkte den Aufwand in prächtigen Kleidern (das Kleid mancher adeligen Damen kostete 300 Thaler und manche Bürgersfrau gab für ihren Kopfschmuck 60 Thaler), für Pelz- und seidne Zeuge, Gold- und Silberstoffe, Perlen und Edelsteine, für Weine und Gewürz gingen große Summen ins Ausland, die Gastmähler wurden durch die Zahl der Gäste, durch prächtige Kleider und Ausgesuchtheit der Speisen so kostbar, daß die Regierungen sich genöthigt sahen, mit Aufwands-gesetzen (z. B. daß bei einer großen Hochzeit nicht mehr als 24, bei kleinen 14 Tische à 10 Personen gedeckt werden dürfen; die Armen bekamen ihren Antheil vor der Thür; bei Fürsten und Herren belief sich das Gefolge auf mehrere tausend) dagegen einzuschreiten. Neben Obst- und Gemüsegärten legte man Lustgärten an, pflanzte ausländische Blumen und seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Tulpenzwiebeln aus Constantinopel, Citronen-, Pomeranzen-, Feigen-, Mandel- und Kastanienbäume (letztere auch im Freien am Rhein zc.) hinein. An den Höfen gab es Komödien und noch zuweilen Turniere, Hofnarren, welche aber, wie König Ragens Kunz von der Rosen, manche ernste Wahrheiten scherzweise aussprechen durften, Musik, Tanz, Kartenspiel boten Zeitvertreib, und schon damals kamen die Kutschen in Gebrauch. Selbst der Landmann war selbstständiger geworden, und unter manchen andern fremden Gewächsen kam uns durch die Kreuzzüge der Buchweizen oder das Heidekorn nach

Deutschland, wo er in den flachen, sandigen und haidereichen Gegenden des Nordens für Menschen und Vieh wichtig wurde.

Wer damals Deutschland durchreisete, fand überall fruchtbare Felder und Gärten, wohl angebaute Dörfer und betriebsame Stände, Fleiß und Wohlstand unter den Bewohnern.

Da kam der dreißigjährige Bürger- und Religionskrieg und warf Deutschlands Bildung, Bevölkerung, Ansehen und Wohlstand um ein paar Jahrhunderte zurück! Bisher hatten die Protestanten und Katholiken nach dem schnell beendigten schmalkaldischen Kriege ziemlich ruhig neben einander gelebt und sich gegenseitig dulden gelernt; das gereinigte Evangelium fand immer mehr Eingang auch in Böhmen, Oesterreich, Bayern &c., und die Aussicht lag nicht fern, daß bald das ganze Deutschland es annehmen würde, was der ganzen deutschen Geschichte eine andere Wendung gegeben hätte; aber die Aufhebungen des Papstes, der geistlichen Fürsten und besonders des neu gestifteten Jesuiten-Ordens, wie die Unbuddsamkeit seines Böglinge, des Königs Ferdinand II., in dem Ungeßüm der Böhmen, nöthigten die Protestanten zur Vertheidigung; und die Einmischung fremder Völker, Schwedens und namentlich Frankreichs, welches die Hugenotten im eignen Lande verfolgte, aber in Deutschland die Protestanten unterstützte, um das Haus Oesterreich zu schwächen, verlängerte diesen gräuervollen Krieg. Als der westphälische Friede, gegen den jedoch der Papst protestirte, dem ermatteten deutschen Reiche endlich Ruhe gab, da war fast keine Strecke Landes ohne Gräuel der Verwüstung. Eine ungeheure Menge von Städten, Flecken und Dörfern waren in Schutthaufen verwandelt, große Strecken Landes ganz unangebaut, Handel und Fabriken, Kirchen und Schulen standen verödet; wo sonst das schönste Getreide, Obst und Gemüse wuchs, sah es so wild aus, als ob Menschen hier nie gewohnt hätten. In ganz Deutschland waren Tausende und aber Tausende durch Schwert, Hunger und ansteckende Krankheiten aufgerieben, die Uebriggebliebenen durch Plünderung, Brand und Brandschätzung (manchen Ort traf dies Loos fünf und sechs Mal) zu Grunde gerichtet. Wittwen und Waisen, Bettler, Räuber und Krüppel bedeckten die Landstraßen, füllten die Städte, und die Ausschweifungen der Soldaten, besonders der Croaten, Italiener, Franzosen und in den letzten Jahren auch der Schweden, verdarben die guten Sitten und den deutschen Nationalcharakter um so leichter, da während des langen Krieges eine ganze Generation herangewachsen war. Die Fremden hatten sich ihre Einmischung theuer bezahlen lassen und Schweden und Franzosen große Stücke des Landes an sich gerissen. Eine ernste Lehre für Alle, welche auch in unseren Zeiten einen Bürger-



und Religionskrieg herbeirufen möchten! Eine ernste Mahnung, Einheit und Duldung aufrecht zu erhalten und sich der Einigkeit zwischen Preußen, Oesterreich und dem übrigen Deutschland zu erfreuen! —

Im Süden hatten Franzosen und Schweden aufs schauderhafteste gewirthschäftet. Nur Oesterreich sah von der Donau bis Triest keinen Feind, außer in Böhmen und Schlessen; aber Bayern war fast von einem Ende bis zum andern eine blut- und flammenreiche Wüste, wie kaum seit der Völkerwanderung, und in München waren 1634 Tausende durch Hunger und ansteckende Krankheiten gestorben. Württemberg hatte von einer halben Million Einwohnern nach 23 Jahren (1641) kaum noch 48,000, und selbst 6 Jahre nach dem Frieden, als manche Flüchtlinge zurückgekehrt waren, fehlten noch 50,000 Familien, lagen noch 300,000 Morgen an Weinbergen, Aekern und Wiesen unangebaut; allein im Amte Leonberg mußten lange Zeit hindurch 11,594 Morgen Acker aus Mangel an Menschen ungebaut liegen bleiben. Sachsen verlor von 3 Millionen Menschen allein 325,000 durch Schlachten und Gefechte und von 1632—34 starben außer der gewöhnlichen Zahl von 60,000 noch 934,400 Menschen vor Krankheit und Kummer. Dazu kam auch ein Verlust von 80 Millionen Thalern baar und Hunderten von eingedäscherten Dörfern. Die Kurmark glich 1654 einer Wüste, wo nur die Trümmer der zerstörten Städte und Dörfer an ehemalige Menschenwohnungen erinnerten. In Braunschweig war in vielen Gegenden kaum noch der dritte Theil der Menschen übrig geblieben und im Lüneburgischen traf der Reisende auf den Landstraßen mehr Wölfe als Menschen. Städte, welche früher 50—100,000 Einwohner zählten, hatten 1650 kaum ein Fünftel oder Sechstel. Auf den Karten von Pommern, Sachsen zc. vor dem Kriege stehen viele Namen von Dörfern, wo sogar noch jetzt nur Gesträuch und Haidekraut zu finden ist. Wie Mannheim, Heidelberg, Frankenthal zc., war auch Magdeburg verwüstet, Göttingen, Gotha zc. Der Schaden ist gar nicht zu berechnen: manche Dörfer hatten einen Verlust von 60—80,000 Gulden, und was noch mehr sagen will, das deutsche Vaterland verlor 10—12 Millionen Menschen! Deutschlands Macht und Ansehn, sein Wohlstand und seine Bevölkerung, seine Bildung und Gesittigung hatte dieser heillose, aus Intoleranz und Despotiegelüsten hervorgegangene Bürgerkrieg, um Jahrhunderte zurückgeworfen!!

Aber „unser Herrgott verläßt keinen Deutschen,“ „wenn er sich nur selbst nicht verläßt,“ und in Zeiten der Noth fehlt es nicht an Männern, „die der Herr erweckt,“ um die geschlagenen Wunden zu heilen. Herzog Ernst von Gotha und Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg stehen oben an; zu ihnen rechnete der kluge Cromwell

nur noch den Schwedenkönig Karl X., als er die drei klügsten Fürsten bezeichnete, welche Europa besitze.

Ernst wurde den 25. December 1601 auf dem Schlosse Altenburg geboren. Sein Vater Johann, welcher das Herzogthum nachher den Söhnen seines Bruders überließ, und Weimar zum Antheil nahm, wie seine christlich feingebildete Mutter gaben ihren elf Söhnen, von denen der nachher so berühmte Kriegsheld Bernhard der jüngste war, eine ernste religiöse Erziehung, wobei Künste und Wissenschaften nicht versäumt wurden. Hell von Kopfe und warm im Herzen, wuchs Ernst zur Freude seiner Eltern auf, verlor aber den Vater früh, in seinem vierten, und die Mutter in seinem sechszehnten Jahre; die Last der Regierung, welche im Namen aller Brüder geführt wurde, ruhete begreiflich auf ihm, als dem ältesten, und mit lebhafter Theilnahme gab er sich den öffentlichen Geschäften hin, sorgte für Kirchen und Schulen, und stiftete, obgleich er von den Einkünften der fürstlichen Familie nur 8000 Gulden jährlich bezog, ein Kapital von 27,000 Gulden, um mit den Zinsen schlechtbesoldete Pfarrer und Schullehrer zu unterstützen, Schulbücher anzukaufen &c.; aber alle diese Reime wurden durch den Sirocco des Krieges erstickt, welcher die Lage des jungen Regenten und seines Landes immer bedenklicher machte. Zwar so lange der Krieg sich auf Böhmen beschränkte, war die Gefahr für den Augenblick geringer; als aber der Kaiser die Böhmen mit Härte behandelte, ihren Freiheitsbrief mit eigener Hand zerschnitt, die protestantischen Prediger verjagte und die protestantische Kirche in seinen Erbstaaten gänzlich zu unterdrücken sich bemüdete, ob auch Tausende von fleißigen und ruhigen Familien auswanderten; als das Heer der katholischen Liga unter dem Bayerngeneral Tilly den König Christian von Dänemark und die niedersächsischen Stände schlug, und sich dann mit Wallenstein vereinigte, der den Herzog von Mecklenburg vertrieb und Stralsund belagerte: da blieb den bedrückten Protestanten kein Mittel übrig, als sich an Gustav Adolph von Schweden anzuschließen, welcher im Juni 1630 an der pommerschen Küste landete. Noch immer zauderten die deutsch-evangelischen Fürsten, gegen ihren Lehnherrn, den Kaiser, zu kämpfen, und Gustav Adolph konnte nur Schritt vor Schritt gehen; als aber Tilly nach Magdeburgs Eroberung in das bisher verschonte Kurfürstenthum Sachsen einfiel und der Kurfürst dem Beispiele Brandenburgs und Pommerns gefolgt war, begab sich der Herzog Ernst, trotz seines friedliebenden Gemüthes, zum schwedischen Heere, um der Sache des Protestantismus, wie seine Vorfahren und seine Brüder Bernhard und Wilhelm seinen Arm zu weihen; der König machte ihn zum Obersten eines Reiterregiments und beihelt ihn bei seinen Zügen durch Sachsen

Thüringen, Franken und Bayern zur Seite. Ueberstrahlte den Herzog auch später sein Bruder Bernhard als Kriegsheld, focht auch der andere Bruder Wilhelm schon bei Prag auf dem weißen Berge so tapfer für seine Glaubensgenossen und den Kurfürsten von der Pfalz, daß von 2000 Mann seines Regimentes nur 26 übrig blieben, so zeichnete Ernst sich doch nicht weniger durch Muth und Entschlossenheit, als durch Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aus. Mainz und die Rheinlande wurden genommen, und hier ruhte der König eine Zeitlang aus<sup>9</sup>, obgleich er, durch Bayern nach Oesterreich vordringend, vielleicht das Ende des Krieges beschleunigt hätte; darauf ging er über Nürnberg, welches ihn mit Freuden empfing, nach Donauwerth, wo Tilly bei Rain den Uebergang über den, durch Schneewasser angeschwollenen Lech vertheidigen sollte. Unter dem Donner einer Batterie von 72 Kanonen ließ der König den 5. April 1632 eine Schiffbrücke schlagen, 300 kühne Finnländer gingen hinüber, verschanzten sie so schnell und wehrten sich so tapfer, daß der König, nachdem Herzog Ernst eine Furth gefunden, mit seinem Regimente unter dem heftigen Feuer der Feinde übergesetzt war und auch Tilly eine tödtliche Wunde erhalten hatte, den Uebergang erzwang und München in Besitz nahm. Bald darauf unterstüzte der Herzog seinen Bruder Bernhard bei der Eroberung von Füssen und Landsbut: der Eingang in Oesterreich schien jetzt offen; aber der Kaiser hatte Wallenstein (Waldstein) wieder an die Spitze seines Heeres gerufen, mit fast unbeschränkter Vollmacht. Langsam trieb dieser jedoch die Sachsen aus Böhmen, um seinen Feind, den Kurfürsten von Bayern, dem er seine frühere Absehung hauptsächlich zu danken hatte, zu demüthigen, erst als die Bayern sich in Eger mit ihm vereinigt hatten, rückte er, 60,000 M. stark, dem König entgegen, und hatte es auf die reiche Handelsstadt Nürnberg abgesehen. Doch König, welcher dort seine Hauptmagazine hatte, ließ, da er, Sachsen Hülfe sendend, kaum 20,000 Mann bei sich hatte, ein stark verschanztes Lager anlegen und mit 300 Kanonen besetzen; eine ähnliche Stellung nahm Waldstein ihm gegenüber ein, wagte jedoch keinen Angriff. Der König, welcher eiligst seine abgesendeten Truppen hatte herbeikommen lassen, fand nach acht Wochen einen solchen Zustand, da auch die Lebensmittel in der Stadt zu Ende gingen, unerträglich (August), und beschloß am 13. August einen Sturm auf das feindliche Lager. Bergens waren aber die Angriffe der Schweden wie der Deutschen. Wallenstein sandte einen so fürchterlichen Kugeltregen von seinem Berge herab, daß Herzog Ernst, wie sein Bruder Bernhard und der König selbst in Lebensgefahr kamen, und die Schweden mit einem Verlust von 2000 Mann über die Rednitz zurückgingen. Der König wandte

sich wieder gegen Bayern, aber Waldstein fiel in Sachsen ein, vereinigte sich mit Pappenheim, und dachte dort Winterquartiere zu nehmen, während Pappenheim nach Köln gehen sollte: aber der König war eiligst nachgerückt und lieferte auf die Nachricht von Pappenheims Abmarsch die Schlacht bei Lützen, den 6. Nov., welche ihm das Leben kostete; Herzog Bernhard übernahm das Kommando, trieb die Kaiserlichen zurück. Als Pappenheim auf Wallensteins Befehl zur eiligen Rückkehr heranbrausete und mit seinen Reitern Alles vor sich niederwarf: da war es Herzog Ernst, der sich ihm so kräftig widersetzte, daß Pappenheim sein Leben verlor und der Sieg den Schweden blieb. Der Tod des edlen Schwedenkönigs war ein Unglück für Deutschland, weil Niemand mit dem nöthigen Einfluß an der Spitze des Ganzen stand, die deutschen Fürsten sich dem schwedischen Kanzler Oxenstiern und schwedischen Generalen nicht gern unterordneten und Frankreichs Einfluß dadurch überwiegend wurde. Freilich werden ihm von anderer Seite Absichten auf die Kaiserkrone beigelegt; allein das würde, selbst wenn er sie erhalten, Deutschland nicht von Schweden abhängig gemacht haben. — Der Krieg, dessen die protestantischen Fürsten höchst überdrüssig waren, wäre jetzt vielleicht beendigt worden, wenn der Kaiser Wallensteins Rath, „das Bisherige zu vergessen und zu verzeihen und den Protestanten beruhigende Absichten zu eröffnen, befolgt hätte; aber er ließ sich von Jesuiten und seinen von diesen geleiteten Rathgebern zur Fortsetzung verleiten, weil er den Protestantismus gänzlich zu unterdrücken hoffte!

Nach der Schlacht bei Lützen begab sich Herzog Ernst nach Weimar, um dem Andenken des gefallenen Glaubenskämpfers einen Trauergottesdienst zu halten, und bemüdete sich dann eifrig, seinen Bruder Bernhard, der das Oberkommando über das deutsch-evangelische Heer erhalten hatte, neue Truppen zu werben, nahm aber an dem Kampfe nicht weiter Antheil, weil er den ihm mehr zusagenden Beruf erhalten hatte, die fränkischen Bisthümer Würzburg und Bamberg für seinen Bruder Bernhard zu verwalten, der sie von den Schweden zugesichert erhalten hatte. Er ging 1633 dahin und verwaltete das Land mit Eifer, Weisheit und Güte.

Die Beförderung der evangelischen Lehre lag ihm begreiflich sehr am Herzen; er setzte daher evangelische Prediger, Lehrer und Superintendenten ein, um dem vernachlässigten Volke und seiner Jugend ein Licht anzuzünden und den Weg des Heils zeigen zu lassen; aber nirgends wurde ein Zwang ausgeübt: es konnte katholisch bleiben, wer da wollte und seines Gottesdienstes warten, selbst der im Würzburger Jesuiten-Kollegio lebenden Jünglinge nahm er sich väterlich an. Sicherlich würde für das schöne Land noch mehr geschehen

sein, wenn Ernst es länger hätte verwalten können; aber die Schlacht bei Mordlingen 1635 und der Friede, den Sachsen einseitig mit dem Kaiser schloß, brachte es wieder in die Hände der frühern Besitzer: das beste Zeugniß für seine Regententugenden legte der Bischof von Würzburg ab, welcher nach seiner Rückkehr an den Erzherzog Leopold schrieb: „Ernst habe in der kurzen Zeit besser hausgehalten, als wenn er selbst zugegen gewesen.“

Der Herzog, tief den Jammer des Vaterlandes fühlend, zog sich nun vom Kriegsschauplatz gänzlich zurück, glaubte für seine Person durch eine weise Regierung seiner Erblande mehr zu nützen, und arbeitete daher auch unablässig auf einen „billigen Frieden“ hin. In dieser Absicht suchte er durch dringliche Vorstellungen bei den kaiserlichen und schwedischen Generälen, bei Ogenstern und besonders bei seinem Bruder Bernhard zu wirken, den er unablässig ermahnte, den Frieden zu befördern, so weit es ohne Verletzung der Gewissensfreiheit und ohne „Schmälerung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ geschehen könne, und endlich trat er, wie Weimar, auf die Einladung des Kurfürsten von Sachsen, dem Prager Frieden bei, der ihm freie Religionsübung zusicherte. Desgleichen thaten seine Brüder bis auf Bernhard, der noch 4 Jahre an der Spitze eines siegreichen Heeres stand, bis er mitten in dieser Laufbahn, wahrscheinlich an dem Gifte seiner und der Schweden Bundesgenossen, der Franzosen, denen man nach der Mordlinger Schlacht das Elsaß eingeräumt hatte, damit es nicht in die Hände der Kaiserlichen fiele. Nach Bernhards Tod wußten die Emisfaire des Kardinals Richelieu das Heer und das Land an sich zu bringen.

Nach seiner Vermählung mit der einzigen Tochter des Herzogs von Altenburg wohnte Ernst erst in Weimar, zog jedoch einige Jahre später nach Gotha, nachdem er 1640 das bisher gemeinschaftlich regierte Land mit seinen beiden allein am Leben gebliebenen Brüdern dergestalt getheilt hatte, daß Wilhelm das Herzogthum Weimar, Albrecht Eisenach und Ernst Gotha erhielt, und so wurde er Stifter des bis 1826 regierenden sächsisch-gothaischen Hauses. Mit allem Eifer suchte er nun so viel möglich die Leiden des Krieges zu mildern, dessen letzten sieben Jahre aber für Thüringen erst recht drückend wurden; denn die Kaiserlichen schonten, trotz des Friedens, das Land nicht, und die Schweden behandelten Alle, welche dem Frieden beigetreten waren, als Feinde. Bloss an Brandschagungen mußten 87,400 Thaler baar und außerdem noch vieles Getreide und Lebensmittel geliefert werden, vor Plünderung und Brand waren manche Orte von ihren Bewohnern gänzlich verlassen worden, andere waren durch Hunger und Pest ausgestorben, die Leichname konnten nicht alle unter die Erde gebracht

werden und wurden von Hunnen und wilden Thieren gefressen und den Uebriggebliebenen fehlten Nuth und Mittel, ihre verwüsteten Ländereien wieder in Ordnung zu bringen, weil Keiner wußte, ob nicht schon morgen die Zerstörer wieder herbeikommen würden.

Ernst verlor jedoch den Muth nicht, sondern griff mit warmem Eifer und musterhafter Umsicht das schwierige Werk an. In einem Sendschreiben beklagte er gleich bei seinem Regierungsantritte das Unglück des Landes, ermunterte zum Gottvertrauen, und versprach, was in seinen Kräften stehe, mit Gottes Hülfe zur Verbesserung zu thun; dann berief er seine Landstände und gelobte: „seine Unterthanen bei dem reinen Worte Gottes, wie dasselbe in den Schriften der Propheten und Apostel, in den drei Hauptsymbolen der christlichen Kirche, in der umgeänderten augsburg. Confession, deren Apologie, den Katechismen Lutheri, den schmalkaldischen Artikeln und dem christlichen Concordien-Buch verfaßt sei, treulich und fürstlich zu schützen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, die wohlhergebrachten Freiheiten, Privilegien, Statuten &c. aufrecht zu erhalten.“ Endlich gab er eine neue Landesordnung auf milder Grundlage, ordnete das Beamtenwesen, den Staatshaushalt &c. Um der gegenwärtigen Noth zu wehren, reisete er selbst zu den feindlichen Befehlshabern, und suchte durch eindringliche Vorstellungen zur Schonung seiner Unterthanen zu bewegen; um vor Plünderungen und Ueberfällen kleiner Streifpartheien gesichert zu sein, errichtete er eine Art Landwehr, welche durch Wachfeuer nach den bedroheten Punkten gerufen wurde; in dem befestigten Gotha legte er ein Getreidemagazin für die geplünderten Unterthanen an, Anderen gab er die Mittel, ihre Wohnungen und Felder wieder anzubauen; die herrenlosen Ländereien ließ er selber bearbeiten und den Ertrag an Nothleidende vertheilen oder ertheilte sie den Besitzlosen; stellten sich jedoch die Eigenthümer wieder ein, so erhielten sie ihr verbessertes Land unentgeltlich zurück, und bald wurde die Wohlhabenheit der altenburger Bauern zum Sprüchwort.

Vorzüglich gingen ihm die geistige und sittliche Verwilderung des Volks und der Jugend zu Herzen \*). Wie viel des Guten, was

---

\*) Nie, wie nach diesem Religionskriege, war die wahre Religiosität tiefer gesunken! „Unvernunft und Böswilligkeit der Völker überall, Klagen auch die Bayerfürsten, so daß nicht etwa bloß die Kinder, sondern selbst die Erwachsenen kein Vaterunser beten können, die Gebote Gottes, ja, wie viel Gott sei, gar nicht wissen.“ Dennoch war es der Papst, welcher den westphälischen Frieden verwarf und verfluchte! Dazu wurden in Prag alle böhmischen und hussitischen Bücher öffentlich verbrannt, die Heidelberger Bibliothek nach dem Vatikan geschafft oder zur Pferdestreu verwendet; andere, z. B. der Codex Argentinus, kamen nach Upsala.

die Reformation bewirkt, war untergegangen in dem langen Kriege, der alle Bande frommer Scheu gelöst und jede Art der Sittenlosigkeit und Gottesvergeffenheit genähret hatte. Sollte dem äußern Glande gründlich gewehret werden, so mußte, das fühlte der Herzog tief und innig, hier ein Wandel geschehen. Darum setzte er noch während des Krieges 1641 eine Kommission ein, die eine allgemeine Kirchen- und Schul-Visitation von Ort zu Ort anstellen, und Prediger und Lehrer, Kinder und Erwachsene, welche durch Glockengeläute in die Kirchen berufen wurden, examiniren mußte. Auf den betrübenden Bericht derselben mußten die bedeutendsten Geistlichen zusammentreten und Vorschriften für die Prediger entwerfen. Neben der Predigt sollten — das war des Herzogs Lieblingsgedanke und ein Beweis, wie klar er die Bedürfnisse und die Heilmittel erkannt hatte, — auch mit Erwachsenen Katechisationen (Christenlehren) gehalten werden. Freilich erhob sich ein groß Geschrei, auch Spott und Hohn fehlten nicht; aber der Herzog ließ sich „nicht irren durch des Böbels Geschrei,“ und wenn ein Prediger seine Gemeinde nicht zum Besuche der Christenlehre bewegen konnte, so drang des Herzogs eigenes Erscheinen durch, bis endlich allenthalben die Einführung gelang und „da begannen die armen Leute, welche früher das Wort Gottes lästerten, allmählig zu sehen, was große Wohlthat Gott ihnen durch ihren Landesherrn in diesem Punkte bewiesen hatte, und dankten Gott und ihm selbst noch auf ihrem Sterbebette dafür.“ — In Gotha besuchte der Herzog oft selbst diesen Katechismusunterricht der Erwachsenen und „seine Freude über die richtigen Antworten war oft entzückend.“ — Im Jahre 1645 versammelte er eine „allgemeine Landes-Synode,“ und ließ eine verbesserte Konsistorial-Ordnung entwerfen. Nach dieser wurde eine scharfe Prüfung mit den Predigtamts-Kandidaten gehalten: sie mußten gründliche Kenntniß in der christlich-evangelischen Gottesgelehrtheit in allen ihren Theilen besitzen und glaubwürdige Zeugnisse ihres christlichen Wandels ablegen, und der Herzog selbst erkundigte sich fleißig nach ihren und der Prediger Leben und Wirken. Das „Landeskirchen-Inspektorat,“ welches er einsetzte, bestand aus bewährten Geistlichen, welche beständig im Lande umherreisen und an Sonn- und Festtagen unvermuthet die Kirchen besuchen und nach dem sittlich-religiösen Zustand der Gemeinde sich erkundigen mußten. Strenge war verboten, bei Anstellung oder Beförderung auf Better- und Berwandschaft Rücksicht zu nehmen, Fähigkeit und Würdigkeit sollten allein entscheiden, auch war den Wählenden streng eingeschärft, daß sie als Repräsentanten der Gemeinde für die evangelisch-luther. Kirchen einen evang.-luther. Geistlichen zu wählen hätten, nicht aber einen, der etwa ihren subjectiven Ansichten zugethan wäre! Dann wurde eine „vollständige

Agende“ abgefaßt, damit die Geistlichen ihre Amtshandlungen auf eine würdige und gleichförmige Weise verrichten möchten; übermäßige Lobpreisungen in Leichenreden wurden untersagt. Das gesammte Kirchen- und Schulwesen stellte er unter die Aufsicht von sechs Superintendenten und acht Adjunkten, und der General-Superintendent von Gotha war der Ober-Ausscher. Aber auch der Herzog selbst besuchte bald hier, bald da die Prediger und Schulmeister und trug ein Verzeichniß derselben bei sich. Dabei ließ er es an Ermunterungen und Ermahnungen nicht fehlen. Einst fand er bei einem Prediger eine hebräische Bibel, und legte unvermerkt einen Dukaten hinein, um sich zu überzeugen, ob jener sie fleißig studire. Als er jedoch nach einiger Zeit das Goldstück noch darin fand, nahm er es wieder zu sich, um es zu etwas Besserem zu verwenden. Alle Landgeistliche unter 60 Jahren mußten abwechselnd alle 14 Tage Dienstags in der Hofkirche predigen, wobei der Herzog zugegen war, und bei Tische noch manches ermunternde Wort mit ihnen redete.

Soll die Kirche und das sittliche Leben gedeihen, so muß die Schule einen guten Grund legen: das sahe der Herzog ein, und deshalb wurde eine „Schulordnung“ entworfen, und mit Ernst durchgeführt. Mit Ausnahme der Aerdntezeit mußten die Kinder vom vollendeten fünften Jahre an die Schule besuchen, wo sie nicht allein in Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern vorzüglich in den Wahrheiten der christlichen Religion nach dem lutherischen Katechismus unterrichtet wurden. Auch ließ er, um die Kinder in anderen nützlichen Kenntnissen über Welt und Menschen zu belehren, ein Buch ausarbeiten: „Kurzer Unterricht, welcher handelt 1) von natürlichen Dingen, 2) von geist- und weltlichen Landessachen, 3) von etlichen Hausregeln, 4) von etlichen nützlichen Wissenschaften,“ damit es der Schuljugend auf dem Lande und in den untern Stadtschulen erklärt werde, und bis auf die neuere Zeit ist es unter verbesserter Gestalt im Lande benutzt worden. In einer Anweisung für die Lehrer voll trefflicher Grundsätze, wird diesen vorgeschrieben, sich eine Sammlung von Pflanzen, Steinen zc. anzulegen, Zirkel, Kompaß und Bleiwage bei der Hand zu haben. Auch im Kirchengesange wurde die Jugend fleißig geübt, und Kirchenmusiken selbst in Dorfkirchen gebräuchlich. Daher pflegte man zu sagen: „Die Bauern in Herzog Ernsts Lande sind klüger, als anderswo die Edelleute.“ — Doch nicht blos um das Wissen war es dem Fürsten zu thun; er sahe das Thun und Ueben, das sittliche, fromme Leben für die Hauptsache und den Zweck aller Erziehung an: darum mußten die Schullehrer nicht allein über die Fortschritte in Kenntnissen, sondern auch über das sittliche Betragen ihrer Kinder dem Konfistorio Bericht abstaten, und diejenigen Kinder,



welche sich bei Schulprüfungen durch Wissen und Betragen auszeichneten, erhielten zur Aufmunterung kleine Geschenke; darum wurde aber auch über das Lehren und Leben der „Schuldienere“ eine genaue Aufsicht geführt, damit nicht gewissenlose Lehrer durch verderbliche Grundsätze und Beispiele die Herzen der Kinder zum Unglauben, zur Gleichgültigkeit gegen Gott und sein Wort, zum Ungehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, zum Leichtsinne und zur Sinneslust verleiten möchten.“ Damit aber Prediger und Lehrer ihr eben so schweres als wichtiges Amt mit Freudigkeit verwalten konnten, vermehrte er nach und nach ihre Besoldung, erfreute sie durch manche Gabe, besuchte sie in Krankheiten und stiftete für ihre Wittwen und Waisen eine Pensionsklasse. Auch den höheren Unterricht, der ihm tüchtige Beamte bilden sollte, ließ er nicht aus der Acht; dem Gymnasium in Gotha gab er eine bessere Verfassung und einen trefflichen Rektor Reyher, so daß es bald nicht allein aus andern deutschen Staaten, sondern auch aus Dänemark und Schweden besucht wurde. Nicht weniger Sorgfalt bewies er der Universität Jena, welche die sächsischen Herzoge gemeinschaftlich unterhielten; es war hauptsächlich sein Werk, daß die Herrschaft Remda und das Gut Apolda ihr geschenkt und sie mit ausgezeichneten Lehrern besetzt wurde.

Auch im bürgerlichen Leben suchte Ernst eine „feine äußerliche Zucht,“ welche auf die innere einen wesentlichen Einfluß hat, aufrecht zu erhalten. Daher traf er strenge Maßregeln, damit die Sonntagsfeier wieder geheiligt werde, verbot alles Kaufen und Verkaufen, ließ die Wirthshäuser schließen, wie die Kramladen zc., gab strenge Gesetze gegen liederliche Weibspersonen, verbot jede unanständige Kleidertracht, wie den übermäßigen Aufwand bei Mahlzeiten, in Kleidern zc., und erließ gegen das „unmäßige Saufen,“ worin die Deutschen damals noch eine Ehre setzten, scharfe Verordnungen, welche von den Kanzeln abgelesen werden mußten.

Mitten unter der fortdauernden Kriegsnoth hatte die Stadt Gotha 1646 das Unglück, durch eine furchtbare Feuersbrunst zur Hälfte in Asche gelegt zu werden. Tief erschüttert berief der Herzog einen Landtag, und hielt den Adeligen in kräftiger Rede „ihr Fressen und Saufen, ihr Fluchen und Balgen“ vor, daß sie erschüttert ihm Besserung und christliche Obhut über das Volk verhießen, und setzte Rügengerichte ein, welche öffentliche Vergehungen gegen christliche Zucht und Sitte gebührend ahnden muß. Dann wandte er sich zu dem Jammer der Verunglückten, unterstützte, wo es Noth that, und bald stand Gotha trotz der ungeheuern Contributionen, welche es den Schweden nach Erfurt liefern mußte, bald schöner wieder da! Hatten früher die deutschen Fürsten ausschließlich sich den Religions-

interessiren hingegeben, so ergriff Ernst die rechte Mitte, folgte den Forderungen einer neuen Zeit, an deren Schwelle er stand, und beförderte einen geordneten Haushalt und geistige Bildung, ohne jedoch in das andere Extrem überzugehen, und alles Heil des Staates in Vergrößerung der Einnahme und Industrie zu setzen!

Unbegreiflich erschien es Vielen, wie der Herzog, trotz des drückenden Krieges, so viel auf die Verbesserung des innern und äußern Zustandes seines Landes verwenden konnte, und manche meinten, er müsse unter den Ruinen des früher zerstörten Schlosses Grimmenstein einen Schatz gefunden haben. Ernst aber verstand das weise Haushalten, war sparsam und haßte jeden unnöthigen und übermäßigen Aufwand. Nicht reichliches Einkommen, sondern sparsames Ausgeben macht reich: das war sein Wahlspruch. Das Tuch zur Hofkleidung ließ er selbst im Lande machen, seine Mittagstafel war einfach, und als einst ein Fürst mehrere Tage und Nächte bei ihm verweilt hatte, schrieb er unter die Rechnung von 3 Gulden 9 Gr. für verbrannte Lichter: „Ist allviel!“ Als er einst bei einem seiner Amtleute übernachtete, setzte dieser ihm vier Lichter auf den Tisch. Ernst löschte stillschweigend zwei derselben aus, und wie er nachher jenen bei zwei Lichtern sitzen sahe, verlöschte er eins mit den Worten: „Freund, es sind schlimme Zeiten!“

Den Ertrag seiner Hausgüter kannte er sehr genau: alle seine Amtleute mußten ihm jährlich vollständige Rechnung ablegen, und besuchte er sie, so durfte auch keine Harke am unrechten Ort liegen und unnütz verderben; die Steuereinnehmer wurden genau beaufsichtigt, daß nicht leicht ein Unterschleif statt finden konnte; dagegen hütete er sich vor jedem ungerechten Pfennig, denn durch „ungerechte Einnahme,“ erklärte er, „entflieht der göttliche Segen. Ein guter Fürst wird nicht das für recht halten, was das Sicherste, sondern das für das Sicherste, was recht ist.“ „Regenten sind gemacht aus Erden, regieren auf Erden und müssen zu Erde werden.“ Solche christliche Grundsätze schützten ein Volk mehr, als papierne Constitutionen!

Gleich beim Antritt seiner Regierung entschloß er sich, ein Residenzschloß zu bauen; da er bisher das Kaufhaus (Rathhaus) bewohnen mußte, welches der Bürgerschaft dadurch entzogen wurde und es ihm, seiner Familie und Dienerschaft zu beschränkt wurde. Weil der Vorrath in seiner Kasse damals geringe war, so machten seine Räte freimüthige Einwendungen dagegen. Er antwortete ihnen: „Aus eurem Rathe erkenne ich eure Gewissenhaftigkeit; weil ich dieses Haus aber nicht zum Vergnügen, sondern aus Nothwendigkeit und zur Erleichterung meiner Bürgerschaft erbaue, so getröste ich mich

der göttlichen Hülfe. Sollte es aber anders ausfallen, so will ich auch selbst und allein die Schuld tragen.“ Nun ließ er ihre Rathschläge zu Protokoll nehmen und versiegelt ins Archiv legen, und als das schöne Schloß auf seiner Höhe, wo einst Grimmenstein stand, 1648 vollendet und kein Groschen darauf schuldig geblieben war, ließ er nicht allein das Protokoll öffentlich als Beweis der Rechtschaffenheit seiner Minister vorlegen, sondern auch das Gebäude aus Freude über den heiß ersehnten westphälischen Frieden Friedenstein nennen, und wohl war es ihm zu gönnen, daß er nun mit seiner Familie (die zu 12 Prinzen und 6 Prinzessinnen heran wuchs) sich einer bequemeren Wohnung erfreuete. Doch zu diesem Zweck allein hatte er das Schloß nicht erbaut. Er gründete dort noch eine große Bibliothek, ein Münzkabinet, eine Kunst- und Naturalien-Sammlung und wies allen seinen höhern Behörden hier ihre Geschäftszimmer an, kam oft dahin, und keiner seiner Räte war sicher vor seinem scharfen Blick; dagegen konnte Jeder seiner Untertanen schriftlich oder mündlich ihm sein Anliegen vorbringen. Einst kam ein alter Kandidat niedergeschlagen aus dem Konfistorialzimmer, weil er dort gehört, daß eine erledigte Stelle bereits dem Better eines Hofraths zugesprochen sei. Der Herzog ließ sich die Sache erzählen, führte ihn in das Zimmer zurück und fragte: „Wer ist von beiden der älteste Kandidat? Ist er unfähiger oder unwürdiger als der Andere?“ „Nein, Ew. Durchlaucht.“ „Nun,“ sagte der Herzog lächelnd, „so soll dieser, mein Better, der nächste zum Dienste sein und Euer Better noch etwas warten.“

Den Frieden feierte er noch durch eine silberne und goldene Münze mit der Aufschrift: „Gott, den Herren, lobt und ehrt, der den Frieden hat bescheert! Fördert seine Furcht und Ehr', sonst besteht er nimmermehr!“ Diese in größern und kleinern Sorten geprägte Münze ließ er an die Schulkinder jedes Ortes vertheilen, „damit sie sich Zeitelbens dabei an Gottes Erbarmen erinnern sollten; außerdem gab er seinen Beamten, Pfarrern, Lehrern, wie den Armen reiche Geschenke und noch 20,000 Gulden zu einem Waisenerziehungshause.

Dem Landmanne erließ der Herzog die lästigen Frohndienste und verwandelte sie in eine mäßige jährliche Abgabe, und schützte sie durch seine Jäger vor überhandnehmenden wilden Thieren; große Jagden stellte er nicht an. Getreidemagazine hatte er an mehreren Orten, wo er in guten Jahren den Ueberfluß aufschüttete und in dürren das Getreide wohlfeil verkaufte, und noch Tausend Arme, Kinder und Schwache umsonst speisete. Um seinen Untertanen den Absatz ihrer Verkaufsartikel zu erleichtern, errichtete er auf der Werra eine Schiff-

fahrt in die Weser und auf der Unstrut in die Saale. Unaufhörlich verbesserte und vermehrte er seine Stiftungen für Schule und Universität, für Prediger, Lehrer und Studenten. Einige Jahre vor seinem Tode (1670) errichtete er die sogenannte „milde Stiftungskasse“ zu verschiedenen Zwecken, und gab nach damaligem Geld 142,000 Gulden dazu her, und zwar, wie er sich ausdrückt, „in dankbarlichster und schuldigster Erinnerung der von dem allgütigen Gott Zeit meines Lebens und meiner Regierung reichlich empfangenen Gutthaten.“

In seinem Leben hatte er vielfach an seinem eigenen Herzen erfahren, „daß in dem Worte Gottes eine Kraft liege, selig zu machen Alle, die daran glauben;“ um nun dem Volke eine Anleitung zu geben, die Bibel richtig zu verstehen und zur Lehre, zum Trost und zur Besserung auf sich anzuwenden, beauftragte er neunundzwanzig Theologen, darunter den berühmten General-Superintendenten Salomon Glasflus, † 1656, und Professor Johann Gerhard in Jena, eine faßliche, dem Text einzuverleibende Erklärung zu Luthers Bibelübersetzung auszuarbeiten, bei jedem Kapitel vorher den Inhalt anzugeben und zuletzt eine Nutzenwendung beizufügen. Bald kam das berühmte große weimarische oder ernestinishe Bibelwerk, Nürnberg 1640, in Folio, zu Stande, welches auch die gothaische oder nach ihrem Druckort die nürnbergische Bibel heißt, mit Erklärungen und Auslegungen, mit Zeichnungen der Stiftshütte, des Tempels, der Stadt Jerusalem, des Stammbaumes Christi, Bildnissen zc., wurde für die Landeskirchen angeschafft und ging, obgleich es 6¼ Thaler kostete, so schnell ab, daß es mehrmals neu aufgelegt und in vielen Häusern als Hauschatz betrachtet und vererbt wurde. Als es vollendet war, dankten die Prediger in Nürnberg öffentlich in der Kirche Gott für diese Wohlthat. Für die Kinder ließ er die biblischen Geschichten in Kupfer stechen und unter dem Titel: „Christlich gottselige Bilderschule“ für drei Groschen verkaufen. Endlich ließ er das erste gothaische Gesangbuch anfertigen, und gab seinem Volke statt mancher lateinischen Gesänge deutsche Lieder zum kirchlichen und häuslichen Gebrauche.

Bei diesem religiösen, kirchlichen Sinne, von welchem seine ganze Regierung Zeugniß ablegt, mußten ihm die damals ausbrechenden Streitigkeiten in der lutherischen Kirche tief schmerzen. Die helmsstädter Theologen, vorzüglich Georg Calixtus, hatten über manche Unterscheidungslehren der Kirche, z. B. von der Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit, vom Abendmahl, von Anrufung der Heiligen, vom Sündenfall, vom alten Testamente, von der Zulänglichkeit des apostolischen Symbolums zc. Ansichten geäußert, welche theils auf Sinneigung zum Katholizismus, theils auf eine Gleichgültigkeit gegen

die besondere Konfession und Glaubensmengerei (daher synkretistischer Streit) hinzudeuten schienen. Der Umstand, daß mehrere seiner Schüler und Freunde sich zum Katholizismus wandten und die Streitschriften, die Galixt mit einigen mainz-cölnischen Theologen zu wechseln hatte, ließen vermuthen, daß seine friedfertigen Gesinnungen sich nicht bloß auf die Protestanten erstreckten. Gegen ihn traten außer manchen andern auch die wittenberger und leipziger Theologen auf, und bewiesen, daß Luther nicht um unbedeutende Dinge solche Risse in der Christenheit verursacht habe. Der Streit, welcher glücklicherweise nicht unter das Volk kam, sondern unter den Gelehrten blieb, wurde immer heftiger, weil der größte Theil der Theologen für und wider Partei nahm. Vergebens suchten die Fürsten, wie der Landgraf von Hessen, der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg und August von Braunschweig vermittelnd einzuwirken, dem Eifer und der Bekehrungslust durch Religionsgespräche zu wehren oder zu mildern. Auch Herzog Ernst, obgleich er den Wittenbergern und Leipziguern Recht geben mußte, gab sich alle Mühe, sie in Schranken zu halten, um einen christlichen Frieden herbeizuführen; aber die Helmstädter nahmen die Hand nicht an, die ihnen jene auf des Herzogs Betrieb darboten. Daher ging der Herzog in die Idee des lübeckischen Superint. Nic. Hunnius ein, durch Errichtung eines „Kollegiums von frommen, grundgelehrten, moderaten und arbeitsamen, durch sämtliche protestantische Fürsten zu unterhaltenen Theologen,“ welche alle Streitigkeiten in der evangelisch-lutherischen Kirche beilegen, die Widersacher christlicher Wahrheit zum Schweigen bringen, und die gesunkene Zucht wieder heben, die Censur theologischer Schriften übernehmen, ein allgemein bindendes Symbol ausarbeiten, Kirchengeschichte und Gewissensfälle behandeln sollten,“ einen ewigen Frieden in dieser Kirche zu stiften und der katholischen Kirche, welche ihrer äußeren, erzwungenen Einheit sich schadenfroh rühmte, dadurch entgegen zu wirken. Er erbot sich zur freigiebigsten Unterstützung, ließ verschiedenen deutschen Höfen durch seine Räte deshalb Anträge thun und sogar seinen Sohn Ludwig nach Dänemark und Schweden, deren Könige nebst dem Kurfürsten von Sachsen an der Spitze stehen sollten, reisen; und obgleich er nicht die nöthige Theilnahme fand, unterließ er nicht, was auf die Beilegung des Streites einwirken konnte. Simon Glassius, Professor in Jena und dann General-Superintendent in Gotha, mußte ein Bedenken aufsetzen, und Musäus die Angriffe Galors, der die jenaer Theologen der helmstädtischen Irrthümer beschuldigt hatte, widerlegen; dieser that es mit so viel Scharfsinn, Bündigkeit und Milde, daß er († 1681) zur Beilegung dieses Streites am meisten beitrug.

Auch über Deutschlands Grenzen hinaus richteten sich des Herzogs Blicke auf seine Glaubensgenossen. Er benutzte die Gelegenheit, welche ihm der Besuch eines Gothaers, Stirhuber, gab, welcher Sekretär eines russischen Gesandten geworden, sich nach den in Rußland angesiedelten Lutheranern zu erkundigen, versuchte eine Annäherung zwischen der griechischen und lutherischen Kirche, empfahl sie in einem mit kostbaren Geschenken begleiteten Schreiben dem Schutze des Czaren, schickte der lutherischen Kirche in Moskau außer einem rührenden Brief, worin er Gott dankt, daß er dem Evangelio in einem so fernen Orte Bahn gebrochen und sie zur Eintracht ermahnt, Geschenke, besonders viele gute Bücher, woran sie Mangel hatten, und erhielt von dem russischen Fürsten ein freundliches Antwort- und Dankschreiben. Mit besonderer Theilnahme hatte der Herzog von den koptischen Christen in Aethiopien gehört. Daher ließ er, als ein aethiopischer Geistlicher, der Abt Gregorius, nach Deutschland kam, ihn durch Gesandte von Nürnberg holen, unterhielt sich während dessen viermonatlichen Aufenthaltes in Gotha viel mit ihm und entließ ihn reichlich beschenkt mit einem Schreiben an den Fürsten; sodann schickte er den in morgenländischen Sprachen sehr bewanderten Erfurter Wandeleben mit Geld und einer Apotheke dorthin, um mit dem Fürsten eine Verbindung anzuknüpfen und zum Gedeihen der dortigen Kirche etwas beizutragen. Doch Gregorius fand auf der Rückreise seinen Tod im Meere, und Wandeleben erkrankte in Aegypten und kehrte mit einem Schreiben des Patriarchen „an den ausgezeichneten, lobenswerthen, siegreichen und achtungswerthen Sultan Ernst“ nach Europa zurück. So fand Ernst auch bei fremden Völkern Ruhm und Ehre, und zwar nicht wie sonst durch Schlachtgewinn und Blutvergießen; und der Segen, den seine Einrichtungen stifteten, hat sich auch auf andere deutschen Staaten ausgebreitet. Selbst Katholiken bekennen: „Man gehe nach Gotha, und sehe, wie die Sonn- und Festtage dort ganz anders, als bei den Katholiken insgesammt geschieht, gefeiert werden.“ Ferner: „Zu Gotha in Thüringen befinden sich die Leute in ihrem Christenthum ungleich besser informirt und wissen daher sich in Widerwärtigkeiten und auf dem Todtenbette weit besser zu trösten und auch sein selbst zu beten, als in Italien und Spanien.“ Mehr als 40 Mönche und obere katholische Geistliche traten in Gotha öffentlich und freiwillig zur evangelischen Kirche über, von denen der Herzog einige in Jena studiren ließ, andere bis zu ihrer Anstellung unterstützte, z. B. den Veit Ludwig von Seckendorf, Verfasser der berühmten Geschichte des Lutherthums, Böckler u. A. Zu seinen Räthen gehörte Franzke und Avemann, wie Hiob Ludolf, einer der größten Sprachkundigen seiner Zeit, welcher 25 europäische und orientalische Sprachen, besonders äthiopisch verstand.

Ueber die geistlichen Angelegenheiten vergaß er nicht die weltliche Sorge für sein Land, über sein Land nicht die allgemeinen Angelegenheiten des gesammten Vaterlandes, welches damals von seinen beiden Erbfeinden angefallen war. Während der eroberungsfüchtige Ludwig XIV., begierig durch die im dreißigjährigen Kriege gemachte Beute, sich am linken Rheinufer und den Niederlanden immer weiter auszudehnen und unter allerlei Vorwände die dortigen Länder deutscher Fürsten in seine Gewalt zu bringen suchte, die unzufriedenen Ungarn gegen Oesterreich unterstützte, fielen die Bundesgenossen des „allerchristlichen Königs“ die Türken, von Ungarn her Oesterreich an, und bedroheten, siegreich und verwüstend vordringend, ganz Deutschland. „Das ist ein Zeichen des gerechten Mißfallens Gottes über unsere Sünden,“ sagte öffentlich der fromme Fürst, stellte aber auch schleunig sein Contingent zur Reichsarmee und setzte sein Land in den besten Vertheidigungsstand. Doch der kaiserliche Feldherr Montecuculi schlug den 1. August 1664 die weit überlegenen Türken durch seine höhere Kriegskunst; und wenn er auch wegen unzulänglicher Verstärkung und der Langsamkeit, mit der die Truppen der Reichsfürsten herbeirückten, den Sieg nicht eifrig genug verfolgen konnte, und Oesterreich Frieden schloß, indem es sogar Groß-Wardein und Neuhäusel abtrat, folglich die Türken Wien nahe genug blieben, so ließ doch Herzog Ernst ein Dank- und Jubelfest im ganzen Herzogthume halten, machte neue Einrichtungen zur Verbesserung der Sitten, und setzte 32,000 Fl. zur Aufrechthaltung des Konsistoriums aus.

Sein Land vergrößerte sich während seiner Regierung, ohne daß ein Blutstropfen darüber verloren ging. Das Herzogthum Eisenach wurde nach dem kinderlosen Tode des Bruders Albrecht zwischen Weimar und Gotha getheilt und 1672 starb der letzte männliche Sprößling des altenburgischen Hauses und damit fiel Altenburg und Coburg durch seine Gemahlinn dem Herzog Ernst zu; jedoch um mit seinem Bruder in Weimar nicht in Streit zu gerathen, überließ er diesem freiwillig: Dornburg, Altstädt, Roßla u. und verhütete damit jede aufkeimende Eifersucht.

So erreichte der edle Fürst, eben so fromm, gottesfürchtig und weise, als staatsklug, gelehrt und gebildet, nach und nach sein siebenzigstes Lebensjahr, und wenn auch sein Geist frisch und kräftig blieb, so fühlte er doch die Abnahme seiner körperlichen Kräfte, übergab 1674 die Regierung seinem ältesten Sohn Friedrich, dem er Lehrer und Vorbild eines würdigen Regenten gewesen \*).

---

\*) Und die Nachkommen folgten dem Beispiele. Friedrich II. (1691—1732) zeichnete sich durch Liebe zu Kunst und Wissenschaft, durch großartige Ver-

Oft noch ließ Herzog Ernst seine geliebten Untertanen von den Kanzeln herab grüßen, und zur treuen Beobachtung seiner Verordnungen, namentlich der Sonntagsfeier, der Katechismuslehre für Erwachsene, der christlichen Zucht und Ehrbarkeit und zur Uebung der Pflicht des Gebetes ermuntern.

Am 19. Februar 1675 lähmte ein Schlagfluß seine rechte Seite; aber auch während der Krankheitschmerzen und in der Nähe des Todes erhielt ihn sein frommer, gottvertrauender Sinn, er stärkte sich durch Worte der heiligen Schrift, bis er am 26. März 1675, nachdem er die Seinen gesegnet hatte, mit gefalteten Händen sanft entschlief; 73 Jahre 3 Monate alt. Um den Schloßberg war, wie bei der Todeskrankheit König Friedrich Wilhelms III., der ihm in vielen Stücken ähnlich war, die Menge des weinenden Volks gelagert, seine Todesstunde vernehmend, und die Trauer des ganzen Landes folgte ihm in die Gruft.

Sein Testament ist wie das des letztverstorbenen Preußenkönigs ein Regentenspiegel. Er dankt darin Gott für den Segen des Christenthums und des gereinigten Evangeliums, betet für sich, die Seinen und das Vaterland, trifft dann Bestimmungen über seinen Nachlaß und über die Erziehung seiner unmündigen Kinder, sie zur Einigkeit und Liebe ermahmend, redet endlich eindringlich und warm zu seinem Sohne und Nachfolger. Sein Testament war, wie sein ganzes Leben, ein väterliches und patriarchalisches, wie es freilich nur in einem kleinen Staate durchgeführt werden kann; denn in einem großen wäre ein so ins Spezielle gehendes Regiment nicht möglich. Das ist aber ein nicht zu verkennender Vorzug unsers Vaterlandes, der es für den Mangel einer französischen oder russischen Centralisation und der daraus hervorgehenden und oft beklagten einheitlichen, politischen Kraftentwicklung entschädigt. Denn jene Centralisation trägt auch viele herbe Früchte und ist der geistigen wie der freien Bildung eines aus vielen Stämmen bestehenden größern

---

mehrerung der Bibliothek, der Münzsammlung zc. aus, wie sein Sohn Friedrich III. († 1772) und sein Enkel, welche durch Ernst II. (1772—1804) noch übertroffen wurden, weil er, wie sein Biograph Beck ihn darstellt, „selbst Gelehrter war, mit ihnen verkehrte und sie, wie die wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen, unterstützte und förderte. Becker gründete damals die Rational-Zeitung der Deutschen, Ettinger den gothaischen Hofalmanach, Reichard den Rev.-Almanach und Theaterkalender, Salzmann stiftete seine Erziehungsanstalt, der berühmte Schauspieler Gähf wurde an den Hof berufen, ein Schullehrer-Seminar schon 1780 errichtet, der Baron von Grimm, der Illuminatenstifter Weißhaupt, der Baron von Thümmel u. A. lebten in Gotha. — Mit Friedrich IV. erlosch dies Regentenhaus 1825, das Land wurde unter Coburg-Weiningen-Hildburghausen vertheilt.



Volkes nachtheilig. Diese Kraft nach Außen wird nicht fehlen, so lange Preußen und Oesterreich (deren Militairmacht jede für sich es mit der französischen zc. aufnehmen kann [und damit das übrige Deutschland]) in ihrer äußern Politik Eins sind, namentlich wenn Deutschland ein Bundesstaat würde!

In seinem Familienleben zeigte der Fürst das Bild eines ächten deutschen Hausvaters. Mit Gebet und Lesen der heiligen Schrift in einem besonders dazu eingerichteten Zimmer begann der Tag; dann folgten Regierungsgeschäfte bis zum Mittag. Der Tisch war einfach wie bei einem wohlhabenden Bürger, und nur an Festtagen oder fürstlichen Besuchen wurde etwas mehr zugerichtet, und dann mußte der Hofprediger das Gebet verrichten, was sonst ein Edelknaube that; nach einem kurzen gemeinschaftlichen Spaziergang ging Ernst hierauf wieder an seine Geschäfte. Beim Mittags- und namentlich beim Abendessen hatte er neben seiner Familie gern gelehrte Männer, namentlich Gottesgelehrte, und unterhielt sich mit ihnen auf eine nützliche und ergötzliche Weise; fade Geschwätze und Spöttereien liebte er nicht. Der Abend schloß mit Gebet und Gesang, wie der Morgen begonnen. Konnte er Nachts nicht schlafen, so schrieb er gute Gedanken für sich und seine Kinder nieder, aus welchen sich ergiebt, wie ernstlich er es mit seinen Regentenpflichten nahm: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, ist nicht fähig, Menschen zu regieren. Ein Fürst soll nicht allein bedenken, daß er Mensch ist, sondern auch, daß seine Unterthanen Menschen sind. Ein Fürst, der die Armuth vertilgen will, muß erst ihre Mutter, die Verschwendung, vertilgen. Ein Fürst, der Angebereien nicht bestraft, fordert dazu auf“ zc. Sein Wahlspruch war nach Ps. 37. 7. Geduld und Hoffnung, Demuth und Gottvertrauen erfüllte sein Leben. Seine Kinder erzog er in Zucht und Ermahnung zum Herrn, und wie sorgfältig er über die Erziehung derselben nachgedacht, beweiset seine ausführliche „Verordnung,“ wonach sich die Kinder, wie die ihnen zugeordneten Beamten zu verhalten haben; sie handelt in 17 Abschnitten: von der Gottesfurcht, dem Gebete, Gottesdienst, Ehrerbietung und Gehorsam, Liebe und Freundlichkeit, Zucht und Ehrbarkeit, Gerechtigkeit und Arbeitsamkeit, Wahrheit und Aufrichtigkeit; ferner über ihr Verhalten bei Tisch und ihrer Erholung („von Erquickung des Leibes und Gemüthes,“ z. B. Spaziergänge und Ausflüge zum Inselberge zc.), von den Lektionen (Unterrichtsstunden) zc.

Ihren Vorgesetzten mußten seine Kinder pünktlichen Gehorsam leisten, Zeugnisse der Zufriedenheit haben und in den häufig vor dem Vater angestellten Prüfungen Beweise der Fortschritte geben. Zu viel Freistunden hatten sie nicht, weil Gewöhnung zur Arbeitsamkeit für

den Fürsten wie für die Unterthanen eine wahre Wohlthat sei. Auch bei seinen Hofleuten hielt er auf Ordnung und Zucht.

Oft bereisete er sein Land und nahm wie früher seine Brüder, so seine Söhne mit sich. Dann sprach er, oft unerkannt, mit Bürgern und Bauern, besuchte Kirchen und Schulen, beschenkte die fleißigen und folgamen Kinder mit Bilderbüchern oder den sogenannten Katechismusthalern, welche in den Familien als Heiligthum aufbewahrt wurden und mit einem Liedervers versehen waren; die Beamten wurden dann zur Rechenschaft gezogen, zur Gewissenhaftigkeit ermahnt, besonders durch den Ps. 101, welchen er den untreuen auch wohl ohne weiteres zuschickte; daher man bei Verdächtigen zu sagen pflegte: „Der wird auch bald den Fürstenpsalm zu lesen bekommen.“ An Fürsten, welche so treu ihre Regentenpflichten erfüllten, hat es glücklicherweise neben denen, welche als Kriegshelden auftraten und ihren Namen mehr in die Geschichten großer Weltbegebenheiten einschrieben, unserm Vaterlande zu allen Zeiten nicht gefehlt; wir erinnern nur an Eberhard und Christoph von Württemberg, Karl Friedrich von Baden, Karl August von Weimar, Leopold Ferdinand Franz von Dessau, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig u. a.

## 12) Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg.

Du großer Ahnherr edler Fürstenschaaen,  
 Du Stern der dunkeln Zeit,  
 Ein edler Führer zu dem Ewigwahren.  
 Ich seh' Dich wandeln in der Herrlichkeit  
 Von siebenundvierzig reichen Herrscherjahren;  
 Ich sehe Dich, der Kraft und Weisheit Sohn,  
 Wie du den schwererrungnen Kranz am Thron  
 Gott und dem Vaterlande weihst mit Bonnetbräuen.  
Weider.

Das Urtheil, welches Friedrich der Große über diesen seinen großen Vorfahren fällt: „Er wurde der Wiederhersteller und Verteidiger seines Vaterlandes, der Gründer der Macht Brandenburgs, der Schiedsrichter seines Gleichen, die Ehre seiner Nation,“ ist eben so gerecht als unparteiisch: denn der Kurfürst, groß als Herrscher, groß als Kriegsheld, groß als Mensch und Christ, hat in fast fünfzigjähriger Regierung die Wunden zu heilen gesucht, welche der Krieg seinem Volke geschlagen und ihm den kräftigsten Anstoß zur weitem Entwicklung gegeben. — Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die damaligen Verhältnisse des Staates!

Sein Vater, Georg Wilhelm, kam als Gemahl der Charlotte von der Pfalz, einer Schwester des zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten und als Bruder von Marie Eleonore, der Gemahlinn Gustav Adolph's, wie durch seine zweite Schwester Catharina, der Gemahlinn des tapfern Fürsten Bethlen Gabor's, eines gefährlichen Feindes Oesterreichs, und durch seinen Minister, den Grafen Adam von Schwarzenberg, der, obgleich Katholik und im Dienste des Kaisers bleibend, die erste Hofstelle bei ihm bekleidete, in Folge des 30jährigen Kriegs, der während seiner ganzen Regierung (1619—1640) dauerte, oft in die peinlichste Verlegenheit. Von Natur friedliebend und aus alter Pietät, wie durch Schwarzenberg's Rathschläge, an den Kaiser hangend, konnte er es nicht über sich gewinnen, weder seinen abgesetzten und in die Acht erklärten Schwager, noch den König von Schweden bei dessen Erscheinen in Deutschland und damit seine Glaubensgenossen kräftig zu unterstützen: und ist deshalb, wie der Kurfürst von Sachsen, vielfach bitter getadelt worden. Dennoch läßt sich dies Verfahren rechtfertigen. Er, in gefährlicherer Stellung als das mächtigere Sachsen, er, der erste, der sich entscheiden sollte, suchte den König durch seinen Gesandten zu einem Waffenstillstande zu bewegen, ihn vom Boden des Reiches und von einem Angriffe auf dasselbe zurückzuhalten; er unterhandelte mit dem Reichsfürsten und dem Kaiser zu Regensburg, und hätte dieser nebst den katholischen Fürsten jetzt von ihren Religionsverfolgungen und Religions=Edikten nachgelassen, so wäre die stets Unheil bringende fremde Einmischung vermieden worden. Selbst als dies nicht geschah, konnte eine engere Verbindung der beiden Kurfürsten und der evangelischen Stände zu einer dritten Macht, wie sie der viel verkannte Graf Arnim zu fördern strebte, die evangelische Kirche vielleicht retten, ohne sich Schweden in die Arme zu werfen. Als jedoch der von seinen katholischen Geistlichen, wie durch eignen Glaubenseifer aufgeregte Kaiser erklärte: „Lieber Kron' und Szepter herzugeben und im Hemde davon zu gehen, als am Edikte und dessen Exekution etwas zu remittiren,“ als der König von Schweden „gar keine Inclination zu Mittelwegen“ zeigte, sondern mit tausend Schweden und vier Kanonen nach Berlin kam (den 14. Mai 1631) und seine ganze Armee nachrücken ließ: da mußte der Kurfürst, obgleich von dem nahen Tilly bedroht, einen Vertrag mit dem König schließen und ihm die Festung Spandau übergeben. Noch immer zögerte Sachsen, bis Magdeburg durch Tilly und Bappenheim erstürmt und verbrannt worden (den 20. Mai) und dieser nun mit seinem Heere auch in das bisher verschonte, dem Kaiser mehr als seinen Glaubensgenossen zugewandte Sachsen einfiel. Des Königs Sieg bei Leipzig, den 17. September 1631, reinigte

zwar das nördliche Deutschland von Tilly's wie von Wallenstein's räuberischen Schaaren, aber als nach dem Tode des Königs bei Lützen und nach dem Verluste der Schlacht bei Nördlingen 1635 Brandenburg dem von Sachsen mit dem Kaiser geschlossenen Frieden beitrug, traf die Rache der Schweden, 1636—1640, das arme Land auf die schrecklichste Weise.

Witten unter diesen Gräueln des Krieges wurde Friedrich Wilhelm am 6. Februar 1620 geboren, und verlebte seine ersten Kinderjahre unter mancherlei persönlichen Entbehrungen, Beschränkungen und Kümernissen, welche das churfürstliche Haus selbst sich auflegen mußte. Noch ehe er die Taufe empfing, veranlaßte das Erscheinen einer Abtheilung englischer Soldaten, welche König Jacob seinem Schwiegersohn, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem, von den böhmischen Protestanten erwählten König von Böhmen zu Hülfe schickte, einen Aufstand der Bürger Berlins, welche darin Gefahr fürchteten, und schon in seinem siebenten Jahre wurde er der Sicherheit wegen nach Küstrin geschickt, erhielt aber glücklicherweise an dem berühmten Leuchtmar aus der Familie Kalkhun und dem Sekretär Müller treffliche Erzieher, die den wißbegierigen, schon im neunten Jahre polnisch und lateinisch lernenden, und später auch die holländische, französische und litthauische Sprache sich aneignenden, aber lebhaften und zum Jähzorn geneigten Prinzen gehörig zu behandeln wußten, und der Umgang mit kaiserlichen, dänischen und schwedischen Offizieren, wie mit einfachen Bürgern und Landleuten erweiterte seine Menschenkenntnisse und Lebensansichten. In Wolgast besuchte er seine Tante, die Königin von Schweden, und die Schilderung des großen Schwedenkönigs aus dem Munde der liebenden Gattinn wirkte tief auf das Gemüth des kräftigen Knaben, so daß er mit großer Ehrfurcht vor seinem Oheim und mit dem lebendigen Wunsche der Rache eiferung beseelt wurde, besonders durch die Erzählung, daß dieser Fürst bei einer schmerzhaften Verwundung, welche ihm eine Kugel zwischen der Schulter verursachte, ausgerufen habe: „Ich habe diese Wunde in Erfüllung meiner Königspflicht erhalten. Sterbe ich, so wird Gott das Reich auch ohne mich retten können. Will mich Gott aber noch in dieser Welt gebrauchen, so kann er mir das Leben erhalten, wenn auch die Kugel in der Schulter sitzen bleibt.“ Hier mochte sich aber auch eine Abneigung gegen Oesterreich und den Grafen von Schwarzenberg, den auch Friedrich der Große einen *traître à la patrie* nennt, entwickelt haben. In Stettin, wohin ihn der alte kinderlose Bogislaus eingeladen hatte, und wo er die Verfassung des Landes (das ihm nach dem Tode des Herzogs als brandenburgisches Lehn zufallen mußte) kennen lernen sollte, traf ihn schmerzlich

die Trauerbotschaft von dem Tode seines großen Oheims, und am 15. Juni 1633 war er bei der feierlichen Prozession in Wolgast, neben seinem Vater und den beiden Herzogen von Mecklenburg, als die Leiche unter tausend Thränen nach Schweden überführt wurde. Solche Eindrücke mußten in einem kräftigen Gemüthe und starken Charakter unauslöschlich bleiben! Der Tod des Königs war aber nicht allein für Schweden, für die Sache des Protestantismus und für Deutschland, dessen Geschick ohne dieses Unglück wahrscheinlich eine ganz andere Wendung erhalten hätte, selbst wenn er, wie Manche ihm Schuld geben, Kaiser-Ideen in sich genährt hätte (denn das entfernte Schweden konnte der deutschen Freiheit und Verfassung weniger gefährlich werden, als einst die Macht des Königs von Spanien und deutschen Kaisers Karl V. und wie anders, wenn damals Friedrich der Weise von Sachsen die angebotene Königskrone angenommen und ein protestantischer Fürst den Kaiserthron eingenommen hätte), sondern auch für den Kurprinzen ein persönlicher Verlust, denn Gustav, dessen Zuneigung er sich erworben, hatte ihm seine Tochter Christine und den schwedischen Thron bestimmt: Deutschland hätte dann freilich seinen kräftigsten Fürsten verloren!

Von Pommern mußte er bei der gefährlichen Nähe der feindlichen Heere, wozu noch die Pest kam, im Februar 1634 nach Holland flüchten, wo freilich auch noch der Kampf mit Spanien wüthete; aber so erschöpft waren die Finanzen des Staats, daß die Kurfürstin, obgleich sehr haushälterisch, 3000 Thaler zu dieser Reise borgen mußte. Hier blieb er mit Leuchtmar von seinem vierzehnten bis achtzehnten Lebensjahre, studirte in Leyden, deren Bürger nach ruhmwürdig bestandener Belagerung eine Universität erbeten hatten, welche bald sich eines großen Rufes erfreute, Geschichte, die lateinische und neuere Sprachen, und in Arnheim, wohin ihn die in Leyden ausgebrochene Pest trieb, verbrachte er seine Mußestunden in ritterlichen Uebungen, besuchte oft den Hof der vertriebenen Königin von Böhmen (ihr Gemahl, Friedrich V., war neunzehn Tage nach Gustav Adolph gestorben), mit deren Sohn, dem klugen Karl Ludwig, er in Leyden studirt hatte, ging dann nach Haag, wo er sich des belehrenden Umganges des Erbstatthalters Friedrich Heinrich von Oranien-Nassau, der Prinzen Wilhelm und Moritz und des tapfern Generals Heinrich von Berg erfreute. Der Aufenthalt in diesem Lande, welches sich so kräftig entwickelte, die Anschauung nicht allein der kriegerischen Thätigkeit des Volks, sondern auch seines Floris im Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Acker- und Schiffbau Viehzucht, Garten- und Landbau, der Umgang mit höchst klugen und höchst bedächtigen Oberhäuptern des Landes, welche in Kriegs- und

Friedensgeschäften gleich erfahren waren, wie die Bekanntschaft mit einem Hofe, welcher für die hohe Schule der praktischen Politik galt, mußten für den jungen deutschen Fürsten von hoher Bedeutung und großem Nutzen werden, und stets behielt er eine Vorliebe für Land und Volk, ihm ein Vorbild, das er in seinem Lande nachzuahmen strebte; daher zog er später aus Holland tüchtige Männer aller Stände herbei. Freilich fehlte es ihm an einem üppigen Hofe bei einem Zusammenfluß vieler jungen und reichen Leute nicht an mancherlei Versuchungen, welche er aber bei seinem gesetzten Wesen, seinem religiösen Sinn und wahrem Ehrgefühl kräftig abzuweisen verstand. Als man ihn in den dort üblichen Mitternachtsgesellschaften zu Ausschweifungen verlocken wollte, erklärte er ernst und freimüthig: „Ich bin es meinen Aeltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig, Haag unverzüglich zu verlassen.“ Vergebens suchte man ihn zurückzuhalten, und schon nach achtundvierzig Stunden reisete er zum Prinzen von Dranien in das Lager bei Breda, und dieser, als er den Grund seines Erscheinens vernahm, rief voll Bewunderung aus: „Better, eure Flucht beweiset mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobere; wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große gelingen!“ So ging schon früh ein sittlich religiöser Ernst durch des Prinzen ganzes Leben. Die Bibel führte er stets bei sich und hielt täglich Morgen- und Abendgottesdienst in seinem Zimmer, war aber, obgleich der reformirten Lehre von Herzen zugethan, doch sein Lebenlang duldsam gegen Andersgläubige. Breda und die Schenkenschanze mußten sich nach viermonatlicher Belagerung ergeben, und der Prinz machte hier (wie der nachherige französische General Turenne) seine Kriegsschule durch, wie er bei den folgenden Friedensunterhandlungen mit Frankreich seine Erfahrung in Staatsgeschäften vermehrte. Daher wünschten die clevischen Stände ihn zu ihrem Statthalter; doch der Vater, fürchtend, daß eine Heirath mit einer pfälzischen Prinzessin beabsichtigt werde, rief ihn zurück. In Arnheim, wohin Leuchtmar durch Schwarzenberg gleichsam exilirt worden, bewies der Kurprinz diesem treuen Erzieher dadurch seine Dankbarkeit, daß er ihm oder seinem ältesten Sohne urkundlich das Gut Neuenhof im Clevischen, sobald er zur Regierung gelangen werde, zusicherte, weil seine Mittel damals zu beschränkt waren, um ihm einen andern Beweis dankbarer Liebe zu geben. Dann schiffte er sich nach Hamburg ein und kam im Juni 1658 unter Bedeckung einer Abtheilung brandenburgischer Soldaten in Berlin an. Hier suchte Schwarzenberg ihn an sich zu locken. Bei einem großen Mittagsmahle, welches dieser ihm gab, wurde er gefährlich krank, nicht ohne Argwohn eines Giftversuches, und begleitete dann seinen Vater

nach Preußen, wo dieser am 1. Decbr. 1640 in Königsberg starb. — Unter ungünstigern Verhältnissen hat wohl nicht leicht ein Fürst die Regierung übernommen, als der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm: der Staat war klein, 1100 Q. M. mit kaum einer Million Einwohnern; die Theile desselben lagen zerstreut zwischen dem Niemen und dem Rhein, das Herzogthum Preußen stand noch im drückenden Vasallenthum zu Polen!

Das Land war durch Kaiserliche wie durch Schweden fast erschöpft, durch Krieg und Pest verödet, das zahme Vieh verschwunden und die Menschen von den überhandnehmenden Raubthieren gefährdet; die Einwohner, selbst in Berlin, ganz verarmt, verhungert, und was noch schlimmer war, während des heillosen, fast noch acht Jahre dauernden Krieges verwildert; alle Erwerbzweige: Ackerbau, Handel und Gewerbe, wie Kirchen und Schulen gelähmt und verfallen, die Staatskassen leer, Pommern und die Altmark von Schweden, Cleve von den Holländern besetzt und das Heer, in den brandenburgischen Festungen auf einige Tausend reduziert, nicht einmal sein eigen, denn Schwarzenberg hatte sie erst dem Kaiser und dann dem Kurfürsten schwören lassen. Die große Noth des Landes schildert eine Eingabe des Magistrats von Prenzlau: „Nachdem wegen des unseligen Krieges die Felder dieser Dörter etliche Jahre feiern mußten, ist darauf eine so unerhörte Theuerung entstanden, daß die Leute nicht allein viel Jammerns, Heulens und Wehklagens treiben, Hunde, Katzen und reverenter zu melden, der Todten Aeser auf den Straßen essen, sondern auch für den gräulichen Hunger sowohl in der Stadt als auf dem Lande einander selbst anfallen, kochen und verzehren; und noch 1657 legte man bei einem Kirchenbau in dem Thurmkopf ein Pergament mit der Bemerkung: „Das Vaterland sei so erkrankt, daß man eher an das Begräbniß, als an den Arzt denken müsse“).

Doch Preußen hob sich aus dieser verzweiflungsvollen Lage wie nach den verhängnißvollen Jahren des Franzosenbrudes und der Napoleonischen Willkühr 1806 — 1813 in wunderbarer Kraft! Der junge Kurfürst, dessen Wahlspruch war: „Herr, thue mir kund den Weg darauf ich wandeln soll“ (Ps. 143, 8), verlor, durch seinen religiösen Sinn gehoben, den Muth nicht, und antwortete den klagenden Rätthen in Königsberg: „Ich bin betrübt, aber nicht muthlos, Gott wird uns helfen, laffet uns morgen weiter darüber reden.“ Sein Vertrauen weckte auch bei Andern den Ernst zur Mithülfe. Der

---

\*) *Patria haec hodie ita aegrotat, ut non medico sed potius de sepultura sit cogitandum.*

Adel in Preußen erklärte: „Die Noth ist groß, Ordnung und Recht fehlt; wir wollen mit Eurer Erlaubniß unsere Knechte bewaffnen, damit die Obrigkeit unterstützt werde. Dann wollen wir unsere Güter verpfänden, um Geld zu erhalten, damit wir Korn, Vieh, Ackergeräth kaufen, und die armen Bauern unterstützen können.“

Nach Außen benahm sich der Kurfürst, da er beide kriegsführende Partheien zu fürchten hatte, mit solcher Klugheit, daß er sich Achtung und seinem Lande manche Erleichterung zu verschaffen verstand, obgleich er überall von Spionen umgeben war. Zuerst suchte er sich die Treue seiner Truppen zu versichern, verbot den Festungs-Kommandanten neue kaiserliche Soldaten aufzunehmen, und bewog sie endlich, ihm allein zu schwören. Die Hauptfestung Spandau, in gefährlicher Nähe von Berlin, konnte nur durch List erlangt werden. Der dort befehlige Oberst Moriz August von Nochow erklärte, daß er sich lieber mit der Festung in die Luft sprengen wollte; er wurde herausgelockt, dann fortgeschickt und trat in kaiserliche Dienste. Ihre Garnison überließ der Kurfürst dem Kaiser, so daß ihm nur 2200 Mann blieben, welche der Stamm der nachher so berühmten preussischen Armee wurden. Hierauf wurde Schwarzenberg, um den Kaiser und dessen Schwager Wladislaus von Polen nicht argwöhnisch zu machen, erst in seinem Wirkungskreise beschränkt, dann in Spandau gefangen gesetzt, aber nicht, wie vielfach behauptet worden, enthauptet, denn bei einer spätern Sargöffnung war, nach dem ausführlichen Berichte des Dr. Heim (s. dessen Leben I. 293) nicht allein der Leichnam bewundernswürdig wohl erhalten, sondern es fanden sich die sieben Halsknochen ungetrennt und unverletzt; er starb aber glücklicherweise schon im März 1641. Er hatte, wenn auch vielleicht an jenem Vergiftungsversuch unschuldig, das unbedingte Vertrauen des vorigen Kurfürsten zu Gunsten Oesterreichs vielfach gemißbraucht, und sich von Habsucht blenden lassen; sein Sohn entfloh nach Wien.

Auf einer Rundreise durch die Mark untersuchte der Kurfürst das Elend des Landes, um Hülfe zu schaffen. Es fehlte an Menschen: daher zog er Ansiedler, nicht allein aus Holland und der Schweiz an die Havel, sondern auch aus dem Altenlande zwischen Buxtehude und Stade, welche das Land an der Elbe durch Deiche zu schützen verstanden, förderte auch durch sie den Gartenbau, gab keinem Landmanne Erlaubniß zum Heirathen, bevor er nicht wenigstens sechs Obst- und sechs Eichenbäume gepflanzt hatte: er selbst soll die ersten Bäume „unter den Linden“ in Berlin gepflanzt haben.

Mit Schweden schloß Friedrich Wilhelm 1641 einen Waffenstillstand, um seinem erschöpften Lande einige Ruhe zu verschaffen;



aber sowohl die kaiserlichen Truppen, welche 1644 unter Gallas den von Torstenson bedrängten Dänen nach Holstein zu Hülfe zogen, als die Schweden selbst, ließen von Brandschazungen und Verwüstungen nicht ab.

Noch immer hatten Unterhandlungen wegen einer Heirath zwischen dem Kurfürsten und der Königin Christine stattgefunden; allein Oxenstierna, hoffend, seinem Sohne die Hand derselben zuwenden zu können, war dem entgegen, und auch Polens König hatte bei der Belehnung mit Preußen das Versprechen verlangt, daß diese Verbindung nicht geschlossen werde, und ihm seine Tochter antragen lassen. Daher verheirathete er sich den 7. December 1646 mit der Prinzessin Luise von Dranien, deren frommen Gemüth und gebildetem Geiste die evangelische Kirche einige der schönsten Lieder: Jesus, meine Zuversicht &c. Ich will von meiner Missethat u. a. verdankt.

Mit großem Eifer hatte der Kurfürst den Frieden zu befördern gesucht, und neben seinem Gesandten, den Grafen Wittgenstein, leistete auch der berühmte Jurist Wesenbeck auf dem westphälischen Friedens-Kongresse gute Dienste und unterhandelte mit Geschick. Auf Pommern hatte der Kurfürst, da der Herzog dieses Landes während des Krieges gestorben war, ein seit Jahrhunderten anerkanntes Recht; allein die Schweden hatten es im Besiß, wollte das ihnen gelegene Land als Lohn für die aufgewendeten Kriegsofper nicht fahren lassen. Sollte der Frieden, den das blutende Vaterland so sehr bedurfte, nicht noch länger aufgehalten werden, so mußte er in eine Theilung willigen. Schweden erhielt Vorpommern mit dem wichtigen Stettin, „dieser Thüre zum Reiche,“ welche der Kurfürst gerne gehabt hätte, um seine Residenz dahin zu verlegen; er mußte sich aber mit Hinterpommern und Camin begnügen, erhielt die Stifter Halberstadt und Minden, das wichtige Erzstift Magdeburg mit der Hauptfestung des nördlichen Deutschlands (aber erst nach dem Tode des sächsischen Administrators 1680): allerdings ein ansehnlicher Ländergewinn, obgleich die unwilligen und mit dem Abzuge zögernden Schweden ihn erst 1653 in den Besiß von Hinterpommern setzten und das Fürstenthum Jägerndorf, welches Johann Georg von seinen fränkischen Vorfahren 1603 erworben, so wie die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, worauf Brandenburg durch eine Erbverbrüderung 1537 Anspruch hatte, verloren gingen; auch kam der Gewinn nicht ohne bedeutende Geschenke an schwedische und französische Congress-Mitglieder. Bei den Friedensunterhandlungen, welche den verhängnißvollen Krieg endigten, kam es aber auch auf die Feststellung der protestantischen Stände des Reichs zu den katholischen wesentlich an. Das Haus Brandenburg war unter dem Großvater des Kurfürsten, Johann

Sigismund, 1613, unter dessen Regierung die jülich- und preussische Erbschaft erfolgte, theils aus Verdruss über die bitteren Streitigkeiten mit dem Calvinisten, theils um in der jülich-schen Angelegenheit an den benachbarten, reformirten Holländern einen festen Rückhalt zu haben, zur reformirten Kirche übergetreten, jedoch mit ausdrücklicher Verzichtung auf den Grundsatz des augsburger Religionsfriedens 1555: „Wessen das Land ist, dessen ist auch die Religion“ (cujus regio, ejus religio); er ließ seinen Untertanen volle Gewissensfreiheit, während Oesterreich und Bayern, wie die Pfalz das Gegentheil thaten und sie zur Auswanderung zwangen. Friedrich Wilhelm ließ es sich von ganzem Herzen angelegen sein, eine Spaltung zu verhüten und ihm allein haben es die Reformirten zu verdanken, daß sie 1648 nicht von der Religionsfreiheit ausgeschlossen, sondern als „augsburgische Konfessions-Verwandte“ anerkannt wurden. „Er bekenne sich,“ sagte er, „mit Mund und Herzen zur augsburgischen Konfession; wenn man ihn nicht für einen solchen anerkenne, so wolle er mit dem evangelischen Wesen nichts mehr zu thun haben, sondern die Hand abziehen.“ Auch in der Folgezeit seiner Regierung blieb es sein sehnlicher Wunsch, beide, im Wesentlichen nicht verschiedenen Konfessionen zu vereinigen; weil dies aber damals nicht durchzuführen war, so nahm er sich bei jeder Gelegenheit der Waldenser und Hugenotten in Italien und Frankreich wie der Protestanten in Oesterreich an, und erklärte: „Fürsten dürfen die Religion als göttliche Angelegenheit nicht für Nebensache ansehen, da sie Alles Gott zu verdanken hätten.“ Die Idee des christlichen Staates wie die, welche in unserer Zeit der „heiligen Allianz“ zum Grunde lagen, sind und bleiben, ungeachtet mancher Einseitigkeit und Uebertreibung, die allein würdigen!\*)

---

\*) Seine treue Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben äußerte er auch, als ihm nach dem Tode des Polenkönigs Wladislaus IV. 1649 und Johann Casimirs 1669 die Krone angeboten wurde, wenn er seine Religion mit der katholischen verwechseln wolle. „Unter solcher Bedingung“, entgegnete er, „möchte ich nicht einmal römischer Kaiser werden. Gottes Güte habe ihn bereits mit so schönen Ländern gesegnet, daß er sich daran wohl genügen lassen könne. Die Polen selbst müßten ihn gering achten, wenn er um zeitlichen schändlichen Gewinn sein ruhiges Gewissen aufgebe, und Gott selbst keinen Glauben halten wolle.“ Auf die Entgegnung Lubomirsky's, „der Kurfürst könne ja nur ein paar mal der Messe beiwohnen und doch in seinem Herzen glauben was er wolle,“ erwiderte der brandenburgische Gesandte von Dverbeck: „Eine Religion bloß zu heucheln, verstehe kein Herr nicht. Wenn er katholisch werden wolle, so hätte er (1658 bei Leopolds Kaiserwahl) eine sichere Aussicht zur Kaiserkrone gehabt, die schweren Beschränkungen der polnischen Krone mache ohnehin die Sache bedenklich.“ Eine

Die nächste Sorge Friedrich Wilhelms war nun, die Wunde zu heilen, welche der Krieg geschlagen, das monarchische Princip zu verstärken und sein Heer wieder auf einen achtbaren Fuß zu setzen, und dazu wendete er die sieben folgenden Friedensjahre mit rühmlichem Eifer und glücklichem Erfolge an. Er fuhr fort, An siedler in das Land zu ziehen, beförderte den Anbau durch zeitweilige Steuerfreiheit, erleichterte den Verkehr durch Kanäle, welche Oder, Spree, Havel und Elbe in Verbindung brachten, suchte die Landstraßen zu verbessern und gab eine bessere Posteinrichtung, beförderte Manufakturen 2c. Dabei vergaß er die höhern geistigen Interessen seines Volks nicht, trat der eingerissenen Sittenrohheit durch strenge Duellgesetze (1652) entgegen, stellte Prediger und Schullehrer an, unterstützte die Universität Frankfurt a. d. Oder, gründete in Berlin ein neues Gymnasium und legte zu Duisburg 1655 eine neue reformirte Universität an. Ja, er ging sogar lebhaft in die Idee des schwedischen Reichsraths Skytte ein (1666), eine Universal-Universität aller Wissenschaften und Künste für alle christlichen Religionspartheien (mit Ausnahme der Socinianer) in Tangermünde zu stiften, und seine Schuld war es nicht, wenn die Sache nicht zur Ausführung kam. Daß ein verständiges und thätiges, ein kräftiges und vaterlandsliebendes, ein sittliches und religiöses Geschlecht in seinem Lande nach und nach wieder heranwuchs: das war und blieb das Hauptziel seines Lebens und Strebens!

Um aber ein Ziel zu erreichen, bedurfte der Kurfürst einer größern souverainen Gewalt. Der Adel in Brandenburg: die Putlitz, Ikenblitz und Quigowe 2c., hatten ihre Auflehnung gegen den ersten hohenzollernschen Kurfürsten schon früher büßen müssen, und Joachim Nestor war desselbigen Weges gegangen; aber in den weniger zu Grunde gerichteten clevischen und preussischen Landen sperrte sich der Adel gegen die Abschaffung der Abgabefreiheit 2c., der Kurfürst mußte die Häupter der Opposition, dort den Freiherrn von Wyllich, hier den Obristen von Kalkstein und den Schöppenmeister Rhode in Königsberg gefangen nehmen lassen. Kalkstein ward sogar 1673 enthauptet. Das schreckte, wie das Bewußtsein, die Gewalt, wenn auch auf urkundlichem Rechte beruhend, gemißbraucht zu haben. Eigenmächtige Versammlungen der Stände, wie 1654 und 1656, und die Einwilligung derselben bei Krieg, Abgaben, duldete der Fürst nun nicht mehr.

---

ähnliche Antwort erhielten die Polen, als sie seinem Sohne 1674 die Krone anboten. Friedrich Wilhelm war gewissenhafter als der leichtsinnige Heinrich IV. von Frankreich, der meinte: „Paris sei wohl einer Messe werth,“ und als der sächsische August.

„Die Souveränität,“ sagt Behse, „erschien an der Stelle der drückenden Adelsaristokratie als eine wahre Wohltthat.“

Eine Hauptforge war dem Kurfürsten ferner die Vergrößerung seines stehenden Heeres. Zwischen den mächtigen Schweden, Polen, Frankreich und Oesterreich konnte er ohne dasselbe und bei der Unzulänglichkeit der bisherigen Lehnskrieger durch Aufbietung der Vasallen, seine Stellung nicht behaupten; doch drei Jahre nach dem westphälischen Frieden betrug seine Armee bereits 16,000, 1655 schon 26,000 Mann mit 72 Geschützen, später sogar zuweilen auf 40,000 Mann. Dazu waren aber wieder größere Einkünfte nöthig, daher wurden zu den alten Steuern neue aufgelegt, besonders die Consumtionssteuer oder Accise, nach dem Beispiele Hollands und Englands, welche indirect auch auf die privilegierten Stände gleichmäßiger wirkte, aber auch wegen Erhöhung der Lebensbedürfnisse gehässiger war, u. s. w. Sie hob sich von (1678) 600,000 Thln., 1688 auf 1,700,000 Thln.; die gesammten Staatseinnahmen auf 2½ Mill.

Je mehr Friedrich Wilhelm seine Macht im Innern befestigte, desto freier konnte er seinen Blick auf die auswärtigen Verhältnisse richten. Wegen des Herzogthums Preußens war er ein Vasall der Krone Polens, und der beschränkenden Lehnsheheit sich zu entledigen, war daher sein erstes Streben, und eine Gelegenheit zu Erreichung seines Wunsches bot sich bald dar. Gustav Adolph's excentrische Tochter Christine hatte die Regierung niedergelegt, und ihres Vaters Schwestersohn, Karl Gustav, Pfalzgraf von Zweibrück, war 1654 auf den Thron gelangt, mit Protest des Polenkönigs Johann Kasimir, der wie sein Vorgänger Wladislaus IV. ein Sohn des schwedischen Prinzen Johann Siegmund und Enkel Gustav Wasas 1648 zum König von Polen erwählt worden war. Der kriegerische Karl X. wollte Polen züchtigen und Liefland erobern. Beide feindliche Mächte suchten den Kurfürsten zu einem Bunde zu bewegen. Polen bot ihm die Souveränität an; er aber suchte eine bewaffnete Neutralität zu halten, sah sich jedoch, als Karl bis Krakau vorgedrungen war, gezwungen, mit diesen einen Vertrag zu schließen (1656), wodurch er zu Schweden in ein Lehnverhältniß trat und das Fürstenthum Ermland erhielt. Mit Hülfe der Tartaren brachten die Polen aber bald ein großes Heer zusammen und es kam den 28—30. Juli 1656 zu einer dreitägigen Schlacht bei Warschau, wo 14,000 Schweden und 18,000 Brandenburger gegen 60,000 Polen fochten. Friedrich Wilhelm zeigte hier zum erstenmal sein Feldherrntalent auf glänzende Weise; er entwarf den Schlachtplan mit Umsicht und führte ihn mit großer Tapferkeit gegen die feindliche Uebermacht aus, welche sich lange hielt, bis am dritten Tage der erste bekannte brandenburgische

General-Feldmarschall, Baron Sparre, einen Wald nahm, die ganze feindliche Kavallerie in die Flucht trieb, was die völlige Niederlage des Fußvolkes zur Folge hatte. Warschau fiel am folgenden Tage und viele Kostbarkeiten des Palastes wanderten nach Berlin. Der Kurfürst aber ward von Karl X. zum souverainen Herzog von Preußen und Ermeland erklärt; als aber Karl in Holstein eindrang, und ihn allein ließ, schloß er mit Polen 1657 den Vertrag von Wehlau und erhielt hier auch die Anerkennung, führte, als Karl Kopenhagen angriff, 16,000 Mann nebst 11,000 Kaiserlichen unter Spork herbei, trat nach Karls Tode dem Frieden von Oliva bei (1660), der seine Rechte bestätigte. — Der souveraine Herzog konnte jetzt auch, wie sonst der Kaiser, den Adel ertheilen. Den ersten erhielt der Artillerie-Oberst Andreas Hellmich als von „Gottburg.“

Nach Ferdinand's III. Tode schickte er seinen Statthalter von Cleve, den Prinzen Moriz von Nassau-Siegen, welcher früher für Holland Brasilien erobert hatte, nebst den Geheimrätben Ganstein und Jena zur Kaiserwahl nach Frankfurt. Hier hatten die Franzosen schon drei Kurfürsten für ihren König gewonnen, und machten auch Brandenburg große Anerbietungen (an Ganstein und Jena, erzählt der französische Gesandte, stieß das Geld haufenweise); aber Friedrich Wilhelm, obgleich vom 30jährigen Kriege her mißtrauisch gegen Oesterreich (welches sich die Herzen der Protestanten entfremdet und die Reichsmacht zu Gunsten seiner Hausmacht verwendet hatte) und obgleich in freundschaftlichem diplomatischen Verkehr mit Frankreich, kannte diese Macht wie die Gefahr für das deutsche Volk zu gut, als daß er sich durch französische Versprechungen hätte blenden lassen; seine Stimme und damit die Entscheidung fiel zu Gunsten Leopold's, der freilich durch eine strenge Wahlkapitulation vom Mißbrauch seiner Würde zurückgehalten werden sollte: denn in Beschränkung der Kaiserergewalt waren die katholischen Fürsten mit den protestantischen eins. Ja, der Mainzer Kurfürst-Erzbischof Schönborn brachte sogar, angeregt durch den Kardinal Mazarin, 1658 einen Bund deutscher katholischer und protestantischer, geistlicher und weltlicher Fürsten (außer Mainz auch Köln, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel und Braunschweig) mit Frankreich und Schweden zu Stande, unter dem ominösen Namen des „Rheinischen Bundes“ und unter dem Vorwande der Aufrechthaltung des westphälischen Friedens, eigentlich aber gegen das Haus Oesterreich. Ein Zeitgenosse sagt darüber: „Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des 30jährigen Krieges, schien es den Franzosen ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche Fürsten, besonders die am Rheinstrom, durch einen Bund, und wie man sagt, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu fetten, überhaupt den Schein

anzunehmen, als seien sie für die kleinen Staaten Deutschlands sehr besorgt; damit die Fürsten glauben möchten, Frankreichs Freundschaft gewähre ihnen einen bessern Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturze der deutschen Freiheit gebahnt wurde, muß Jedermann einsehen, der nicht gar zu einfältig ist.“ eine Politik, welche Frankreich auch in neuer Zeit geübt, aber die erst streichelnde Hand damals wie jetzt schnell zum Raube ausgestreckt hat. Friedrich Wilhelm sah schärfer \*) und schloß sich jenem Bunde, ungeachtet aller Lockung und Geschenke, nicht an, sandte aber dem Kaiser drei Regimenter unter dem Herzog August von Holstein und dem Major Marwitz zu Hülfe, welche sich tapfer hielten und einen 25jährigen Waffenstillstand erzwingen halfen.

Dagegen begab der Kurfürst sich 1666 nach Cleve, und suchte die Streitigkeiten zwischen Holland und dem Bischofe von Münster beizulegen. Alle großen Mächte Europa's schickten ihm Gesandte dorthin, um seines Beistandes oder Rathes sich zu versichern. Ludwig's XIV. Gesandter brachte Geschenke, eine halbe Million an Werth, namentlich eine silberne Wiege, für den kürzlich in Cleve gebornen Prinzen Ludwig, ein künstliches Reisebett, einen Buztisch zc. Der Prinz Moritz von Nassau schreibt: „Ew. kurfürstliche Durchlaucht sind nächst Gott unser höchster Trost (Holland befand sich auch mit England im Kriege), von dem wir Hülfe und Beistand zu erwarten haben.“ Von der clevischen Erbschaft fielen dem Kurfürsten Cleve, Mark, Ravensberg und später Mörs zu, während Pfalz-Neuburg: Jülich und Berg erhielt. Dann schloß er wegen Preußen mit Schweden einen Vertheidigungsbund, ließ durch den General Sparre Magdeburg nöthigen, ein Regiment aufzunehmen, um sich den Besitz zu sichern, wenn der sächsische Administrator mit Tode abgehen würde, zur Freude der Einwohner, welche, der vorigen Tage gedenkend, jetzt einen schützenden Herrn erhielten, obgleich die Soldaten ihnen monatlich 1200 Thlr. kosteten. Gegen die Türken schickte der Kurfürst dem Kaiser Hülfe, lehnte aber den Oberbefehl der Reichsarmee ab.

Mitten in diesem äußern Glücke schlug ihm der Tod der trefflichen Luise eine tiefe Wunde (7. Juni 1669). Sie war nicht allein eine liebende Gattinn, eine sorgfältige Mutter und Erzieherinn ihrer Kinder, sondern auch durch ihren scharfen Verstand und ihr edles

---

\*) Er dachte, wie A. Grün den Kaiser Max sagen läßt:

Französisch ist's; Ihr wißt ja, wie's Frankreich's Söhne treiben,  
 Die anders schreiben als sprechen, die anders lesen als schreiben;  
 Und anders sprechen als denken, und anders sehen als singen,  
 Die groß in allen Kleinen, und klein in großen Dingen.

Gemüth ihm eine treue Rathgeberinn, so daß er oft, wenn ihn später irgend etwas stark bewegte, vor ihr Bildniß zu treten und auszurufen pflegte: „O Luise, wie vermisse ich Dich!“ Ein Verlust, der für ihn um so mehr zu beklagen war, da seine zweite Ehe mit einer Prinzessin von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs von Lüneburg, Dorothea, nicht so glücklich ausfiel, weil diese höchst energische Dame, welche ihn auf allen Kriegszügen begleitete und ihm eine große Sorgfalt bewies, den Anbau der Dorotheenstadt veranlaßte, so viele Gewalt über ihn gewann, daß er die Kinder dieser zweiten Ehe gegen die der ersten begünstigte und ihnen gegen die Hausgesetze und gesunde Politik Landestheile zuwenden wollte. Beim Volke überdies des Geizes verdächtig, traf sie bei dem plötzlichen Tode des hoffnungsvollen Kurprinzen Karl Emil (1674 in Straßburg) und bei einer Erkrankung des zweiten Prinzen, des schwächlichen Friedrich (nachherigen Königs) und dem plötzlichen Tode des dritten Sohnes Ludwig die Beschuldigung einer Vergiftung zu Gunsten ihres ältesten Sohnes Philipp Wilhelm, dem sie jedoch die Markgraffschaft Brandenburg-Schwedt zuwandte, deren Linie 1788 erlosch.

So kam die Zeit herbei, wo Ludwig XIV. den Zweck seiner arglistigen Politik an den Tag legte, und seine Ländergier auf Kosten Deutschlands durch vier Raubkriege zu befriedigen suchte: den Rhein zur Gränze und was in Elsaß-Lothringen und den spanischen Niederlanden, welche unter dem Namen des burgundischen Kreises zu Deutschland gehörte, in seinen Besitz zu bekommen. Das eitle Volk schmeichelte des Königs Eroberungsgelüsten; Aubery erörterte in einer Schrift: „Das ganze römisch-germanische Reich, wie es einst unter Karl dem Großen bestanden, gebühre seinem Könige als dessen Nachfolger.“ War das nicht später auch Napoleons Sprache? und der Abbé Colbert redete seinen Monarchen im Namen der französischen Geistlichkeit mit den pomphaften Worten an: „König, der Du sowohl auf dem Meere, als auf dem festen Lande, Deine Befehle giebst; Deinen Blitz, wenn es Dir gefällt, auf Afrika's Küsten schleuderst, und Völker und Herrscher zwingst, Deine Macht anzuerkennen und Deine Gnade anzuflehen.“

Dieser König fing nach dem Tode seines Schwiegervaters Philipps IV. von Spanien seine Eroberungszüge mit einem Angriff auf die spanischen Niederlande an, auf welche er durch seine Gemahlinn Rechte beanspruchte, obgleich diese auf alle Erbfolgerechte feierlich verzichtet hatte. Um einigen Schein des Rechtes zu haben, gab er, wie Napoleon nach seinem Abzug von Elba, vor, es wäre ihr die zuerkannte Mitgift nicht in regelmäßigen Terminen bezahlt worden. Der

burgundische Kreis rief die Hülfe des deutschen Reiches an: aber die Fürsten desselben rührten sich nicht; manche und selbst der kaiserliche Minister Lobkowitz waren durch französisches Geld bestochen, und so konnte Turenne 1667 einen großen Theil dieser Niederlande in Besitz nehmen und der König im Wachener Frieden 1668 zwölf Städte, und darunter die wichtigen Festungen: Dudenarde, Courtray, Dornik und Ryffel an sich bringen. „Dieser Friede, welcher der schamlosesten Anmaßung, statt Strafe, Lohn zuerkannte, sagt Kotted, sprach dem öffentlichen Rechte und jedem Besitzstande Hohn: für die Rechtsgarantie war nichts gewonnen, Völker und Staaten blieben Preis gegeben der Waffenmacht oder dem Glücke jeden Eroberers.“ Das zeigte sich schon vier Jahre später. Holland war in die oranische und republikanische Parthei gespalten. Letztere lenkte damals unter dem Groß-Pensionär den Staat und die Dranier wurden von der Statthalterschaft ausgeschlossen; die Landmacht war in Verfall gerathen, wenn auch Tromp und Ruyter den Sieg auf dem Meere über England davon getragen. Diesen Umstand wollte Ludwig benutzen. Listig wußte er den wieder auf den englischen Thron gelangten Karl II. zum Bundesgenossen zu gewinnen, der seine Kriegsschiffe, mit den französischen vereint, die Holländer angreifen ließ, Schweden vergaß seinen erst kürzlich mit England zu Gunsten der Niederlande geschlossenen Vertrag, und erneuerte gegen Gold den Ältern mit Frankreich. Plötzlich ließ Ludwig hunderttausend Mann unter Condé und Turenne durch Lüttich und Köln (dessen Erzbischof Maximilian von Bapern, nebst dem gewissenlosen, aber kriegslustigen Bischof von Münster, Bernhard von Galen, in seinem Solde standen, und ihm ihre Schaaren zuführten) an die holländische Gränze rücken. Kein Grund zum Kriege war vorhanden, Hollands Bitten um Frieden wurden höhnißlich zurückgewiesen. Der gutmüthige, aber unthätige Leopold, das deutsche Reich, Spanien sahen zu! Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte sich durch alle Verheißungen weder locken noch schrecken lassen: er sah die Gefahr, welche aus Hollands Besitz für seine westphälischen Länder, für Norddeutschland, für Europa hervorgehe, und schickte, obgleich die Parthei der de Witte ihn als einen Verwandten der Dranier bisher ziemlich gleichgültig behandelt hatte, seinen Schwager, den Fürsten Johann Georg von Anhalt, aufmahnend gegen Frankreich an den Kaiser. Es war hohe Zeit! Schon waren Utrecht, Geldern, ein Theil von Holland mit mehr als vierzig Festen, theils durch Verrätherei, theils aus Schrecken in die Hände der Franzosen gefallen; schon war Naerden verloren, und fiel auch Amsterdam, so war die Republik verloren. „Holland in Noth!“ wurde ein noch bis jetzt im nördlichen Deutschland gebräuchliches



**Spruchwort.** Der Kurfürst schloß mit dem Lande ein Bündniß, schickte ihnen 1672 20,000 Mann zur Hülfe, denen der Kaiser 12,000 Mann unter Montecuculi beifügte; allein dieser sonst geschickte Feldherr hintertrieb auf geheimen Befehl des Fürsten Lobkowitz alle kräftigen Maßregeln, welche der Kurfürst wünschte. Dieser Minister beherrschte den schwachen Kaiser Leopold, und hatte in der Ansicht, daß man es mit dem siegreichen Ludwig nicht verderben und der Kaiser wegen der Niederlande kein Pferd satteln müsse, die Vereinigung mit dem Kurfürsten und eine entscheidende Schlacht geradezu verboten. Endlich wurden die Kaiserlichen sogar nach Böhmen in die Winterquartiere gerufen und der Kurfürst der französischen Uebermacht Preis gestellt, die in Cleve sogar bekannt machen ließen, ihr König sei jetzt Herr, wer ihn nicht anerkenne, ein Rebell. Er sah sein schönes Heer durch nutzlose Hin- und Herzüge, durch Hunger und Krankheit zusammenschmelzen, Westphalen, von den Franzosen geplündert, erhielt von Holland nicht einmal den versprochenen halben Sold für die Truppen, keine Unterstützung von den Reichsfürsten, und wurde dadurch mit Verlust von Wesel und Nees zu dem fatalen Frieden zu Boffem bei Löwen 1673 gezwungen, entsagte dem Bunde mit Holland, behielt sich aber des deutschen Reiches Vertheidigung vor, wenn es von den Franzosen angegriffen würde! Seinen Edelmuth zeigte der Kurfürst, indem er Turenne meldete, daß sich ein französischer Offizier zur Ermordung des Marschalls angeboten: „Nehmen Sie sich in Acht,“ schrieb er ihm, „es giebt Leute in Ihrem Lager, welche Ihnen nach dem Leben trachten. Uebrigens freue ich mich, daß ich Gelegenheit habe, Ihnen zeigen zu können, daß meine Hochachtung gegen ihre Verdienste nicht vermindert worden ist, obgleich Ihre Franzosen meinen Provinzen so viel Ungemach zugefügt haben.“

Holland hatte sich indeß aus seiner Bestürzung erholt; der alte, zähe, lebenskräftige nordgermanische Nationalgeist erhob sich; voll glühenden Hasses gegen den verrätherischen Feind entschlossen sich viele der edelsten Bürger, lieber nach Ostindien auszuwandern, als Frankreich zu hulldigen und durchstachen ihre Dämme. Sie erhoben den Prinzen Wilhelm III. von Oranien erst zum General-Kapitain, dann zum Erbstatthalter, und der zweiundzwanzigjährige Jüngling zeigte sich durch Standhaftigkeit, Kühnheit und Klugheit seiner großen Ahnen würdig, und später war er auch, als ihn die Engländer gegen den katholischen Jacob II. zum Throne beriefen, des eroberungsfüchtigen Ludwig gefährlicher Gegner. Ludwig nahm indeß mitten im Frieden zehn Reichstädte im Elsaß, welche das Reich im westphälischen Frieden sich vorbehalten, und beging gegen die Rheinschiffahrt die übermüthigsten Neckereien.

Trotz der herben Erfahrungen, welche Friedrich Wilhelm in diesem Feldzuge gemacht hatte, entschloß er sich, als Ludwig das Reich angriff und Turenne seinen Ruhm und die Waffen seines Königs durch schauerhafte Verwüthungen am Rhein schändete, als der Kaiser mehr Ernst zu machen schien, das Schwert von Neuem zu ziehen, schloß mit Leopold, Spanien und Holland einen Vertrag, und führte 20,000 Mann an den Rhein, wo Montecuculi die Franzosen bei Ohlfensfurt in Franken hätte aufreiben können, aber nach Lobkowitz verrätherischem Befehle den Turenne hatte nach Philipsburg entkommen lassen. Auch 1676 war der untüchtige kaiserliche Feldherr Bournonville, sich auf seine geheimen Befehle stützend, nicht zur thätigen Mitwirkung zu bewegen (s. Dünwald), obgleich der Kurfürst bei Kaisersberg und Colmar in einem hitzigen Gefechte den Franzosen einen Verlust von 2000 Todten und 900 Verwundeten beibrachte und Turenne dem vereinigten Heere nicht hätte widerstehen können. Dennoch war am Ende des unseligen, thatenlosen Feldzugs das kaiserliche Heer von 70,000 auf 20,000 Mann geschmolzen, mehr als in den furchtbarsten Schlachten gesehen sein würde. Allgemein wurde Lobkowitz als Söldner der Franzosen angeklagt, aber erst spät gingen dem Kaiser die Augen über seinen Minister und dessen Sekretär auf. — Um diese Zeit verlor der Kurfürst den mit seltenen Geistesgaben ausgerüsteten, feurigen Kurprinzen, welcher im Lager bei Bleßheim erkrankte (Oktober 1674), und nach vierwöchentlicher Krankheit in Straßburg starb: seinen tiefen Schmerz, wie seine fromme Erhebung drückt er in mehreren Schreiben an den Fürsten von Anhalt aus. Zu dem Kummer des Vaters, Feldherrn und Fürsten kam nach wenigen Wochen die Nachricht, daß die Schweden auf Anreizung Frankreichs (um den gefürchteten Kurfürsten, der sich nicht zu einem besondern Frieden hatte verstehen wollen, vom Rhein wegzuziehen), mit 20,000 Mann und 64 Kanonen ohne Kriegserklärung treulos in die Mark eingefallen wären und mit Raub, Plünderung und brutalen Mißhandlungen der Bürger und Bauern furchtbar wütheten. Die Schweden ließen sich durch die Aussicht, sich in Pommern auszudehnen und durch die Furcht, daß, wenn die Franzosen aus Deutschland vertrieben wären, die Reihe auch an sie kommen würde, zu diesem ungerechten Angriff verleiten, der ihnen selbst jedoch politische Ohnmacht bereitete. Ihr General, der alte Wrangel, der letzte Schwedenheld des dreißigjährigen Krieges, war erkrankt, und klagte selbst in einem Briefe über die verübten Frevel. Das Land war unvertheidigt und lag jedem Angriff von Stettin her offen. Die Landleute scharten sich freilich zu Kompagnien und setzten auf ihre Fahnen die treuherzigen Worte:

Wir sind Bauern von geringem Gut

Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut'.

konnten aber dem Feinde nicht Einhalt thun.

Hier galt es raschen Entschluß und der Kurfürst ergriff ihn! Ende Mai 1675 eilte er mit 15.000 Mann seinem bedrängten Lande in solcher Stille zu Hülfe, daß die Schweden nicht das Mindeste ahneten; als er am 11. Juni in Magdeburg einzog, ließ er sogleich alle Elbfahrzeuge aus der Umgegend in die Stadt bringen, die Thore schließen, damit den Schweden, die bei Havelberg, Rathenau, Brandenburg sorglos standen, keine Nachricht zukomme. Dann eilte er ungeduldig mit 8000 Reitern, 1200 Fußsoldaten auf 146 Wagen und 13 Kanonen über die Elbe, und befahl den Uebrigen, nachzurücken. In Rathenau und Rauen wurden die Schweden zersprengt, in Fehrbellin suchten sie sich zu vereinigen. Der Prinz von Hessen-Homburg wurde mit 1600 Reitern vorausgeschickt, mit dem Befehle, sie zum Stehen zu bringen, aber nicht eher anzugreifen, bis der Kurfürst nachkomme. Im Kriegsrath waren die meisten Generale gegen einen sofortigen Angriff, der Kurfürst und Derfflinger (s. unten) dafür. Da kam die Nachricht, daß der Prinz von Homburg, von seinem Muth verleitet, doch angegriffen habe; aber nach anfänglichen Vortheilen in großer Gefahr durch den übermächtigen Feind schwebte. Nun gieng im Sturmschritt weiter. Schnell übersah der Kurfürst die Stellung, ließ sogleich von einer unbefetzten Höhe seine Kanonen donnern und machte dem Prinzen etwas Luft, indem er die ihn bedrängenden Schweden zurückwarf. Da gerieth er unter ihre Kugeln und wurde auf seinem weißen Pferde ihre Zielscheibe; doch sein Stallmeister Froben, dies bemerkend, drang ihm einen Tausch auf: aber nach wenigen Augenblicken sank der Treue, von einer Kugel getroffen, todt herab. Der Kurfürst ließ seine Leiche ins kurfürstliche Erbbegräbniß beisetzen. — Man rieth ihm, Fehrbellin zu beschießen, er erwiderte: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten.“ Wüthend drangen die Schweden gegen den Hügel, wo das kurfürstliche Geschütz stand; aber der tapfere Oberst Mörner rief: „Lieber sterben, als ein Stück verlieren!“ stürzte sich auf den Feind und blieb. Da stellte der Kurfürst sich selbst an ihre Spitze, weil sie keine Offiziere mehr hatten. „Muth,“ rief er, „ich, Euer Fürst, jetzt Euer Hauptmann, will siegen oder ritterlich mit Euch sterben!“ und trieb die Schweden zurück, kam selbst in Lebensgefahr, aber denn der Seinigen hieben ihn heraus; er schenkte Jedem eine Handvoll Dukaten, und einer von ihnen kaufte dafür später eine Mühle, und starb 102 Jahre alt, 1738 in Straußberg. Nach zweistündigem mörderischen Kampfe, in welchem zwei schwedische Regimenter fast

ganz vernichtet worden, begann Wrangel den Rückzug. Noch auf dem Schlachtfeld erhob Friedrich Wilhelm den tapfern Oberstlieutenant Henning zum Edlen von Treffenfeld. Dem Prinzen von Homburg aber sagte er: „Nach den Kriegsgesetzen habe er zwar das Leben verwirkt, aber der Glanz des Tages solle nicht durch das Blut eines Helden besleckt werden, der zum Siege durch seine Tapferkeit so wesentlich beigetragen.“ Vom ganzen schwedischen Heere, das binnen sieben Tagen aus dem Lande verjagt worden, wo sie sieben Monate schädlich gehaust hatten, entkamen nur etwa 4000 Mann. Von der Beute gab der Kurfürst 2000 Wagen mit Lebensmitteln und unzähliges Vieh den schwer heimgesuchten, treuen Landleuten. In Berlin wurde er mit Jubel empfangen, antwortete aber den Glückwünschenden: „Es ist Gottes Gnade, der hat es gethan!“ und beim Dankgottesdienst ließ er über Jer. 22. 11 predigen: „Der Herr ist bei mir, wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen.“

Es war ein glorreicher Sieg, den er am 18. Juni 1675 bei Fehrbellin davon trug; eine Reiterschlacht, wobei er ein paar Dragonerregimenter absetzen ließ und mit nur 7000 ermüdeten Soldaten und 13 Kanonen über 11,000 Schweden mit 38 Kanonen in guter Stellung angriff, ihnen den bisherigen Ruf der Unüberwindlichkeit entriß und den Ruhm des brandenburgischen Namens über ganz Europa verbreitete! In Wien wie in London erregte der Sieg bei Fürst und Volk die lebhafteste Theilnahme, selbst Ludwig XIV. konnte seine Bewunderung über die Vorsicht, Schnelligkeit und Verschwiegenheit des Zuges nicht bergen, der russische Czar und der Tartaren-Chan wollten mit dem Kurfürsten Bündnisse schließen, Hannover und Polen, welche den Schweden beizutreten die Absicht hatten, blieben nun neutral. Die Folgen gingen aber noch weiter! Schwedens Feinde erhielten Muth, der Kaiser endlich erklärte die Schweden für Reichsfeinde, that aber nichts; und Dänemark schloß mit Friedrich Wilhelm einen Vertrag. Dieser rastete nicht, ging wieder zur Armee, nahm Wollin mit Sturm und Wolgast durch Kapitulation; worauf der Kaiser die Pommern am 7. December ihres Eides gegen Schweden entließ. Im folgenden Jahre wurde die Peenemünder Schanze, die Festungen Anklam, Demmin, Bökenitz und Damm genommen, Stettin, die vom Kurfürsten längst ersehnte „Thür des Reiches“ ergab sich den 27. December 1677 nach siebenmonatlicher Belagerung, und behielt, nach der Pulldigung, alle ihre Stadtrechte und Privilegien; Rügen und Stralsund, welches der gewaltige Wallenstein mit 100,000 Mann vergeblich belagert hatte, mußte sich nach sechszehnstündigem Bombardement den 16. October 1678, wie am 7. November der letzte schwedische Ort Pommerns, Greifswald, ergeben. An demselben Tage

aber kam die Nachricht, daß 16,000 Schweden von Liefland in das von Truppen entblößte Preußen eingedrungen. Der Statthalter, der Herzog von Croÿ, hatte sich mit seinen 3000 Milizen zurückgezogen, Tilsit, Ragnit und Insterburg waren gefallen. Der Kurfürst ermahnte sogleich die preussischen Stände brieflich zur tapfern Gegenwehr, schickte den General Görzke voraus, welcher im Januar 1679 noch zu rechter Zeit kam, um Königsberg zu decken. Dann eilte er selbst mitten im Winter und trotz seiner angegriffenen Gesundheit in höchster Eile mit 5500 Reitern, 3500 Fußgängern und 34 Kanonen nach, und erreichte Marienwerder, ehe die Nachricht von seinem persönlichen Erscheinen anlangte. Horn befahl den schleunigen Rückzug seiner Schweden. Doch, sie sollten nicht bloß weichen, sondern auch geschlagen werden. Auf Schlitten ließ der Kurfürst das Fußvolk weiter bringen, und in fliegender Eile die Reiterei nach Heiligenbeil nachziehen, ging 7 Meilen weit über das gefrorne frische Hoff und langte am 26. Januar 1679 in Königsberg an. Drei Meilen weit ging es dann über das curische Hoff auf Labiau, um den Schweden den Rückzug abzuschneiden; sie waren aber schon gen Tilsit gezogen, daher mußte Görzke und Tressensfeld ihnen nach, um sie aufzuhalten. Letzterer nahm ihnen eine Meile von Tilsit 28 Fahnen ab, und wurde sogleich zum General-Major ernannt, ersterer tödtete in einem Gefecht 1200 Schweden, machte 200 Gefangene und der schwerverwundete Feldmarschall Horn entkam nur durch Zufall. Tressensfeld und Schönig, denen mit 2500 Reitern die Verfolgung aufgetragen worden, trieben die völlig aufgelöseten Feinde vor sich her durch Samogitien, Curland und Liefland, dessen Hauptstadt Riga, wo man schon die Vorstädte niederzureißen und die Düna aufzueisen begann, welche Anfang Februar 1679 die Schweden nur mit 1000 Reitern, 500 Fußsoldaten und mit acht kleinen Kanonen erreichte.

Bei den Gefangenen hatte man Briefe gefunden, welche die Hinterlist des polnischen und französischen Hofes enthüllten. Während der hundert Meilen langen Schwedenjagd hatte Frankreich zu Nimwegen erst mit den Generalstaaten von Holland, denen zu Dienst doch der Krieg begonnen, einen Separat-Frieden geschlossen, und die Festung Maastricht erhalten; dann mit Spanien, welches die Franche-Comté abtreten mußte und endlich mit dem Kaiser, der die wichtige Festung Freiburg im Breisgau verlor. Friedrich Wilhelm meinte mit Recht, der Kaiser wäre seiner eigenen Ehre wegen verpflichtet gewesen, ihm gegen die Schweden Beistand zu leisten, welche sich öffentlich gerühmt, den Krieg bloß in der Absicht angefangen zu haben, ihn von der Verbindung gegen Frankreich abzu ziehen, und ihn gegen Bayern und Hannover, welche sich mit Frank-

reich verbündet, Sicherheit zu verschaffen. Von diesem allen war früher nichts geschehen, und jetzt ließ man den Kurfürsten, der sich Schwedens in eigener Kraft siegreich erwehrt, gegen Frankreich im Stich. So stand er allein, der doch am meisten gethan und den Ruhm deutschen Namens aufrecht erhalten hatte!

Vergebens protestirte er, um Pommern, wenigstens Stettin zu behalten; es ging wie auf dem Wiener Kongreß, man beneidete ihn wegen seiner Siege, selbst der Kaiser wirkte voll nagender Eifersucht entgegen und schien „einen neuen König der Wenden an der Ostsee“ zu fürchten, Ludwig fiel mit 30,000 Mann in Cleve ein, und der mit Recht entrüstete Kurfürst, der Anfangs den Gedanken hatte, mit 10,000 Dänen, welche ihm angeboten, den Krieg gegen Frankreich allein fortzusetzen und die französische Armee zu überfallen, welches seine Råthe hinderten und auf den wahrscheinlichen Angriff von Polen hinwiesen. Er klagte mit Recht: „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser des Reichs, meine nächsten Verwandten und Allirten; sie werden es einmal bereuen, sie werden gewiß dadurch einmal so viel verlieren, als ich.“ So blieb er im gemeinschaftlich begonnenen Kampfe allein, ohne daß der Kaiser für treue Dienste eine dankbare Erinnerung hatte; aber das Kaiserhaus entfremdete sich seiner dadurch, wie des Bayerfürsten Maximilian Emanuel, obgleich Friedrich Wilhelm nicht, wie dieser, sich an Frankreich schloß. Doch mußte er sich in das Unvermeidliche fügen! Als er den von Reinders zu St. Germain, den 29. Juni 1679, geschlossenen Beitritt zum Nimweger Frieden, der nach allem Blutvergießen Alles ließ, wie im westphälischen Frieden, und ihm nur einen kleinen Landstrich längst der Oder mit Camin, Stepenitz, Greifenhagen, nebst 50,000 Thlr. von Schweden und 300,000 Thlr. von Frankreich wegen Kriegschaden zusprach, wünschte er lieber gar nicht schreiben zu können, und rief aus: „Möge einst ein Råcher aus meiner Asche entstehen!“ und Friedrich der Große und die Tage bei Rossbach, Leipzig und Waterloo haben ihn gesehen! Zur Friedenspredigt wåhlte er den Text Ps. 118. 8. „Es ist gut auf den Herrn trauen, und sich nicht verlassen auf Menschen,“ Worte, die seine Stimmung bezeichnen. Doch der Ruhm seiner Kriegsthaten und seiner Klugheit konnte ihm und seinem Volke nicht genommen werden, der Einfluß seines Staates auf die Angelegenheiten Europa's und Deutschlands war entschieden! Selbst der listige, französische Staatsminister Mazarin mußte die große Staatsklugheit und Gewandtheit bewundern, mit welcher des Kurfürsten Kabinet negotiirte; er war unaufhörlich den Schlichen und Schlingen der damaligen höchst rånkevollen Politik der europäischen Höfe auf der Fåhrte und wußte sich in seiner Mittelstellung zwischen den Habsburgern und

Bourbons trefflichst im Sattel zu richten: hinter seinen Blauröcken hatte er seine trefflichen Diplomaten! Berdenken konnte man es ihm jedoch nicht, wenn er von dieser Zeit an nicht mehr in den Kampf zog, der ohnehin ohne Saft und Kraft geführt wurde, sondern auf friedlichem Wege die Streitigkeiten mit Frankreich beizulegen und den Anmaßungen ihres Königs, der das ganze Elsaß beanspruchte, ein Ziel zu setzen suchte. Dagegen trat er dem Kaiser zur Seite gegen die damals noch mächtigen Türken, welche der „allerchristlichste König“ gegen Oesterreich aufgeregt hatte, um seine Absichten bequemer durchzuführen. Ihr barbarischer Angriff wurde zwar abgeschlagen, aber Oesterreich hatte dabei allein 50,000 Knaben, und 26,000 Mädchen und Weiber verloren, welche in die Sklaverei geführt wurden. Bei der Belagerung Wiens 1685 bot er 18,000 Mann Hülfsvölker an; sie wurden aus Furcht, er möge seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer geltend machen, nicht angenommen. Dennoch schickte er zur Belagerung Ofens ein Hülfskorps von 8400 Mann mit 14 Geschützen, unter dem Feld-Marschall Schöning und den Generälen Narwiz und Barfus, welche beim Sturme auf die Stadt ihren Heldenmuth bewährten, und den Türken die Hauptstadt Ungarns entriß, die 156 Jahre lang in ihrem Besitze gewesen. Also brandenburgische und deutsche Hülfstruppen waren es, welche mit den Oesterreichern unter Eugen, dem Sieger bei Zentha, Ungarn aus der Hand der Türken befreiete; das mögen die 5 Millionen Magyaren wohl bedenken, welche den Deutschen und Slaven gegenüber 1849 ff. sich als alleinige Herren des Landes betrachteten! Und wie er hier für das Recht sein Schwert in die Wage legte, ohne die daraus erwachsenen Ungelegenheiten zu scheuen, und dem französischen Gesandten erklärte, keine Nebenrücksicht werde ihn hindern, dem Oberhaupte des christlichen Europa gegen die kristenfeindlichen Türken Hülf zu senden, so nahm er sich auch der Stadt Hamburg mehrmals gegen die Dänen willig an, und schickte ihr zur Zeit der Snitger und Jastram'schen Fändel, als sie von König Christian V. persönlich belagert wurde (1688), Hülfstruppen, obgleich er dadurch die befreundeten Dänen sich entfremdete. Zwischen Dänen und dem Herzoge von Holstein-Gottorp trat er gleichfalls als Vermittler auf.

Mit gleicher Furchtlosigkeit unterstützte er seine in der Pfalz und in Frankreich schwer bedrückten Glaubensgenossen und nahm sie, welche von ihren katholischen Herren vertrieben worden, mit Freunden in seinen Staaten auf, obgleich er sich dadurch das ganze Mißfallen des französischen Königs zuzog. Die Evangelischen oder Hugenotten waren in Frankreich auf das schrecklichste verfolgt und in Bartholomäus-Nacht, den 24. August 1572, überfallen und mehr

dem 30,000 Menschen hingeschlachtet worden, nachdem man eben, um sie sicher zu machen, die Hochzeit des reformirten Königs Heinrich von Navarra mit der Schwester des Königs Karl IX. gefeiert hatte (daher pariser Bluthochzeit), bis Heinrich, als er auf den französischen Thron gelangte und deshalb katholisch geworden war, ihnen 1598 durch das Edikt von Nantes Schutz und freie Religionsübung zusicherte, und damit den langen Bürger- und Religionskrieg endigte.

Dieses heilsame Gesetz des ersten Bourbon hob der bigot gewordene König Ludwig XIV. auf, den 18. Oktober 1685, und wollte durch Dragoner und Priester unter empörenden Grausamkeiten sie zum katholischen Glauben zwingen. Schon vorher hatte der Kurfürst bei dem Könige sich vergebens für sie verwendet; Einzelne waren bereits 1672 nach Berlin geflüchtet und hatten eine eigene Kirche erhalten. Nun erließ er schon am 29. Oktober von Potsdam aus eine förmliche Einladung und eine allgemeine Verordnung, daß sie in seinem Lande Schutz und Aufnahme finden sollten. In Masse wanderten, trotz der scharfen Wache an der französischen Gränze, über 20,000 Personen aus, und fanden in Preußen ein zweites Vaterland, während sie um des Glaubenswillen die alte Heimath aufgaben. In Frankfurt a. M., Amsterdam und Hamburg hatte der Kurfürst Bevollmächtigte bestellt, welche den Bedürftigen das nöthige Reisegeld erteilten; im Lande angekommen, erhielten sie zehn Jahre hindurch Abgabefreiheit, Bürgerrechte, Baumaterialien, Vorschüsse zur Anlegung von Fabriken, eigenen Gerichtshof, eigenes Konsistorium, und der Adel Ehrenstellen am Hofe und der Armee. Dadurch gewann das Land mehr als durch einen Bodenzuwachs, denn diese größtentheils betriebsamen und frommen Leute legten Seiden-, Wollen-, Leder-, Strumpfs-, Huts-, Gold- und Silberfabriken und Manufakturen an, machten wüsten Boden urbar, und viel Geld, was sonst nach Frankreich, England oder Holland gewandert war, blieb im Lande, und groß war die Freude des Fürsten, als man ihm das erste Paar seidene Strümpfe und den ersten seidenen Hut, welcher im Lande gefertigt war, überbrachte; er belohnte Beide mit 100 Thalern. Die erste Zuckers- und Seifenfederei, so wie eine Porzellan-Fabrik hatte der Kurfürst schon 1671 und 1678 gegründet. Die Pfälzer brachten den Gemüse-, Obst- und Tabaksbau in Aufnahme. Holländer und Friesen sorgten für den Gartenbau. Neben jenen fleißigen strömten freilich auch viele unnütze Menschen herbei; allein Friedrich Wilhelm machte sie zu Säufsträgern oder wies ihnen Handarbeiten an, damit sie sich selbst ernähren konnten, andere nahm er zu Soldaten. — Ludwig schrieb ihm jedoch erbittert, dadurch sei das bisherige Bündniß gelöst und beschwerte sich besonders über des Kurfürsten



Ausdruck: rauhe Verfolgung (*aspera persecutio*). Ruhig erwiderte dieser, daß kein auswärtiges Verhältniß ihn hindern könne, in seinen Staaten zu verfügen, was er für gut finde. Er wisse nicht, wie man jene Dragonaden, jenen Raub, der Kinder von der Seite ihrer Aeltern, um dadurch Beide zum Katholizismus zu zwingen, jene Galeerenstrafe, Kerker und Mordthaten gegen die Beharrlichen anders nennen könne. Uebrigens habe er die Bürger Frankreichs nicht vom Gehorsam gegen ihn entbinden, sondern lediglich denen, welche bereits die Gränzen überschritten hätten, eine Freistätte eröffnen wollen.“ Als man ihn erinnerte, daß sich sein Schatz durch Unterstützung der Flüchtlinge erschöpfe (er gab jährlich 40,000 Thlr. zur Unterstützung der Kolonie), erwiderte er: „Lieber das Silbergeräth verkaufen, als diese armen Leute ohne Unterstützung lassen.“ Nicht minder fanden Schutz neunhundert Waldenser aus Savoyen, und viele aus den kaiserlichen Staaten vertriebene, umherirrende Juden und Protestanten. Die evangelischen Böhmen und Mähren sammelte 1686 der Landeshauptmann Lichnowsky. Auch die folgenden Fürsten traten in seine Fußstapfen, wie noch der König Friedrich Wilhelm III. 1838 den protestantisch gewordenen bedrängten Zillertalern in Tyrol Aufnahme in Schlessien verlieh.

Diese Duldung bei aller Anhänglichkeit an seinen Glauben verlangte Friedrich Wilhelm aber auch von den Geistlichen, und es that ihm wehe, daß von den Kanzeln herab die lutherischen und reformirten sich gegenseitig mit Heftigkeit angriffen und dadurch selbst in Berlin einen Aufstand veranlaßten. Daher gebot er\*), „daß sie sich aller anzüglichen Beinamen enthalten und einander nicht aus Consequenzmacherei allerlei ungereimte Behauptungen aufbürden, und deshalb einen Revers unterschreiben sollten, wodurch sie sich ausdrücklich zur Friedfertigkeit verpflichteten.“ Mehrere verweigerten die Unterschrift und wurden abgesetzt, unter ihnen der fromme, allgemein beliebte Prediger Paul Gerhard, Verfasser des schönen Liedes: Bestiehl du deine Wege &c., das er bei seiner Abreise (der Kurfürst hatte ihm wegen seiner Beliebtheit sogar gestattet, sein Predigtamt nach wie vor zu treiben, da er weder dem Gewissen Zwang, noch eine Religionsmengerei beabsichtige) fertigstellte. Mit Ernst versuhr er gegen

---

\*) Im Sinne Joachims von Brandenburg, dem Werner in seinem „Luther oder die Weihe der Kraft“ die Worte in den Mund legt:

Ihr wißt es wohl, daß die von Hohenzollern  
Stets Recht und Treu geübet und geehrt;  
Doch muß die Kraft in ihren Gränzen bleiben,  
Nicht überschwemmen unser Vaterland.

den Pastor Aegidius Strauch in Danzig, der in seiner Unbuddsamkeit mit der katholischen Geistlichkeit in heftigen Streit gerieth und im Verdacht war, mit Schweden, das ihn nach Greifswald berufen, politische Umtriebe zu unterhalten; er ließ ihn einige Jahre nach Cüstrin bringen.

Die Aufnahme der französischen Flüchtlinge hatte neben der Beförderung der Industrie, der feinem Umgangsformen und abgeschliffenen äußern Sitten, doch auch manches Uebel in ihrem Gefolge. Die französischen Trachten und französische Modefucht kamen in Aufnahme; den Branntwein lernten die Brandenburger, welche ihn vorher nur als Arznei kannten, durch sie als Getränk kennen, fremde Weine und Kaffee traten an die Stelle des Bieres und wurden neben dem Tabak ein Bedürfnis der Stadtbürger\*). Der Franzosen leichtfertige Sitte und ihre unter Ludwig XIV., ihrem goldenen Zeitalter, ausgebildete Sprache, wurde der deutschen (welche unter den Kriegen seit der Reformation vernachlässigt worden) gegenüber, die Sitte und Sprache aller, welche sich zu den Gebildeten rechneten: dadurch nahm aber nicht allein das Deutsche eine wunderliche Mischung mit vielen französischen und andern Fremdwörtern an, sondern die Lektüre französischer Bücher brachte auch den frivolen Geist Voltaire's und den Unglauben der sogenannten französischen Encyclopädisten ins Land, den später Friedrich der Große, ungeachtet des Entgegenstrebens seines Vaters, in sich aufnahm.

Neben dem Fabrikwesen suchte Friedrich Wilhelm auch den Handel lebendig zu machen. Der Friedrich-Wilhelm- oder Mühlroster-Kanal war nach siebenjähriger Arbeit 1670 vollendet; der Kurfürst hatte bei Eröffnung derselben noch vorher in einer der Fangschleusen (den ersten in Deutschland) öffentlich gespeiset, dann wurde diese mit Wasser gefüllt und er sahe noch desselben Tages das erste Schiff von Breslau kommen, bald trug er Früchte für die inländische Schifffahrt und den Handel nach Hamburg zc. Getreide, Holz, Hopfen, wollene Waaren, Tabak aus Grossen und Königswalde in Neumark wurden zur See ausgeführt. Der Kurfürst war der erste deutsche Fürst, der seit der Hanszeit an eine Kriegsflotte und überseeische Besitzungen dachte. Nach ihm hatte bis in unsern Tagen (1840) vielleicht nur ein Mann diesen Gedanken der Erwerbung einer vaterländischen Insel in der Südsee:

---

\*) Den Landleuten blieben dergleichen Genüsse glücklicherweise damals noch unbekannt. Auf einer kurfürstlichen Jagdpartie bot ein Rohr, der Tabak rauchte, einem Bauer eine Pfeife an: „Nee, gnädiger Herr Düvel, ik freete keen Füer“ („Nein, gnädiger Herr Teufel, ich freesse kein Feuer“) war die Antwort des bestürzten Bauer.

der vor einigen Jahren verstorbene verdienstvolle Syndikus Sieveling in Hamburg. — Er errichtete ein Ober-Commerz-Kollegium in Berlin und eine afrikanische Handelskompagnie, die zu Emden ihren Sitz hatte, erkaufte von den Regern an der Küste von Guinea einen Platz, worauf er durch den Gouverneur Otto Friedrich von der Gröben, der den Orient bereiset, mit den Maltthesern gegen die Barbaresten gefochten zc., die Festung Groß-Friedrichsberg und später Taccarary und Arquin anlegte. Man sah Regier in Berlin; aber die Dukaten aus afrikanischem Goldstaube kamen ihm theuer zu stehen. „Jeder Dukaten,“ gestand er, „kostet mich zwei,“ und die Eifersucht der Holländer, welche die Forts zerstörten, ließen die Kolonie nicht aufkommen. Das schon 1650 den Dänen abgekaupte Fort Dansburg (Tranquebar) in Ostindien hatte er damals wegen Geldmangel nicht antreten können. Sehr richtig fühlte er die Nothwendigkeit einer Seekriegsflotte zum Schutze des Handels und der Küsten. Der Holländer Benjamin Raulé mußte ihm 1675 mehrere Schiffe miethen und ausrüsten, welche zur Eroberung Rügens und Stettins bedeutend mitwirkten und Cornelis Pidelhering bauete ihm 10 Schiffe von 20—24 Kanonen, welche in Emden ihre Station hatten. Sechs derselben kreuzten zuerst in Westindien gegen französische Schiffe und dann 1680 gegen Spanien, welches ihm die noch 1,800,000 Thlr. schuldigen Hülfsgelder verweigerte und den Vorschlag, ihm die Insel Trinidad für die Schuld zu überlassen, ablehnte, nahmen bei Ostende ein großes spanisches Schiff mit brabantischer Luchern und Spizen, welche in Billau für 100,000 Thlr. verkauft wurden, hierauf segelten sie nach Westindien und kaperten dort zwei spanische Schiffe, fuhren darauf nach Europa zurück, lauerten beim Cap St. Vincent der spanischen Silberflotte auf, nahmen zwei Schiffe, worauf die Spanier 12 Gallionen ausgerüsteten, welche die kurfürstliche Flotte nach zweistündigem heftigen Kampfe zurücktrieben. — Wie ganz anders würden sich Deutschlands Verhältnisse gestaltet haben, wenn damals noch der hanseatische Bund bestanden und sich unter dem Schutze eines solchen Fürsten gestellt hätte, der die deutsche Ostseeküste wie Ostfriesland beherrschte!

Mit Sinn für Alles und mit Geschick Alles auf rechte Art zu unterstützen, war Friedrich Wilhelm auch einer der ersten deutschen Fürsten, der die unter dem Gräuel des Krieges niedergetretenen Künste und Wissenschaften aufzuhelfen verstand, und daher wurde ihm schon 1656 der Plan einer National-Universität für die Gelehrten aller Nationen angenommen, die freilich nicht zu Stande kam, aber unter seinem Sohn Friedrich die Veranlassung zu der Akademie der Wissenschaften in Berlin gab. Gelehrte zog er an seinen Hof, beriet die berühmtesten deutschen Gelehrten seiner Zeit, den Freiherrn Sa-

muel von Bussendorf, eines armen sächsischen Pfarrers Sohn zum Historiographen, und schenkte ihm für die freimüthige Geschichte seiner Thaten 10,000 Thaler; vor diesem hatte bereits der Italiener Gregorio Leti eine historisch-politische Geschichte des brandenburgischen Hauses, aber mehr im Hofton geschrieben und 500 Thaler nebst einer goldenen Medaille erhalten. In hohem Ansehen standen bei ihm die Dichter von Caniz und Besser, jener zugleich Staatsrath und dieser Ober-Ceremonienmeister, deren Wirken wenigstens dem damaligen Sprachbombast der lohenstein-hoffmannswaldauischen Periode durch einfachen Gedankenausdruck entgegen trat; höher standen in seinem Lande neben Paul Gerhard, Simon Dach in Königsberg. — Friedrich Wilhelm legte ferner den Grund zu der reichen Berliner Bibliothek, der Kunstammer und dem Naturalienkabinete in besonderer Vorliebe für ostindische und chineesische Merkwürdigkeiten, wozu sein Aufenthalt in Haag ihm wohl Anregung gegeben; er privilegirte die erste Zeitung und 1659 wurde die erste Buchhandlung in Berlin angelegt. Die Baukunst wußte er zu schützen und bediente sich ihrer zur Verschönerung seiner Hauptstadt. Das Schloß in Berlin wie in Potsdam und Oranienburg (zu Ehren seiner Gattinn Luise) wurden unter den herbeigerufenen holländischen Oberbaudirektoren Memhard und Rering theils verschönert, theils neu gebaut; die Straßen (1680) Nachts mit Laternen erleuchtet und für die Reinhaltung derselben gesorgt. Für das Medicinalwesen sorgte er durch das Collegium medicum (1685), legte eine Gemäldesammlung an und ließ manche wackern Maler (Niegell, Hundhorst, von Noye), Bildhauer und Stempelschneider (Leigebe, Mangjord) nach Berlin kommen. Er war der erste deutsche Fürst, welcher selbst in seinem Lande Posten einführte und durch Verträge auch nach Hamburg, Leipzig und Breslau ausdehnen ließ, während anderswo das unter Kaiser Maximilian I. von den später gefürsteten Herren von Thurn und Taxis gegründete Postwesen in deren Hand sich befand.

Nicht blos die Universitäten Königsberg, Duisburg und Frankfurt, die von ihm gestiftete Ritterakademie in Colberg, das Friedrich Werders Gymnasium (1683 gestiftet), das 1655 von Joachimsthal nach Berlin verlegte Gymnasium und die Schule des grauen Klosters erhielten von ihm jährliche Unterstüzungen; auch dem Volksunterricht widmete er seine Sorge. 1670 wurde die erste Mädchenschule von der Frau des Kammerlakenen Schnol errichtet, doch in den Knabenschulen waren die Lehrer noch so schlecht besoldet, daß in demselben Jahre die Stadt Gremmen ihren Schulrektor verklagte, weil er sich mehr mit Woll- und Tabakshandel als mit dem Unterricht beschäftigte.

Die aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges herrührende

sittliche Verwilderung des Volkes suchte er auch 1676 durch Duellgesetze, durch ein Edikt über die Sonntagsfeier zu wehren, verbot am Sonntage Hochzeiten und große Gastmähler, die Oeffnung der Krambuden und Schenkhäuser, „weil es fast dahin gekommen sei, daß aus dem Sonntage ein Sündentag geworden.“ Die Prediger auf dem Lande sollten Nachmittags Jung und Alt in den Kirchen über die Predigt zc. examiniren, und die Hausväter ihre Kinder und Dienstboten vermahnen und zum Gottesdienste und Uebung eines christlichen Lebens mit Ermahnungen und guten Beispielen anleiten; Vergehungen gegen Religion und Sittlichkeit wurden mit Geldstrafen zur Verbesserung der Kirchen bestraft\*). Für die Armen und Waisen stiftete seine erste Gemahlinn bei der Geburt des Erbprinzen das oranienburger Waisenhaus, und die zweite in Potsdam das reformirte Predigerwitwenhaus. Auf Gerechtigkeit der Richter hielt er scharf, und ließ 1646 in dem Sessions-Zimmer des Kammergerichts, das einer Ungerechtigkeit bezüchtigt worden war, das Bild des Kambyses aufhängen, wie er einem ungerechten Richter das Fell abziehen und über den Richterstuhl spannen läßt; aber auch wieder wegnehmen, als die Beschuldigung für falsch erkannt worden. Für Verbrechen baute er das Zucht- und Spinnhaus in Spandau.

Unter dieser unermüdeten Thätigkeit, die vom Morgen bis zum Abend dauerte, da fast alle Geschäfte durch seine Hand gingen, und seine Thüre vor Jedermanns Klagen und Bitten geöffnet war, kam das Greisenalter heran. Rheumatische Schmerzen hatten ihn in Folge der Kriegsbeschwerden oft geplagt, nun kam die Wassersucht hinzu. Er fühlte sein Ende herannahen, nahm von dem Kurprinzen, von seinen Rätthen, von seiner Gemahlinn, Kinder und seiner herbeigeeilten Schwiegertochter unter Ermahnungen und Dankfagungen Abschied, und gab unter den Tröstungen der Religion, würdevollen und zärtlichen Rathschlägen an seine Kinder und Minister mit der Festigkeit eines Helden und Christen seinen großen Geist auf, den 29. Apr.

\*) Daher verbot er auch das Reisen ins Ausland, namentlich nach Paris, wo damals nach dem Zeugnisse der Herzoginn von Orleans, einer deutschen Pfalzgräfinn, „die abscheulichsten Debauchen im Schwange waren, das Saufen und Spielen zc. selbst bei den Weibern gar gemein war. Alles,“ sagt sie, „was, wie die Bibel erzählt, in Sodom und Gomorra vorgegangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei. Die meisten Leute sind, als wenn sie aus der Hölle kämen und lebendige Teufel wären. Es ist weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, nichts als Interesse und nagende Ambition.“ Der Kurfürst wollte nicht, daß sein Adel sich dort für den Gewinn der äußern Abgeschliffenheit ruinire und entdeutsche, und sein Enkel Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große dachten eben so.

1688, nachdem er über 68 Jahre alt geworden und über 47 Jahre als ein ganzer Mann regiert und seinen Staat nicht allein von 1350 auf 2042 Q.-M. mit 1½ Mill. Einw. erhoben, sondern auch den Grund zu seiner nachherigen Größe gelegt hatte.

Die menschlichen Fehler, welche dem Kurfürsten anklebten, daß er sich leicht zur Festigkeit hinreißen ließ, seiner zweiten Gemahlinn zu viel Einfluß einräumte zum Vortheil ihrer Kinder, verschwinden vor seinen übrigen trefflichen Eigenschaften, und daß er den Jügel des Regiments dem Adel gegenüber scharf anzog und dem Volke große Abgaben auflegte, lag in früheren Schuldenlasten des Staates und den schweren Kriegen zur Vertheidigung des Staates. Die ganze Bedeutung seines Lebens nicht bloß für Brandenburg, sondern auch für das ganze deutsche Vaterland, ergiebt ein Blick auf dessen damalige Lage.

Welch' ein Unterschied zwischen ihm und dem von seinen Schmeichlern und von bestochenen Schriftstellern gleichfalls „der Große“ genannten Ludwig XIV.! Dieser hatte an der Spitze eines an Hülfquellen reichen Staates, unterstützt durch schlaue und ränkevolle Minister, durch glückliche und bewährte Feldherren eine Zeitlang die Fürsten und Völker Europa's überwältigt und seinen Staat durch jegliches Mittel der List und Gewalt vergrößert und brachte durch diese frevelhafte Untergrabung des Völkerrechts, durch unaufhörliche Eroberungskriege, durch sardanapalische Verschwendung, durch despotische Willkür sein entvölkertes und verarmtes Land an den Rand des Verderbens: jener erhob mit geringen Mitteln seinen kleinen Staat aus politischer Zinsbarkeit und tiefer Noth zu Ehre, Macht, Wohlstand und Bildung, und zog das Schwert nur zur Abwehr fremder Gewalt, zur Vertheidigung seiner Rechte und der Selbstständigkeit des deutschen Volks. Dieser trat die religiösen Meinungen seiner eigenen, andersgläubigen Unterthanen despotisch nieder, während er in Deutschland den Beschützer der Protestanten machen wollte, und war doch ein Sklave seines Beichtvaters und der Maintenon, jener, in seinem auf festem Grunde beruhenden Ueberzeugung fest, war milde, duldsam gegen Andersgläubige, und nahm sich seiner verfolgten Glaubensgenossen eifrig an. Dieser wurde aber auch in seiner Scheidestunde von Allen, selbst von dem Beichtvater und der Courtisane verlassen, sein Leichenzug vom Pöbel beschimpft, sein Tod vom ganzen Volke als eine Wohlthat des Himmels betrachtet, während jenem, welcher den Delzweig des Mark Aurel mit dem Lorbeer des Cäsars um seine Schläfe gewunden, die Thränen der Seinen, der Segen des Volks, und das dankbare Andenken der ganzen deutschen unparteiischen Nachwelt über das Grab nachfolgten!

Doch nicht für seinen Staat allein, auch über die Gränzen desselben hinaus hat er für ganz Deutschland Großes gewirkt! Den in Nachahmung der Ueppigkeit und Leichtfertigkeit des französischen Hofes versunkenen deutschen Regenten wurde er ein hellleuchtendes Beispiel hoher Regententugenden: der Einfachheit und Zucht, der Ordnung und Gerechtigkeit; und nöthigte ihre Regierungen zu vielfachen Verbesserungen der Posten, Landstraßen, der Rechtspflege und des Militärwesens; in der Zeit der Religionsverfolgungen bewies er die edelste Duldung, zog ohne Unterschied der Geburt thatkräftige Männer herbei, hob nicht allein den erstorbenen deutschen Nationalstamm, sondern bauete auch im Norden des Vaterlandes eine Macht, welche seit Heinrich des Löwen Zeit vielfach schmerzlich entbehrt worden; eine Macht, welche sich gegen die Feinde des heiligen römischen Reiches: Papst, Türken und Franzosen herrlich bewährte, und in dieser Zeit um so nöthiger war, je mehr in den benachbarten Staaten das monarchische Prinzip sich entwickelt hatte, und je weniger Sachsen eine ähnliche Stellung zu behaupten verstanden hätte!

Moriz von Sachsens Sieg bei der Ehrenberger Klause hatte zwar den Kaiser Karl gezwungen, seinen Plan aufzugeben: das bürgerliche und geistige Leben der deutschen Nation unter eine spanisch-österreichische Universal-Monarchie zu knechten; aber der durch Jesuiten erzogene, von einem fanatischen Religionseifer erfüllte Ferdinand II. strebte mit eiserner Willenskraft dahin, die protestantische Kirche in Deutschland zu vernichten, und unter dem Deckmantel der Wiederherstellung der katholischen Kirche das deutsche Volk zugleich der militärisch-katholischen Gewalt Oesterreichs zu unterwerfen. Der Versuch mißlang zwar aufs Neue, hatte aber für das deutsche Reich sehr traurige Folgen. Nicht allein war Wohlstand, Bevölkerung und Bildung auf ein Jahrhundert zurückgeworfen (das heilige römische Reich deutscher Nation „weder heilig noch römisch, weder reich noch Reich,“) sondern auch Schweden und Franzosen hatten einen bedeutenden Einfluß gewonnen und im westphälischen Frieden nicht allein große Stücke des Reiches an sich gerissen, sondern auch als Garantien des Friedens diesen Einfluß auf das verblutende Reich zu verewigen gesucht.

Was Schweden betrifft, so konnte es allerdings für seine Opfer und die Aufrechthaltung des Protestantismus auf Entschädigung rechnen; allein Frankreich, wo seit Ludwig XI. sich die Königsmacht durch die arglistige Unterdrückung der Großen des Reiches zu heben gewußt, Frankreich, welches unter Franz I. mit Karl V. langwierige Kriege führte, die Protestanten im eigenen Lande aufs grausamste verfolgte, dann unter den allmächtigen Minister Ludwigs XIII. und XIV., den Kardinalen Richelieu und Mazarin, den Protestanten in Deutschland arglistig

Hülfe geleistet, um das Haus Oesterreich zu schwächen, Frankreich hatte die schon 1641 begonnenen Friedensunterhandlungen zu Münster hingehalten und die feste Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten gehindert, um die Gelegenheit zur Einmischung in deutsche Händel zu benutzen, und durch anmaßende Gesandte in allen Künsten der List und des Truges eingeweiht, die Miene des Befehlenden angenommen, so daß ein Zeitgenosse\*) voll Unwillen klagt: „In den Gegenden, wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Deutschen Troß und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir horchen als auf Orakel; sie verheißten, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm (Gustav Adolphs Tochter Christine), dort aus Paris (Anna, Vormünderin Ludwigs XIV.) zugeworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem französischen Hahn (Gallo) einsetzen wollen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Gözen fremder Völker unsere eigne schützende Gottheit, und opfern jenem Leben, Freiheit und Ehre auf“\*\*). So geschah es, daß im Frieden die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ganz Elsaß, so weit es Oesterreich gehört hatte, der Sundgau mit den wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg an Frankreich kamen, und die Franzosen dreißig Jahre später unter dem ländergierigen Ludwig XIV. einen Vorwand fanden, das ganze Elsaß und Straßburg (1681) mitten im Frieden durch Verrätherei\*\*\*) an sich zu bringen, wodurch die Vormauern des ganzen südlichen Deutschlands in des Erbfeindes Hand fielen, die er auch nach Köln ausstreckte, und dadurch Norddeutschland in dieselbe Gefahr zu bringen suchte. Auch hier that der Kurfürst Alles, was er konnte, daß der Franzose sich nicht auch in Köln auf den Nacken Deutschlands setzte.“†) Schweden begnügte sich

\*) Wassenburg: Paranaesis ad Germanos 1647.

\*\*) Scheint das nicht eine Schilderung unseres Volkes während der Revolutions- und Napoleons-Zeit, oder jenes kosmopolitischen aber nicht patriotischen Enthusiasmus für Polen, Griechen und — Türken bei innerer Partheiung und gegenseitiger Anfeindung der eignen Volksstämme?

\*\*\*) S. Scherer, der Verrath Straßburgs an Frankreich 1681, in Raumers histor. Taschenbuch. N. F. IV.

†) Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte in Ungarn für Oesterreich tapfer gefochten, 1685 des Kaisers Tochter geheirathet und hoffte damit die Anwartschaft auf den spanischen Thron, wenigstens auf die Niederlande



doch mit Vorpommern, Stettin, Rügen, Wismar und den Bisthümern Bremen und Verden, und war auch, durch die Ostsee getrennt, weniger gefährlich. — Das Band zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten ward gelockert, jeder Reichsstand mehr auf sich selbst gestellt, damit die Fremden die Ohnmacht und Hülfbedürftigkeit dieser kleinen Gebiete beständig zu ihrem Vortheil benutzen konnten. Die letzte Kraft des Bürgerthums, seines Handels, seiner Gewerbe, seines beweglichen Vermögens wie der aristokratische Grundbesitz ging während des langwierigen Kampfes zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon unter, während von einer deutschen Reichsarmee kaum die Rede war: nahmen doch Bayern\*), Köln, Münster und andere offen Parthei für die Franzosen, welche die Pfalz, Baden, Württemberg, Trier zc. auf eine in christlichen Staaten bisher beispiellose Weise verheerten, eine Menge Städte und Dörfer niederbrannten und sich in ihrem Uebermuth gegen die Schwachen völlig entmenscht zeigten, und die Türken, durch sie angereizt, von Ungarn her mit nicht geringer Gefahr droheten.

In dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung unsers Vaterlandes, wo Oesterreich durch seinen unpolitischen Religionseifer sich die Herzen der deutschen Völker entfremdet und manchen günstigen Umstand gegen Frankreich nicht gehörig benutzt hatte, wo Sachsen, früher der wichtigste und einflußreichste Hof nach dem kaiserlichen, in blinder Anhänglichkeit an den Kaiser, dem seine Fürsten freilich den Kurhut verdankten, seine Stellung als Vorseher der Protestanten zu behaupten, weder Einsicht noch Kraft bewies, wovon, als August, um die polnische Dornenkrone zu gewinnen (welche er doch trotz der Opfer Sachsens an Geld und Menschen nicht gegen Karl XII. behauptete) katholisch ward, ohnehin nicht mehr die Rede sein konnte: — da trat das Haus Brandenburg, der große Kurfürst, in die neue Zeit, mit

---

zu gewinnen. Der König von Spanien, Karl II., verließ ihm 1691 die Statthalterschaft der Niederlande mit unbeschränkter Vollmacht und 900,000 Thaler Gehalt. In Brüssel lebte er so verschwenderisch, daß es hieß: er brocte sein Bayern den Niederländern ein. Ludwig zog ihn durch Geld und Maitreffen an sich; den 7. Febr. 1701 erschienen daher in derselben Stunde des Nachts französische Truppen vor den Festungen der spanischen Niederlande, denen die Thore geöffnet wurden.

\*) Der französische Gesandte hatte, um als Beschützer der kleinen Staaten zu erscheinen, durch ein Rundschreiben diese nach Münster eingeladen: eine ungefehrmäßige Anmaßung, so daß der Kaiser alle Unterhandlungen abbrechen wollte. Es war sogar von einer deutschen Republik die Rede; der Kurfürst von Bayern verrieth den Franzosen die Instruktion des kurfürstlichen Gesandten und drohete mit Anschluß an Frankreich, wenn der Kaiser nicht Elsaß Preis gäbe.

neuen Entwicklungsbahnen rettend ein, und übernahm zum Heil des Gesamtvaterlandes die Vorderstelle im Protestantismus auf dem festen Lande wie England auf dem Meere, und schloß sich eng an Holland, welches die blutigen Katholisirungs-Versuche des mächtigen Spanien zu dessen Entkräftung siegreich abgeschlagen und durch Handel, Betriebsamkeit und Kraftentwicklung einen bedeutenden Einfluß in die Angelegenheiten Europa's gewonnen hatte.

Während des sächsischen Kurfürsten Moriz tüchtiger Bruder und dessen Nachfolger zu einseitig den Lutheraner machten, erhob Friedrich Wilhelm über dem Hader der Lutheraner und Calvinisten, welcher die Niederlage des deutschen Protestantismus hauptsächlich verschuldet hatte, die rechte evangelische Toleranz zur Versöhnung beider Partheien und nahm Tausende protestantischer Familien in seine Staaten auf, welche der blinde Eifer des alten Ludwigs XIV.\*) aus Frankreich vertrieben hatte; während andere deutsche Fürsten in kläglicher Verzagtheit und unftuchtbarem Schwanken zwischen Frankreich und Oesterreich oder aus eigensüchtigen Zwecken dem Kampfe mit Frankreich ruhig zusahen, stellte sich Friedrich Wilhelm an die Spitze seines Heeres, half Holland vor den französischen Eroberungsgelüsten retten und gab durch Bekämpfung der Franzosen und Besiegung der Schweden den Deutschen das Selbstgefühl wieder, was gerade durch diese beiden Mächte im dreißigjährigen Krieg verloren gegangen war. Mit starker Hand den Uebermuth des Adels wehrend, welcher jeder bedeutenden Kraftentwicklung des Landes hemmend in den Weg getreten war, und ihn in seine gebührenden Schranken mit der sichern Wucht der Fürstlichkeit und der vollen Idee des Staates zurückweisend, bauete er auf dem Grunde seiner Territorial-Rechte einen Staat, der durch und durch auf diese so lange preisgegebenen, deutschen, evangelischen, lebensvoll-fortschreitenden Interessen gestellt, der Anfang einer neuen Entwicklung unsers Volks werden sollte, die er begründete, sein Sohn und Enkel, jeder in seiner Art, erweiterte und einige Jahrzehnte später der große Friedrich zu der bewundernswerthen Höhe brachte, „daß die Gesandten des ehemaligen, an Land und Mitteln kleinen Reichserzkäm-

\*) „Kein Sterblicher,“ berichtet die geistreiche Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth, Schwester des letzten Kurfürsten von der Pfalz-Simmern (s. Raumer Bd. VI.) „konnte in der Religion einsältiger sein als der König. Die alte Närrin Maintenon und der Vater la Chaise hatten ihn überredet, daß alle Sünden, welche Se. Majestät mit der Montespan u. begangen hätten, verziehen werden würde, wenn er die Reformirten plage und vertriebe, und dies wäre der Weg zum Himmel.“ — Unsitlichkeit konnte in seinen Augen Entschuldigung finden, aber Nachsicht gegen Kezerei (auch der Jansenisten und Quietisten) würde ihm Gottes Strafe zuziehen.

meters neben den Gesandten der vier größten (und vielleicht geistig am höchsten stehenden) Mächte an der Weltherrschaft Theil nahm, und den Ahriman-Napoleon, welcher später diesen Staat zu vernichten strebte, zum Falle brachte, mochte auch immerhin der Statthalter Christi in Rom dem „Marquis von Brandenburg“ die Anerkennung versagen \*). — Seit dieser Zeit ist Preußen der Hauptpfeiler Deutschlands, besonders der Hauptpfeiler des deutschen Protestantismus und Norddeutschlands: Norddeutschland fällt und steht mit Preußen, das ist seit dieser Zeit ein geschichtliches Axiom: das haben auch die Jahre 1795 — 1806, 1813 — 1815, 1830 — 1848 bewiesen.

Was Preußen hob, das war nicht der Umfang des Landes, nicht der Reichthum des Bodens, nicht die Menge der Hülfquellen, sondern seine trefflichen Regenten und die Klugheit, mit welcher es das Prinzip der Fortschrittes annahm und die Mäßigung, mit welcher es demselben folgte und dadurch dem ganzen Deutschland zum Segen wurde! Denn Preußen allein hat Oesterreichs geheime, bis ins achtzehnte Jahrhundert verfolgten Pläne: unser Vaterland wieder in das Joch päpstlicher Hierarchie und eines stabilen Glaubens- und Gewissenszwanges zu schmieden, mit Erfolg vereitelt und dem zähen Gegner die Einwilligung in das Prinzip der religiösen Duldung abgenöthigt. Kein Wunder, daß es daher von romanisirenden Schriftstellern, und noch in unsern Tagen von den ultra-katholischen, münchener „historisch-politischen Blättern,“ deren Urheber J. Görres war, unaufhörlich und unpatriotisch angefeindet wird. Preußen begriff, daß die lahm gewordene deutsche Reichsverwaltung, welche eine unerträgliche Last geworden war und nur zur Beförderung der Hausmacht Oesterreichs diente, einer neuen Ordnung der Dinge weichen müsse, und Friedrichs II. Auflehnen gegen den Kaiser, dem seine Vorfahren in Ungarn und den Niederlanden, wie in Deutschland und Italien tapfer gedient hatten, fand seine Berechtigung (wie die des sächsischen Kurfürsten Moriz gegen Karl V.) in dem Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt, und in dem Versuch, Preußen in die alte reichsständische Ohnmacht zurück zu drücken. Was Preußen hob, das war das monarchische Prinzip, nicht die Aristokratie, worauf England sich stützte und zu seiner Größe gelangte, denn der große Kurfürst, wie der König Friedrich Wilhelm I., der seinen „Junkers“ die Souveränität wie ein „rocher von Bronze“ entgegenstellte, wußte

\*) Der Papst protestirte 1701 förmlich gegen die Königswürde des Markgrafen von Brandenburg, „welcher mit Verachtung der Autorität der Kirche Gottes sich öffentlich einen König nenne, da er, der Papst, nur solche Würde zu vertheilen habe; das sei ein bei Christen unerhörter Gebrauch.“ Im römischen Staatskalender hieß Friedrich bis 1786 noch Marchese di Brandenbarga.

fie im Zaume zu halten, und wenn unter dem großen Friedrich der Adel vorherrschte, so lag das in andern Umständen. Es waren in Preußen die vier trefflichen Fürsten, welche, während anderthalb Jahrhunderte, unterstützt von einer Reihe tüchtiger Feldherren und erleuchteter Staatsmänner (die sie ohne Unterschied des Standes und Stammes auszuwählen und um sich zu versammeln wußten), das kleine preussische Staatsschiff mit solcher klaren Einsicht, tüchtigen Kraft und verständigen Mäßigung leiteten, — daß es beim Tode des großen Friedrich wohlbehalten und reichgeschmückt im sichern Hafen lag. Sehr richtig macht daher Bese\*) auf diesen ganz eigenthümlichen Umstand diejenigen aufmerksam, „welche wähen, Preußen sei dereinst allenfalls auch ohne König zu regieren. Das Königthum wurde einst in England abgeschafft, kam aber in kurzer Zeit wieder. In Preußen hat es wenigstens eben so viel Sympathien als in England, und mit noch weit mehr Fug und Recht.“

In Preußen sehen wir nicht, wie in dem kaiserlichen Oesterreich, dem despotischen Frankreich und dem constitutionellen England bloß die hohe Aristokratie an der Spitze des Kabinetts und des Heeres, sondern eine Menge bürgerlicher Namen neben dem niedern Adel: Diestelmeyer, eines Schneiders Sohn aus Leipzig, der als Kanzler die Regierung leitete, und das „Auge und Licht der Mark“ genannt, und 1588 starb\*\*); Derflinger, der Bauersohn und Schneiderlehrling, welcher die Schweden bei Fehrbellin niederwarf; wie die Generale Scharnhorst, Sohn eines hannoverschen Landmanns, und Krauseneck, Beamtensohn aus Bayreuth; den Genfer Predigersohn Spanheim, den berühmtesten Diplomaten seiner Zeit; den Berliner Bürgermeistersohn Bertholdt, der von Wien die Königskrone brachte, welche Graf Dohna nicht erlangen konnte; — Meinders und Fuchs, jener ein Bürgerlicher aus Westphalen, dieser Predigersohn aus Stettin, leitete die innern und äußern Angelegenheiten des Staates, Ilgen, der Staatssekretär, Weiler, der Schöpfer der brandenburgischen Artillerie, Besser, der

---

\*) Vgl. Droysen über Häusers deutsche Geschichte. Bese, Geschichte der deutschen Höfe. 1. 2.

\*\*) Diestelmeyer erwarb sich um das Land drei wichtige Verdienste, 1) daß er beim passauer und augsbürger Religionsfrieden das brandenburgische Prinzip des Protestantismus kräftig vertrat, 2) daß er 1579 seinem Kurfürsten das Burggrafenthum Magdeburg sammt den St. Stiftern Magdeburg und Halberstadt und damit den wichtigsten Platz an der Mittellebe, und 3) 1569 die Wittelschenschaft über das Herzogthum Preußen durch seine klugen Unterhandlungen verschaffte, und damit später die Erwerbung der Herzogs- und Königswürde ermöglichte.

Hofpoet, der berühmte Arzt und Naturforscher Thurneyffer, eines Goldschmieds Sohn aus Basel († 1586), der in der Mark das erste Naturalien-Kabinet und chemische Arzeneien einführte, Alaun-, Salpeter- und Glasfabriken förderte; der Großkanzler Friedrichs, Coccejus (Koch) aus Bremen, aus einer Predigerfamilie, der Geheime Kämmerer Frederdsdorf, eines Kaufmanns Sohn, Puffendorf u. A. waren Bürgerliche und bildeten zum Theil später einen neuen Adel. Neben diesen bürgerlichen Kriegs- und Staatsmännern förderte eine Menge ausgezeichneter Gelehrten den Glanz des preussischen Namens.

### 13) Georg von Derflinger,

preussisch-brandenburgischer General-Feldmarschall.

Er war der stinke Schneider,  
Im Stechen wohl geschickt,  
Oft hat er an die Kleider  
Dem Feinde was gestickt.

Morgenblatt.

Wie bei vielen ausgezeichneten Männern, welche, nicht durch äußere Verhältnisse begünstigt, sondern „zu Männern geschmiedet wurden durch die allmächtige Zeit und das eiserne Schicksal,“ und sich von der Niedrigkeit zu hoher Stufe der Ehre und des Ansehens emporgeschwungen, deckt auch die Herkunft dieses Helden ein geheimnißvolles Dunkel. Der Sohn eines protestantischen Landmanns aus Neuhofen in Oesterreich ob der Enns, welcher wegen religiöser Bedrückung nach Böhmen seine Zuflucht nahm, wurde er im März 1606 geboren. Der Vater, wahrscheinlich selbst ein Schneider, hatte ihn zur Hülfe für sich zum Schneider bestimmt. Aber sein nach höheren Dingen strebender Sinn gefiel sich in dieser Beschäftigung nicht und der Krieg bot damals fast die einzige sichere Laufbahn zur Größe dar, deshalb trat er als gemeiner Dragoner zu den Kriegsvölkern des Grafen Matthias von Thurn, und nach dessen Abzuge von Olag mit den meisten seiner Gefährten in das sächsische Heer, wo er durch Muth und Verstand, Eifer und Thätigkeit hervorragend, bereits zum Offizier befördert war, als der König Gustav Adolph 1630 den bedrängten Protestanten zu Hülfe kam, weshalb sich Derflinger so gleich dessen Fahnen anschloß. An welchen Kriegsbegebenheiten er unter diesem Könige Antheil nahm, ist nicht bekannt, und der zwei Jahre darauf bei Lützen erfolgte Tod Gustavs nahm dem Kriege seinen großartigen Charakter, so trefflich auch die schwedischen Feldherren nach ihm die vereinzeltten Kräfte zu leiten verstanden. Aber

gewiß hat sich Derflinger gerade bei dieser Kriegsweise glänzend hervorgethan, da er, ein Fremder und einzig durch Verdienst Empfohlener, schon 1635 als schwedischer Obristleutenant auftritt. Von dieser Zeit an nahm er einen immer hervorragenden Antheil an den Zeitbegebenheiten und galt bald neben Pappenheim und Jan von Werth für den größten Reitergeneral seiner Zeit! Als der schwed. Feldmarschall Banner 1636 die nach Pommern vordringenden Sachsen und Kaiserlichen durch einen plötzlichen Einbruch in Sachsen zu Deckung ihres eigenen Landes nöthigen wollte, war Derflinger es, welcher mit 200 Reitern des Vortrabes 11 Kompagnien feindliche Dragoner mit Ungestüm zurückwarf und die Stadt Halle einnahm, dann mit dem Oberst Karl Gustav Wrangel nach Thüringen geschickt, die feindliche Reiterei bei Meiningen in die Flucht schlug, bald darauf aber das Unglück hatte, von einer überlegenen Macht in der Graffschaft Mansfeld so plötzlich überfallen zu werden, daß er mit genauer Noth der Gefangenschaft entging. Nicht gebeugt durch dieses Mißgeschick, kämpfte er in dem folgenden Jahre als Oberst unter Banner gegen die kaiserliche Uebermacht in Pommern, begleitete ihn auf seinen siegreichen Zügen in Sachsen und Böhmen, und war bei ihm, als er im Mai 1641 nach Niedersachsen zurückgewichen, zu Halberstadt, 40 Jahre alt, starb. Der Tod dieses großen Feldherrn, von welchem gerühmt wird, daß er keine Schlacht verloren, über 30,000 Feinde niedergemacht und 600 Fahnen genommen habe, setzte Schweden in große Verlegenheit. Das Heer von 16,000 Mann bestand nicht zur Hälfte aus Schweden, die übrigen größtentheils Deutsche, waren zwar versuchte Krieger, sahen sich aber gewissermaßen als freie Bundesgenossen der Schweden an, und glaubten diesen nur verpflichtet zu sein, insofern sie die Sache des protestantischen Deutschlands vertreten, und ihnen die hergebrachten Vortheile, Sold u. sichern würden. Im Lager fehlten aber Geld und Lebensmittel; daher entstand eine Gährung, von welcher die Kaiserlichen im Kriege und die Dänen durch Verlockung zu ihren Fahnen Nutzen zu ziehen trachteten. Daher gingen Derflinger und Mortaigne zu dem schwedischen Gesandten nach Hamburg, Abhülfe begehrend, und Derflinger benahm sich dabei so geschickt, daß er nicht allein die Sache seiner Kriegsgefährten vertrat, sondern auch trotz der ungenügenden Geldsendungen das Heer zusammenhielt, bis der neue Feldherr Torstenson erschien, dessen Vertrauen Derflinger bald gewann. An der Spitze seines Reiterregiments begleitete er diesen Feldherrn, der vom Podagra gelähmt, sich oft in einer Sänfte tragen lassen mußte, auf seinen blitzschnellen Zügen nach Schlesien, Mähren, und mußte dann durch Polen eine geheime Sendung zu Ragoczy, Fürsten von Siebenbürgen, übernehmen, welcher sich gegen den

Kaiser erklären wollte, während sein Regiment in der zweiten Schlacht bei Leipzig, den 23. Oktober 1642 den Sieg des rechten Flügels entscheiden half. Im Januar 1643 zurückgekehrt, schickte ihn Torstenson nach Schweden, um das Bündniß mit Ragoczy zum Schluß zu bringen, wo ihn die Königin Christine zum Generalmajor ernannte, worauf er zu Torstenson zurückkehrte, der siegreich alle Lande von der Eider, gegen die auf Schweden eifersüchtigen Dänen, bis an die Donau gegen die Kaiserlichen durchzog, bis 1645 Torstenson das Kommando an Karl Gustav Wrangel übertrug, welcher durch seine Siege und besonders durch die Eroberung Prags, unter dem General Königs- mark die langwierigen Friedens-Verhandlungen zu Münster und Osna-brück zum Schlusse brachte. — Als Fremder aus schwedischen Dien- sten entlassen, trat Derflinger 1655 als General-Major in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, der den Mann nicht nach der Ab- kunft beurtheilte. Hier hatte er (auf einer Reise mit seinem Waf- senbruder, Obristleutenant von Schaplow) schon 1646 durch Ver- heirathung mit der reichen Erbin, Fräulein von Schaplow, eine Heimath gefunden, und bei der jugendlich aufstrebenden Kraft dieses Staates, dem er durch seine Verbindungen mit den Offizieren des 1648 aufgelöseten schwedisch-deutschen Heeres, manchen tüchtigen Mann zu- führte, eröffnete sich ihm bald ein herrliches Feld seiner Thätigkeit. Die Thronentsagung der Königin Christina 1654 verwickelten ihren Nachfolger und Vetter Karl Gustav, Pfalzgraf von Zweibrücken, in einen Krieg mit dem König von Polen, Johann Kasimir aus dem Hause Wasa, welcher die Krone für sich in Anspruch nahm. Vergebens waren die Versuche des großen Friedrich Wilhelm, den Frieden zu vermitteln. Es blieb nichts übrig, als sich kräftig zu rüsten, um sein Preußen gegen der Schweden und Polen Einbrüche zu schützen, und endlich im Juni 1656 ein Bündniß mit Schweden zu schließen. An seiner Seite focht Derflinger, welcher sich schon bei der Aufstellung des Heeres große Verdienste erworben hatte und als Befehlshaber der Reiterei bei Warschau, den 18.—20. Juli, in der berühmten Schlacht, wo 16,000 Schweden und Preußen 40,000 Polen besiegten, wie bei andern Gelegenheiten seinen Ruhm bewährte; er wurde nun General-Lieutenant, 1657 wirklicher Geheimer Kriegsrath. Schwe- den entsagte 1656 im Vertrage von Labiau allen Ansprüchen auf Lehnrechte im Herzogthum Preußen. — Bald aber änderten sich die Verhältnisse. Karl Gustav, von Dänemark, Rußland, dem Kaiser Leopold u. bedroht, warf sich mit Macht auf die Dänen, ging über das Eis nach Fühnen und Seeland, und erzwang Februar 1658 den Rothschilder Frieden, und als dessen Bedingungen nicht schnell genug erfüllt wurden, rückte er unvermuthet vor Kopenhagen. Dadurch fiel

alle Last des Krieges auf den Kurfürsten, der daher mit Zustimmung Schwedens 1657 einen Vertrag mit den Polen schloß, welches seine Oberherrlichkeit in Preußen anerkannte, woraus denn, weil der Kurfürst unter den kriegsführenden Mächten nicht vereinzelt bleiben konnte, und Karl Gustavs Unternehmen dem ganzen Norden Gefahr zu drohen schien, ein Bündniß mit dem Kaiser, mit Polen und Dänemark entstand.

An der Spitze des verbündeten Heeres vertrieb der Kurfürst, von den Generalen Sparr und Derflinger begleitet, die Schweden aus Holstein und Schleswig 1658—1659; der Uebergang nach Fühnen mißlang Anfangs, bis er später gelang, und die Schweden am 14. November bei Nyborg geschlagen wurden. Die brandenburgischen Regimenter unter General von Quast hatten daran wirksamen Antheil genommen; der Kurfürst und wahrscheinlich auch Derflinger eilten, weil Karl Gustav eine beträchtliche Macht unter Wrangel von Fühnen nach Stralsund geschickt hatte, durch Mecklenburg nach Pommern, wo mit abwechselndem Glücke gekämpft wurde, bis der plötzliche Tod Karl Gustavs 1660 den Frieden zu Oliva herbeiführte, in welchem Friedrich Wilhelms Oberherrlichkeit in Preußen von Schweden wie von Polen anerkannt, und dadurch die eigentliche Grundlage zur künftigen freien Größe des preussischen Staates gelegt wurde. Derflingers Verdienste erkannte der Kurfürst, in dessen unmittelbarer Nähe er sich befand, ohne wahrscheinlich eine eigene Heeresabtheilung zu führen, durch Ernennung zum Feldzeugmeister 1658. Während des zwölfjährigen Friedens stand Derflinger theils dem Kriegswesen vor, und hatte großen Antheil an der Verbesserung desselben, theils lebte er in zweiter Ehe (1662) mit einem armen Fräulein von Beeren auf seinen Gütern, wo er seinen sechszigsten Geburtstag feierte, und 1670 wurde er nach des Fürsten Johann Georg von Dessau's Tode zum Feldmarschall ernannt und stand nun an der Spitze der ganzen Armee. Als Ludwigs XIV. Einbruch in Holland 1672 ganz Europa in Schrecken setzte, war Friedrich Wilhelm der erste, welcher schon im Juni mit Holland ein Bündniß schloß, und dann mit Braunschweig, Hessen und 10,000 Kaiserlichen unter dem berühmten Montecuculi gegen den Niederrhein zog, so daß der französische General Turenne Holland verließ und ihnen entgegenrückte; aber vergebens war der Wunsch, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, Montecuculi hatte von dem Rathgeber des Kaisers, dem für die Franzosen gewonnenen Fürsten von Lobkowitz, geheime Befehle, den Ausbruch des Krieges zu verzögern, Holland blieb die versprochenen Hülfsgelder schuldig, und so schloß der Kurfürst zu Boffem 1673 Frieden, und versprach keine Feindseligkeiten zu begeben, so lange das deutsche Reich nicht angegriffen werde; seinen treuen Feld-



marſchall ließ er aber 1674 vom Kaiſer zum Reichsfreiherrn ernennen.

Bei dem verheerenden Einfall der Franzoſen in die Rheinpfalz ſtellte der Kurfürſt nicht allein ſein Heer marſchfertig, ſondern ſuchte auch den Kaiſer, die deutſchen Fürſten und Holland zu kräftigen und einheitlichen Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bewegen. Derſlinger wurde nach dem Haag geſchickt, und es gelang ihm durch kräftiges Auftreten bei dem Bringen von Oranien, die Aufſtellung eines kurfürſtlichen Heeres von 20,000 Mann bei holländiſchen Subſidien durchzuſetzen, obgleich die Eiferſucht des kaiſerlichen Hofes es ungern ſah. Im Auguſt 1674 vereinigte er ſich mit den kaiſerlichen und Reichstruppen bei Heilbronn.

Zwar war ihm der Oberbefehl übertragen, aber ſein Handeln von der Zuſtimmung eines Kriegsraths abhängig gemacht worden, welcher größtentheils aus kaiſerlichen Generalen unter Bournonville beſtehend, allen kräftigen Maßregeln hemmend in den Weg trat. Vergebens wollte der Kurfürſt, nachdem er bei Straßburg über den Rhein gegangen war, den 8. Oktober, dem weit ſchwächern franzöſiſchen Heere unter Turenne eine Schlacht liefern; vergebens erkundete Derſlinger ihre Stellung, und erklärte, man verlöre die ſchönſte Gelegenheit, den Feind aufs Haupt zu ſchlagen; vergebens verlangten beide, die Franzoſen bei ihrem Rückzuge durch gefährliche Engpässe mit aller Macht anzugreifen: Bournonville ließ ſie ruhig ziehen, und gab, als ſpäter der verſtärkte Turenne einen plötzlichen Angriff machte, bei eiliger Flucht die Flanke der Preußen frei, daß nur die Entſchloſſenheit der Führer das Heer rettete. Der Kurfürſt ging nun über den Rhein zurück, und verlegte ſeine Truppen, getrennt von Bournonville, den ſelbſt die kaiſerlichen Generale Dünwald und Caprara für einen Verräther erklärten, in die Winterquartiere nach Franken.

Die Franzoſen, empfindend, daß die Anweſenheit der Preußen ihnen am meiſten Schaden zufüge, ſuchten nun den Kurfürſten in ſeinem eignen Lande zu beſchäftigen. Ein Heer Schweden unter dem Grafen Karl Guſtav Wrangel landete in Wolgaſt, rückte bis in die Mittelmark vor, nahm einen Theil der ſchwachbeſetzten Städte, und übte ſchreckliche Gräuſel. Als die Nachricht dieſes Einbruches an den Kurfürſten kam, eilte er zuerſt nach Holland, wo er eine Kriegserklärung gegen Schweden hervorrief und ſuchte dann den Beiſtand des Kaiſers und ſeiner übrigen Bundesgenoſſen. Dieſe aber ließen ſich Zeit, und nun beſchloß der Kurfürſt, den ungleichen Kampf allein zu unternehmen.

Blötzlich brach er aus Franken auf, kam in Eilmärschen den 11. Juni in Magdeburg an, ließ die Thore sorgfältig bewachen, da mit die Schweden keine Nachricht erhalten möchten, berief einen Kriegsrath, wobei Derflinger zuerst dahin stimmte, den im Havellande zerstreut liegenden Feind mit der Reiterei zu überfallen und das Fußvolf nachkommen zu lassen. Am Abend zogen 5600 Reiter und 1000 Mann auserwählte Infanteristen auf Wagen nebst dreizehn Karren aus der Stadt, und rückten über Genthin nach Rathenau, wo man auf mitgenommenen Rähnen 600 Mann Fußvolf über die Havel setzte, während Derflinger an der Spitze seines Reiterregiments mittelst einer List über die kleinere Havelbrücke drang, und nach einem heftigen Gefechte um 3 Uhr Morgens, den 11. Juni, die Eroberung der Stadt vollendet hatte. Die schwedische Besatzung wurde größtentheils niedergehauen oder gefangen. Wrangel stand bei Havelberg in Brandenburg und schien seine Macht bei Fehrbellin concentriren zu wollen. Ihn dort anzugreifen, während das Fußvolf noch 10 Meilen entfernt war, schien den meisten Anführern bedenklich; aber der Kurfürst und Derflinger, welche die Sache zur Entscheidung bringen und die Schweden nicht zur Vereinigung kommen lassen wollten, bestanden auf den Angriff. Dieser wurde auch dadurch eine Nothwendigkeit, weil der Prinz von Hessen-Homburg, welcher mit 1600 Reitern vorausgeschickt war, um die Feinde nicht aus den Augen zu lassen, sich von seinem Ungeßüm hatte hinreißen lassen, einen Angriff zu wagen, der bald seinen Untergang unvermeidlich zu machen schien. Der Kurfürst eilte zu Hülfe, Derflinger besetzte einen Sandhügel und beschloß den Feind; aber das Fußvolf der Schweden hielt tapfer Stand. Schon rückten diese gegen den Sandhügel, um die Kanonen zu nehmen, als der Kurfürst und Derflinger an der Spitze einiger Regimenter ihnen entgegen stürzten und sie nach wüthendem Gefechte, wobei zwei schwedische Regimenter fast ganz zusammengehauen wurden, zum Weichen brachten. Derflinger, der keine Ruhe hatte, und auf des Kurfürsten Ansicht, dem fliehenden Feinde müsse man eine goldene Brücke bauen, entgegnete: „Ei wat, mit de Eyer in de Pann, eh Kükken darut kamt“ („Ei was, mit den Eiern in die Pfanne, ehe Küchlein herauskommen“), verfolgte sie mit 400 Reitern, bis er endlich aus Ermüdung die Verfolgung aufgeben mußte. Der Kurfürst verzieh dem Prinzen von Hessen-Homburg, feierte in Berlin ein Dankfest, und bald war kein Feind mehr im Lande. Diese Reiter-schlacht Friedrich Wilhelms, die klugen und kräftigen Maßregeln, die Schnelligkeit des Zuges wie die bewiesene Geistesgröße und Tapferkeit erregten die Bewunderung Europa's, und jetzt erklärten auch Kaiser und Reich sich gegen den treulosen Einbruch der Schweden. Mit

Kaiserlichen und dänischen Hülfstruppen verstärkt, wurden nun die Feinde im eignen Lande angegriffen, Wismar, seit dem westphälischen Frieden ihnen gehörend, und Wolgast wurden genommen. Zwar griff im folgenden Jahre 1676 der schwedische General Mardefeld Wolgast heftig an; der tapfere Befehlshaber, Oberst Hallard, vertheidigte jedoch sich standhaft, und Derflinger griff die Feinde in ihrem Lager, den 22. Jan., so kräftig an, daß nur eilige Flucht nach Stralsund sie rettete. Im Frühjahr wurden die Städte Anklam und Demmin erobert, während die Holländer und Dänen unter Tromp und Juel die Ostsee beherrschten und schwedische Verstärkung abhielten. Der Kurfürst wünschte besonders den Besitz der wichtigen Festung Stettin. Derflinger, welcher das Belagerungsheer befehligte, konnte aber erst Mitte Juni 1677 zum Angriff kommen. Die Belagerer hängten, um ihn zu ärgern, an den Marienthurm ein ungeheures Bild, einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellend, hinaus; doch der Schneider ließ 150 Kanonen gegen die Stadt spielen, und gab dem mit der Bitte um Schonung der Kirchen und Schulen an ihn geschickten Trompeter zur Antwort: „Sage dem, der Dich ausgeschiedt, daß er mir nicht vorschreiben muß, wie ich eine Stadt attaquieren soll,“ so daß bald sich ein Schutthaufen bildete, und der tapfere General Wulff die noch niemals eroberte Festung übergeben mußte. Am 27. December hielt Derflinger, welcher zum Oberbefehlshaber aller pommerschen Festungen ernannt worden war, mit dem Kurfürsten seinen feierlichen Einzug in die Stadt, worauf nach der Eroberung Rügens, Stralsunds und Greifswalds, 1678, ganz schwedisch Pommern in seiner Hand war.

Langsam waren indeß die Rimweger Friedensunterhandlungen geführt worden, zahllose Hemmnisse hatte der Kurfürst, besonders von dem eifersüchtigen Kaiserhause erfahren, das von einem neuen König der Bandalen an der Ostsee redete. Dennoch rüstete sich der Kurfürst zu einem neuen Feldzug 1678. Derflinger, unter Lebensmühen, Kriegsarbeit und Wunden, 72 Jahre alt geworden, bat jetzt dringend, in den Ruhestand versetzt zu werden; der Kurfürst glaubte jedoch seiner nicht entbehren zu können und faste ihn bei der Ehre mit Hindeutung auf den noch nicht beendigten Krieg. Derflinger gab den Wünschen seines Herrn nach, folgte ihm zur Belagerung von Stralsund, dem letzten Besitz Schwedens auf deutschem Boden, und hier sehen wir ihn bei der Landung auf Rügen mit den ersten 200 Reitern den Feind angreifen; die Fehrschanze, in welche sich General Königsmark geworfen, nehmen, und so ganz Rügen schnell unterwerfen. Jetzt wurde Stralsund selbst, das dem gewaltigen Wallenstein fünfzig Jahre früher siegreich Widerstand geleistet hatte, angegriffen. 152 Kanonen eröffneten ihr Feuer am 10. Oktober;

man steckte eine weiße Fahne aus, wollte aber nur Zeit zum Löfchen gewinnen, daher begann das Feuer von Neuem, so daß Königs-  
mark am 12. Oktober auf freien Abzug die Festung übergab, der  
bald die Uebergabe Greifswald folgte. Die Hoffnung, nun die  
Früchte so vieler Anstrengungen genießen zu können, wurde jedoch  
getäuscht. Aus Liefland brachen 16,000 Schweden unter Horn in  
Preußen ein, welches schwach mit Bertheidigern besetzt war. Eilig  
mußte sich der alte Derflinger mit 5500 Reitern und 60 Mann von  
jedem Regimente zu Fuß und 34 Kanonen gegen die Weichsel in  
Bewegung setzen. Kaum waren die Truppen an der Grenze von  
Pommerellen vereint, als der Kurfürst selbst nacheilte, am 10. Ja-  
nuar 1679 in Marienwerder ankam und Bestürzung unter die Schwe-  
den verbreitete. Horn befahl eiligen Rückzug. Der Kurfürst, 18 Meilen  
entfernt, sandte dem General Görzke, welcher bei Königsberg stand,  
den Befehl, den Schweden zu folgen und sie durch Angriffe aufzu-  
halten, bis er selbst komme. Während dieser dem Feinde auf seiner  
Flucht bis Insterburg großen Schaden zufügte, ging der Kurfürst  
mit Schlitten den 16. Januar über das frische Häff nach Königsberg;  
bei Tilsit wurden einige schwedischen Regimenter durch den Obersten  
Penning, den der Kurfürst unter dem Namen Treffensfeld geädelt  
hatte, aufgerieben, und nur mit Mühe rettete Horn die Trümmer  
seines Heeres nach Liefland, wo Riga bereits das Schicksal Stral-  
sunds fürchtete. Dieser furchtbare Winterkampf übertraf den Feld-  
zug von Fehrbellin noch durch die erhöhte Anstrengung.

Während der Kurfürst sein Schwert siegreich an der Ostsee ge-  
brauchte, ließen ihn im Westen seine Bundesgenossen schmachvoll im  
Stiche. Spanien und Holland hatten schon früher zu Nimwegen  
Friede geschlossen, der Kaiser und das Reich folgten den 5. Februar  
1679. Jetzt konnten die Franzosen ihre ganze Macht gegen ihn ge-  
brauchen, 30,000 M. fielen in Cleve, 10,000 in Münden ein, und der  
Kurfürst war am andern Ende seines Reiches. Da mußte er Frieden  
suchen, und erhielt ihn unter der Bedingung, daß alle den Schweden  
entriffenen Länder zurückgegeben werden sollten: so fiel dieser Theil  
Deutschlands wieder in die Hände der Fremden durch die Fremden!

Nach dem Frieden lebte Derflinger als Statthalter von Hinter-  
pommern, als Oberbefehlshaber und geheimer Kriegs-rath abwechselnd in  
Berlin und auf seinem schönen Landschlosse Gufow. Das hohe Alter und  
die Kränklichkeit des Felden vermochten den Kurfürsten 1687, den der  
Religion wegen aus Frankreich ausgewanderten Marschall Friedrich  
von Schomberg zum Generalissimus und Statthalter in Preußen zu  
ernennen, und Derflingern am 16. April die Anzeige zu machen. Ob-  
gleich er ihm alle seine Würden und Gehalte ließ, und die Hoffnung

aussprach, er werde sich des Rathes seines liebsten, ältesten und treuesten Dieners ferner zu erfreuen haben; so fand dieser sich doch gekränkt, und antwortete am 20. April, „daß er gehofft, der Kurfürst würde seine langjährigen Dienste beachten, und diese Resolution, die er bei seinem hohen Alter nicht vermuthet, nicht gefaßt haben“ \*). Derflinger überlebte seinen fürstlichen Freund, dessen

\*) Die Familie Schomburg (Schönbürg, Schauenburg) war, gleich der Mannsfeld's, Ranzau's zc., durch Kriegshelden ausgezeichnet, aber leidervielſach in franjöſ. Dienſte. Aus dem Weisniſchen Geſchlechte ſiel Dietrich von Schönburg an der Seite König Franz I. in der Schlacht von Pavia und Caſpar kämpfte tapfer für die Hugenotten in Frankreich, ward nach dem Frieden von Orleans katholiſch und General-Feldmarſchall der deutſchen Truppen im franjöſ. Dienſt und ſtarb 1599. Sein Sohn Heinrich bekleidete gleiche Würden, eroberte 1628 Rochelle, ſiegte 1629 und 1630 in Piemont und 1632 bei Caſtelnaudary, wo der Herzog von Montmorency gefangen wurde. Karl Schomberg, franjöſiſcher Marſchall, Gouverneur von Meß, Vizekönig von Catalonien, erſtürmte 1648 Tortoſa, ſtarb 1656. — Von den aus Oberweſel ſtammenden rheiniſchen Schomburg (Schönberg) zog Diedrich im Dienſt der Kurpfalz 1568 als Oberſt mit 1500 Reitern den Hugenotten zu Hülfe, zeichnete ſich durch Kühnheit aus, ging dann in die Dienſte Oranien's und war 1571 Anführer der deutſchen Reiter der Herzogs von Lothringen, ſiel für Heinrich IV. 1590 in der Schlacht von Ivry. Sein Vetter Reinhard kämpfte unter Karl V. vor Meß unter Philipp II. bei St. Quentin und als zweybrückiſcher Marſchall mit Diedrich, dem Kaſpar Schönberg gegenüber, in der Schlacht bei Montcontour, ſtarb 1596 auf der Schönburg bei Oberweſel. Mehrere andere Schomberg erwähnt die Kriegsgeschichte.

Das bewegteſte und berühmteſte Leben führte aber unſer Friedrich von Schomberg, geb. 1615. In den bürgerlichen Kriegen Frankreich's ſocht er mit Turenne gegen Condé und nahm an den wichtigſten Unternehmungen ruhmvollen Antheil; ging dann nach Portugal als Oberbefehlshaber und ſchlug mit der wiederhergeſtellten Armee die Spanier bei Eſtrenos 1663, und bei Villa Victoſa 1665, kehrte im Triumphe nach Frankreich zurück, und kämpfte für daſſelbe in den Pyrenäen und in Flandern, entſetzte Waſtricht, eroberte Gent und Ypern, während ſeine Söhne Reinhard und Karl gleichfalls unter Crequi's Heer mit Auszeichnung dienten. Man bot ihm den Marſchallsſtab an, wenn er katholiſch werden wollte, und erhielt ihn zwar ſpäter, weil man ſeine Dienſte nicht überſehen konnte; doch bei der Aufhebung des Edikts von Nantes ſtellte man ihm die Wahl zu bleiben und katholiſch zu werden, oder nach Portugal zu gehen. Die religiöſe Unbuddſamkeit war jedoch auch hier ſo rege, daß der König erklärte, er könne ihn nicht gegen die Inquiſition ſchützen. Daher ging er über Holland nach Berlin, wo er 1687 zum General en Chef ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erhielt er eine Einladung, an der Expedition des Prinz Wilhelm von Oranien nach England Theil zu nehmen, damit bei einem dieſen Prinzen betreffenden perſönlichen Unglück das Unternehmen nicht ohne Haupt ſei. Es gab aber, wie der engliſche Geſchichtſchreiber der Rev. von 1688 (Macaulay) ſagt, nur Einen Mann in Europa, gegen welchen ſich kein

Leiche er nach sieben Jahren 1688 folgte, zog 1690 noch einmal gegen die Franzosen nach Flandern, und starb endlich den 4. Februar 1695 fast 89 Jahre alt.

Derflinger war ein wohlgebildeter, starker Mann, den die Natur schon zum Krieger geschaffen. An Unternehmungsgeist, Schnelligkeit und Kühnheit hatte er wenig seines Gleichen. Gelehrsamkeit und Schulstudien waren ihm fremd, seine Kriegskenntnisse dankte er der eignen Beobachtung und Erfahrung. Daher verstand er einst den Bericht: „die Desfilés hielten den Marsch auf,“ verkehrt, und rief: „So schlägt die Teufels todt!“ und als ein ausgefandter Rittmeister neben den Datum seines Berichts das Wort Raptim gesetzt hatte, suchte er einen Ort dieses Namens, antwortete aber, als man ihm bemerkte, das Wort sei lateinisch und bedeute: In Eile! sehr richtig: „Ei, so hätte der Narr auf gut deutsch „in Eile“ hinschreiben und mir eine halbe Stunde unnützen Suchens ersparen können.“ Von Natur bieder und fröhlich, vereinigte er eine gewisse Derbheit und Laune, welche ihn den Soldaten, mit denen er leutselig umging, sehr werth machte. Bei Aufrichtigkeit und Redlichkeit fehlte es ihm nicht an Klugheit und Gewandtheit im Unterhandeln. Seine Dienstgehälter und manche außerordentliche Geschenke des Kurfürsten machten ihn reich; er hielt sein Vermögen zu Rathe, war aber auch freigebig, wo es galt. Seiner Herkunft schämte er sich nicht, nur ließ er sich nicht von Andern bespötteln, denn als einst ein französischer Gesandter die Unverschämtheit hatte, bei Tische den Kurfürsten zu fragen; ob es wahr sei, daß er einen General habe, der Schneider gewesen, sprang Derflinger entrüstet auf und rief: „Hier ist der Mann, und hier (auf seinen Degen schlagend) die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe.“ Als er dagegen auf einer Reise den Namen des Bürgermeisters eines Städtchens hörte, fiel ihm ein, daß er einen Zeltkameraden dieses Namens gehabt habe, der ihm einst scheltend, daß er so unruhig schlafe, auf die Antwort,

---

Einwand entdecken ließ, den deutschen Grafen Friedrich von Schomberg, der als größter Meister der Kriegskunst seiner Zeit allgemeine Achtung und Vertrauen genoß. Mit 6000 Brandenburgern zog er zum Prinzen von Holland, und hielt an seiner Seite 1689 seinen Einzug in London. Die Franzosen ließen eine niedere Rache an Schombergs Besitzungen am Rhein aus. England machte ihn zum Generalissimus. Er wurde nach Irland gegen die Armee des Königs Jacob geschickt, wo er schlecht unterstützt, den weit überlegnen Feind aufhielt, aber als König Wilhelm endlich mit einer größern Armee herbei kam, bei dem Uebergang über die Boyne sein Leben verlor, den 30. Juni 1690. Seine Leiche ward in der Kirche von Dublin beigesezt und vergessen.

ihn quälte der Gedanke, wie er in der Welt wohl General werden möchte, erwidert habe: „Ein Lumpenhund magst Du werden, aber kein General;“ er ließ sich vor dessen Wohnung fahren, erkannte ihn sogleich, erinnerte den bestürzten Mann an seine Prophezeiung, umarmte ihn dann, und aß und trank mit ihm in Erinnerung früherer Zeiten. Von seinen Söhnen fiel der Jüngste gegen die Türken 1686, der ältere starb 1724 als Generallieutenant kinderlos. Durch seine Töchter wurde er Ahnherr der Fürsten von Schönberg-Neuß, der Grafen von Stolberg, Werningerode, Haugwitz, Zieten, Bonin, Bismark &c.

#### 14) Matthias Graf von der Schulenburg.

Deinem Arm erblich der Halbmond  
Und die Kreuze leuchten flammend,  
Und die Türkschaaren fliehen  
Bild, ihr Wagestück verdammend.  
Caneval.

Matthias Johann von der Schulenburg, aus einem alten Geschlechte, welches schon Albrecht dem Bären große Dienste gegen die Wenden geleistet und daher große Güter an der Mittelelbe gewonnen hatte, geb. den 8. August 1661 zu Emden bei Magdeburg, wurde, nachdem er die gelehrte Schule zu Magdeburg und darauf wahrscheinlich Helmstädt besucht hatte, im Frühjahr 1680 auf die berühmte protestantische Lehranstalt Saumur in der Bretagne geschickt, um zugleich gründlich französisch zu lernen. Dann trat er in braunschweigisch-hannovrische Dienste, machte 1687 als Freiwilliger den Feldzug in Ungarn mit, und zog 1690, unter dem berühmten lüneburgischen General Chauvete (dem Sohn eines Hufschmiedes) ins Luxemburgische und an die Eifel. Im spanischen Erbfolgekriege wurde er als sardinischer General-Major den 1. September 1701 bei Chiari, wo Eugen die Franzosen schlug, gefährlich verwundet. Trat dann, als er gegen die Waldenser kämpfen sollte, in die Dienste (1702) August II., des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen. Dies Reich war zerrüttet, der König dem Sinnengenuß ergeben, und Karl XII. von Schweden sein unverföhnlicher Feind. Ober-General von Steinau erhielt Niederlage auf Niederlage, obgleich die sächsischen Truppen sich tüchtig schlugen; unter diesem Manne führte Schulenburg das Fußvolk.

In der Schlacht bei Kliffow, den 19. Juli 1702, und bei Bultusk, den 1. Mai 1703, lag es nicht an ihm, daß die Schweden

flegten; er rettete vielmehr die geschlagene Reiterei durch seine Infanterie. Hierauf führte er 10,000 Mann sächsische Hülfstruppen gegen die Bayern und Franzosen, deckte in der vom General Styrum, den 20. September 1703, verlorenen ersten Schlacht bei Hochstädt den Rückzug, schlug eine Abtheilung Franzosen bei Schaffhausen, erhielt dann von seinem bedrängten König den Befehl, eiligst zurück zu kehren und den Oberbefehl des Heeres in Polen zu übernehmen, wo man nur an den Rückzug über die Oder dachte. Schulenburg beschloß, den schwedischen General Meyensfeld, der bei Posen mit 3000 Reitern stand, zu überfallen, ehe General Stenbock zur Hülfe käme. — Seine sorgsamten Vorkehrungen wurden zwar verrathen; dennoch blieben die Schweden zum Erstenmale (9. August 1704) im Nachtheile. Den Vortheil durfte er jedoch nicht verfolgen und Posen nehmen, eben so wenig Thorn einschließen, weil August ihn nach Warschau berief; aber Karl rückte von Lemberg herbei, August eilte mit Steinau und der Reiterei davon nach Krakau; Schulenburg, dessen Rath man nicht beachtet hatte, sollte nun die 8000 Mann Fußvolk, der nur 1000 Reiter beigegeben waren, nach Sachsen führen: sein Untergang schien gewiß, denn in seinem gewohnten Ungefüm war Karl gerade ihm mit der Kavallerie gefolgt. Doch Schulenburg benutzte jeden Engweg, jeden Sumpf, ließ alle Zimmerleute beim Nachtrabe, um Bäume zu fällen, Berhaue zu machen, Gräben zu ziehen, und der schwedischen Reiterei Hindernisse in den Weg zu legen. Durch einen angestrengten Marsch erreichte er Kalisch; aber die Schweden waren ihm dicht auf den Fersen, er mußte ohne Raft wieder ausbrechen und erreichte am Abende des 7. November Buniz, 5 Stunden von der Oder, wo er aber die gehofften Moskowiter nicht fand, und eben so wenig das Geschütz, welches sie mitbringen sollten. Dagegen hatten die Schweden den General von Erz überfallen, Schrecken und Verwirrung herrschte in Buniz. Schulenburg sah, daß kein Augenblick zu verlieren war. Schnell ordnete er die Seinen so, daß sie nicht umzingelt werden konnten. In einem länglichen Viereck gestellt, lag das erste Glied, mit Piken und Flinten bewaffnet, mit einem Knie auf der Erde, das zweite sich etwas über dieses biegend, und das dritte feuerte über das zweite hin. Die Schweden konnten nicht durchbringen. Drei furchtbare Angriffe wurden in dieser Stellung glücklich abgewiesen, bis die Nacht herannahete. Schulenburg, mit fünf Wunden bedeckt, schickte sachkundige Offiziere an die Oder, um den Uebergang vorzubereiten, und brach trotz der Erschöpfung der Truppen noch in der Nacht auf, während die Schweden, glaubend, daß er ihnen nicht entgehen könne, sich einige Ruhe gönnten. Es gelang ihm mit Hülfe eines Müllers eine schmale Brücke aus



Fahrzeugen u. zusammen zu bringen, worüber die Truppen in aller Stille einzeln gingen und sie dann schnell zerstörten. „Heute hat uns Schulenburg überwunden“, rief Karl, als er sah, daß dieser auf schlesisches Gebiet entkommen war, ging dann nach Warschau, wo er Stanislaus zum König von Polen krönen ließ (Okt. 1705).

Schulenburgs Ruhm verbreitete sich dadurch in alle Lande. Weil aber die Polen und Moskowiter sich als schlechte Hülfstruppen zeigten, war die polnisch-sächsische Angelegenheit in einem trostlosen Zustande, ohne Einsicht, Plan und Ordnung; dennoch erhielt Schulenburg Befehl, wieder nach Polen und dem General Rehnshild entgegen zu rücken. Er ging den 6. Februar über die Oder, lagerte sich bei Fraustadt, weil aber weder für Geld noch für Lebensunterhalt gesorgt war, mußte er mit schwerem Herzen eine Schlacht wagen. Mit der größten Sorgfalt sich um das Kleine wie das Geringere kümmernd, nahm er seine Maßregeln: 6000 Russen, welche sich bei seinen 20,000 Mann befanden, mußten das rothe Futter ihrer grünen Montur umkehren, um für Sachsen zu gelten; die Stellung war gut ausgesucht, durch Hohlwege, glattgefrorene Teiche, spanische Reiter und Kanonen besetzt: man konnte es mit einem überlegenem Feinde aufnehmen, und Schulenburg ließ der ganzen Linie kund thun, daß eine viertelstündige Ausdauer den Sieg erringen werde. Raum aber stürmte Rehnshild herbei, so ergriff die Reiterei unter Dünwald die Flucht, die Moskowiter warfen die Gewehre weg, deren die Schweden nachher 6000 größtentheils noch geladen auf dem Schlachtfelde fanden. Ein panischer Schrecken ergriff die ganze Armee! Verzweiflungsvoll sammelte der Feldherr einige Bataillone, um die einzelnen schwedischen Abtheilungen zurückzutreiben: die Seinen waren nicht von der Stelle zu bringen, und als er, an der Hüfte durch eine Kugel verwundet, dennoch an einen geordneten Rückzug dachte, liefen Soldaten und Reiter beim Herannahen der Schweden verwirrt in einander, daß Schulenburg in Gefahr kam, gefangen zu werden und Geschütz, Fahnen, alles Gepäc und 9000 Mann verloren gingen; nur die 80 Mann starke Rittersgarde hielt sich tapfer; die Russen wurden ohne Barmherzigkeit niedergehauen. — August hatte diesem fünfjährigen Krieg, in welchem ihn seine Eitelkeit, um der Krone Polens willen, verwickelt, auf Kosten seines Sachsen, das ihm 36,700 Mann und 88 Millionen Thaler geliefert, ohne alle Energie geführt. Karl wollte ihm diese Hülfquelle verstopfen, rückte, obgleich vom Kaiser und Reich für einen Reichsfeind erklärt, in Sachsen ein, zwang August zum Frieden und zur Thronentsagung.

Schulenburg führte nun die sächsischen Reichstruppen in die Niederlande, wo Eugen und Marlborough gegen die Franzosen fochten,

nahm an dem Siege bei Dubenarde den 11. Juli 1708 Antheil, half Tournay erobern, und mit seinen Sachsen im Vordertreffen, durch seine Einsicht und Tapferkeit den 11. September 1709 die Franzosen bei Malplaquet schlagen und Bethune nach hartnäckiger Belagerung einnehmen; nahm aber dann, der Hofränke überdrüssig, seinen Abschied, besuchte London, Wien, und erhielt auf Eugens Empfehlung die Würde eines Feldmarschalls der damals noch mächtigen Republik Venedig, welche in dem, von Franz Morosini heldenmüthig erkämpften Königreiche Morea mit den Türken einen gefährlichen Kampf zu bestehen hatte. In solchen Fällen pflegte sie fremde Truppen zu werben und fremde Anführer zu berufen, daher besonders viele deutsche Namen in den Kriegs-Jahrbüchern Venedigs genannt werden, z. B. Prinzen von Braunschweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck &c.

Der Kaiser mit der Republik im Bunde, ernannte Schulenburg zugleich zum Reichsgrafen. Höchst ehrenvoll im December 1715 in Venedig empfangen, wußte er durch sein feines, gewandtes Betragen die vielen republikanischen Behörden für sich zu gewinnen, ging dann den 2. Februar 1716 mit 300 deutschen Soldaten und Kriegsbedarf nach Corfu, wohin sich die Macht der Türken zu wenden schien. War dies Bollwerk verloren, so waren die jonischen Inseln, Venedig, ganz Italien dem verheerenden Einbruche der Türken bloß gestellt, welche bereits Morea, Candia &c. genommen hatten. Schulenburg fand die Befestigungen hier und auf Parga &c. im schlechten Zustande, und verlangte kräftige Unterstützung. Aber während er diese erwartete, während Venedig auf Hülfe des Kaisers und Papstes hoffte, war eine türkische Flotte von 22 Linienschiffen und 35 kleinere nebst 2000 Kanonen, welcher die venetianische sich nicht entgegenstellen konnte, plötzlich vor Corfu angelangt, und Schulenburg sah sich von der Insel abgeschnitten. Die Venetianer setzten ihn zwar am 5. Juli dort glücklich ans Land; doch war seine Lage fürchtbar. Die Einwohner in Flucht und Schrecken, die Truppen, nur 1600 Mann, fast dienstunfähig und muthlos, die Vertheidigungsanstalten versäumt und schon am 8. Juli setzte der Kapudan Pascha 30,000 Mann, 3000 Reiter und unendliches Geschütz an das Land. Schulenburg suchte den Muth der Seinen zu heben, besetzte mit seinen wenigen Truppen die Außenwerke und hoffte Verstärkung. Wirklich gelang es der venetianischen Flotte, ihm 1000 Mann deutscher Truppen und Kriegsbedürfnisse durch die feindliche Flotte zuzuführen. Mit großer Tapferkeit suchte er durch Ausfälle aus der Stadt Corfu die Türken in ihren Belagerungsarbeiten zu stören; konnte aber ihrer Ueberzahl nicht hindern, immer näher zu rücken und die Stadt durch Bomben in

Afche zu legen. Wiederholte wüthende Stürme wurden abgeschlagen, allein die Zahl der Bertheidiger wurde immer geringer, Corfu schien ohne Rettung. Schulenburg verlor den Muth nicht, 1500 Mann Verstärkung, Deutsche und Schweden, von der Republik angeworben, kamen auf englischen Schiffen, und diese kleine Hülfe war um so wichtiger, als die Türken, mit der Lage der Stadt bekant, am 19. August einen allgemeinen Sturm beschlossen hatten. Schulenburg entschloß sich, ihnen zuvorzukommen, that einen Ausfall und trieb die Türken zurück; allein die Deutschen und Slavonier, sich in der Dunkelheit der Nacht für Feinde haltend, machten, daß die Vortheile verloren gingen, und wie eine reißende Fluth stürmten die Türken am andern Tage gegen die Stadt. Schulenburg war allenthalben, wo die Gefahr sich am dringendsten zeigte, ermunterte Soldaten und Einwohner zur unerschrockensten Gegenwehr. Schon waren die Außenwerke verloren, als er, das Aeußerste wagend, mit 800 Mann einen Ausfall that, den Feind im Rücken angriff, und mit Hinterlassung von 4000 Todten; Verwundeten, 20 Fahnen und alles Sturmgeräthes in wilde Flucht trieb. Corfu war diesmal gerettet, obgleich 500 Mann auch für die Bertheidiger ein großer Verlust war. Verstärkt kehrten die Türken zurück, wurden aber tapfer empfangen. Dies und ein Sturm und Regen, welche ihre Laufgräben zerstörte, ihre Zelte umstürzte, schlug ihren Muth nieder, und am 21. August zogen sie ab, 60 Kanonen und ungeheure Vorräthe zurücklassend; ihre Muth hatte sich an Schulenburgs Festigkeit gebrochen, 15,000 Mann waren umgekommen. Von allen Enden der Christenheit kamen ihm Glückwünsche, Denkmünzen wurden auf diese Begebenheit geschlagen. Dann besuchte der Feldherr die Inseln Zante, Cephalaria, S. Maura, setzte sie in Bertheidigungszustand, ging dann nach Venedig, wo er am 3. Januar 1717 mit der größten Begeisterung empfangen wurde. Dann ging er über Rom, wo der Papst ihn schmeichelhaft aufnahm, obgleich er sich weigerte, ihm solche Ehrenbezeugung zu erweisen, welche eines Protestanten unwürdig waren; nahm darauf Prevesa und Bonizza, wodurch ein sicherer Zugang nach Albanien eröffnet wurde, landete in Sebenigo und begann am 22. Juli die Belagerung von Dulcigno, einem türkischen Raubneste am adriatischen Meere. Schon war der Platz der Uebergabe nahe, als am 1. August die Friedensbotschaft anlangte. Der Kaiser hatte, da Spanien sich Sardinien bemächtigt hatte und Italien bedrohet, zu Passarowitz 1718 Frieden geschlossen und Venedig mußte folgen, verlor zwar Morea und Cerigo, behielt aber Schulenburgs Eroberungen. — Dieser verwandte seine übrige Lebenszeit im Dienste Venedigs, verbesserte das Kriegswesen, erhob Corfu zu einer unüberwindlichen Festung,

lebte abwechselnd in Verona und Venedig, besuchte England und ging überall hochgeehrt über Berlin und Wien nach Venedig zurück.

Er starb in seinem siebenundachtzigsten Jahre unverheirathet zu Verona am 14. März 1747. In Corfu und Venedig ehrten Bildsäulen sein Andenken als Mensch und Feldherrn und den Ruhm deutscher Waffen. Erbe war sein Schweftersohn, der Graf von der Schulenburg in Hannover.

### 15) Leopold, Fürst von Anhalt-Deffau,

königl. preuß. General-Feldmarschall.

Du warst ein Held, des Banner wehte hehr,  
Und standst im Kampf begeistert, muthig hehr,  
Als starker Schild, der Preußen stolze Wehr.  
Marquard.

„Wenn Leopold als Krieger die höchste Bewunderung verdient, wenn man seinen Verdiensten um den preussischen Staat, um das preussische Heer, und so mit auch um das gesammte deutsche Reich die vollste Anerkennung nicht versagen kann, so stößt er doch als Mensch wegen der Heftigkeit seines Charakters, der Rohheit seiner Sitten und der Härte seines Verfahrens vielfältig ab. Hätte seine Menschlichkeit mit seiner Tapferkeit und Klugheit gleichen Schritt gehalten, so wäre er ein vollkommen großer Mann gewesen.“ So urtheilen über ihn Friedrich der Große und dessen Bruder August Wilhelm. Zur Entschuldigung reichen ihm jedoch theils die rauhen Sitten seiner Zeit, theils die Verkehrtheit seiner Erziehung: denn die Grundlage seines Charakters war Biederkeit, Festigkeit und Ehrliche, welche richtig geleitet, ihn nicht allein zum großen Krieger, sondern auch zum großen Menschen gemacht haben würden.

Als lang ersehnter und kaum mehr gehoffter Erbprinz den 3. Juli 1676 zu Deffau geboren, ruhte auf ihn die Hoffnung der Aeltern und des Landes; daher sollte Alles vermieden werden, was seinem kräftigen Gedeihen hindernd in den Weg treten könne. Der Vater Johann Georg II., preussischer Feldmarschall und Statthalter der Mark Brandenburg, durch seine Gemahlinn, einer Prinzessin von Dranien, mit Friedrich Wilhelm dem Großen verschwägert, befahl deshalb in irriger Auffassung des Prinzipes einer sogenannten liberalen Erziehung, daß der Erbprinz in keinerlei Weise einen Zwang erleiden, sondern allen seinen Wünschen und Neigungen nachgegeben werden sollte. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben: die Triebe und Begierden mußten die Oberhand erhalten. Der Knabe wuchs heran zwar stark von Körper, kräftig an Gesundheit, herzlich in seinen Unter-

nehmungen; aber auch an Festigkeit des Willens, an gebieterischem Trog, an leidenschaftlichem Ungestüm, welcher keine Schranken duldete! An wissenschaftlicher Bildung, welche die Sitten mildert, an ächtreligiöser und gemüthlicher Anregung, welche die Leidenschaft bändigt, an ernster Leitung des Willens, welche die Begierde regelt, war nicht zu denken! Kriegsgeschichten waren seine Lust, Waffenführung sein Ziel, körperliche Uebung und Abhärtung seine Beschäftigung; die Kenntnisse, welche er sich aneignete, bezogen sich lediglich auf das Soldatenwesen oder kamen ihm durch Umgang z. B. die französische Sprache. Schon von seinem neunten Jahre an wurde die Jagd sein Hauptvergnügen und die Theilnahme an den kriegerischen Uebungen, wenn er seinen Vater nach Berlin begleitete. So unter immerwährenden Körper- und Waffenübungen erlangte Leopold sein siebenzehntes Jahr, als sein Vater starb. Die Mutter übernahm die Regentschaft, und der Sohn, welcher weniger den Regenten als den Soldaten vor Augen hatte, freute sich darüber, so daß, als jene im folgenden Jahre ihn durch den Kaiser für mündig erklären lassen wollte, er erklärte, bis zum einundzwanzigsten Jahre warten zu wollen; vielleicht auch aus Trog, weil er nicht zuerst befragt worden war.

Auf einer fünfvierteljährigen Reise durch Deutschland nach Italien kümmerte er sich weniger um Wissenschaft und Kunst, als um Reitbahnen, Fechtböden, und setzte durch Kühnheit und Geschicklichkeit die Reit- und Fechtmeister in Verwunderung; war in Venedig nahe daran, seinen Hofmeister, der ihn einst über seine Nachtschwärmereien Vorstellungen machte, im trunkenen Ruche zu erschießen, wenn dieser ihn nicht durch die Sündentung, wie trefflich sich diese That in der Geschichte der ruhmwürdigen Fürsten von Anhalt ausnehmen würde, zur Beschämung gebracht hätte; indeß lernte er auch manchen ausgezeichneten Mann und besonders den österreichischen Feldmarschall, den Prinzen Eugen, kennen, und entschloß sich, im folgenden Jahre den Oberbefehl über das Regiment seines Vaters, welches ihm der Kurfürst von Brandenburg übergeben hatte, selbst zu übernehmen. In seinem achtzehnten Jahre wurde endlich der sehnliche Wunsch seines Herzens erfüllt. Bei der Belagerung der Festung Namur machte er seine erste Waffenprobe, und zeichnete sich durch unermüdlchen Eifer dergestalt aus, daß er 1696 zum General-Major ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er im folgenden Jahre die Stadt Quedlinburg überrumpelte, welche von Sachsen an Brandenburg verkauft, von Sachsen-Gotha unterstützt, die Uebertragung nicht anerkennen wollte.

Am 13. Mai 1698 trat er dann die Regierung des Fürstenthums an, und sein erster Schritt war, sich mit der Tochter eines Dessauer Apothekers, welche seine Jugendgespielin gewesen war, und

deren Klugheit und Sittsamkeit er hatte würdigen gelernt, im September zu verheirathen, ein Entschluß, den er schon früher seiner Mutter mitgetheilt, und den er mit aller Hartnäckigkeit seines Charakters auch während seiner Reise festgehalten hatte. Der Kaiser wurde 1701 bewogen, sie zur Reichsfürstinn von Anhalt zu erheben und ihre Kinder für ebenbürtig und erbsolgefähig zu erklären. Von nun an hielt er sich bald in Dessau, wo er sich mit Bauten, Verbesserungen zc. beschäftigte, bald zu Halberstadt auf, dem Standorte seines Regiments, wo er in den größten wie in den kleinsten Dingen die strengste Ordnung handhabte, beim Exerciren den Gleichschritt, statt der hölzernen Ladeböcke eiserne einführte, und eine große Fertigkeit im Schießen einübte. Der spanische Erbfolgekrieg gab bald Gelegenheit zu ernstere Uebung!

Friedrich III., des großen Kurfürsten Sohn, hatte, in die Fußstapfen seines Vaters tretend, den Kaiser bei den Uebergriffen Ludwigs XIV., der mitten im Januar 1689 Speier, Worms, Heidelberg, Rohrbach, Wisloch und viele andere Städte und Ortschaften in Brand stecken, das blühende Land in eine Wüste verwandeln lassen, kräftig unterstützt. Der große Kurfürst hatte die Souverainität des Herzogthums Preußen erlangt; Friedrich, Pracht und Glanz liebend, sehnte sich nach der Königswürde. Der Kurfürst von Sachsen hatte 1696 durch seinen Uebertritt zur katholischen Lehre, als August II. den polnischen Thron bestiegen; das Haus Hannover 1692 die Kurwürde erhalten und die Aussicht, nach dem Tode des Statthalters der Niederlande, Wilhelm von Oranien und seiner Tochter Anna (der nach seines Schwiegervaters Jacob II. Absetzung 1688 König von England geworden), dieses Reich zu gewinnen. Daher ließ sich Friedrich den 17. Januar 1701 in Königsberg zum Könige von Preußen ausrufen. Oesterreich erkannte ihn zuerst an und erhielt das Versprechen der Kriegshülfe, welche der Kaiser jetzt mehr als je bedurfte.

Der letzte kinderlose König aus dem österreichisch-spanischen Hause Karl II. hatte eine Schwester an Ludwig XIV., eine andere an den Kurfürsten von Bayern, Maximilian Emanuel, und eine dritte an Kaiser Leopold verheirathet. Die beiden ersten hatten auf die spanischen Lande Verzicht geleistet, die letzte nicht; ihren Söhnen, welche auch außerdem in größerer verwandtschaftlicher Verbindung standen, gebührte also Spanien. Aber die Intriguen der Gesandten Ludwigs XIV. und die Saumseligkeit des Kaisers Leopold verursachten, daß Karl in einem geheimen Testamente nicht den Erzherzog Karl, sondern den Enkel Ludwigs, Philipp von Anjou zum Erben der ganzen spanischen Monarchie einsetzte. Damit war das Gleichgewicht Europa's

verlezt und ein furchtbarer Kampf entbrannte. Dem steten Vergrößerungsplane des französischen Königs trat ein Bündniß des klugen Wilhelm, Königs von England und Statthalter der Niederlande, mit Oesterreich entgegen, und Preußen leistete dem Kaiser sowohl aus Dankbarkeit als aus Rücksicht auf das von Frankreich bedrohte deutsche Interesse die kräftigste Unterstützung, und stellte nicht bloß die reichspflichtigen 6000 Mann, nicht bloß die bei der Anerkennung der Königswürde verheißenen 10,000, sondern das Doppelte, während der Kurfürst von Bayern und sein Bruder, der Erzbischof von Köln, welcher sogar Franzosen in seine Festungen Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg aufnahm, es mit Ludwig hielten.

Die Preußen, eine besondere Heeresabtheilung von 20,000 Mann unter von Seyden und dem Fürsten von Deffau bildend, fochten unter dem Oberbefehl des Herzogs von Marlborough, der nach König Wilhelms Tode das Kommando übernommen hatte, 1702 am Rhein. Leopold zeichnete sich in diesem Feldzuge bei der Belagerung von Kaiserswerth, bei der Erstürmung der Rheininsel und der Schanze am Kuhberge, bei Einnahme des Schlosses Kampen, der Eroberung von Benloo durch ungestüme Tapferkeit aus, daß er zum Ritter des neugestifteten schwarzen Adlerordens und bald darauf zum Generallieutenant ernannt wurde. Als solcher führte er 1703 eine 6000 Mann starke Abtheilung preussischer Infanterie nach der obern Donau, wo der Prinz Ludwig von Baden gegen die Uebermacht der Franzosen und Bayern kämpfte. Dieser gab dem Grafen von Styrum den Befehl, mit 18,000 Mann zwischen Hochstädt und Donauwerth über die Donau zu gehen. Die Feinde davon benachrichtigt, griffen ihn aber mit 80,000 Mann bei Hochstädt am 20. September an, und zwangen ihn, mit Verlust seines Geschüzes und Gepäcks, zum Rückzuge, den Leopold mit den Preußen rettend deckte, seine Truppen wie auf dem Exercir-Platze sich bewegen ließ, und dem Feinde, wenn er Wiene zum Angriffe machte, sogleich die Spitze bot. Dieser glänzende Rückzug, wobei auch die gute Haltung der Sachsen unter Schulenburg gepriesen wurde, erwarb dem Fürsten Leopold großen Ruhm, den er als General der Infanterie durch seine glänzende Theilnahme an dem berühmten Siege, den die Allirten im folgenden Jahre fast auf demselben Platze errangen, noch ungemein vermehrte. Der Prinz Eugen hatte hier das Kommando der Kaiserlichen übernommen, Marlborough eine bedeutende Heeresmacht aus Holland herbeigeführt und in Verbindung mit dem Prinzen von Baden die Bayern am Schellenberge in die Flucht geschlagen. Während der französische Marschall Tallard mit einem ansehnlichen Heere zu dem Kurfürsten von Bayern und dem Marschall Marsin stieß, hatten Eugen und Marlborough sich

ebenfalls vereint, und beschlossen eine Schlacht, während sie den eigensinnigen und zögernden Prinzen von Baden zur Belagerung Ingolstädts absendeten.

Am 13. August begann die Schlacht bei Hochstädt, wobei die Franzosen und Bayern wegen ihrer größern Zahl und durch ihre von Moräften gedeckte Stellung im Vortheil waren. Der linke Flügel unter Eugen litt Anfangs Verluste und wich zurück. Aber Leopold ergriff eine Fahne, und führte, obgleich eine Kugel ihn mit dem Pferde zu Boden riß, seine Truppen im Sturmschritt vor und warf den Feind. Mit Wuth wurde der Kampf erneuert, die überlegenen Feinde wollten nicht weichen, die österreichische Kavallerie wurde schlecht geführt, bis endlich Leopold mit seinem, keine Gefahr achtenden Ungestüm den ganzen feindlichen Flügel trotz hartnäckiger Gegenwehr zusammenwarf und nachdrücklich verfolgte, während Marlborough mit dem rechten Flügel nach blutigem Kampf ebenfalls siegte und 28 Bataillone und 12 Geschwader Franzosen, welche sich im Dorfe Blindheim behaupten wollten, gefangen nahm. Die Franzosen erlitten eine Niederlage, größer als sie seit der Schlacht bei Pavia 1525, wo ihr König Franz gefangen wurde, nicht erlitten hatten. 20,000 todt oder verwundete Franzosen und Bayern bedeckten das Schlachtfeld, fast eben so viele wurden gefangen, worunter der Marschall Tallard nebst seinem Sohne und 818 Offizieren; die Kriegskasse, 141 Kanonen, 144 Fahnen und Standarten, 5000 Wagen nebst 34 Kutschen mit französischen Damen, 3000 Zelte und zwei Schiffbrücken wurden eine Beute der Sieger. Der Kurfürst von Bayern, welcher im vorhergegangenen Jahre durch die Tyroler unter dem Amtmann

---

\*) Wie die Brandenburger, so zeichneten sich auch die hessischen Hülfstruppen gegen die Franzosen aus. Ihr Führer, Karl von Boineburg, † 1738 als hessischer General-Lieutenant, nahm den französischen Marschall Tallard gefangen und erhielt von der Königin Anna durch Marlboroughs Hand einen mit Diamanten verzierten goldenen Degen. Auch bei andern Gelegenheiten zeichnete sich diese theils freiherrlich, theils gräflich weit verzweigte Familie Boineburg, Bömelberg zc. aus, deren Stammgut Boineburg bei Eschwege ein Siegfried von Boineburg vom Kaiser und Reich zur Lehn erhalten hatte. Konrad von Boineburg, der kleine Heß genannt, wohnte den Kriegen Karl V. gegen Frankreich bei und focht tapfer bei Pavia, führte mit Karl von Bourbon die Kaiserlichen nach Rom und erstürmte die Stadt, als jener gefallen war, zeichnete sich in den Kriegen des Kaisers in Italien, den Niederlanden und Ungarn aus, wo er 1532 Befehlshaber des gesammten Fußvolks war, starb im hohen Alter zu Ehingen in Schwaben. — Siegmund, † 1566, war Statthalter von Oberhessen während der Gefangenschaft Philipp des Großmüthigen. — Johann Christian, † 1672, war ein ausgezeichnete Gelehrter und Diplomat zc.



Martin Sterzing mit großem Verlust aus diesem Lande gejagt, floh mit den Franzosen über den Rhein und seine Gemahlin behielt bloß die Stadt und das Amt München zu ihrem Unterhalt. Eugen war in seinem Bericht an den König von Preußen unerschöpflich im Lobe Leopolds und seiner Soldaten, und gestand, daß er seinen Sieg der Anstrengung und der Tapferkeit, welche die Preußen unter ihrem tapfern Feldherrn bewiesen, verdanke. Die Franzosen hatten aber deshalb auch eine starke Wuth auf die Preußen, die deren Eifer wiederum entzündete! — Beim Sturme auf Landau, woran Leopold freiwillig Theil nahm, war er es, welcher durch seinen energischen Angriff am 22. November die Uebergabe erzwang.

Um den Herzog von Savoyen für seine Verbindung mit dem Kaiser zu strafen, hatte Ludwig ein bedeutendes Heer nach Italien geschickt, dem der kaiserliche General Graf von Stahremberg ganz Piemont, mit Ausnahme Turin, überlassen mußte. Glücklicherweise beschloß der neue Kaiser Joseph I. für seinen Bruder Karl, welcher bereits in Aragonien und Catalonien als König anerkannt worden war, den Krieg nachdrücklich fortzusetzen, und Preußen unterstützte ihn aufs Neue 1705 mit einem beträchtlichen Heere auch in Italien, wo Eugen den Oberbefehl erhielt. Hier waren Flüsse zu überschreiten, Brücken zu schlagen und zugleich übermächtige Feinde zu vertreiben. Leopold unterzog sich dieser Arbeit mit dem schonungslosesten Eifer. Bei Cassano entspann sich ein wüthender Kampf gegen die ganze vereinigte Macht der Franzosen unter dem tüchtigen Vendome, welcher durch den tiefen, strömenden Kanal Ritorto gedeckt war. An der steinernen Brücke wurden beide Feldherren verwundet und mehrere Generale getödtet. Leopold warf sich mit dem linken Flügel, vom Ungeßüm hingerissen, in den reißenden Kanal, ganze Bataillone folgten ihm bis an den Hals im Wasser, ein mörderisches Feuer röthete das Wasser mit ihrem Blute. Wüthend drang Leopold mit seinen Preußen weiter, erstieg das Ufer, vertrieb die Franzosen, setzte durch den großen Kanal, brachte die Feinde in Unordnung; sah aber hier einen dritten noch breitem Kanal vor sich und wurde, während er sein Pulver verschossen hatte, von dem französischen Geschütze heftig bestrichen. Da brach Eugen den unentschiedenen Kampf, der beiden Theilen gleichviel gekostet hatte, ab, übergab wegen seiner Wunde den Oberbefehl an Leopold, welcher, den Rückzug ehrenvoll leitend, vom Kaiser ein Belobungsschreiben wegen der außerordentlichen Tapferkeit, aber von seinem König einen Verweis wegen Mangel an Schonung der Truppen erhielt. Ein Kriegsmarsch, von den Lombarden ihm und seinen tapfern Schaaren gewidmet, fand bei der Parade so viel Beifall, daß er unter dem Namen des „Deffauer Marsches“

fast ein Jahrhundert hindurch den Siegeschritt der Preußen begleitete. Die übermäßigen Anstrengungen, die schreckliche Sonnenhitze zogen Leopold ein hitziges Fieber zu, von welchem er jedoch unter der Pflege seiner Gattinn, die sich immer in der Nähe des Kriegsschauplatzes aufhielt, in drei Wochen wieder hergestellt wurde, und dann während der Winterquartiere sich in Dessau, Berlin und Magdeburg aufhielt.

Am berliner Hofe war man schwankend, ob es rathsam sei, bei den Unternehmungen des schwedischen Königs Karl XII. den Kampf für kaiserliche Interessen fortzusetzen und neue Verstärkungen nach Italien zu senden. Leopolds Einfluß brachte den König dahin, daß er 1706 wieder zu Eugen stoßen durfte, welcher dem Herzog von Savoyen seine belagerte Hauptstadt Turin entsetzen wollte und mit 14,000 Mann deutscher Krieger über Berge und Ströme einen Weg von 50 Meilen durch ein vom Feinde besetztes Land zu aller Welt Erstaunen zurücklegte. Die meisten Generale riethen von einem Angriff der dreimal stärkern Franzosen ab, und selbst der Herzog hielt die Befreiung seiner Hauptstadt für unmöglich. Eugen und Leopold waren jedoch anderer Meinung.

Am 7. September früh eröffnete Leopold den Angriff gegen eine Batterie von vierzig Kanonen, und hatte Anfangs, mit seinen Preußen Bahn brechend, die ganze Last des Gefechtes und das Kreuzfeuer der französischen Verschanzungen allein zu tragen. Zu Fuß, weil ihm sein Pferd erschossen, rückte er vor und gab erst zehn Schritte vor den Verschanzungen den Befehl zum Feuern und Stürmen; der Graben wurde überschritten, der Wall erstürmt, und unter dem schrecklichen Feuer der Feinde und den Angriffen ihrer Kavallerie behauptet, bis die übrigen Abtheilungen herbei kamen, Graf Daun fiel den Franzosen aus der Festung im Rücken und vermehrte die Verwirrung. Die beiden obersten feindlichen Feldherren, der Herzog von Orleans und Graf Marsin wurden verwundet, der letztere starb am folgenden Tage gefangen in Turin; über 3000 Tödt, 7000 Gefangene und 220 Kanonen, 40 Fahnen, 80,000 Fässer Pulver und das Hausgeräth gingen verloren, die übrigen flohen in Unordnung über das Gebirge, so daß von dem ganzen 80,000 Mann starken Heere kaum 16,000 zusammen blieben. Eine Feste nach der andern fiel, Leopold, dem Eugen selbst vorzüglich diesen glorreichen Sieg zuschrieb, half Novara und Mailand einnehmen, erkürmte an der Spitze von 800 Preußen das Fort Ghera und erzwang am 23. Oktober die Uebergabe von Bizzighetone; endlich mußten die Franzosen sogar eine General-Kapitulation abschließen, nach welcher sie Italien räumten und während des ganzen Krieges

kein Heer wieder dorthin zu schicken versprochen. Im folgenden Jahre 1707 machte Leopold den Zug des Prinzen Eugen ins südliche Frankreich mit, welcher für Ludwig XIV. hätte sehr gefährlich werden können, wenn der kaiserliche Hofkriegsrath nicht einen Theil des Heeres unter Daun nach Neapel geschickt hätte. So wurde zwar Toulon heftig von ihnen und der englischen Flotte beschossen, allein ihre Macht war zu geringe. Auf dem Rückzuge wurde den 22. September Susa genommen, wobei Leopold die Avantgarde führte, im Kriegsrath für nachdrückliche Fortsetzung des Krieges redete, darüber mit dem zweideutigen Benehmen des Herzogs von Savoyen so unzufrieden wurde, daß er in dem folgenden Feldzuge nicht wieder nach Italien ging, sondern durch Arnim ersetzt wurde, und, weil in den Niederlanden bereits von Lottum die Preußen führte, sich unmuthig nach Dessau zurückzog, während die Franzosen bei Dudenarde den 11. Juli 1708 eine große Niederlage erlitten und die unüberwindlich gehaltene Festung Nyffel durch Eugen und Marlborough erobert wurde.

Der Prinz Eugen hatte Leopolds Werth zu vielfach würdigen gelernt, und wünschte ihn wieder um sich. Als Freiwilliger erschien er diesmal, und war überall, wo die Gefahr am größten sich zeigte, und feuerte den Muth der Preußen an. An Eugens Seite focht er in der blutigen Schlacht bei Malplaquet, den 11. September 1709, wo auf beiden Seiten 20,000 Tödtete und Verwundete gezählt wurden, und hatte keinen geringen Antheil an dem Erfolg dieser Schlacht, welche neben den früheren Verlusten und den Einzug Karls in Madrid, den 28. September 1710, Frankreich völlig erschöpft an den Rand des Verderbens brachte, und den übermüthigen Ludwig aufs tiefste demüthigte, so daß er in Eugens und Marlboroughs Forderungen einzugehen geneigt ward, die ganze spanische Monarchie dem Hause Oesterreich, Elsaß an das deutsche Reich und eine Reihe Festungen an den Gränzen der Niederlande und Savoyens abzutreten. Das hätte Deutschland gekräftigt und Jahrhunderte vor französischen Uebergriffen geschützt! Aber noch einmal rettete ihn Marlboroughs Sturz und König Josephs Tod, wodurch Karl Kaiser, und die Seemächte, die Vereinigung Spaniens mit Oesterreich nicht wünschend, kühl wurden und endlich zu Utrecht 1713 Frieden schlossen, wonach Spanien und Indien Philipp V. blieben, das Uebrige: die spanischen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen an Karl fallen sollten, Preußen bekam das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neufchatel und Valengin, worauf der König nach dem Aussterben der männlichen Linie des Hauses Nassau-Oranien mit König Wilhelm III., als dessen Schwestersohn, rechtmäßige Ansprüche hatte, nebst Anerkennung der Königswürde.

Fürst Leopold, welcher im September 1711 auf eine schlaue Weise ohne Aufsehen die Citadelle von Mörs, auf welche der König von seiner Mutter her Ansprüche machte (weil die Holländer diese nicht anerkennen wollte), überrumpelt hatte, wurde den 2. Dec. 1712 zum Feldmarschall und geheimen Kriegsath erhoben; Peter der Große schloß sich bei seinem Aufenthalte in Berlin bewundernd ihn an. Noch größer wurde sein Einfluß, als der ihm an Geist und Gemüth verwandte, ernste, sparsame, das Kriegswesen liebende Friedrich Wilhelm I. am 25. Februar 1713 den Thron bestieg; größtentheils in Berlin lebend, kam Leopold selten von des Königs Seite, und widmete neben dem Exerciren, dem Festungs- und Verpflegungswesen seine ganze Aufmerksamkeit.

Während die Preußen unter Leopold in Italien und den Niederlanden für Kaiser und Reich mit großer Auszeichnung kämpften, wüthete an des Landes nördlicher und östlicher Gränze der Kampf, den Karl XII. von Schweden mit Dänemark, Rußland und den Kurfürsten von Sachsen, als König von Polen, führte. Zwar war vom Kurfürsten und dem Reiche, um Preußen sicher zu stellen und den Krieg von Deutschland fern zu halten nach der für Karl unglücklichen Schlacht bei Pultawa ein Vertrag geschlossen, nach welcher die schwedischen Besatzungen in Deutschland (Pommern, Wismar, Herzogthum Bremen, Verden) für neutral erklärt wurden; allein der tapfere aber starrsinnige Karl verwarf Alles!

Russen und Sachsen belagerten daher Stettin. Von schwedischer Seite wurde nun dem Könige von Preußen der Vorschlag gemacht, Stettin und Wismar zu besetzen; weil jedoch der schwedische Kommandant in Stettin nur auf ausdrücklichen Befehl seines Königs darein willigen wollte, wurde die Festung genommen. Einen neuen Vorschlag, die Festung gemeinschaftlich mit dem Herzog von Holstein (dem Verwandten und Bundesgenossen Karls) bis zum Frieden zu besetzen, gegen 400,000 Thaler Belagerungskosten für die Russen und Sachsen, nahm der König erst auf Leopolds eifriges Betreiben an, berichtete darüber selbst an Karl und versprach bestimmt die Zurückgabe gegen die ausgezahlte Summe. Karl verweigerte aber auch hier seine Zustimmung, erschien unvermuthet den 22. November 1714 in Stralsund, verlangte die unbedingte Rückgabe der Festung Stettin, in deren alleinigen Besiß sich indeß Friedrich Wilhelm gesetzt hatte, und nahm 500 Preußen auf der Insel Usedom gefangen. So zog er sich muthwillig einen neuen Feind zu und der Krieg begann! Ein Heer von 36,000 Mann, worunter 25,000 Preußen, 8000 Sachsen, die übrigen Dänen, wurden unter Leopolds Befehl gestellt, um Karl XII., der mit 9000 Schweden eine vortheilhafte Stellung in und bei Stralsund

genommen hatte, anzugreifen. Usedom und Wollin wurde besetzt, die unüberwindlich gehaltenen schwedischen Penamünder Verschanzungen durch den Oberst-Lieutenant von Köppen, der mit großer Kühnheit die Soldaten durch den Meeresarm führte, erstürmt, dann nach Rügen übergeschifft und Verschanzungen aufgeworfen. Karl stürmte, wie ein gemeiner Soldat fechtend, heran, und hatte über Berge von Leichen bereits den Wall erstiegen. Schon wichen die Dänen; aber Leopold ermutigte seine Preußen, ließ Kavallerie in die Seite der Schweden fallen, bis Karl, zweimal verwundet, nach dem Verluste seines besten Feldherrn, Rügen aufgab und sich nach Stralsund zog. Nun erstürmte Leopold nach blutigem Kampfe den bedeckten Weg und am 17. December das Hornwerk; Karl, ohne Hoffnung auf Entsatz und in Gefahr, gefangen zu werden, entkam mit genauer Noth nach Schweden und am 22. December ergab sich die Festung. Im Frieden 1720 erhielt Preußen Stettin und Vor-Pommern nebst Usedom und Wollin zum ewigen Besitze.

Mit Friedrich des Großen Thronbesteigung 1740 veränderte sich Leopolds Stellung zum preußischen Hofe. Der König, weniger auf den rauhen Kriegsmann achtend, zeigte schon durch die Ernennung Schwerins zum Feldmarschall, daß er seiner eigenen Einsicht folgen, und nicht blos Helden, sondern geistig gebildete Menschen an die Spitze seines Heeres stellen wolle. Aus Sympathie für das Kaiserhaus und als deutscher Reichsfeldmarschall (seit 1733) widersprach Leopold der Absicht des Königs, seine Ansprüche auf Schlessien geltend zu machen, ohnehin beleidigt, weil er nicht zuerst darum befragt worden, und ohne Aussicht war, den Oberbefehl zu erhalten. Der König erklärte: „Ich habe beschlossen, mich an die Spitze meiner Truppen zu stellen, und wenn Sie einmal selbst ein Kriegsheer unterhalten, so wird es Ihnen frei stehen, über das Kommando zu verfügen.“ Mißmuthig verließ Leopold den König und ging nach Dessau, einen üblen Ausgang verkündend. Aber die schnelle Besitznahme Schlessiens und der Sieg der Preußen regten seinen kriegerischen Sinn wieder auf, und im zweiten schlessischen Kriege erschien er an der Spitze eines Heeres gegen Sachsen, während der König in Schlessien stand und den Sieg bei Hengersdorf ersocht. Nur mit Mühe ließ er sich zum Angriff Sachsens bewegen, wo der sächsische General Rutowsky mit Sachsen und Oesterreicher eine für unangreifbar gehaltene Stellung bei Kesselsdorf und Dresden genommen hatten. Am 15. Dec. 1745 langten die Preußen, zum Angriff entschlossen, dort an. Es war über die Anordnung schon 2 Uhr Nachmittag geworden, und Leopold, welcher einsah, daß Alles in wenigen Tagesstunden abgemacht werden mußte, entschloß sich, den Schlüssel der feindlichen Stellung, Kesselsdorf, zu erstürmen. Unter einem Hagel von feindlichen Kugeln stürm-

ten die Preußen gegen die Anhöhen, eine Menge tapfere Offiziere fielen, die Schaaren wichen zurück. Leopold führte sie von Neuem vor, und von Neuem wurden ganze Reihen niedergeschmettert. Damit sich die Truppen etwas erholten, ließ der Fürst sie sich etwas rechts hin zurückziehen, wobei einige Unordnung entstand. Mit Victoria-Geschrei eilen die Feinde nach und verließen gegen Kutowky's Befehl ihre feste Stellung. Schnell befahl Leopold dem Reserve-Drägoner-Regiment von Bonin einzuhalten, griff dann von Neuem an und nahm das Dorf, schickte die Kavallerie des rechten Flügels um dasselbe herum, und ließ die 12 Schwadronen sächsischer Reserve-Drägoner in die Flucht jagen, während der linke preußische Flügel unter dem Prinzen Moritz von Dessau sich in das Böllmar-Thal warf und trotz Gestein und Schnee auf der andern Seite wieder die Höhe erreichte und die Flucht allgemein machte. Der Sieg war vollständig. 3000 Sachsen waren geblieben, 7000 verwundet oder gefangen, 8 Fahnen und 48 Kanonen erobert; doch auch der Verlust der Preußen bedeutend. König Friedrich eilte mit seiner Heeresabtheilung von Meissen herbei, Dresden ward genommen den 16. December, der Hof entfloh nach Prag, und schon am 25. December war der Dresdner Friede geschlossen und Schlesiens Besitz aufs Neue gesichert. Der König hatte am 17. December das Schlachtfeld besichtigt, und erstaunt über das höchst schwierige Terrain dem alten Dessauer das größte Lob, 50,000 Thaler, jedem Stabsoffizier 500 Thaler und Andern Beförderungen gespendet.

In gewohnter Beschäftigung lebte der greise Fürst von nun an meist in Dessau, wo er am 9. April 1747 im einundsiebzigsten Jahre starb, und einfach ohne Leichenrede, wie er befohlen, aber mit militärischen Ehrenbezeugungen beerdigt wurde.

Auf dem Wilhelms-Platz in Berlin steht sein von Schadow gearbeitetes Standbild mit der Inschrift: „Dem Andenken des regierenden Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, königl. preuß. General-Feldmarschall, weihet dieses Denkmal Friedrich Wilhelm III. im dritten Jahre seiner Regierung. — Siegreich leitete er die preussischen Hülfsvölker an Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen. Die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preussische Heer verdankt ihm die strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676 bis den 7. April 1747.“

Leopold war an Körper und Geist mit allen Eigenschaften eines Helden erfahren. An Muth unerschütterlich wie Karl XII., beharrlich und originell wie Suwarow, von beispielloser Thätigkeit wie

Friedrich und Napoleon, zeigte er auch besonders bei Kesselsdorf eben so viel Klugheit als taktische Kenntnisse.

Von ansehnlicher Gestalt, mit blizenden Augen und donnernder Stimme begabt, war er ein abgesagter Feind von allem Luxus, und liebte es nicht, besser einherzugehen, als jeder Soldat seines Regiments. Das Muster eines unerschrockenen Haudegens, prägte er seinen Muth und Sinn dem ganzen preussischen Heere ein.

Als General und Fürst verlangte er von Soldaten und Bürgern unbedingten Gehorsam, hielt sich für den einzigen rechtmäßigen Besitzer in seinem Lande, und nöthigte deshalb die adeligen Gutsbesitzer, ihm ihre Güter gegen die Kammertage zu überlassen; aber trotz seiner Sparsamkeit und seiner Geldliebe gab er doch gern bei Unglücksfällen, machte wüste Strecken urbar, bauete Straßen und Dämme, und ging bei aller despotischen Gemüthsart mit seinen Unterthanen auf vertraulichem Fuße um und ließ sich einen Spaß oder derbe Antwort gern gefallen. Einem seiner Volkslieblinge hatte er eine Anweisung auf einige Klastern Holz geschenkt, fand aber einen ungeheuern Borrath vor dessen Thür. „Kerl, wie viel Holz habe ich Dir angewiesen!“ „Ach, das war zu wenig, da habe ich ein Müllchen zugefetzt.“ — Kam er von der Jagd zurück, ohne etwas geschossen zu haben, so verfolgten ihm oft neckend die Straßenjungen bis zum Schlosse, ausrufend: „Ach, er hat nichts! er hat nichts!“ Einen Bäcker, der ihm einen Poffen gespielt hatte, ließ er in Hemdsärmeln und Pantoffeln, wie er ihn hatte vor die Thür rufen lassen, in seinen Wagen steigen, und zwei Meilen weiter aussteigen und im halben Anzuge zurückwandern.

Trotz der Willkür, mit welcher er die Soldaten behandelte, und der Prügel und Quälereien, denen sie beim Exerziren ausgesetzt waren, und des Beinamens: „der alte Schnurrbart, der alte Schwere-nöther,“ war er zugleich von ihnen gefürchtet und verehrt; sie folgten ihm in den Tod wie zum Tanze, denn er theilte mit ihnen alle Entbehrungen wie alle Gefahren. Die Soldaten hielten ihn für tugelfest, für ein Wesen höherer Art, und sich unter seiner Anführung für unüberwindlich; hatte er doch in 22 Schlachten und 27 Belagerungen mit dem Tode gleichsam gespielt, und nur ein einziges mal eine unbedeutende Wunde erhalten. Die Schildwachen stellte er oft auf die Probe, bot ihnen Geschenke an, ließ ihnen von seiner Tafel vorsetzen; wer sich verleiten ließ, wurde aufs strengste bestraft, wer ihn „zum Teufel gehen“ hieß, ihn zu verhaften drohete, wurde gelobt und beschenkt. Als er in Schlessen einst einen Schweinehirten zum Wegweiser in seinen Wagen nahm, und dieser aus Furcht die Füße nicht hinein zu ziehen wagte, sah er ihn eine Zeit lang

schweigend an und rief dann: „Sauterl, streck' die Pfoten in den Wagen, wie sich gebührt. Denkst Du, meine Pfoten sind von Marzipan.“

Kunst und Wissenschaft waren ihm gleichgültig. Die Tonkunst machte insoweit eine Ausnahme, daß er die Melodie des Dessauer Marsches singen lernte; aber nun sang er auch alle Lieder der Kirche nach dieser Weise, und glaubte Luthers Lied: Eine feste Burg &c., welches ihm am besten gefiel, nicht kräftiger loben zu können, als indem er es: „Unsers Herrgottes Dragonermarsch“ nannte. Als er jedoch einst bei der Musik seines Regimentes zwei Waldhornisten bemerkte, welche zu blasen aufhörten, rief er mit funkelnden Augen: „Kanailen, warum blaset ihr nicht?“ „Ew. Durchlaucht, wir müssen jetzt pausiren!“ war die Antwort. „Wartet Kanailen, ich will Euch im Dienst pausiren lehren!“ und die Stoßschläge brachten sie zum Blasen. Er schrieb viel, aber seltsame Buchstaben, und in jede Silbe regelmäßig ein h, wie z. B. G<sup>h</sup>ehnebrahl<sup>h</sup>ih<sup>h</sup>n. Als einst ein Offizier sich einen schriftlichen Befehl erklären lassen wollte und Leopold seine Schrift selbst nicht enträthseln konnte, rief er unwillig: „Aber Schwerenoth, ich hab's doch nicht geschrieben, daß ich es lesen will, sondern daß ihr es lesen sollt.“ Kirchenbesuch und Gebet gehörten zur Dienstordnung, daher duldete er keine Nachlässigkeit und „ein Soldat ohne Gottesfurcht ist ein Nag“, war sein Ausspruch. Beim Beginn der Schlacht von Kesselsdorf betete er ganz laut vor seinem Regimente: „Lieber Gott, steh' mir heute gnädig bei, oder willst du mir heute nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern steh' ruhig zu, wie es kommt.“

Trotz seiner Rauheit zeigte er, wenn auch auf eigenthümliche Weise, oft ein tiefes Gefühl. Nicht blos führte er mit seiner Gattinn eine einfache bürgerliche Ehe, sondern als seine Lieblingstochter Luise 1731, dem Tode nahe, ihn noch einmal an der Spitze seines Regimentes aus den Fenstern des Schlosses Bernburg zu sehen wünschte, eilte er herbei, warf sich auf die Erde und betete im Batterschmerz: „Herr, ich bin kein solcher Lump, der dir bei jeder Hundsfotterei mit Gebeten beschwerlich fällt. Ich komme nicht oft, und will auch nicht wiederkommen; so hilf mir denn noch jetzt und laß meine Tochter gesund werden!“ Unter Weinen ließ er die Truppen ihre Uebungen machen, und als die Leute bewirthet wurden, setzte er sich auf das Geländer der Saalbrücke und weinte bitterlich; wollte auch nachher Bernburg nicht wieder betreten. Wie er in Reife 1745 die Nachricht von dem Tode seiner geliebten Gattinn erhielt, stürzte er in die Wohnung seines Sohnes Moriz und rief unter Heulen und Schluchzen: „Moriz, der Teufel hat deine Mutter



geholt!“ und schloß sich mehrere Tage im tiefen Kummer ein. Leopolds fünf Söhne dienten alle im preussischen Heere, drei wurden, wie ihr Vater, Feldmarschälle; sein Liebling war der jüngste, Moriz, der selbst als General nicht lesen und schreiben konnte.

## VI. Norddeutsche Freiheitskämpfe gegen Franzosen, Russen, Schweden etc.

### 19) Friedrich der Große.

Groß und glücklich zu machen Dein Volk,  
 Bar stets Dein erhabner Gedanke,  
 Einziger, nie ausgefugener Mann;  
 Dein Haupt sank unter Deiner Thaten Gebirgslast!  
Schubart.

Nicht häufig begegnen uns in der Weltgeschichte Männer von Geist, Herz und Gemüth, welche im Staats- und Volksleben, im Felde oder Kabinete, in Wissenschaft und Kunst eine Bahn brechen, ganze Völker mit sich fortreißen, und segensreich oder verderblich wohl gar auf ganze Welttheile einwirkten. Männer wie Plato und Aristoteles, Raphael und Tasso, Camoens und Cervantes, Cartesius und Voltaire, Erasmus und Hugo Grotius, Bacon und Newton, Linne und Thorswaldsen, Luther und Leibniz, Kant und Göthe, Schiller und Humboldt scheinen unter allen Nationen nur alle hundert Jahre zu erscheinen; und noch geringer muß die Zahl der großen Fürsten werden, da nur wenige Menschen einen Thron zu besteigen bestimmt sind, und von diesen ein bedeutender Theil derer, welche in den Geschichtsbüchern den Titel: „der Große,“ führen, als Ländereroberer und Länderverheerer auf wahre Größe wenig Anspruch haben, und ihren Ruhm nur der Schmeichelei oder der Verblendung ihrer Geschichtschreiber verdanken. Cyrus und Alexander, Pompejus und Cäsar, Attila und Tamerlan, Omar und Solimann, Jwan II. und Karl XII., Ludwig XIV. und Napoleon können doch Regenten wie Karl dem Großen und Alfred, Heinrich I. und Peter I., Friedrich Wilhelm I., Ernst von Gotha und Friedrich II. nicht gleichgestellt werden, mögen ihre Kriegsthaten auch eine halbe Welt in Schrecken gesetzt haben. Um so freudiger verweilt die Geschichte bei dem Bilde solcher Fürsten, welche den Thron zierten, indem sie zum Heil ihrer Völker den Lorbeer des gerechten Krieges mit dem Delzweig des beglückenden Friedens vereinigten.

Unter ihnen ragt Friedrich von Preußen, den seine Zeitgenossen den Einzigen nannten, in jeglicher Beziehung großartig hervor.

Er wurde den 24. Januar 1712 geboren, und von seinem Vater, dem damaligen Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, der bereits zwei Söhne verloren hatte, freudig bewillkommt. Seine erste Erziehung wurde in die Hände zweier französischen, nach Preußen geflüchteten Protestanten gelegt, einer Madame Recoules, welche schon des Vaters Erzieherinn gewesen war, und Duhans de Sandun, welcher 1715 bei Stralsund des Königs Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Beide waren sittliche und religiöse Personen, stößten ihm jedoch seine Vorliebe für die französische Sprache ein; zu beiden faßte er eine zarte Zuneigung, welche auf die Entwicklung seines Gemüthes einen heilsamen Einfluß äußerte. Körperlich zeichnete er sich nicht durch Größe und Kraft, aber durch blondes Haar und große, durchdringende blaue Augen aus. In seinem siebenten Jahre wurde er der Obhut des Generals Finkenstein und des Obersten Kalkstein übergeben, und verlebte in Gemeinschaft mit den Kindern derselben und seiner treuen Schwester Friederike in Buxtehauseen seine Jugendjahre.

Der König wollte ihn kräftigen durch einfache Nahrung, daher verbot er andere Getränke als Biersuppe, ließ ihn exerciren, jagen &c., verlangte Gewöhnung an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit, und entwarf selbst ein Reglement, nach welchem er dem Sohne eine einfach christliche Erziehung ertheilt wissen wollte. Der Lehrplan bezog sich auf Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik, französische und deutsche Sprache; „am Sonnabend,“ heißt es, „muß Alles repetirt werden, was er in der Woche gelernt hat und zwar in Gegenwart der beiden Gouverneure, hat er nichts profitirt, so soll er von 2—6 Uhr Alles nochmals wiederholen; am Sonntage soll er, sobald er Morgens 7 Uhr aufgestanden, auf den Knien laut beten, dann folgt Bibellesen und Gesang; um halb 10 Uhr soll er sich die Hände waschen und zum Könige gehen.“ An Soldatenumübungen, Fechten, Reiten, und Tanzen fehlte es auch nicht. Der lebhaftes Prinz fand an Allem Vergnügen; die vielfachen leeren Andachtsübungen ohne echte Geistesnahrung entfremdeten ihn jedoch der Religion. „Das übrige vom Tage,“ bemerkt aber der König, „gehört vor Frischchen, dann mag er thun, was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist.“ Nach Tische machte dieser es sich daher bequem und beschäftigte sich mit Studiren oder Musik.

Der König wollte aus seinem Sohne, der körperlich etwas schwach erschien, „keinen Stubenhocker machen, der zum Regieren nichts nütze sei.“ Bei seinem durchgreifenden Charakter und seiner Vorliebe für den

Soldatenstand mochte er ihn wohl hie und da etwas rauh behandeln, und der Prinz, lebhaft von Natur, überdies von der Mutter bedauert, dagegen sich sträuben: es trat zwischen Vater und Sohn eine beklagenswerthe Spannung ein. Diese wurde noch dadurch vergrößert, daß der 16jährige Prinz 1728 mit dem Vater an den Hof des üppigen Königs August von Polen und Kurfürsten von Sachsen in den Strudel sinnlicher Vergnügungen und Ausschweifungen hineingezogen wurde, während der trockene, gedächtnismäßige Religionsunterricht sein Herz leer gelassen und seiner Sittlichkeit keinen Anker gegeben hatte. Dazu kam noch die gefährliche Klippe für alle Fürstensöhne, daß sich junge, lebenslustige, schmeichelnde Männer um den Thronerben drängten, daher sein Umgang mit dem Bagen Keith, dem freigeistigen Keyserling (Cäsarion genannt), dem leichtsinnigen Lieutenant von Katte, „einem Wüstling bis zum Uebermaß,“ der sich der Gunst des Kronprinzen laut rühmte, so daß es dem König nicht verborgen blieb. Ein wüthes Leben, Schuldenmachen, die Sprödigkeit des Prinzen, der sich in pariser Frisur gefiel, sein Gang zur Musik (er hatte unter Vermittelung seiner Mutter den großen Flötenspieler Quanz von Dresden heimlich nach Berlin kommen lassen) und den schönen Künsten, seine Gleichgültigkeit gegen das Soldatenwesen: das Alles empörte den sparsamen, keuschen, die Wissenschaften, Künste und Lugas geringachtenden, den Soldatenstand liebenden, und sein Ansehen als Fürst und Vater durch den eigenen Sohn verletzt fühlenden König, daß er ihn oft handgreiflich mißhandelte und erklärte: „Fris ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben;“ er hatte sogar den Gedanken, seinen zweiten Sohn August Wilhelm auf den Thron zu bringen. Der König hatte Recht, daß ein Poet und Flötenspieler den Staat nicht zu regieren verstehe; der Sohn d a r i n nicht Unrecht, daß er durch höhere Bildung seinen Geist der damals am Hofe herrschenden wissenschaftlichen Beschränkung entziehen wollte. Da faßte Friedrich, von seinen falschen Freunden gereizt, und nur seiner Leidenschaft folgend, statt zu schweigen und zu dulden, den verkehrten Entschluß, nach England zu entfliehen, dort sich mit seiner Mutter Bruders- tochter zu vermählen (eine Heirath, welche die Mutter wollte, der König Anfangs billigte, den aber der kaiserliche Gesandte v. Sedendorf zu vereiteln mußte) und bessere Zeiten abzuwarten. Katte und der Lieutenant Keith, damals in Wesel, waren im Einverständniß; Keith hatte zwischen Heilbronn und Heidelberg, wo der König und sein Sohn auf einer Rheinreise übernachteten, Pferde besorgt. Der Anschlag wurde aber im Augenblick der Ausführung entdeckt; Keith entkommt nach England, aber der Prinz und Katte werden auf Befehl des heftig erzürnten Königs gefangen, nach Wesel und dann

nach Küstrin geführt, vor ein Kriegsgericht gestellt, welches Rette als Deserteur und Majestätsverbrecher auf speziellen Befehl des Königs zum Tode verurtheilt, den er am 6. November 1730 unter dem Fenster des Kronprinzen, welcher darüber in Ohnmacht fiel, erleiden muß. Auch über diesen als „entwichenen Oberstlieutenant“ fällt das Kriegsgericht das Todesurtheil, erklärt aber, daß es als solches nicht über den Thronfolger zu richten befugt sei, und macht ernste Vorstellungen. Der General-Major Buddenbrock hat den Muth, dem Könige zu sagen: „Wenn Ew. Maj. Blut verlangen, so nehmen sie meins; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich sprechen darf.“ Der Fürst von Dessau redete eben so.

War es des Königs Ernst, in Peter des Großen und Philipps II. Fußstapfen zu treten oder wollte er den starren Sinn des Sohnes, der bisher jede Annäherung der väterlichen Liebe unmöglich gemacht hatte, beugen? Wir glauben das letztere, denn wir sehen die väterliche Liebe bald wieder erwachen, obgleich es sich nicht bestimmen läßt, wie weit der leidenschaftliche König bei fortgesetzter Hartnäckigkeit gegangen sein würde. Aber der Tod seines Freundes, der Gedanke, daß durch seinen Leichtsinns ein Mensch das Leben habe verlieren müssen, und die Vorstellungen des edlen Kammerpräsident von Münchow wirkten auf des Prinzen Gemüth; der Feldprediger Müller, welcher den Lieutenant von Rette zum Tode vorbereitete und den jungen leiderlichen Menschen zur Reue gebracht hatte, wie die erschütternden Worte, welche er ihm von seinem sterbenden Freunde überbrachte, stimmten Friedrich nach und nach weicher; er ließ den erbaulichen Reden des Feldpredigers, welcher seinen religiösen Ansichten zugleich eine bessere Richtung zu geben sich bemühte, indem er ihm in dem Unglücke eine Veranstellung Gottes zu seiner Besserung zeigte, ihm einen festen Glauben an einen heiligen Weltregierer einflößte, gern sein Ohr; er erkannte, daß es wirklich für ihn eine Schranke gebe, daß er vielfach unrecht gethan: sein Troß war gebrochen, er ergab sich bereuend in Gottes Rathschluß. Erfreut berichtete Müller darüber an den König, und dieser ließ ihn schon am 19. November, nachdem er eidlich gelobt hatte, als treuer Unterthan und Sohn sich zu betragen, aus der Haft, doch mußte er als jüngster Kriegs- und Finanzrath bei der Kammer in Küstrin verweilen, und dieser Standpunkt, wo er das Geschäftsleben (der König befahl, „Fritz soll nicht blos unterschreiben, sondern selbst schreiben“), die Welt und ihre Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen lernte, wurde ihm, der sich mit außerordentlichem Fleiße seinen Arbeiten hingab, eine wahre Regentenschule für die Zukunft. Der König, zufrieden mit dieser Thätigkeit, und dem ruhigen und ergebenen Tone, den der Sohn gegen ihn angenommen,

neigte sich immer mehr zur völligen Ausöhnung; schon war keine Rede mehr davon, daß Friedrich der Krone entsagen sollte. Im August 1731 besuchte er ihn und umarmte ihn, völlig befriedigt von seiner Auf-  
führung, öffentlich. Bei der Vermählung der Lieblingsschwester des Prinzen mit dem Markgrafen von Bayreuth, den 23. Nov. 1731, ließ er ihn heimlich nach Berlin kommen, und stellte ihn in der Versammlung der Königin mit den Worten vor: „Sehet, Madame, da ist nun der Friß wieder!“ Am folgenden Morgen erschienen der alte Fürst von Dessau nebst andern Generalen und baten den König, den Kronprinzen wieder in den Offizierstand eintreten zu lassen, und dieser verlieh ihm sogleich das Reiterregiment in Ruppin, wo er seine Leute wie seine Rapporte so pünktlich in Ordnung hielt, sich so würdig benahm, daß von weitem Mißverhältnissen nicht mehr die Rede war. — In der Nähe Ruppins verlebte der Kronprinz, nachdem er dem Wunsche seines Vaters gemäß (der den König Georg II. aus der Kindheit, wo sie in Hannover eine Zeitlang zusammenlebten, haßte, und von einer Heirath mit einer englischen Prinzessin nichts wissen wollte, und sich von Sedendorf im österreichischen Interesse leiten ließ), sich 1733 mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, obgleich ohne Neigung, verheirathet hatte\*), auf dem Schlosse Rheinsberg die genussreichsten Jahre seines Lebens im Umgange mit Künsten und Wissenschaften, und bereicherte Geist und Gemüth mit allem Großen, Schönen und Erhabenen, „um,“ wie er an seinen Freund Suhm schrieb, „sich die Kenntnisse zu erwerben, welche sein Amt künftig von ihm fordern könne.“ Hier umgab er sich mit ausgezeichneten Männern aller Art, studirte mit Senning, Buddenbrock, Kleist und Chazot Kriegswissenschaft, mit dem ehemaligen Minister Manteuffel Staatswissenschaft, mit Quanz, Benda und Graun Musik, genoss des lehrreichen Umganges seiner Freunde: des gebildeten Ober-

---

\*) Nach andern Berichten (Zimmermann) war Friedrichs Absicht gewesen, 1730 nach Wien zu gehen, Maria Theresia zu heirathen; und ein Brief des Prinzen Eugen an Grumbow weist darauf hin. Sie, den 13. Mai 1717 geboren, Karls VI. und der braunschweigischen Elisabeth Tochter, heirathete den 12. Februar 1736 den Herzog Franz Stephan von Lothringen. Sormayr erzählt im österreichischen Plutarch (11. Bd.), es sei Friedrich Wilhelms Absicht (wie Eugens Hauptplan) gewesen, den Prinzen Friedrich mit der nur fünf Jahre jüngern Maria Theresia zu vermählen, um einer engern Verbindung mit Frankreich oder England entgegen zu wirken; allein die Familienzwickelungen am preussischen Hofe, die Gerüchte von unheilbaren Folgen früherer Vergehungen des Prinzen, dessen geringe Neigung und der Prinzessin Abneigung hätten die Unterhandlungen zerrissen. „Die Folgen.“ fügt er hinzu, sind wohl kaum zu berechnen, die ihr Gelingen für ganz Europa gehabt haben würden!“

ßen Keyserling, Knobelsdorf, von Fouqué, des Predigers Jordan; studirte Wolfs Philosophie, korrespondirte mit Voltaire, den er in jugendlicher Begeisterung freilich zu hoch stellte, aber mit liebenswürdiger Bescheidenheit erklärt: „Ich habe geringes Verdienst und wenige Kenntnisse, aber viel guten Willen, und eine unerhöchliche Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichnete[r] Tugend. Ich fühle nur zu sehr, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig sein würde.“ In Rheinsberg beschäftigte er sich auch in seinen Ruhestunden mit Gartenbau und Landwirthschaft, und sandte seinem Vater zuweilen Geschenke an Früchten und Geflügel, welche diesen in der Meinung befestigten, daß sein Sohn ein guter Wirth werden würde.

Beim Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich wegen der vom Kaiser beförderten Wahl August III. gegen den Schwiegervater Ludwigs XV., den nach Karls XII. Unglück abgesetzten Stanislaus, ging Friedrich mit seinem Vater 1734 an den Rhein und erwarb sich des Prinzen Eugens Achtung, so daß dieser dem Könige erklärte, sein Sohn werde ihn, den Sieger in siebenzehn Schlachten, noch übertreffen. Der Krieg war übrigens nicht glücklich, August blieb zwar König von Polen; aber Deutschland mußte Lothringen an Stanislaus abtreten, durch den es an das habgüchtige Nachbarvölkchen kam, was der Kaiser wegen der pragmatischen Sanction, welche seiner Tochter ihr Erbe ungeschmälert lassen sollte, geschehen ließ.

In den langwierigen, 8 Monate langen Qualen der Wassersucht, welche zuletzt den König befiel, stand ihm sein Sohn fast immer tröstend zur Seite, und unterhielt sich mit ihm über die Angelegenheiten des Vaterlandes. „O, mein Gott,“ rief der König, „ich sterbe zufrieden, da mir Gott einen so braven und würdigen Sohn und Nachfolger gegeben,“ und Friedrich, der nach solcher väterlichen Liebe schmachtete, erschüttert durch die Härlichkeit und den heldenfesten Tod des im Leben so strengen väterlichen Herrn, bewahrte ihm eine dankbare Erinnerung, und fühlte, wie viel er der Strenge seines Vaters verdanke, und wie die Leiden und Widerwärtigkeiten seiner Jugend allein ihn zu dem Manne gemacht, der er geworden, nachdem er am 31. Mai 1740 die Krone erbte. Friedrich bestieg den Thron im vollen Bewußtsein dessen\*), was er als König wollte und seinem Volke sein sollte: das Werk des großen Kurfürsten durch seine

\*) In der Stille hatte er sich zu Rheinsberg seine Regentenspflichten klar gemacht, durch zwei Schriften, welche seine Ansichten über einen wohlgeordneten Staat beurkunden: Betrachtungen über den gegenwärtigen (1736) Zustand des europäischen Staatssystems; und Antimachiavell (1738), welcher der damaligen egoistischen und trügerischen Staatskunst entgegen tritt.

schöpferische Staatslenkung zu vollenden, seinen Staat „aus der alten reichsständischen,“ im österreichischen Hausinteresse geleiteten Ohnmacht zu erheben, und ihn thatsächlich innerhalb des deutschen Reiches als europäische Macht Geltung zu verschaffen: und eine neue Zeit begann! —

Des großen Kurfürsten Sohn und Enkel hatten, Jeder in seiner Weise, das Werk gefördert: Der erste, obgleich prachtliebend und verschwenderisch, durch die Königswürde (deren Anerkennung in Wien dem Bürgermeistersohn Berthold durch ein Geschenk von 200,000 Thaler an den einflußreichen Jesuiten-Vater Wolff gelang), durch die Stiftung der Universität Halle, welche bald eine Zufluchtsstätte der Bildung und Toleranz wurde, wo der König die aus Leipzig vertriebenen verdienstvollen Lehrer Thomastus und A. S. Franke, wie in Berlin den dresdner Hofprediger Spener aufnahm; durch den Berliner Zeughaus- und Schloßbau, diesen ersten bedeutenden Denkmälern deutscher Baukunst in neuerer Zeit, welche der in Hamburg geborne Baumeister A. Schlüter ausführte, und auf Leibnizens Vorschlag durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften und der Maler- und Bildhauer-Akademie 1699. — Dieser erste König Preußens starb den 25. Februar 1713.

Friedrich Wilhelm I., Sohn der geistreichen Sophia Charlotte von Hannover, deren treffliche Mutter Leibniz „unsere große Kurfürstin“ nennt, war das Gegenheil seines Vaters: körperlich rüstig und kräftig, fast unbändig, heftig, allen Pomp und Aufwand hassend und trotz alles Gegenstrebens seiner Mutter voll Widerwillen gegen Künste und Wissenschaften, welche ihm ungeschickte Lehrer verleidet hatten; aber dagegen besaß er unter einer rauhen Außenseite ein redliches Gemüth, einen frommen Sinn, ein deutsches Herz, und trug gerade durch seine Eigenthümlichkeit wesentlich zur Kraftentwicklung seines Staates bei. In einer Zeit, wo die deutschen Höfe in Nachahmung des schwelgerischen Hofes Ludwig XIV. sich gefielen, wo der pfälzische Hof wie der württemberger und hessische über 2000 Beamten erforderte, wo Hofhalt und Küche zu Hannover 144,700 Thaler kosteten, und August von Sachsen bei einzelnen Hoffesten Millionen vergeudete, schaffte Friedrich Wilhelm sogleich bei seinem Regierungsantritte alle unnützen Hofleute ab, ließ alle Schmucksachen, Marhall, Pferde, Edelsteine zc. verkaufen, und wo Prunk sein mußte, Silbergeschirr, silberne Wandleuchter anschaffen zc., die im Nothfall verwerthet werden konnten, führte im Staatshaushalte die strengste Sparsamkeit ein, lebte selbst nicht besser, als ein wohlhabender Bürger (Küche und Keller durften nicht mehr als monatlich 4000 Thaler kosten), bezahlte schon in seinen ersten Regierungsjahren alle Schulden seines Vaters, und konnte doch noch bedeutende Summen für nützliche Anstalten und

150,000 Thaler auf bessere Besoldung der Lehrer, auf das große Militär-Waisenhaus zc., auf Fabriken (sein ganzes Heer kleidete er in inländische Tuche und verbot fremde Stoffe und Moden) verwenden. In einer Zeit, wo die französische Maitressenwirthschaft überall, in Dresden, Cassel, Celle zc., Beifall fand, die Sitten verdarb und dem Volke Millionen entzog, erscheint Friedrich Wilhelm keusch, einfach, häuslich, dem wüsten und üppigen Leben der Hofleute und Bürger feind und hielt strenge auf Zucht und Ordnung. In einer Zeit, wo die meisten Fürsten dem Müßiggange und dem Wohlleben fröhnten, und die Staatsgeschäfte ihren Ministern überließen, welche in Ränken Staatsklugheit suchten, war er offen, gerade, ließ sich in die innere Staatsverwaltung weder von seinen Ministern und Generalen, von welchen der Fürst Leopold von Dessau, Buddenbrock, Schulenburg und Grumbkow seine Lieblinge waren, noch von seiner Gemahlinn und noch weniger, wie Ludwig XIV. und XV. von Maitressen, am Gängelbände führen, und mochte er auch hie und da zu rasch und strenge durchgreifen, es hatte doch die heilsame Folge, daß die Ungerechtigkeiten, welche während der vorigen Regierung, die Wartensleben, Wittgenstein zc. verübt hatten, nicht mehr vorfielen; seine Abendgesellschaften, wo er bei einem Krüge Bier und einer Pfeife Tabak (daher Tabaks-Collegium) seine Vertrauten und fremde Personen mit Entfernung alles Rangunterschiedes um sich versammelte, wo ernste Gespräche mit derben Späßen abwechselten, dienten ihm vielfach als Raths-Collegium. In einer Zeit, wo auf der einen Seite die Religionspötkerei der französischen und englischen Schriftsteller dem Heiligsten Spohn sprach, das Gemüth von Tausenden vergiftete, und das Band, welches die Menschheit mit Tugend und Gott verbindet, zu zerschneiden suchte, und wo auf der andern Seite der religiöse Fanatismus Tausende um des Glaubens willen ins Elend und in den Tod trieb: bewahrte Friedrich Wilhelm einen ernsten, einfach religiösen Sinn, einen aufrichtigen Glauben, eine tiefe Ehrfurcht vor Gott im Leben wie im Tode. Wie sein Vater des großen Kurfürsten Ermahnung auf dem Todtenbette, sich der französischen Protestanten anzunehmen, und den Prinzen Wilhelm von Oranien beizustehen, der im Begriffe stand, den englischen Thron zu besteigen, treu erfüllt hatte, so nahm sich der Sohn mit ächt christlicher Liebe der reformirten Einwohner in der Pfalz an, welchen der Kurfürst Karl Philipp schwere Bedrückung zufügte, ihnen die Hauptkirche zu Heidelberg nahm und den Gebrauch des heidelberger Katechismus untersagte. Nachdem Vorstellungen nicht gefruchtet, ließ der König den katholischen Dom zu Münden, das Kloster Hadmersleben einziehen und mit noch strengern Maßregeln drohen: nun hat die katholische Geistlichkeit selbst den Kur-



fürsten von der Pfalz um Schonung der protestantischen Pfälzer. Noch ärger trieb es der Erzbischof von Salzburg, Firmian; er bediente sich der härtesten Mittel, um 30,000 Protestanten in seinem Staate zur katholischen Lehre zu zwingen: er ließ ihnen alle Erbauungsbücher nehmen, verbot die Taufe durch lutherische Geistliche, verbot ihre Schulen, erklärte alle Protestanten für unfähig, Erbschaften anzunehmen, Testamente zu machen, nahm ihnen die Kinder, terkerte sie ein u. : Oesterreich und Bayern besetzten die Gränzen, damit sie nicht entfliehen konnten! Da trat endlich Friedrich Wilhelm auf, schrieb drohende Briefe an den Erzbischof und bewirkte, daß die Bedrückten, obgleich mit Verlust des größten Theiles ihres Vermögens, auswandern durften, ließ sie mit Reisegeld versehen, nahm 17,000 gastfreundlich in seine Staaten auf, wie 20,000 Familien, welche aus Böhmen und Mähren auswandern mußten, ihm aber die Friedrichsstadt in Berlin erbauten und die böhmische Gemeinde bildeten. Und er, der seine Küchenrechnungen selbst nachsah, und die Köche über kleine Summen auszankte, verwandte freudig schon in den ersten Jahren über fünf Millionen Thaler für die neuen Ankömmlinge, hielt mit Strenge über die treue Verwaltung der Unterstützungsgelder, und ließ einen Kriegsroth wegen Unterschleife vor dem Kammergebäude in Königsberg aufhängen, obgleich dieser dem König zu antworten sich erdreht hatte: „Noch ist für einen Edelmann kein Galgen gebaut!“ Der Ernst, mit welchem er überall religiöse Dinge behandelte, die Zucht nach Außen, welche er handhabte: das Alles machte ihn zu einem ächt protestantischen Charakter, wenn ihm auch, unverschuldet, Wissenschaft und seine Sitte fehlten. Sein Lieblingsgedanke war eine Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, wozu er Leibniz benutzen wollte; was aber erst Friedrich Wilhelm III. nach der dritten Secularfeier der Reformation 1817 bewerkstelligte. — In einer Zeit, wo französische Sprache, Sitte, Mode und Leichtfertigkeit alle Höfe erfüllten, und die Fürstentinder, von französischen Gouvernanten und Erziehern gebildet, in Mißachtung der heimischen Sitte, Sprache und Tugend aufwuchsen, „als sollten sie künftig über Franzosen und nicht über Deutsche regieren,“ und dann nach Paris geschickt wurden, um französischen Anstand und zugleich französische Laster und Thorheiten sich anzueignen: blieb Friedrich Wilhelm, die Nachäfferei und Sitte der Franzosen hassend, ein ächter, treuer, deutscher Fürst, und trat dem französischen Unwesen schon des Kontrastes halber oft derb gegenüber. Wie unter seinem Vater, so suchten auch seine Soldaten für den Kaiser gegen Türken und Franzosen und verhalten jenem zu seinen wichtigsten Siegen. „Ich will nicht französisch sein, ich bin deutsch für Kaiser und Reich in allergetreuester Devotion. Alle

deutschen Fürsten würden Schelme sein, die es nicht gut mit Kaiser und Reich meinen, und ich müßte auch einer sein, wenn ich mich anders erwiese. Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege legen, daß sie die fremden Nationen von Deutschland helfen abhalten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland attaquiren, so müßte das ein Cujon von einem deutschen Fürsten sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran zu setzen wagte." 1729 schrieb er eigenhändig an Seckendorf: „Er kann Eugen versichern, daß ich mit Gut und Blut beistehen werde; aber es muß Alles reichskonstitutionsmäßig zugehen; wenn die Auswärtigen attaquiren, dann, ohne Räsonniren: drup, drup! ich werde mit dem größten Plaisir von der Welt die stolzen Leute zur Raison bringen helfen.“ Die „Bliß-Schelm-Franzosen mit ihren Quinten und französischem Binde“ waren ihm ein Gräuel. Um den Berlinern die französischen Moden zu verleiden, ließ er seine Profoße französische Kleider tragen, und auf dem Theater antifranzösische Stücke aufführen. Eben so widerlich waren ihm die „hoffärtigen Leute jenseits des großen Wassergrabens,“ die Engländer; dagegen schätzte er die Holländer als ächte, ehrliche Deutsche.

Seine schwache Seite war, neben seiner Mißachtung aller Wissenschaften, welche keinen praktischen Nutzen hatten, sein Zorn und manche Härte; aber sein Beichtvater Koloff schärfte ihm das Gewissen, und rüttelte ihn noch auf seinem Todtenbette aus dem gefährlichen Schlummer eines todten Glaubens; ferner die Vorliebe für ein starkes geübtes Heer, das allerdings ihm nothwendig war, und für große Soldaten, die er aus allen Ländern mit großen Kosten für seine Garde anwerben ließ: allein das Heer gewann ihm im Kriege gegen die Schweden (s. Leopold von Dessau) Pommern bis an die Peene, nebst der Stadt Stettin (des großen Kurfürsten Sehnsucht) und die Inseln Usedom und Wollin; der utrechter Frieden 1713 gab ihm ein Stück von Geldern und Neufchatel für seine Ansprüche an das Fürstenthum Dranien.

Als Friedrich Wilhelm die Augen schloß, hinterließ er seinem Sohne ein Land von 2275 Q. M. mit drei Millionen Einwohnern, ein Heer von 72,000 Mann und einen Schatz von neun Millionen Thalern baar, und dieser benutzte sogleich die günstige Gelegenheit, sie zu gebrauchen und sich als Feldherr zu zeigen.

Kaum war Friedrich einige Monate auf dem Thron, als Kaiser Karl VI. den 19. Okt. 1740 unerwartet starb und mit ihm der Mannstamm des Hauses Habsburg erlosch. Um alle seine weitläufigen Staaten seiner Tochter Maria Theresia zu sichern, hatte er ein Gesetz, „pragmatische Sanction“ genannt, entworfen, nach welcher das Recht der

Erstgeburt die Thronfolge auch in weiblicher Linie bestimmen solle, und große Opfer an Geld und Land\*) dargebracht, um die fremden Fürsten zur Anerkennung derselben zu bringen, während Eugen rieth, lieber sein Heer kampffertig zu halten. Kaum hatte er aber den Geist aufgegeben, als Frankreich, Spanien, Sachsen dennoch Ansprüche erhoben, und eben so Bayern, dessen eitler Kurfürst Karl Albrecht, trotz der Warnung, „an den Jammer seines Vaters zu denken und sich nicht den Franzosen hinzugeben,“ auf eine erniedrigende Weise dem Könige von Frankreich schmeichelte, um durch dessen Mitwirkung die Kaiserwürde und zugleich Geld zu seiner Genußsucht zu erlangen, während er in bigotter Andächteile lebte und sein Volk von fanatischen Priestern in Dumm- und Stumpfheit erhalten ließ. Bayern leitete sein Anrecht von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinand I. ab, welche 1546 Gemahlinn Albrechts V. von Bayern wurde. Allein der Kaiser Karl VI. hatte eine Tochter hinterlassen, welche natürlich voranging, und als man die beiden Älten, welche vor zweihundert Jahren ausgewechselt worden, verglich, hieß es in der österreichischen statt „männliche Erben“: „eheliche Leibeserben.“

Auch Friedrich fühlte, daß seinem Staate eine Vergrößerung nöthig sei, um dessen Selbstständigkeit zu behaupten, und trat daher, mit größerem Rechte als die übrigen auf, da er Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen hatte. Die Herzoge von Siegnitz, Brieg und Wohlau hatten 1535 mit Brandenburg Erbverträge geschlossen, daß im Falle die Regentenfamilien ausstürben, der Kurfürst von Brandenburg der Erbe sein sollte. Als dieser Fall 1675 eintrat, erkannte König Leopold den Vertrag nicht an und zog das Land ein; der brandenburgische Prinz Herzog Johann von Jägerndorf war ferner nach der Schlacht am weißen Berge von König Ferdinand II. geächtet, und seiner Besitzungen beraubt, ohne daß die Ansprüche des Hauses Brandenburg beachtet wurden. Zwar hatte der Kaiser dem großen Kurfürsten, um ihn zu beschwichtigen, den an die Mark grenzenden Schwiebuffer Kreis abgetreten, aber nur zum Schein, denn er hatte sich von dem Kurprinzen, der mit seiner Stiefmutter in Zwist gekommen war, das Versprechen verschafft, daß dieser es ihm zurückgeben solle, was auch geschehen war; aber damit waren auch die alten Ansprüche in ihre alte Gültigkeit zurückgetreten.

Friedrich ließ daher der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, den Antrag thun, ihm diese Fürstenthümer, wenig-

---

\*) Er gab auch in dieser häuslichen Angelegenheit ein Reichsland: das Herzogthum Lothringen, auf, wonach die Franzosen schon immer getrachtet. Der Herzog Franz Stephan, zum Gemahl Maria Theresia bestimmt, erhielt statt dessen Toscana.

flens Niederschleffen abzutreten, und dafür ihrem Gemahl, Franz Stephan, seine Stimme und Mitwirkung für die Kaiserkrone, zwei Millionen Thaler baar und ein Bündniß zu ihrer Bertheidigung gegen ihre Feinde versprochen. Allein die Charakterfeste Maria Theresia verwarf, trotz des Rathes einiger klugen Männer: die Forderung theilweise zu bewilligen, auf die Vorstellungen des böhmischen Kanzlers Kinsky, der seine Amtseinkünfte zu verlieren fürchtete, stolz einen Antrag, dessen Genehmigung ihr statt eines unternehmenden Feindes einen tapfern Freund verschafft hätte, mit dessen Beistand sie sich der Gegner leicht erwehrt haben würde. Schwer hatte das Haus Oesterreich die Folgen, wie einst die Geringsachtung des „Schneekönigs,“ Gustav Adolphs, zu büßen!

Da rückt Friedrich am 16. December 1740 mit einem schlagfertigen Heere in Schlessen ein, und schon am 3. Januar 1741 öffnet Breslau die Thore, Troppau und Oypeln folgen, dann bezieht der König die Winterquartiere; damals schrieb Friedrich: „Die alte Zeit (der Reichsflendrian) ist aus. Das System ändert sich. Der Stein ist losgegangen, der auf Daniels Traumbild aus viererlei Metall abrollen und es zertrümmern wird.“ Im Frühjahr rückte indes der Feldmarschall Reiperg, Eugens Schüler, mit 25,000 M. heran, und es galt jetzt, das Land zu behaupten. Friedrich griff ihn am 10. April bei Mollwitz an. Nach einem fünfständigen Kampfe, in welchem die preussische Reiterei von der überlegenen österreichischen geworfen wird, siegt das standhafte preussische Fußvolk, durch eine kühne Schwentung des Feldmarschalls Schwerin gegen die rechte Seite der Oesterreicher.

Der blutige Sieg wendet jetzt aller Augen auf Friedrich, fast alle Höfe bieten Freundschaft oder Bündniß an; das belagerte Brieg ergiebt sich. Zieithens Husaren streifen bis Wien. Am 18. Mai 1741 schloß der französische General Belleisle den nymphenburger Vertrag mit Bayern, der Oesterreich theilen sollte, wie später Polen: Bayern sollte die Kaiserkrone, Böhmen, das Land ob der Enns, Tyrol und Breisgau haben; Sachsen: Nähren, Troppau, Jägernsdorf, Teschen und erblich den Königstitel Polen-Sachsen; Friedrich sollte Schlessen behalten, Spanien die Lombardei, Frankreich die Niederlande haben: aber Maria Theresia und die Oesterreicher benahmen sich nicht wie die Polen! Sie gab gegen Friedrich nach, da Bayern und Franzosen auf Wien vordrangen und mit den Sachsen vereint Böhmen besetzten. Die Unterhandlungen begannen, ein vorläufiger Vertrag kam zu Stande; im December sollte der Friede geschlossen und bis dahin darüber Verschwiegenheit beobachtet werden. Maria Theresia, durch die Ungarn, deren Beistand sie persönlich auf-

gerufen, kräftig unterstützt (auch Brünn hielt sich), vertrieb nun ihre Feinde in wenigen Tagen aus Oesterreich, und am 12. Febr. 1742 rückten ihre Truppen sogar in München ein, an demselben Tage, als der bayerische Kurfürst in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde. Das machte Friedrich besorgt, und seine Feindinn kühn; sie nahm einen höhern Ton an, und wirklich erhielt der König, als der englische Gesandte den Frieden vermitteln wollte, eine Antwort, die nur einen kleinen Theil von Schlessien versprach. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen, und der Herzog Karl von Lothringen, Maria Theresiens Schwager, mußte mit einem starken Heere gegen die Preußen ziehen, welche bis Mähren streiften und Brünn belagerten. In der blutigen Schlacht bei Gzaslau und Chotusitz in Böhmen, den 27. Mai 1742, siegte der König durch eine Schwentung seines rechten Flügels, welche die Oesterreicher in Verwirrung brachte, und Maria Theresia schloß, um ihren gefährlichsten Gegner los zu werden, zu Breslau im Juni 1742 einen Frieden\*), wodurch Ober- und Niederschlessien sammt der Grafschaft Glatz, 685 Q. M. nebst einer halben Million Einwohner, mit Ausnahme des tetschener und troppauer Kreises, an Preußen kamen. Friedrich zog sein Heer aus Böhmen, und ordnete die Verwaltung

---

\*) Der König ist wegen dieses einseitigen Friedens getadelt worden; aber mit Unrecht. Friedrich konnte und wollte sich natürlich nicht von Frankreich abhängig machen und seine Truppen nicht zur Beförderung der Pläne des listigen Ministers Fleury, der in Hannover unterhandelte, hergeben. Dringend und ernstlich hatte er Ludwig XV. an die Erfüllung seiner feierlichen Zusagen erinnert, „auf meinen Brief vom 15. November mußte ich thätigen Beistand von Ew. Maj. erwarten. Ich will die Gründe nicht untersuchen, die Sie veranlaßten, Ihre Bundesgenossen dem Eigensinn des Schicksals zu überlassen; ich soll mir selbst rathen und diesmal hat die Tapferkeit meines Heeres mich aus der gefahrvollen Lage gerettet. Hätte man mich überwältigt, so würden Sie sich begnügt haben, mich zu beklagen oder zu erklären: „Sollte Ihnen ein Unglück zustossen, so sichere ich Ihrem Staate eine Lobrede der pariser Akademie zu.“ — Der tödlich verwundete österreichische General Polland, dessen der König sich freundlich annahm, hatte ihm mitgetheilt: er würde gern sterben, wenn beide feindliche Mächte sich ausöhnten; der König werde von Frankreich schändlich betrogen, und Beweise lieferte der Originalbrief Fleury's an Maria Theresia, welcher die Garantie für Mähren und Schlessien, Krieg gegen den König anbot, wenn sie das Land ob der Enns an Bayern abtreten wolle. Diesen Brief hielt der König den französischen Gesandten hin; als dieser ihm wegen des Friedens Vorwürfe machte. Der König konnte sich weder auf die Franzosen noch auf die Sachsen verlassen; sie stellten weder Heer noch Geld. Als der sächsische Minister daher den König in Mähren frug: „Wer wird denn meinen Herrn die Krone von Mähren aufsetzen, war die Antwort: „Kronen gewinnt man nur mit grobem Geschütz.“ Geld hatte August auch nicht, er kaufte aber einen grünen Diamanten für 400,000 Thaler.

Schlesiens, wo die bedrückten Protestanten sich freudig ihm anschlossen; beschäftigte sich dann mit der Sorge für das Beste seiner Unterthanen, der Vermehrung seines Heeres, und nahm, als der letzte Fürst von Ostfriesland, Karl Edzard starb, zufolge einer Anwartschaft von 1694 das Land in Besitz, ohne sich an Hannovers Widerspruch zu kehren.

Von ihrem gefährlichsten Feinde befreit, hatte Maria Theresia indeß alle Kräfte gegen die Bayern und Franzosen in Böhmen gerichtet und sie in Prag belagert. Mit 14,000 Mann schlich Belleisle sich am 17. Dec. 1742 aus der ausgehungerten Stadt und kam nach 11 Tagen in Winterkälte und durch Gebirge mit einem Verlust von 4000 Mann in Eger an. Bayern blieb besetzt, Oesterreich machte Miene, es ganz zu behalten; der neue Kaiser mußte in Frankfurt von französischer Unterstützung leben, König Georg II. von England schlug den 21. Juni 1743 mit Engländern, Hannoveranern und Hessen die Franzosen bei Dettingen und trieb sie über den Rhein; der sächsische Minister Brühl wurde für den Bund mit Oesterreich gewonnen, und Maria Theresia, welche des Kaisers und Frankreichs Friedensanträge abgelehnt hatte, sprach laut von einer Wiedereroberung Schlesiens und der Schwächung Preußens. Friedrich, durch die Holländer von jenem Bündniß in Kenntniß gesetzt, von dem Kaiser (der sich in der schmachlichsten Abhängigkeit von Frankreich befand und doch im Stiche gelassen wurde), dringend um Hülfe gebeten, schloß jetzt mit Bayern (welches er nicht Oesterreich überlassen wollte), mit der Pfalz, Frankreich und den zum Könige von Schweden erwählten Landgrafen von Hessen die frankfurter Union, Mai 1744. Ludwig XV. ließ unter dem berühmten Feldherrn Moriz von Sachsen (einem Sohne August des Starken und der Gräfinn Königsmark) die Niederlande überschwemmen, während Friedrich im Juli 1744 mit 80,000 Mann, welche er kaiserliche Hülfsruppen nannte, rasch nach Sachsen rückte, Durchzug verlangte, gute Mannszucht hielt und Alles baar bezahlte, und schon am 2. September vor Prag stand. Der Biskaberger Berg bei Prag wird von Friedrich löwenmüthig erstürmt, und die Hauptstadt fällt am 16. September mit 15,000 Mann in seine Hände, während sein Verlust kaum 200 Mann beträgt, unter ihnen aber der geliebte Prinz Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Auf den Wunsch der Franzosen drang er dann, obgleich ungern, weiter vor, und bedrohte das Erzherzogthum Oesterreich. Als jedoch Bathiany von Bayern her anrückte, der Prinz Karl nach einem meisterhaften Rückzug sich von den Franzosen am Rhein losgemacht, ungehindert von diesen sich mit den Sachsen vereinigte, und ihn mit überlegener Macht (100,000 Mann) in Böhmen abzuschneiden drohte:

da rückte Friedrich durch klugen Rückzug das Land. Die Feinde folgten ihm nach Schlessen, und die Aussichten verdunkelten sich. Kaiser Karl kam zwar durch Friedrichs Hülfe wieder nach München, hatte aber bloß den Trost, den 20. Januar 1745 in seinem Schlosse zu sterben; sein Sohn, die Pfalz und Hessen söhnten sich mit Maria Theresia aus, Frankreich that nichts, während Oesterreich sich mit England, Holland und Sachsen aufs Neue verbündete. Die Gefahr, von allen Seiten erdrückt zu werden, nahm ungeachtet der kühnen Unternehmungen Winterfelds und Ziethens zu; aber Friedrich verlor die Zuversicht nicht. Am 4. Juni 1745 griff er den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg oder Striegau an, brachte ihm eine Niederlage von 5000 Mann, 7000 Gefangene, 66 Kanonen und 70 Fahnen, von welchem das Regiment des Oberst Gessler allein 66 erobert hatte.

Friedrich, welcher sich hier als Meister der Kriegskunst bewiesen hatte, dessen Plan wie die Ausführung der Schlacht als Muster einer kriegerischen Anordnung galt, war von der bewundernswürdigen Tapferkeit seines Heeres so hingerissen, daß er ausrief: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen, auf einem solchen Heere,“ und Ehrenzeichen und Belohnungen austheilte: Gessler wurde Graf, der Chef des Regiments Oberst Otto von Schwerin General-Major; der Major Chazot, der die Siegeszeichen nach Berlin brachte, lohnte der König auf zarte Weise durch einen Brief an dessen Mutter, worin er ihr dankte, daß sie dem Vaterlande einen solchen Sohn erzogen, und Mutter und Sohn seines aufrichtigen Wohlwollens versicherte.

Noch wollte die Kaiserinn (denn am 15. September war ihr Gemahl zum Kaiser erwählt worden) nichts vom Frieden wissen, sondern lieber „das Hemd vom Leibe als Schlessen missen.“ Mit einem Heere von 40,000 Mann ging Lothringen in aller Stille durch die böhmischen Wälder und traf den König mit 18,000 Preußen bei Sorr den 30. September in einer gefährlichen Lage, denn alle Höhen hatten die Feinde bereits besetzt. Friedrich zaubert jedoch nicht. Mit 12 Schwadronen Kavallerie läßt er durch Buddenbrock fünfundfünfzig österreichische angreifen und werfen; aber von der Höhe donnerten die Kanonen, zwei Angriffe wurden zurückgeschlagen: da nahmen beim dritten Angriff der General Bonin und Geiß die Batterie, der Prinz von Braunschweig erstürmt eine steile Höhe, welche sein Bruder Ludwig mit Oesterreichern besetzt hält, während die raub- und blutigierigen Panduren und Kroaten das Lager des Königs plündern, und fast nur Bücher findend, sich über den „sonderbaren Hausrath des Königs von Preußen“ verwundern, aber dann mit

ihrem ganzen Heere sich auf eilige Flucht begeben. Indeß Friedrich sein Heer in die Winterquartiere legt und nach Berlin ging, entwarfen die Feinde den Plan, mit 10,000 Oesterreichern von der Rheinarmee und mit den Sachsen Berlin zu überfallen und den König mitten in seinen von Soldaten entblößten Staaten zum Frieden zu zwingen, in welchem Sachsen Magdeburg und Halberstadt zu erhalten beabsichtigte. Kaum merkte der König den Anschlag, als er den Fürsten Leopold von Dessau bei Halle Truppen zusammenziehen ließ, und sich nach Liegnitz begab, wo er 30,000 Mann sammelte. Nachdem Zietzen bei Bennersdorf unweit Görlitz den 24. November vier sächsische Regimenter geschlagen hatte, eilte Prinz Karl in Verwirrung nach Böhmen zurück. Als der König vergebens Sachsen den Frieden angeboten, die russische Kaiserin dagegen gedroht hatte, ihre ganze Macht gegen ihn zu richten, wenn er in Sachsen einfallen werde, antwortete er: „Keine Macht auf Erden solle ihn hindern, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen.“ — Der alte Dessauer war mit dem bei Halle versammelten Heere gerade auf Dresden marschirt, und traf die Sachsen und eine Abtheilung Oesterreicher in vortheilhafter Stellung bei Kesselsdorf, griff sie am 16. December 1745 mit solchem Ungeßüm an, daß 1000 Mann blieben, der König am 18. seinen Einzug in Dresden hielt, durch sein lebenswürdiges Betragen selbst seine Gegner gewinnend und am 26. December den Frieden abschloß, der ihm Schlessien sicherte; Sachsen mußte die Kriegskosten zahlen, und jubelnd empfing das Volk in Berlin seinen sieghaften König.

Die glänzenden Siege dieser fünf Feldzüge\*) errang der König sowohl durch seine geniale Dispositionen, durch die Raschheit seiner Entschlüsse und die kräftige Benützung aller Hülfsmittel, als durch die treffliche Einübung seiner Krieger und den Geist, welchen er neben und über dem Kamaschendienst seinem Heere, vom General bis zum Gemeinen, einzusößen wußte. — Elf Jahre hindurch wandte er seinen Geist und seine Thätigkeit nun wieder seinem Volke zu; mußte aber dann um Schlessiens Besitz noch einen neuen, längern und gefährlichern Krieg bestehen.

Maria Theresia beklagte nämlich bitter den Verlust dieses Landes, das unter Friedrichs Regierung seine reichen Hülfquellen doppelt entfaltet hatte; es verletzte ihren Stolz, daß sie, welche die Vernichtung

---

\*) Fünffmal donnerte Friedrich Wodan,  
Und sein war Sileßia, seiner Krone  
Königliches Gestein.

Schubart.



ihres Hauses gegen mächtige Feinde siegreich abgewehrt, und im aachener Frieden 1748\*) an einen spanischen Prinzen nur einige italienische Landschaften und an Frankreich, das viel Geld und Menschen geopfert, nichts verloren hatte, gerade durch den „Reichserzkämmerer“ eine Perle aus ihrer Krone verlieren sollte. Sie und ihr Minister Kauniz (denn ihr Gemahl, der Kaiser, kümmerte sich blos um die Verbesserung der Finanzen) näherten sich der russischen Kaiserinn Elisabeth und dem sächsischen Regenten Brühl, deren schlechte Wirthschaft Friedrich wigig verspottet und sie dadurch erbittert hatte; es gelang Kauniz sogar, die Kaiserinn zu bewegen, durch eigenhändige Briefe an die Beherrscherinn Ludwigs XV., die berühmte Pompadour, welche durch ihre Verschwendung und ihre Günstlinge den Staat erschöpfte, Frankreich aus zweihundertjähriger Feindschaft zu einem Bunde zu bewegen, und Schweden nach Pommern lüstern zu machen. Friedrich kam hinter diese Verhandlungen durch seinen Gesandten in Dresden, welchem ein sächsischer Kanzlist (Menzel) alle eingegangenen Brieffschaften abschrieb (Sachsen und Oesterreich bedienten sich zu Brieföffnungen der Post), und erwartete seine Stunde. Ihm blieb nur England, welches von Neuem wegen amerikanischen Besitzungen mit Frankreich in Krieg gerathen, diesmal sich, Hannover wegen besorgt, ihm näherte, und, wie gewöhnlich, Geld versprach, wogegen Preußen Heere stellen sollte. Friedrich wußte, daß die Gegner erst 1757 loszuschlagen gedachten, daher kam er ihnen rasch zuvor. Wie aus der Erde gezaubert stand er im August 1756 mit 70,000 Preußen in Sachsen, und wandte alle Mittel an, August III. zu einem Bündnisse zu bewegen, weil ihm Sachsen zum Stützpunkt dienen mußte, wenn er Böhmen mit Erfolg angreifen wollte. Vergebens! Brühl ließ das sächsische Heer, welches statt 40,000 Mann erst 17,000 zählte, in ein sehr festes Lager bei Pirna legen (welches mit Gewalt nicht genommen werden konnte, und den König in Verlegenheit brachte, weil er es einschließen mußte und nicht nach Böhmen eilen konnte), vergaß aber über die Hoflustbarkeiten, daß die Sol-

\*) Das Beste war, daß Frankreichs alter Plan, Oesterreich zu zerstückeln, vollständig vereitelt wurde. Das französisch-bayrische Heer, welches in Böhmen schon Karl VII. hatte huldigen lassen, war schlecht davon gekommen.

\*\*) Le roi avoit un canal par lequel il tiroit des avis certain sur les projets de ses ennemis, qui etoit près d'eclater; c'etoit un commis de la chancellerie secrète de Dresde, qui remettoit toutes les semaines au ministre prussien les dépêches, que sa cour recevoit de Petersburg et de Vienne, ainsi, que la copie de tous les traites qu'il avoit trouvés dans les archives etc. S. Friedrichs Oeuvr. posth. III.

daten auch essen mußten. Friedrich zog am 10. September in Dresden ein, und ließ die Urkunden über das geheime Bündniß seiner Feinde wegnehmen und zur eigenen Rechtfertigung drucken. Indes hatten sich die Oesterreicher langsam bei Lowosiß versammelt, um die Sachsen zu befreien, welche mit heldenmüthiger Standhaftigkeit aushielten. Dies zu verhindern, unternahm der König ein kühnes Wagestück; er ließ einen Theil seines Heeres zur Bewachung der Sachsen zurück, ging mit 24,000 Mann den Oesterreichern entgegen, welche unter ihrem besten Feldherrn Brown über 60,000 Mann stark, kriegserfahrener und gewandter geworden, und griff sie am 1. Oktober zu Lowosiß an. Sechs Stunden lang vertheidigten sich die Feinde unerschütterlich; schon hatte der linke preussische Flügel seine Patronen verschossen, da ließ der Herzog von Bevern mit dem Bajonnet angreifen, Lowosiß erstürmen, und Brown mußte den Rückzug antreten. Doch Friedrich konnte ihn nicht verfolgen, er mußte nach Pirna zurück, sonst würde er wahrscheinlich ganz Böhmen erobert haben, da es den Oesterreichern noch an Allem fehlte.

Die Sachsen, welche Brown auf den Gebirgen zu sehen hofften, vernahmen durch das Victoria-Schießen ihrer Feinde Browns Niederlage; ein Versuch, sich nach Böhmen durchzuschlagen, wurde als unausführbar aufgegeben; seit drei Tagen ohne Brod und Schlaf, sanken sie vor Mattigkeit hin, und streckten daher mit ihrem Anführer Kutowsky am 14. Oktober das Gewehr. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, nie gegen den König zu dienen, freigelassen, die Gemeinen, welche als Kriegsgefangene jährlich eine Million wärden gekostet haben, mußten bei ihm Dienste nehmen, gingen aber bei der ersten günstigen Gelegenheit zu ihrem König nach Polen.

Erbittert über diese Erfolge, machten die Feinde ihrerseits die größte Anstrengung, und es schien unmöglich, daß Friedrich mit einem Staate von fünf Millionen Einwohnern den Kampf gegen halb Europa und dessen Armeen von 600,000 Mann (denn auch das deutsche Reich hatte auf des Kaisers Antrag gegen ihn als einen Landfriedensbrecher den König erklärt) bestehen könne. Den Verbündeten schien auch sein Untergang so gewiß, daß Oesterreich Schlessien, Sachsen das Herzogthum Magdeburg haben sollte; den fremden Mächten wollte man ihren Beistand mit deutschen Ländern lohnen, Rußland sollte das Königreich Preußen, Schweden: Pommern, und Frankreich: Westphalen erhalten. Der König\*) sammelte seine Hauptmacht gegen

\*) Er aber, der Einzige, warf  
Die erzene Brust entgegen  
Der todschnaubenden Feindeschaar.  
Achtete ihrer schreckbaren Menge

den Hauptfeind, stellte 14,000 Mann unter Lehwalb in Preußen gegen die Russen und Schweden auf, zu denen 4000 Mann zur Deckung Berlins kamen, die Franzosen sollten seine Verbündeten: Hannover, Braunschweig, Hessen abhalten; den besten Verbündeten fand er aber in seinem eigenen Geiste und Ruthe. Nachdem er die Oesterreicher unter Prinz Karl und Brown in dem Glauben bestärkt hatte, daß er unter diesen Umständen nur vertheidigungsweise auftreten werde; ließ er sein Heer plötzlich in vier Abtheilungen aus Schlesien und Sachsen über die Gebirge in Böhmen einrücken, und mit solcher Genauigkeit und Ordnung wurde der Befehl durchgeführt, daß sie zur bestimmten Zeit, den 6. Mai Morgens 1757, vor Prag sich vereinigten, wo Prinz Karl mit 76,000 Mann sich auf den Höhen verschanzt hatte. Der König, ungeduldig und den Verzug fürchtend, befahl den Angriff, weil Winterfeld ihn auf den rechten feindlichen Flügel für leicht hielt; aber was er für ebene Wiesen gehalten, waren schlammige abgelassene Teiche; Schwerin wünschte Aufschub bis zum folgenden Morgen, allein der König, schon einen trefflichen Schlachtplan im Kopfe, gab seine Befehle. Als die Preußen Mittags sich durch Sumpf und Hügel durchgearbeitet hatten, wurden sie mit Kartätschen Reihenweise zu Boden gestreckt, die Reihen wankten. Da ergriff Schwerin eine Fahne und rief: „Mir nach!“ Er fiel sogleich von Kugeln durchbohrt. Manteufel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand, Prinz Heinrich, des Königs Bruder, führte seinen Haufen gegen eine Batterie und nahm sie, Herzog Ferdinand eroberte sieben Schanzen; aber auch Feld-Marschall Brown wird tödtlich verwundet, und der König, der in der feindlichen Schlachtordnung ein Schwanken und eine Lücke sieht, durchbricht plötzlich ihr Centrum. Der größte Theil der fliehenden Oesterreicher wirft sich nach Prag, die übrigen retten sich zu Daun, der bei Kuttenberg stand. Prag, wo der Prinz von Lothringen mit 46,000 Mann lag, wird belagert und hofft Rettung von Daun. Dem will der König, gereizt, daß er so lange vor Prag liegen muß, während Franzosen in Westphalen und Russen in Preußen sind, zuvorkommen, läßt 12,000 Mann in der Stadt, zieht mit 32,000 Mann gegen Daun und greift diesen doppelt so starken Feind in seiner trefflichen Stellung am 18. Juni bei Kollin an, überzeugt, daß ein Sieg Prags Fall

---

Ihrer Roffe wie Heuschreckenschaaren,  
 Ihrer zückenden Lanzen  
 Und ihrer metallenen Donnerschlünde nicht.  
 Und stand in seiner Heldeuhohheit  
 Sieben Jahre allein da!

Schubert.

20\*

sei. Der Genauigkeit und Kaltblütigkeit, mit welcher sein Heer auf dem Schlachtfelde jede Bewegung auszuführen gewohnt ist, vertrauend, wählt er die, ohne jene Erfordernisse gefährliche „schräge Schlachtordnung,“ wodurch Epaminondas die Spartaner besiegte, weil sie es möglich macht, die ganze Kraft des Stoßes auf einen feindlichen Flügel zu richten, während der andere ihn nicht gehörig zu Hülfe kommen kann. Ziethen und Sülzen warfen beim Angriff auf den rechten Flügel mit unwiderstehlicher Gewalt Alles über den Haufen, die andern durften nur folgen, und ein Theil der österreichischen Linie nach der andern wird aufgerollt. Schon schickt Daun einen Bettel herum mit dem Befehl zum Rückzuge. Da läßt der König, dessen Seele an diesem Tage umbüßert und leidenschaftlich aufgereggt ist, Halt gebieten, und als der Fürst Moritz von Dessau ihm über die schlimmen Folgen des veränderten Schlachtplanes mehrmals Vorstellungen macht, fragt er mit gezogenem Degen, ob er gehorchen wolle, und der General von Mannstein macht den Fehler, die Schlachtlinie zu verlassen, um einige zerstreute Kroatenhaufen anzugreifen. Die feindlichen Kanonen wüthen indeß in den Schlachtreihen, und als nun die Preußen gegen die fast unangreifbare Stellung der Oesterreicher anstürmen, werden ihre Reihen immer dünner. Dies bemerkend, hält der Anführer eines sächsischen Reiterregiments jenen Rückzugsbefehl an: die Oesterreicher gehen zum Angriff über, die Sachsen, voll Rachegefühl, hauen erbittert ein. Das ermattete Heer geräth in Unordnung; vergebens rafft Friedrich fünfzig Flüchtlinge zusammen und führt sie mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; sie weichen, er reitet weiter. Da ruft ihm der Major le Grand zu: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Ohne zu antworten, hält er das Pferd an, betrachtet die Batterie durch sein Fernglas und reitet langsam nach dem rechten Flügel, um mit einem Verlust von 14,000 Mann und 45 Kanonen den Rückzug zu nehmen, den Daun nicht zu stören wagt.

Die Feinde sind voll Jubel über diesen ersten Sieg, und er hatte, wie der Sieg der Oesterreicher bei Rördlingen über Bernhard von Weimar die traurige Folge, den Krieg mehre Jahre zu verlängern, der, wenn Friedrich Prag und Böhmen gewonnen, wohl bald, wie früher, geendigt worden wäre. Nun muß er Prag aufgeben, Böhmen verlassen und seine übrigen Feinde dringen gleichfalls vor. Die Franzosen lassen ein Heer unter d'Estrees gegen Hannover rücken, und schlagen das englisch-deutsche Heer unter dem unfähigen Herzog von Cumberland den 26. Juli bei Fastenbeek, und in der Convention das Kloster Seeven den 9. September verspricht dieser sogar das Heer aufzulösen und den Franzosen alles Land von

der Weser bis zur Elbe einzuräumen; dadurch ist ihnen der Weg bis Magdeburg frei, während ihr zweites Heer unter Soubise nach Thüringen rückt. Die Russen bringen mit 100,000 Mann vor, verwüsten und brandschatzen neben den Schweden das Land; Lehwald soll jenen mit seinen 24,000 Mann, auf des Königs Befehl, eine Schlacht auf jede Gefahr liefern, muß aber der Ueberzahl bei Großjägerndorf unweit Belau den 30. August mit einem Verluste von einigen tausend Mann weichen; glücklicherweise zogen sich die Russen bald auf ihre Grenzen zurück, und Lehwald konnte die Schweden nach Stralsund drängen.

In dieser gefahrvollen Lage zeigte sich Friedrichs Heldengröße und die muthige Treue seines Volkes in dem glänzendsten Lichte. Stettin rüstete zwei Fregatten von 20, drei Galeeren von 10 und neun kleinere Schiffe von 6 Kanonen, um die Küsten zu beschützen. Die Provinzen Pommern, Brandenburg und Magdeburg errichteten 12,000 Mann Milizen, rüsteten Husaren unter Belling und Werner aus.

Der König, nachdem er vergeblich in der Lausitz die Gelegenheit zu einer Schlacht mit den Oesterreichern erwartet hatte, wandte sich gegen Soubise, welcher mit 30,000 Franzosen, eben so vielen Reichstruppen und 4000 Oesterreichern Sachsen bedrohte. Mit einem kleinen Heere von 22,000 Mann, welches durch Absendungen noch verkleinert worden (30,000 Mann ließ er gegen 90,000 Oesterreicher zum Schutze Schlesiens zurück), traf er, nachdem Seydlitz am 19. September die Franzosen vom Schmause zu Gotha verjagt, seine dreifach überlegenen Feinde am 5. November in vortheilhafter Stellung bei Rossbach an der Saale, lockte sie, welche seine „Wachtparade“ zu umzingeln und zu fangen vermeinten, durch eine rückgängige Bewegung aus ihrer Stellung, und ließ dann ruhig zu Mittag essen. Die Franzosen hielten diese Ruhe für dumpe Verzweiflung und machten ihre Einschließungsbewegungen. Als aber die rechte Zeit gekommen war, verschwanden plötzlich die preussischen Zelte, die Batterien eröffneten ihr furchtbares Spiel, das Fußvolk trieb durch geschickte Bewegungen und treffliches Schießen die Franzosen in einen dichten Haufen zusammen; plötzlich bricht Seydlitz, der sie mit seiner trefflichen Reiterchaar umgangen hatte, ihnen in den Rücken und in anderthalb Stunden sind die Franzosen in wilde Flucht geschlagen (nur zwei österreichische Regimenter hielten länger Stand), und ließen 3500 Tode und Verwundete auf dem Schlachtfeld, 7000 wurden nebst 8 Generalen gefangen, 68 Kanonen, viele Feldzeichen, unermessliche Beute gewonnen (und darunter zum Spotte der Preußen eine Menge galanter Bug- und Damenartikel), während der König in dieser beisspiellosen Schlacht den fröhlichen Sieg mit nicht mehr als 91 Todten

und 274 Verwundeten erkaufte. Die Präzision und Schnelligkeit des Angriffs ließ die Franzosen gar nicht zur vollen Aufstellung kommen, ein Haufe nach dem andern wurde geworfen, und zerfloh wie Spreu vor dem Winde. Der ganze Weg bis Erfurt war mit weggeworfenen Waffen zc. der Flüchtigen bedeckt, und manche von ihnen hielten sich erst jenseit des Rheins sicher; mehrere Tausende gaben sich auf der Flucht kleinen Abtheilungen der Preußen gefangen.

Die Botschaft dieses Sieges, der den deutschen Namen, den Franzosen gegenüber, glänzend erhob, verbreitete in ganz Deutschland Freude und Jubel; er gab den Deutschen das Gefühl ihrer Würde wieder, und selbst die Gegner Preußens freueten sich, daß der Uebermuth der Franzosen eine verdiente Züchtigung erhalten habe.

Diese Volksstimmung zeigte sich noch auf dem Schlachtfelde. Ein preussischer Reiter, im Begriff, einen französischen gefangen zu nehmen, sieht einen österreichischen Kürassier mit geschwungenem Säbel hinter sich. „Bruder Deutscher,“ ruft er, „laß mir den Franzosen.“ „Nimm ihn,“ antwortet dieser, und eilt davon.

Von der Saale mußte der König nach Schlessien eilen, wo der tüchtige Radasdy das Lager der Preußen bei Görlitz angegriffen, 1200 Mann und den Liebling des Königs, den kühnen Winterfeld, erschlagen, Schweidnitz genommen, Prinz Karl und Daun aber den Herzog von Bevern bei Breslau den 22. Nov. geschlagen hatten. Der Herzog, obgleich die Preußen nur 6000, die Oesterreicher das Dreifache verloren, ließ sich, Friedrichs Zorn fürchtend, gefangen nehmen. Breslau ergab sich und die Oesterreicher hielten Schlessien für erobert und stellten die alten Einrichtungen her. Der König kam mit 14,000 Mann, vereinigte sich mit den 16,000 Mann des Bevernschen Heeres, welche ihm Zietzen zuführte und fand den Prinzen Karl entschlossen, mit seinem 90,000 Mann starken Heere die „Potsdamer Wachtparade“ mit Einem Schlage zu vernichten. Den Ernst des Augenblicks fühlend, wie die Nothwendigkeit, die Feinde nicht in Schlessien sich festsetzen zu lassen, berief der König seine Heerführer, zeigte ihnen die Gefahr und die Nothwendigkeit des Sieges oder Todes, stellte Jedem, der sich fürchte, frei, sogleich den Abschied zu nehmen, und schloß mit den Worten: „Nun leben Sie wohl! In Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen einander nicht wieder.“ Das Heer zur höchsten Begeisterung schon durch den Anblick seines Führers entflammt, wurde wieder in schräger Schlachtdrängung aufgestellt, am 5. December ein verstellter Angriff auf den rechten feindlichen Flügel gemacht, dann der Hauptstoß mit voller Kraft auf den linken gerichtet, und mit solcher Pünktlichkeit ausge-

führt, daß das ganze feindliche Heer, dessen die Führer durch des Königs schnelle Bewegung in Verwirrung gebracht worden, in Unordnung kam, 21,000 Gemeine, 300 Offiziere, 59 Fahnen, 134 Kanonen nebst 6500 Todten und Verwundeten verlor, wozu noch 6000 sich nach der Schlacht ergaben. Der preussische Verlust betrug 2200 Mann. Nach diesem herrlichen Siege stimmte ein Soldat das Lied: Nun danket Alle Gott, an, die Feldmusik fiel unwillkürlich ein und im ganzen Heer ertönte durch die Stille der Nacht dieser erhebende Lobgesang. Die Geschichte hat keine zweite kriegerische Scene von dieser feierlichen Erhabenheit! Nicht gewohnt, sich nach gewaltiger Anstrengung der Ruhe zu überlassen, ließ er (wie Blücher bei Waterloo) den Sieg durch Züthen so rastlos verfolgen, daß noch 16,000 Gefangene gemacht wurden, Breslau und Liegnitz sich mit starken Besatzungen und großen Vorräthen ergaben, und die Oesterreicher, nur noch Schweidnitz behauptend, kaum 17,000 Mann nach Böhmen brachten. Wiederum bot der König in Wien den Frieden auf die alte Grundlage an; aber Frankreich, das dann allein den Krieg gegen England hätte führen müssen, rieth eifrig zum Segentheile, verstärkte sein Heer in Deutschland, rief den Herzog von Richelieu mit seinen in Hannover zc. ohne Scham und Scheu erpreßten Millionen zurück, und übergab das Heer dem Grafen Clermont; Rußland ließ unter Fermor Anfangs 1758 das Königreich Preußen besetzen, weil Lehwald gegen die Schweden stand; Daun erhielt das Kommando der Oesterreicher. Friedrich mußte aufs Neue alle Kräfte zusammennehmen. In Norddeutschland bekam jedoch der Krieg eine andere Wendung, nachdem der englische Minister B. Pitt (Lord Chatham) die Convention vom Kloster-Seeven verworfen, und Friedrich den Hannoveranern und Hessen den tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Anführer gesendet hatte.

Während dieser die dreifach überlegenen Franzosen über den Rhein trieb, nahm Friedrich die Festung Schweidnitz (16. April), drang dann in Mähren ein, in der Hoffnung, die stolze Theresia mit Furcht und Schrecken aus ihrer Hofburg nach Ungarn zu jagen, und belagerte Olmütz, mußte aber wegen Mangel an schwerem Geschütz, wegen des Muthes der Einwohner und wegen des Glückes der Oesterreicher, welche ihm einen großen Zug von 4000 Wagen mit Pulver und Lebensmittel wegfingen, seinen Rückzug nach Böhmen nehmen, und kam ohne allen Verlust dort an, obgleich Daun ihn alle Pässe verlegt hatte. Ein Rückzug, welcher für ein Meisterstück militärischer Klugheit gilt, wie der Rückzug Xenophon's und Moreau's! Doch durfte er sich dort keine Ruhe gönnen, denn die Russen waren verheerend bis an die Oder gedrungen und hatten am 15. August die

Stadt Küstrin, statt die Festung anzugreifen, durch Brandkugeln in Asche gelegt; daher ließ der König Keith in Schlessen, eilte mit 14,000 Mann dorthin, vereinigte sich mit Graf Dohna, welcher mit 20,000 Mann die Russen hatte zurückhalten sollen, und sprach seinen Tadel mit den Worten aus: „Seine Leute sind ja außerordentlich gepuzt; meine sehen aus, wie die Grasteufel, aber sie beißen!“ Erbittert über die Verwüstungen umher, griff er die 50,000 Russen, nachdem er die Oberbrücken hatte abwerfen lassen, um ihnen den Rückzug unmöglich zu machen, den 25. August bei Zorndorf an; 80 Kanonen wütheten in ihre gedrängten Reihen, aber das preussische Fußvolk auf dem linken Flügel drang zu rasch vor, und wurde von der russischen Reiterei in die Seite genommen, Fermor glaubte gesiegt zu haben; da kam Seydlitz, und in einer Viertelstunde war die feindliche Reiterei gesprengt. Das Fußvolk stand jedoch wie eine Mauer und wurde wie das Schlachtvieh von den wüthenden Preußen niedergehauen. Der linke Flügel hielt sich noch bis in die Nacht, wo Fermor den Rückzug befahl. Er hatte 20,000 Mann, 188 Kanonen, 27 Fahnen und seine ganze Kriegsstaffe verloren; aber auch die Preußen beklagten einen Verlust von 11,000 Mann.

Nun wandte sich der König nach Sachsen, um seinen kriegskundigen Bruder Heinrich gegen Daun, der ihn sehr bedrängte, zu unterstützen. Auf diese Nachricht zog letzterer in die Lausitz, um dem Könige den Weg nach Schlessen zu verlegen, welcher ihm jedoch folgte, und bei Hochkirch, durch falsche Nachrichten getäuscht, trotz der Warnung seiner Feldherren, ein offenes Lager in der Ebene bezog.

Am Morgen des 14. Okt. um 4 Uhr wurden aber die Preußen von Daun und Laudon, deren Truppen sich in der Stille herangeschlichen, die Vorposten getödtet und alle vortheilhafte Punkte besetzt hatten, plötzlich überfallen und mit ihren eigenen Kanonen aus tiefem Schlafe erweckt. „Es war eine Nacht des Schreckens, die Dunkelheit groß,“ erzählt Friedrich („histoire de la guerre de sept ans“), „daß man keinen Schritt weit sehen konnte!“ Anfangs wurden ganze Regimenter in der Verwirrung niedergeworfen, Keith und Moriz von Dessau fielen; aber bald sammelten sich einige Schaaren in Folge der musterhaften Mannszucht des Heeres, und leisteten halb-bekleidet, herzhaften Widerstand; aber um 9 Uhr mußten sie sich mit Verlust von 1000 Mann und alles Geschüzes (101 Kanonen) zurückziehen, stellten sich aber eine halbe Meile vom Schlachtfelde wieder auf, und Daun wagte keinen Angriff, sondern zog sich in sein festes Lager zurück, erhielt Geschenke, Ehrensäulen zum Lohne, und vom Papst einen geweihten Hut und Degen für seinen Sieg über den kaiserlichen König, der jedoch 10 Tage nach der Schlacht, vereint mit seinem Bru-



der Heinrich, ihn nöthigte, von Dresden abzugehen und die Winterquartiere zu suchen.

Obgleich in dem folgenden Jahre der Herzog Ferdinand die Franzosen (deren Regierung den schauderhaften Befehl gegeben hatte, „ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste zu verwandeln und alles darin bis auf die Wurzeln in der Erde auszurotten“), bei Bergen (13. Apr. 1759) und Minden (1. Aug.) schlug, und Friedrichs Länder von dieser Seite deckte, so hatte er doch, weil an Frieden nicht zu denken war, alle Kräfte bei der Uebermacht seiner Feinde zusammen zu nehmen und mußte daher oft zu harten Mitteln seine Zuflucht nehmen; um Heer und Kasse zu ergänzen. Die Franzosen zogen seine westphälischen, die Russen seine nordöstlichen Länder aus, dagegen war Mecklenburg (dessen Herzog sich zu Regensburg am heftigsten gegen Friedrich ausgesprochen) und Sachsen von den Preußen besetzt und mit schweren Kontributionen und Rekrutenaushebungen heimgesucht. Vor dem Beginne des Feldzuges machte Friedrich sein Testament, und ließ sich von seinem Bruder Heinrich das feierliche Versprechen ablegen, wenn ihm, dem Könige, Tod oder Gefangenschaft treffe, keinen schimpflichen Frieden einzugehen; er selbst war entschlossen, solch' Unglück nicht zu überleben. Sonst hatte er seine Feldzüge mit Angriffen begonnen, jetzt wartete er, bis die Absichten des Feindes klarer geworden. Dann mußte Heinrich von Schlessien aus in Böhmen einfallen, der König aber eilte nach Frankfurt, wo die Russen, nachdem sie Wedel mit überlegener Macht bei Kai und Züllichau den 23. Juli geschlagen, sich mit den Oesterreichern unter dem raschen Laudon, „um den Löwen zu erdrücken,“ vereinigt hatten. Er fand Soltikow und Laudon mit 80,000 Mann bei Kunnersdorf auf Anhöhen verschanzt und durch Moräste und Gebüsch stark gedeckt. Dennoch griff er sie mit 40,000 Mann am Morgen des 12. August an. Obgleich die Preußen, welche mit ihren Kanonen sich nur langsam und mühevoll bis zu den feindlichen Schanzen hindurch arbeiten konnten, ermüdet ankamen und von einem schrecklichen Feuer aus 100 Kanonen empfangen wurden, so erstürmten sie doch heldenmüthig sieben Verschanzungen und vertrieben die Russen unter einem fürchterlichen Gemetzel, der linke Flügel floh Abends 7 Uhr; es waren 180 Kanonen erobert und einige tausend Gefangene gemacht: Siegesboten eilten nach Berlin. Die Feldherren riethen dem König, die erschöpften Truppen zu schonen, weil der rechte Flügel der Russen noch unerschüttert und Laudon, welchen Seydlitz im Schach hielt, noch gar nicht zum Kampfe gekommen war. Der König aber hoffend, die Sache mit einem großen Schlage zu endigen, befahl, die Schlacht fortzusetzen und Seydlitz drang mit außerordentlicher Tapferkeit vor und warf den Feind; die ermüdeten

Soldaten konnten jedoch mit allem Heldenmuth die Tod sprühenden Verschanzungen nicht überwältigen; Laudon fiel ihnen in den Rücken, dadurch erhielten auch die Russen wieder Muth, und trotz aller Anstrengung des Königs, welcher sich in den heftigen Kugelregen wagte, und ausrief: „Will mich denn keine verwünschte Kugel treffen!“ so daß die Seinen die Zügel des Pferdes ergreifen, und ihn halb mit Gewalt aus dem Getümmel bringen mußten, gerieth Alles in Verwirrung. Schon war er von einer feindlichen Reiterschaaρ umringt und rief dem Major von Brittwig zu: „Brittwig, ich bin verloren!“ aber mit den Worten: „So lange ich lebe, nicht!“ hieb ihn dieser mit 100 Biethenschen Husaren heraus, und dankbar vergalt ihm nachher der König seine Treue und Hingebung mit Gütern, 300,000 Thaler an Werth. An seinen Minister Finkenstein schrieb er mit Bleistift auf einen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie; die Folgen der Schlacht werden noch schlimmer sein. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben; Lebwohl auf ewig!“ Und wohl war Alles zu befürchten!

Es war die schwerste Niederlage, welche die Preußen während des ganzen Krieges erlitten, 8000 Todte, 15,000 Verwundete\*), 3000 Gefangene, 165 Kanonen; und hatten auch die Russen und Oesterreicher nicht weniger als 24,000 Todte und Verwundete, so blieb ihnen immer noch eine starke Armee, während der König am andern Morgen kaum 5000 Mann um sich hatte. Hätte Soltikow Laudons entschlossenen Sinn gehabt, so kam er in Gefahr, erdrückt zu werden; allein beide Feldherren waren nicht einig, und Friedrich, auch im Unglück gefürchtet, ermannte sich bald und seine geistige Spannkraft schien vermehrt. In wenigen Tagen hatte er wieder eine ansehnliche Streitmacht zusammengezogen. Der stolze Soltikow erklärte, nachdem er die versprochenen Mundvorräthe nicht vorfand, er habe zwei Schlachten gewonnen, Daun möge das auch erst thun, und zog verheerend nach Polen zurück, Laudon nach Schlessien, wo ihn Prinz Heinrich mit künstlichen Märschen festhielt. Empfindlich war jedoch für den König der Verlust von Dresden. Gleich nach der Schlacht hatte er den von Oesterreichern und Reichstruppen belagerten dortigen Kommandanten, den Graf von Schmettau, wissen lassen, es sei ihm vorzüglich um Rettung der in der Stadt befindlichen Kriegskasse

\*) Unter ihnen der edle deutsche Dichter Major von Kleist, der Säger des Frühlings, welcher tödtlich verwundet und geplündert nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab. Des Königs schmerzliches Gefühl gab sich am andern Morgen auf den Bericht eines Offiziers, man habe noch einiges Geschüz gerettet, in den Worten kund: „Herr, Er lügt, ich habe keine Kanone mehr.“

von 5 Millionen Thalern zu thun. Schmottau, von der verbesserten Lage der Dinge nichts wissend, übergab daher Dresden am 9. September gegen freien Abzug, wenig Stunden vorher, als General Bunsch zum Entsatz herbeirückte: damit verlor der König einen Hauptstützpunkt, und noch schien das Unglück nicht müde, seine Kraft zu schwächen. Um Daun, welcher zum erstenmale sein Winterquartier in Sachsen nahm, aus seiner Stellung zu treiben, schickte er den General Fink mit 15,000 Mann in dessen Rücken nach Magaz, wo vor vier Jahren die Sachsen das Gewehr gestreckt hatten. Sogleich umgab ihn Daun mit 40,000 Mann, und obgleich der preussische Feldherr sich einen ganzen Tag mit ihnen herumschlug, 4000 Mann verlor und vergebens durchzubrechen suchte, mußte er, um nicht seine Soldaten unnütz zu opfern, sich am 21. November ergeben: ein unerhörter Fall im preussischen Heere!

Seine damalige Stimmung spricht Friedrich in einigen poetischen Episteln an die Prinzessin Amalie und d'Argens aus. Der Gedanke an eine eiserne Nothwendigkeit, aber auch der Entschluß erfüllte seine Seele, zu sterben, aber bis zum letzten Augenblick der Ehre und Pflicht zu genügen. Wie viel erhebender und tröstlicher wäre ihm Zithens frommer Glaube gewesen! „Es ist nicht nöthig,“ sagt er in einem Briefe, „daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue und für mein Vaterland streite, um es zu retten, wenn es noch möglich ist.“

Immer schwieriger wurde des Königs Lage. Seine alten Soldaten und Offiziere waren gefallen oder Invaliden; was er für den neuen Feldzug aufstellen konnte, waren fast Knaben oder zusammengeworbene Leute, man mußte die Kadettenhäuser leeren, um Offiziere zu bekommen, denn die Kaiserin wechselte geflissentlich keine Gefangene mehr aus, mußte Geld in Leipzig und anderen Orten erpressen, die Münzen, die seine Soldaten erhielten, verschlechtern, und für voll ausgeben: das Aeußerste nicht scheuen oder untergehen. Prinz Heinrich sollte nun Russen und Schweden abhalten, Fouqué mit 8000 Mann Schlessen decken, der König selbst wollte Dresden nehmen; aber bald kam die Unglücksnachricht, Fouqué sei in seiner gefährlichen Stellung bei Landsküt den 23. Juni von Laudon mit 40,000 Mann angegriffen und nach der tapfersten Gegenwehr gefangen worden, nur 1500 Reiter hätten sich durchgeschlagen, und gleich darauf habe der Kommandant der starken Festung Olaz, Do, ein Italiener, von Laudon überrumpelt, sich feigerweise ergeben. — Anders benahm sich Lauenzien in Breslau. Er hatte nur 1000 Mann, auf welche er sich verlassen konnte, die übrigen 2000 dienten nur gezwungen und 9000 gefangene Oesterreicher droheten mit Aufruhr. Dennoch wehrte er

Laudon ab, bis Prinz Heinrich zu Hülfe kam. Der König zog nun nach vergeblichem Bombardement Dresdens nach Schlessen, gefolgt von Daun auf der einen und von Laschy auf der andern Seite unter steten Gefahren bis Liegnitz. Hier hatten ihm Daun und Laschy vereint mit Laudon den Weg zu seinen Magazinen in Breslau und Schweidnitz verlegt; Prinz Heinrich mußte die Russen abhalten, die Breslau bedroheten. Die Oesterreicher glaubten den König jetzt im Sack zu haben; allein dieser, ihren Plan durchschauend, meinte, „er wolle ein Loch in den Sack machen, das sich schwer ausbessern lasse.“ Am 15. August sollte das von den Oesterreichern sorgfältig ausgelandchaftete Lager von allen Seiten angegriffen werden, und Laudon in der Nacht die Höhen bei Pfaffenhofen im Rücken der Preußen besetzen. Allein der König war ihm zuvor gekommen, er hatte die Wachtfeuer in dem alten Lager von Landleuten unterhalten und von Husarenpatrouillen alle Viertelsstunden den Wachtruf ertönen lassen, während das Heer, das Gewehr im Arme, auf den Höhen schlief, und jedes Geräusch untersagt war; die beiden Wege, auf welchen Daun herbei kommen konnte, wurde mit Batterien besetzt. Als nun Laudon um zwei Uhr heranrückte, standen die Preußen in wenig Augenblicken in Ordnung. Der überraschte, aber entschlossene Laudon griff indeß viermal muthig an, auf Dauns Herbeikunft hoffend; dieser aber vernahm von dem Kanonendonner nichts, weil der Wind von entgegengesetzter Richtung blies. Laudon mußte daher mit einem Verluste von 82 Kanonen, 10,000 Todten und Verwundeten eilig über die Kaspach zurück. Wie Daun und Laschy am andern Morgen vorrückten und erstaunt das preussische Lager leer fanden, wurden sie von Ziethens Kanonenkugeln lebhaft empfangen und zogen sich auf die Nachricht von Laudons Niederlage gleichfalls zurück. Der König aber machte mit allgemein bewunderter Schnelligkeit noch denselben Tag mit den Gefangenen, den erbeuteten Kanonen, den eigenen wie den feindlich Verwundeten einen Marsch von drei Meilen, und der Weg nach Berlin konnte ihm nicht mehr versperrt werden. Der russische General, dem der König einen Brief an seinen Bruder mit der Meldung, daß er die Russen angreifen wolle, listig in die Hände spielte, zog eilig über die Oder zurück. — Wohl war Schlessen gerettet; aber während der Zeit hatten 20,000 Russen unter Tottleben nebst 15,000 Oesterreicher und Sachsen unter Laschy am 4. Oktober sich durch einen Handstreich der Hauptstadt Berlin bemächtigt. Jene hielten auf Verwendung des patriotischen Kaufmanns Gottowsky gute Mannszucht, erhoben 1½ Mill. Thaler Brandschatzung (welche der König später der Stadt ersetzte); die Oesterreicher und Sachsen dagegen plünderten und zerstörten die königlichen Schlösser zu Potsdam, Char-

Lottenburg etc.; aber schon am 12. gingen die Feinde auf die Nachricht von des Königs Anrücken eiligst davon. Daun hatte sich indes die Elbe herunter nach Lorgau gezogen, dort die Siptziger festen Höhen auf das stärkste besetzt und schien, gestützt auf Lorgau und Dresden, hier Winterquartiere machen zu wollen; um Sachsen zu retten, mußte der König ihn schlagen. Nach einem meisterhaften Schlachtplan wollte der König am 3. November von vorne und Zietzen im Rücken der Siptziger Höhen den Angriff auf den doppelt starken Feind machen: und gelang es beiden, das Centrum der Feinde zugleich anzugreifen, so wurde ihre ganze Schlachtordnung getrennt, und der linke feindliche Flügel mußte sich ergeben oder in die Elbe stürzen. Als der König sich durch einen Wald hindurch gearbeitet und mit der Vorhut vor den Schanzen angelangt war, hörte er eine Kanonade, und glaubte, daß Zietzen bereits den Angriff begonnen habe und Eile Noth thue. Daher begann er sogleich den Angriff; aber zu früh. Zietzen war noch nicht so weit herangekommen, es hatte bloß ein Vorpostengefecht stattgefunden; Daun konnte seine ganze Macht gegen den König benutzen und empfing ihn mit 200 Kanonen, welche ganze Reihen niederschmetterten und die Geschütze zertrümmerten, ehe sie einmal zum Abfeuern hatten kommen können; Generale und Offiziere stürzten und der König selbst erhielt einen Streifschuß. Mit abwechselndem Glück wurde gefochten, Daun behauptete seine Stellung, bis die kalte Herbstnacht herbei kam. Niemand wußte, wer gesiegt hatte; Daun aber schickte Siegesboten nach Wien und der König brachte bekümmert die Nacht, auf den Stufen des Altars der Kirche des Dorfes Elsrig sitzend, zu. In der Morgendämmerung war er zu Pferde und sah einen Trupp Reiter in weißen Mänteln heransprengen. Es war Zietzen, der alle Hindernisse überwindend, die steilsten Höhen erkletternd und Kanonen hinaufziehend, sich mit dem Könige vereint, die Reserve unter Laschy geschlagen hatte, so daß des verwundeten Dauns Stellung durchbrochen war. Mit einem Verluste von 20,000 Mann, 50 Kanonen und 27 Fahnen zogen sich die Oesterreicher in Unordnung nach Dresden; aber auch die Preußen hatten 10,000 Mann eingebüßt. Die Russen gingen nun hinter die Weichsel und die Feinde hatten mit ihren Anstrengungen dieses Jahr nur Glas gewonnen! Auch Ferdinand von Braunschweig hatte sich des großen französischen Heeres glücklich erwehrt. — Friedrich brachte den Winter anscheinend ruhig und heiter in Leipzig zu, wo er Gellert zu sich kommen ließ und ihn für den besten deutschen Dichter erklärte, auf seiner Flöte und mit seinen Hunden spielte, während Sorgen seinen Geist erfüllten, da seine Hülfquellen durch den langen Krieg immer mehr zu versiegen und der Tod Königs Georgs II. ihn sogar

um die 4 Millionen Thaler englischer Hüßfeger zu bringen drohete. Er beschloß daher, im Feldzuge 1761 nur vertheidigungsweise zu verfahren. Während sein Bruder Heinrich Sachsen gegen Daun schlugte, hatte er die Vereinigung der 70,000 Russen unter Buturlin mit den 60,000 Oesterreichern unter Laudon, welcher ein selbstständiges Kommando in Schlessien erhalten hatte, zu hindern gewußt; als sie aber doch am 1. August erfolgte, legte er sich in ein klug verschanztes Lager bei Bunzelwitz, eine Meile von Schweidnitz, wo er seine Vorräthe hatte und vorsichtig seine Soldaten am Tage ruhen und Nachts unter Gewehr treten ließ. Laudons Angriff wurde zurückgeschlagen. Zwanzig Tage lang blieben die Heere unthätig, da zogen die Russen, deren Magazine der König in ihren Rücken bedrohen ließ, nach Polen; aber während der König, um sein Heer wieder besser verpflegen zu können, nach Rossen ging, hatte der rüstige Laudon am 1. Oktober Schweidnitz mit Hülfen dort gefangener Oesterreicher überrumpelt; Friedrich nahm daher eine Stellung bei Strehlen, wo er dem Verrath des schlessischen Baron von Barkotsch, der, obgleich vom König mit Wohlthaten überhäuft, ihn am 30. November den Oesterreichern in die Hände liefern wollte, noch glücklich dadurch entging, daß der Jäger Kappel, welcher Briefe des Barons an einen katholischen Priester zu überbringen hatte, mißtrauisch geworden, dieselben auslieferte. Durch Schweidnitz und Glatz war halb Schlessien verloren; nun fiel auch das zum dritten Mal belagerte Colberg nach der tapfersten Gegenwehr des alten Obersten von Seyden aus Mangel an Lebensmitteln, denn vierzig Kriegsschiffe schnitten die Zufuhr ab. Doch das preußische Volk verlor den Muth nicht, sondern war einmüthig mit dem Könige und Heere entschlossen, wenigstens mit Ehre unterzugehen!

Dies muthige Ausharren wurde belohnt! Am 5. Januar 1762 starb Friedrichs erbitterte Feindinn, die Kaiserinn Elisabeth; ihr Nachfolger Peter III., Herzog von Holstein, ein Bewunderer des großen Königs, ließ alle gefangenen Preußen frei, räumte Colberg, schloß am 5. Mai Frieden, dem auch Schweden beitrug, und als seine Friedensvorschläge abgelehnt wurden, mußte General Czernitschew mit 20,000 Mann zu den Preußen stoßen. Jetzt wandte sich der König gegen Daun, welcher eine feste Stellung am Zobtenberge zwischen Breslau und Schweidnitz inne hatte, und suchte ihn durch eine Reihe geschickter Bewegungen aus seiner Stellung zu bringen. Da kam die Nachricht, Peter sei von seiner Gemahlinn Katharina entthront und ermordet; die Russen erhielten Befehl zum Rückzuge. Friedrich übersah mit scharfem Blick die Lage der Dinge! Er hätte die Russen entwaffnen können, erlaubte ihnen aber den Abzug, und verlangte nur, daß Czernitschew noch drei Tage die Bekanntmachung.

der Befehle verschoben und in seiner Stellung verharren möchte, um einen Theil der Feinde in Unthätigkeit zu erhalten. Die Hochachtung, welcher dieser für den großen König hegte und dessen geistiges Uebergewicht bestimmte den General, diesen Wunsch zu erfüllen, der ihm leicht den Kopf hätte kosten können. Nun griff der König seine Feinde an, und vertrieb sie mit einem Verlust von 3400 Mann aus der vortheilhaften Stellung. Die Russen zogen ab. Ein zweites Gefecht bei Reichenbach (den 16. August) endete günstig, das belagerte Schweidnitz fiel am 9. Oktober mit 9000 Mann und damit ganz Schlessien in Friedrichs Hände, und der König wandte sich nach Sachsen, welches Heinrich nicht allein mit Besonnenheit vertheidigt, sondern auch die Oesterreicher und Reichsarmee am 29. Okt. bei Freiberg gänzlich in die Flucht geschlagen hatte, während Herzog Ferdinand die Franzosen bei Luttenberg den 23. Juli besiegt und ihre Besatzung in Rassel zur Ergebung gezwungen hatte.

Indeß hatte das erschöpfte Frankreich den unrühmlichen Krieg durch einen Frieden mit England, den 3. November 1762, beendigt, der englische Minister Bute aber ungroßmüthig und vertragswidrig Preußen darin nicht eingeschlossen, obgleich Friedrich immer keinen Frieden ohne England eingehen wollte; Katharina hatte dagegen den Frieden mit Preußen bestätigt, die Franzosen ihre Heere aus Deutschland gezogen; Oesterreich stand allein und schloß am 24. November einen Waffenstillstand, den Friedrich benutzte, um den Reichsfürsten Friedensgedanken einzufloßen. Kleist nahm mit einer Reiterschaar Bamberg, brandschatzte Nürnberg, streifte bis Regensburg und ein Fürst nach dem andern machte Frieden. Der Herzog von Württemberg machte sogar schon Anstalt, in das Elsaß zu flüchten!

Maria Theresia ließ nun Friedensverhandlungen auf dem Schlosse Subertsburg anknüpfen, und da Friedrich nach seinem Grundsatz: daß ein dauerhafter Friede keine Parthei verlege, sondern jeder das Ihre lassen und für beide Theile ehrenvoll sein müsse\*), eben so offen als bestimmt erklärte, daß er keine Vergrößerung fordere, aber auch keinen Fuß breit Landes abtreten werde, so kam schon am

---

\*) „Si donc la maison d'Autriche a réellement le dessein de négocier avec moi, il faut, pour prévenir toute équivoque et toute interprétation ambiguë, que nous convenions préalablement des principes que nous admettrons de part et d'autre; et je n'en vois que trois qui puissent conduire cet ouvrage à un fin désirable, savoir: qu'on fasse une paix équitable, où aucune des parties contractantes ne soit lésée; que les conditions en soient honorables pour ceux qui concourent; et qu'elle soit cimenté, par des mesures assez solides pour qu'elle puisse être durable.“

15. Februar 1763 der Frieden zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen zu Stande; der König, sein Heer und Volk gingen zur Bewunderung der Welt und mit wirklicher Erhabenheit aus diesem siebenjährigen, ungleichen Kampfe hervor! Preußen trat in die Reihe der Großmächte; „Friedrich zog in seine Königsburg und lenkte dem Triumph aus.“ Von Neapel bis Lissabon war Alles seines unendlichen Ruhmes voll. Der Letzte seines Volks, dem der Krieg Nichts mehr übrig gelassen, war stolz darauf, ein Preuße und Friedrichs Unterthan zu sein. „Groß und glücklich zu machen sein Volk, blieb nun des Erhabenen Gedanke: in des Landes Wunden träufelte er Balsam.“

Wie im Kriege den großen Feldherrn, zeigte er jetzt im Frieden den großen Regenten. Der Krieg hatte schwere Opfer gefordert! Hatten seine Feinde auch mehr gelitten, denn Frankreich berechnete seinen Verlust auf 200,000 Mann, Oesterreich auf 150,000, England und Hannover 160,000 Mann, Schweden 28,000, Rußland 120,000, die Reichsarmee 28,000 Mann: so büßte doch Friedrich auch 190,000 Mann und 125 Millionen Thaler ein; hatte er auch die Hälfte von beiden vom Auslande gezogen und keine Schulden gemacht, während Oesterreich um 100 Millionen, England um 800 Millionen Thaler ihre Schuldenlast vermehrten, und Frankreich dem Bankerott nahe war: so lagen doch viele Städte und Dörfer in Asche, andere hatten durch Brandschätzung und Plünderung schrecklich gelitten, Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder. — Aus den zum neuen Feldzuge bereits gefüllten Magazinen ließ der König den verarmten Bauern Korn zu Brot und Saat reichen, und überließ ihnen die 35,000 Zugpferde des Heeres, unterstützte mit baarem Gelde verarmte Familien zur Betreibung ihres Gewerbes, zum Aufbau ihrer Häuser und gab große Summen zu diesem Behufe an ganze Provinzen und Städte. Schon im ersten Friedensjahre erhielt Küstrin 684,000, die übrige Neumark 768,000, Pommern 1,307,000, Landshut 200,000 Thaler, Striegau, Halle, Halberstadt jede 40,000 Thaler, andere weniger. In Oberschlesien wurden von 1763—79: 213 neue Dörfer angelegt, in Schlesien ließ er 8000, in Pommern und der Neumark 4000 Häuser bauen; eine Creditanstalt für Gutsbesitzer sollte dem Wucher wehren. Und damit fuhr der König bis an sein Ende fort, so daß die baare Summe, welche er zur Beförderung der Betrieffsamkeit verwendete, über 24 Millionen Thaler beträgt. Dies war nur durch seine große Sparsamkeit möglich!

Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehöre, daher er auch den Einwohnern der abgebrannten Stadt Greifenberg in Schlesien, welche ihm für die Baugelder dankten, die schöne Antwort gab: „Ihr habt nicht nöthig, dafür zu danken.“



Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen. Dafür bin ich da!" Und als er 1746—1756 die Oberbrüche zur Anlegung vieler neuer Dörfer hatte urbar machen lassen, rief er freudig aus: „Ich habe eine Provinz gewonnen.“ Diesen folgten die Brüche und Moore an der Peene, Rège, Warthe und bei Usedom 1763—1771. Eben so in Ostfriesland.

Während andere Fürsten und ihre Minister in unmäßiger Verschwendung die Schweißtropfen ihrer Unterthanen verprafteten, lebte er so einfach, daß er von der zu seiner Hofhaltung ausgelegten Summe jährlich fast eine Million Thaler ersparte. Während Friedrich an seinem Hofe nur 60 Kammerherren hielt, hatten Sachsen und Württemberg 2—300, Bayern 4—500, und diese Privatersparrnisse verwendete er für den Staat. In Sachsen, wo der Regent sich um die Leitung seines Staats nicht bekümmerte, wurden ungeheure Summen für Kleider, Gastmäbler, Kunstfachen verschwendet; in Bayern sah der hoffärtige Karl Albrecht die Fürstengröße in äußerem Glanze und verschuldete das Land; in Württemberg zc. ging es nicht besser: Alles in Nachahmung Ludwigs XIV. und XV.!

Wüste Plätze ließ Friedrich anbauen, Landstraßen mit Obstbäumen besetzen, empfahl seinen Landräthen, den Anbau von Waid und Röhre (1755—56), Kümmel, Anis, Krapp, Saffor und Futterkräutern zu befördern, ließ Kartoffeln herbeischaffen und an die widerstrebenden Bauern verschenken und mit Strenge den Anbau gebieten. In der großen Hungersnoth 1771—1772, wo in Böhmen 180,000, in Sachsen 100,000 Menschen vor Hunger starben, wo Baumrinde gebakken und Gras gekocht wurde, fanden in Friedrichs Staaten noch 20,000 auswandernde Böhmen Lebensunterhalt.

Nicht weniger Sorge trug der König für Fabriken und Gewerbe. Er beförderte den Seidenbau und die Schafzucht, ließ spanische Schafe ins Land bringen, Porzellan- und Zuckerfabriken anlegen, setzte Prämien auf Wollen- und Flachsspinnereien, die besonders in Schlessien Aufschwung nahmen, und wenn er auch manche inländischen Artikel durch hohen Zoll oder Verbot der ausländischen zu heben suchte, wenn er auch am Zoll und andern Verwaltungszweigen französische Beamte anstellte, die das Volk arg drückten und ihn betrogen, wenn er auch Kaffee und Tabak und selbst Salz zum Monopolhandel der Regierung machte und theuer bezahlen ließ, so lag diese Zolleinrichtung theils im Geiste damaliger Zeit, theils im Glauben an die Anstelligkeit der Franzosen zu solchem gehässigen Douanengeschäft, und endlich mußten die Staatseinnahmen irgendwo herkommen. Kaffee und Tabak wurden von ihm als überflüssige Artikel mit der Erklärung: „er selbst sei bei Biersuppe aufgezogen worden,“ bezeichnet. Die

französischen Beamten wurden ihm jedoch bald (der freilich nicht unfehlbar war, aber auch Mirabeau's erbitterten Tadel nicht verdiente) zuwider, daß er 1784 erklärte: „es sei lauter Schurkenzeug, das man wegiagen kann, wenn man will.“ Dabei setzte er die Sorgen für Beförderung der Industrie unausgesetzt fort. Die Erfindung der Spinnmaschinen erregte in den letzten Jahren seiner Regierung seine ganze Aufmerksamkeit; er ruhete nicht, bis er mit einem Aufwande von 10,000 Thalern eine solche zu Berlin in Thätigkeit gebracht hatte. Er errichtete ein neues Handels-, Fabrik- und Bergbau-Departement, stiftete 1772 die Seehandlungsgesellschaft, ließ den plauenschen Kanal zur nähern Verbindung Berlins mit Magdeburg ziehen (1743—1745), bauete den Finow-Kanal, um Havel und Oder zu vereinigen, den Swinekanal (1740) zu Swinemünde, den neuen Oberkanal (1753), hob den Flor von Stettin wie von Schmiedeberg. Auf seinen jährlichen Musterungsreisen verstand er, die Civilverwaltung zu kontrolliren; ließ Beamte aller Art vor sich kommen und erkundigte sich nach dem Kleinsten. Jedermann hatte Zutritt zu ihm und konnte ihm Bittschriften überreichen, „damit,“ wie er sagte, „die Mächtigen nicht die Schwachen unterdrücken.“ Dem schlesischen Handelsstande erklärte er: „Wenden Sie sich an mich; ich bin Ihr erster Minister.“ Ungemein viel that er zur Verschönerung Potsdams und Berlins. In jener Stadt führte er neben seinem geliebten Sansfouci das neue Palais auf, ließ das große Militär-Waisenhaus für 244,000 Thaler (1771) erbauen, ferner das Armenhaus, die Gewehrfabrik, das berliner Kadettenhaus und das große Bibliothekgebäude, das Opem- und Invalidenhaus. — Die Bedürfnisse der Künste und Wissenschaften entgingen eben so wenig dem Scharfblick des Mannes, der schon in Rheinsberg und dann in Sansfouci ihnen seine Ruhestunden widmete. Kunst und Wissenschaften in Deutschland zu heben, war gleich nach seiner Thronbesteigung sein Streben. Er zog Sänger, Maler und Bildhauer herbei, Maupertuis, Euler u. A. in seine Akademie der Wissenschaften, und legte die potsdamer Gemälde-Gallerie an, brachte den Philosophen Wolf, den sein Vater auf falsche Anschuldigungen entfernt hatte, mit freundlichen Worten und großem Gehalte wieder nach Halle, andere zog der Ruhm des Herrschers und die strenge Gesezlichkeit ins Land und wunderbar erhob sich unter ihm die geistige Bildung! Den Volksschulen gab er invalide Unteroffiziere zu Lehrern, und mochte er dabei zunächst an ihre Versorgung und an Ersparung denken, so waren sie doch in jener Zeit, wo es keine Schullehrer-Seminarien gab, wohl eben so gut, als die Schneider, Leinweber zc., welche man in andern Ländern als Volksschullehrer anstellte, und mochten

wegen Erhaltung und Gewöhnung an Pünktlichkeit, Ordnung zc. diesen selbst vorzuziehen sein. Aber an der Spitze der National-Erziehung standen Männer wie Süssmilch, Resewig, Gedike, Spalding, Feller, Büsching u. A., welche reges wissenschaftliches Leben in die Schulen und die Jugend brachten; mochte der König auch über das Wesentliche des öffentlichen Unterrichts nicht mit sich einig geworden sein. Zwar begünstigte er den Adel in Besetzung von Staats- und Militärstellen, und hatte dabei vielleicht das Vorurtheil, bei ihm mehr Bildung, Ehrliche und Großmuth vorauszusetzen; doch mochte nicht weniger die Einsicht, daß dieser gemeinlich nicht bloß von seinem Gehalte zu leben nöthig hat, daß die nachgeborenen Söhne des Adels sich lebenslänglich dem Dienste widmen, dazu beigetragen haben; zwar hob er den Bauernstand nicht plötzlich aus seinem Abhängigkeitsverhältniß zu den Gutsherrn: aber er erklärte: „Ein ehrlicher Mann ist in meinen Augen der beste Adel und vom größten Werthe.“ Jeder wußte, daß er bei den Gerichten und beim Könige, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze wollte, Recht finden konnte. Eine „kurze, solide Justiz, sonder großes Sportuliren und Kosten“ verlangte er, und ließ daher von dem Staatsminister Cocceji das treffliche „allgemeine preussische Landrecht“ ausarbeiten, diese großartige Arbeit für bessere Gesetzgebung bis an sein Ende fortsetzen und sie noch 1780 durch den Großkanzler Carmer revidiren, so daß dies Gesetzbuch ein Muster für andere Staaten ward. „Und des Bettlers und des Prinzen Recht wurden von Friedrichs Hand mit gleicher Wage gewogen,“ singt Schubert. Denn Friedrich erklärte den Gerichten: „Sie müssen wissen, daß der geringste Bauer, selbst der Bettler, eben sowohl ein Mensch ist wie der König; und vor der Justiz der Bauer, wenn er wider einen Prinzen klagt, diesem gleich ist, und umgekehrt, und kein Ansehen der Person.“ Mit scharfem Auge überwachte er den Gang der Justiz, und strafte ohne Ansehen der Person, wo er eine Verletzung fand. So wurde der Großkanzler Fürst abgesetzt und mehrere Räte auf die Festung geschickt, als in einem Prozesse des Müllers Arnold in Crossen der König ein ungerechtes Urtheil zu finden glaubte. Da er überdies dem Volke zugänglich war, und sich selbst von dem Ausspruch des Gesetzes nicht entband (wie in der Sache mit dem potsdamer Müller, dem der König die unbequeme Mühle bei Sanssouci ablaufen wollte, und auf dessen Weigerung drohete, sie wegzunehmen, doch auf die Antwort des Müllers, ihn beim Kammergericht in Berlin zu verklagen, die Mühle ruhig auf ihrem Plage ließ), so nahm sich jeder Gerichtsbeamte in Acht. Seine großen jährlichen Militär-Revüen in verschiedenen Provinzen, welche von Militärpersonen aller Staaten besucht und bewundert wurden,

dienten ihm nicht bloß das Heer (dem er eine vorzügliche Sorge widmete und welches er auf einem achtungsgebietenden Fuß hielt, um jedes Kriegsgelüste seiner Feinde nieder zu halten) in Gewandtheit und Lüchtigkeit zu erhalten, sondern gaben ihm auch Gelegenheit, sich mit eigenen Augen von der Verwaltung des Landes, von der Ausführung seiner Anordnungen zu überzeugen, die Behörden um sich zu versammeln, die Wünsche oder Klagen des Volks zu vernehmen. Die Minister berief er jährlich zu einer allgemeinen Rechenschaftsablegung, „um,“ wie er sagte, „mit ihnen gemeinschaftlich unsere Haushaltung zu untersuchen,“ erkundigte sich nach Allem, rügte, wenn er Saumseligkeit bemerkt hatte, gab seinen Willen und seine Wünsche zu erkennen, wenn er hier noch unbebautes Sandland, dort Mangel an Obst, Gemüse u. antraf. In allen Provinzen ließ er große Getreide-Magazine anlegen und setzte den höchsten und niedrigsten Preis des Getreides fest. Bei einer Theuerung ließ er bekannt machen, daß Jeder, der es für das Maximum auf dem Markte nicht kaufen könne, es dafür aus dem Magazine nehmen möge. Santen die Preise zum Nachtheil des Landmanns, so konnte Jeder sein Getreide, wenn er es auf dem Markte für das Minimum nicht los werden konnte, es dafür in die Magazine abliefern. Dadurch regulirte er den Markt und verhütete allzu gresle Schwankungen in den Preisen der Lebensmittel. — Der damals herrschende Grundsatz, daß ein Land Alles hervorbringen müsse, was es bedürfe, führte ihn zu dem schädlichen hohen Zollsystem, zur Abwehr fremder Fabrikate. — Und wie der inneren, so hatte er auch die Leitung der äußeren Angelegenheiten des Staates in seiner Hand. Als Selbstherrscher im edelsten Sinne des Wortes überließ er nichts den Ministern allein! Alles ging von ihm aus und auf ihn zurück, und das hatte, freilich nur bei einem Manne von Friedrichs Charakter und Geist, den großen Vortheil einer kräftigen, einigen und raschen Bewegung der ganzen Staatsmaschine, gegen welche einzelne Mißgriffe nicht in Anschlag kommen; aber schon dem Kaiser Joseph wollte die Nachahmung nicht glücken, anders war es bei Friedrichs Geist, Charakter und Thatkraft! Einen Staatsrath richtete erst Friedrich Wilhelm III. ein! Kein folgenschweres Ereigniß ging vor ihm unbeachtet vorüber, „denn weit hinaus in jenes Labyrinth, von der schlauesten Staatskunst geflochten, sah seines hohen Auges Wetterstrahl. Merkbar war das Behen seines Odems in jeder großen That der Welt.“

In Polen, wo die Königswürde, sonst die einigende Spitze, ganz überflüssig war, wo der Wahl-König nicht einmal wie in constitutionellen Staaten die mitübende Gewalt hatte, wo es keinen Mittelstand gab, wo ein übermächtiger Adel eigentlich den Staat bildete,

wo auf dem Reichstage ein einzelner Edelmann durch sein: „Ich willige nicht ein!“ den Beschluß der ganzen Versammlung umstoßen und in Verwirrung bringen konnte: waren die Protestanten ihrer früheren Rechte beraubt worden, und Katharina unterstützte sie, um ihre Macht dort auszudehnen. Bei dem Kampfe wurden die katholischen Polen über die türkische Grenze gedrängt und die Russen verbrannten dabei die kleine türkische Stadt Braila. Die Türkei erklärte ihnen den Krieg, erlitt aber eine Niederlage nach der andern. Friedrich, obgleich mit Rußland im Schutzbündniß, und der thatendurstige Kaiser Joseph, der den großen, von ihm bewunderten und nachgeahmten Mann persönlich kennen zu lernen wünschte, kamen deshalb den 25. August 1769 zu Reisse zusammen, um die besonders für Oesterreich gefährliche Besitznahme der Moldau und Wallachei zu hintertreiben. Joseph erklärte: „Für Oesterreich giebt es kein Schlessien mehr!“ und Friedrich: „Es sei der schönste Tag seines Lebens; Oesterreich und Preußen müßten sich einander eher beistehen, als aufreiben,“ und im December machte Friedrich dem Kaiser einen Gegenbesuch in Neustadt in Mähren, wo wichtige Dinge zur Sprache kamen. Rußland wollte seine Eroberungen nur gegen Entschädigung herausgeben, und dazu schien Polen bequem\*); wollten Oesterreich und Preußen nun nicht den Russen den Krieg erklären oder ihnen allein eine Vergrößerung zukommen lassen, so schien es am vortheilhaftesten, wenn Jeder etwas nahm, und Maria Theresia hatte bereits die „Bipser Gespannschaft,“ worauf sie seit 450 Jahren für Ungarn Anspruch machte, besetzt. So kam 1772 die erste Theilung Polens

\*) Wehse sagt: „Das verhängnißvolle Wort, die Theilung Polens, sprachen (auf gut türkisch) die Türken aus. Friedrich hatte dem Sultan seine Vermittelung angeboten. Kaunitz erklärte, daß Oesterreich nicht zugeben würde, daß die Russen durch Besitznahme der Moldau und Wallachei (und wirklich gab sie erst Napoleon 1808 zu Erfurt in Alexanders Hand, um in Spanien nicht gestört zu werden) unmittelbare Nachbarn Ungarns würden. Da erklärte der Reis Effendi, es hänge vom Kaiser ab, einen König auf den Thron von Polen zu setzen oder Polen mit der Pforte zu theilen, und zugleich dadurch Rußland zu befriedigen. Katharina meinte, „in Polen brauche man sich nur zu bücken, um etwas davon zu nehmen; sie nähme alle Vorwürfe auf ihr Gewissen;“ Kaunitz (damals, wie später Metternich, der europäische Hauptdiplomate) spielte den Gewissenhaften, um das Gehässige auf Rußland und Preußen fallen zu lassen. F. Förster erzählt indeß in seinem „Friedrich Wilhelm I.“ daß schon 1710 und 1732 Unterhandlungen gepflogen sein, der Republik ein Ende zu machen, Sachsen die Erbfolge zu geben und den Rest des Reichens zu theilen unter Rußland, Oesterreich und Preußen. Den Untergang Polens haben die Polen größtentheils verschuldet; nimmer würde dem Lande solch' Unrecht zugesügt worden sein, wenn das Volk, d. h. hier der Adel, sich würdig und patriotisch benommen hätte.“

zu Stande, wobei Rußland 2 Mill., Oesterreich 3 Mill., Friedrich aber nur das sogenannte polnische Preußen mit 600,000 Einwohnern nahm, welches ihm zur bessern Verbindung seiner Landestheile passend schien; der König gab ihm gleiche Rechte, Verwaltung und Rechtspflege mit seinen übrigen Provinzen, so daß der Wohlstand sich in Kurzem hob.

Wenn Friedrichs Verfahren in Bezug auf Polen auch nicht zu rechtfertigen, sondern höchstens durch die Macht der Verhältnisse zu entschuldigen ist, in einer Zeit, wo man die Macht eines Staates und das Gleichgewichtssystem nach Quadratmeilen und Einwohnern schätzte, so benahm er sich doch bei einer andern Gelegenheit uneigennütziger als Joseph, der schon 1776 auf die Nachricht seines Gesandten in Berlin, des Königs Podagra scheine in Wassersucht überzugehen, ein Heer in Böhmen in Bereitschaft setzte, um Schlesien wieder zu nehmen, und nun die Aussicht auf einen andern Ländererwerb folgte. Der Kurfürst Max Joseph von Bayern war den 30. Dec. 1777 kinderlos gestorben. Sein Erbe, Karl Theodor von der Pfalz, gleichfalls ohne eheliche Nachkommen, machte sich nicht viel aus der Erbschaft, als nun der Kaiser Joseph auf Bayern, als heimgefallenes Lehen Anspruch machte und rasch in Bayern einrückte, ließ er sich in Furcht setzen und wollte zwei Drittel abtreten. Damit war aber das in Deutschland geltende Erbfolgerecht verletzt, die Unabhängigkeit der deutschen Reichsstände gefährdet. Friedrich, der schon einmal 1745 Bayern Lust gemacht und dem Kaiser und Kurfürst von Bayern Karl VII. ein ruhiges Sterbebette in München verschafft hatte, mahnte ab, erklärte sich für den Beschützer des Herzogs von Zweibrück, des nächsten Verwandten Karl Theodors, schloß mit Sachsen, welches Ansprüche auf einige Güter hatte, einen Bund, und rückte in Böhmen ein, wo Joseph mit 100,000 Mann in einem unangreifbaren Lager bei Königgrätz stand. Es kam aber in diesem „Kartoffelkriege“ nur zu einzelnen Gefechten, weder Friedrich noch Maria Theresia hatten große Neigung zu neuem Blutvergießen: daher schlossen sie, ohne sich an den kriegslustigen Kaiser zu kehren, den Frieden zu Teschen, den 13. Mai 1779, wodurch Bayerns Selbstständigkeit gerettet wurde, indem Oesterreich Alles bis auf den Bургauer Kreis herausgab, und Sachsen für seine Ansprüche 6 Mill. Gulden erhielt. Friedrich, dem der Krieg 23 Mill. Thaler gekostet hatte, nahm keinen Ersatz; aber Europa bewunderte und die Bayern segneten ihn damals als den Erhalter ihrer Unabhängigkeit! Seinem weisen und kräftigen Benehmen verdankt es auch Deutschland, daß es nicht in dem nordamerikanischen Freiheitskriege, der einen Bruch Englands und Frankreichs zur Folge hatte, hineingezogen, und wie früher nach Pitts Ausspruch, Canada, so jetzt Nord-Amerika, auf deutschem Boden

erkämpft werden konnte; dagegen schloß er mit den frei gewordenen „Bereinigten Staaten“ einen vortheilhaften Handelsvertrag.

Kaiser Joseph hatte jedoch seine Absichten auf Bayern, dessen Besitz ihm den ganzen Donaustrom und die Uebermacht in Süddeutschland verschafft hätte, nicht aufgegeben. Nach dem Tode seiner Mutter 1780 Herr der österreichischen Monarchie, verfolgte er zwar große und edle Entwürfe, obgleich mit zu großer Raschheit, trachtete aber dabei zu sehr nach Vergrößerung seines Landes. Um auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen, bot er Karl Theodor die entfernten österreichischen Niederlande für Bayern an\*). Friedrich trat ihm ernstlich entgegen, und stiftete, um Aehnliches für die Zukunft zu verhüten, 1785 mit Sachsen und Hannover, dem bald mehrere Fürsten sich anschlossen, den deutschen Fürstenbund, dessen Zweck war, die Verfassung des Reiches, den rechtmäßigen Besitzstand und gegenseitiges Einverständniß aufrecht zu erhalten. Mit diesem bedeutsamen Einigungs-Werke, dessen Aufrechterhaltung dem Vaterlande in dem folgenden Jahrzehnte viel Elend erspart hätte, schloß der große Friedrich seine große Regentenlaufbahn. —

Groß sind aber auch Friedrichs Verdienste um Deutschland, um die protestantische Kirche und die deutsche Literatur! Preußen stand durch ihn in Europa neben den Großmächten, in Deutschland neben Oesterreich. Aber, sagt man, war das nicht vom deutschen Standpunkte aus betrachtet ein Unglück für das Vaterland? Zerriß Friedrich nicht dadurch die deutsche Einheit und machte aus der Einherrschaft eine Zweiherrschaft, welche die Kraft des Reiches lähmen und zu Bürgerkriegen Veranlassung und bei fremden Angriffen zu Bündnissen mit fremden Fürsten locken konnte? — Bekanntlich waren die Fürsten in allen, von germanischen Völkern durch die und nach der Völkerwanderung gestifteten Reiche nach altgermanischer Weise nichts weniger als unumschränkte Herrscher; durch das ganze Mittelalter hindurch waren sie durch ihre großen Lehnsträger beschränkt, deren Zustimmung bei allen wichtigen Angelegenheiten erforderlich war, und nicht selten mit den Waffen in der Hand den Gehorsam verweigerten, wenn der Kaiser oder König seine Gewalt mißbrauchte oder die Fürsten sonst ihren Vortheil sahen, z. B. Heinrich der Löwe, der Landgraf Friedrich von Thüringen, die Schweizer, die Bayern, Kurfürst Moriz u. Das deutsche Reich war überdies ein Wahlreich, und wenn auch die Kaiserwürde in den letzten Jahrhunderten

\*) Schon Eugen hatte die Idee, Max Emanuel nach Brüssel, Mailand oder Neapel zu versetzen. Je unhaltbarer sich der Reichsverband erwies, desto dringender trat dieser Plan hervor, Bayern als Kornkammer und die böhmischen und tyroler Gebirge als Bastionen zu benutzen.

fast ununterbrochen an das Haus Oesterreich fiel, so zeigt doch die Wahl Albrechts von Bayern, daß auch in dieser Beziehung die Freiheit bewahrt wurde. Als in den späteren Jahrhunderten das monarchische Prinzip sich ausbildete, und in Spanien, England und Frankreich die Könige sowohl den hohen Adel als die Parlamente unterdrückten und ihre Völker es sich gefallen ließen, daß der König unumschränkter Herr, sein „Ich der Staat“ war, gelang doch in Deutschland dem österreichischen Kaiserhause diese Absicht nicht; es herrschte hier die alte Freiheitsliebe, und selbst die neue Ordnung der Dinge umher, welche nach Außen eine größere Einheit erforderlich zu machen schien, konnte diese vielfach zu weit getriebene Liebe so wenig unterdrücken, daß der Versuch Oesterreichs, unter dem Vorwande der Sorge für die katholische Religion zur Herrschaft zu gelangen, das Reichsverband viel looser machte und der kaiserlichen Autorität zu nicht geringem Nachtheil gereichte, weil dadurch das Reich, dessen Kräfte die Kaiser auch später für ihre Hauszwecke in Italien und Ungarn ausbeuteten, in völlige Auflösung gerieth, den Franzosen und Schweden zum Raube ward, und die ohnmächtigen Fürsten (3—400 Reichsfürsten und Reichsstädte, nur an sich denkend) ein Stück Land nach dem andern ruhig vom Reiche abreißen ließen und zum Verderben des Vaterlandes bald bei Oesterreich, bald bei Frankreich Schutz suchten und dadurch die Fremden zu Herren machten.

Aus dieser Zerrissenheit und tiefen Erstarrung weckte Friedrich den deutschen Geist, gab den deutschen Landen einen neuen Stützpunkt, und indem er seinen rein deutschen Staat auch zu einer Großmacht erhob, dadurch dem Vaterlande zwei kräftige Stimmen im europäischen Völkerrathe; er verlieh durch seine unsterblichen Thaten dem deutschen Namen wieder Ehre in der Welt, während Bayern, Pfalz, Würtemberg, Mainz u. sich zu Frankreichs Söldlingen erniedrigten, flößte dem Volke wieder Selbstgefühl, Selbstachtung und Selbstvertrauen ein, und stellte in dem „Fürstenbunde“ ein Mittel auf, der abgestorbenen Reichsform neues Leben einzuhauchen. In der ungeheuern Krisis des 7jährigen Krieges wußte er seine Stellung zu behaupten, und diese erhielt ihre volle Bedeutung durch den Sieg über die französischen Waffen. Wie die Schlacht bei Fehrbellin die Schweden, so wies die roßbacher Schlacht die Franzosen, die beiden Mächte, welche durch den 30jährigen Krieg sich bei uns eingenistet hatten, zum Lande hinaus: Preußen wurde ihr Erbe! Der nationale Sinn hob sich dadurch nicht allein in Staatsangelegenheiten, sondern machte sich auch in Kunst und Wissenschaft von dem vorherrschenden Einfluß Frankreichs glücklich los. Preußens Fürsten haben von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, seinem Sohn und Enkel, bis Friedrich Wilhelm III.



und Friedrich Wilhelm IV. stets einen deutschen Sinn gezeigt, mit Deutschland geblutet, gelitten und gestrebt, und wo sie zurücktraten, nur der Nothwendigkeit, der Selbsterhaltung oder der Ueberzeugung nachgegeben, sich sonst für unzuverlässige Bundesgenossen oder für fremde Interessen opfern zu müssen. „Die hohe Bedeutung des Hauses Hohenzollern für Deutschland mag periodisch wieder verkannt oder langsam erfüllt werden, sie wird nie ohne entscheidende Folgen bleiben.“ Oesterreichs eifersüchtige Politik hatte die aufstrebenden preussischen Fürsten, welche ihm in Ungarn und Italien, am Rhein und den Niederlanden mit dem edelsten Blut Schlachten gewinnen halfen, selbst von sich gestoßen, ihre treuen Dienste schlecht belohnt, und hätte doch, 1740 wie 1850 in Ungarn viel Unheil von sich abgewendet, wenn es Preußens gerechte Forderung anerkannt und ihm offen und vertrauend die Hand geboten! Von einem Ende Deutschlands zum andern fühlte das Volk auch für Friedrich. Sein Sieg bei Rossbach gegen die Franzosen, wie seines Ferdinands Siege gegen eben dies übermüthige Volk begeisterten Tausende für ihn, sein Bild hing in jeder Hütte, sein Name war in jedem Munde! — Und wie er durch seine uneigennützigte Hülfleistung Bayern mehrmals vom Untergange rettete und durch den Fürstenbund die Einigung in Deutschland förderte, so bewahrte er auch unser Vaterland vor der Wiedereinführung des Katholizismus, womit es bei seinem Regierungsantritte ernstlich bedroht war. Die katholische Kirche, immer bedacht, ihre verlorene Herrschaft in Deutschland wieder zu gewinnen, suchte damals, begünstigt durch den Satz: „der Regent entscheidet über die Religion des Landes,“ was sie nicht mit Gewalt hatte durchsetzen können; im Geheimen zu erreichen, indem sie die Fürsten in ihren Schooß zurückzuführen strebte, und es schien zu gelingen. Die Pfalz war in die Hände des 1614 katholisch gewordenen Hauses Neuburg gekommen; in Württemberg war Herzog Karl Alexander 1733 katholisch geworden und Herzog Karl, sein Nachfolger, war katholisch erzogen; vom braunschweigisch-hannoverschen Hofe waren zwei Prinzessinnen, die Gemahlinnen Kaiser Josephs I. und Karls VI. übergetreten; der Erbprinz Friedrich von Hessen war ebenfalls zum Uebertritt verleitet. Was die Folge davon sein würde, das zeigten Tausende aus der Pfalz, Schlessen, Böhmen und Salzburg vertriebene Protestanten und 1922 protestantische Ortschaften im Elsaß, welche Ludwig XIV. trotz der Verträge katholisch gemacht. Der 7jährige Krieg, wo zuerst die beiden katholischen Hauptmächte Oesterreich und Frankreich gegen die Hauptstütze der protestantischen Kirche, Preußen, auftraten, hatte ebenfalls eine religiöse Bedeutung. Doch Friedrich erkennt die hohe Bedeutung der Reformation, nennt sie „eine große einzige Revolution, die das ganze System Europa's umge-

wandelt, heilsam für die ganze Welt, zumal für den Fortschritt der Vernunft;“ und erklärt, „wenn Luther nichts weiter gethan hätte, als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei befreiet, in welcher sie die römische Curie hielt, so hätte er verdient, daß man ihm Altäre errichte wie einem Befreier des Vaterlandes;“ — er setzte es durch, daß bei der Verheirathung der Erbprinzen von Würtemberg und Hessen die Kinder protestantisch erzogen wurden, und 1785 nicht ein Katholik, sondern der spätere erste Kurfürst von Hessen Wilhelm zur Nachfolge gelangte und mit Friedrich I., nachherigen König von Würtemberg auch dies Land nach 64 Jahren zuerst wieder einen protestantischen Landesherrn erhielt. Und wie hier im Sinne seiner Vorfahren als Beschützer der evangelischen Kirche auftretend, so übte er auch in seinem Lande gegen die verschiedensten Religionsverwandten die umfassendste Duldung. Schon in seinem Anti-Machiavell stellte er den Grundsatz auf: „Die weltliche Macht mit Kraft empor zu halten, Jedem Gewissensfreiheit zu gewähren, stets König zu sein und nie den Priester zu machen.“ Beispiele des Unheils der entgegengesetzten Handlungsweise liegen nahe! Wie er vertriebene Protestanten in seinem Staat freundlich aufnahm, so beschützte er auch Juden und Katholiken, und selbst die Jesuiten ließ er, als ihr Orden aufgehoben war, ruhig in seinen Staaten leben, und hatte in seiner nächsten Umgebung eifrige Katholiken, z. B. d'Argens, Rothenburg, Algarotti und kirchlich gläubige Protestanten, wie Biethen, Schwerin, Fouqué, Saldern, Belling u. A.; er verlangte dagegen von Allen Vermeidung von Streitigkeiten, Gehorsam gegen die Gesetze und von den Geistlichen, daß sie bei den Gemeinden die Ueberzeugung wecken, wie im Christenthume es nicht so sehr auf äußere Gebräuche, als auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme. Wie er für die Bedürfnisse der Protestanten in Berlin die neue Domkirche aufführte, so bauete er den Katholiken die Hedwigs-Kirche und erlaubte unter diesen Bedingungen Jedem nach seiner Weise Gott zu verehren, oder, wie er sich ausdrückte, „nach seiner Façon selig zu werden,“ ein Wort, das, richtig verstanden, Sinn hat und das, unserer Ueberzeugung nach, gar nicht einmal ein Mißwort sein sollte, und ohne den französischen Ausdruck nicht dafür gehalten worden wäre. Dagegen war er aller Heuchelei in Bezug auf Religion feind, und wo er meinte, daß die Religion zum Deckmantel eigensüchtiger und sündlicher Zwecke gemißbraucht werde, trat er diesem „geistlichen Muckerpact“ entgegen.

Wohl mochte (und das ist sehr zu bedauern) der König, bei welchem man freilich tiefe theologische Kenntnisse nicht voraussetzen

darf, durch das Lesen der Schriften der französischen Enzyklopädisten, wie durch die Werke und den Umgang Voltaires und den Geist einer feichten Verstandesaufklärung, welcher die Zeit beherrschte, irre geleitet, der tieferen Gründe des Glaubens entbehren, auf die äußeren Formen der Kirche, die seine Jugendbildung ihm verleidet hatte, wenig Werth legen, ja, von dem Geiste jener Männer, welche, wie Viele in unserer Zeit, das Christenthum als Hinderniß einer sogenannten Aufklärung ansahen, gereizt, oftmals in seinen geselligen Kreisen seinem Wiße die Zügel schießen lassen, und dadurch einen gefährlichen Religions-Indifferentismus befördert haben, den man mit christlicher Duldung verwechselt: als Regent legte er dem Glauben und Gewissen keinen Zwang an, und sein Beispiel wirkte in dieser Beziehung heilsam auf den Kaiser, dessen Mutter sich zur Bigotterie neigte. Schalt er auch auf die unduldsamen haller Professoren, besonders Lange, den Feind Wolfs, und nahm er auch den wirklich frommen Franke nicht aus, so rühmte er doch selbst in Briefen an Voltaire (1736) den Probst Reinbeck und Beausobre, hörte (1736) den letzten mit Entzücken predigen und las seine Predigten, wie Saurins, Massillons zc. Eben so schätzte er die Prediger Quandt und Uhard. Letzterem sandte er auf dessen Wunsch den 8. Juni 1736 zwei Texte zu Predigten: „Die Worte sind uns von Gott gegeben,“ worin die Möglichkeit, die Wahrheit und die Kennzeichen der Offenbarung, und dem zweiten: „Das Kreuz Christi ist den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit,“ worin die Nothwendigkeit der Sendung Jesu und die Anwendung des Glaubens an Christo entwickelt werden sollte, und ohne die Wizeleien des fanatisch anti-christlichen Voltaire's, den er weit überschätzte, würde sein heller Geist durch eigene Betrachtungen auch sicher zu gründlichern Einsichten gekommen sein, wenn Suhm und Wolf (von denen er 1736 sagt: „Ich studire Wolf mit angestrengter Aufmerksamkeit, und bilde mich mehr und mehr nach seiner Art zu philosophiren, die sehr gründlich und richtig ist. Ich entdecke ihre ganze Stärke und Schönheit“) nicht durch jenen verdrängt wäre. In den spätern Jahren fühlte der König selbst und beklagt es bitter, daß ihm Leute fehlten mit dem frommen Geiste, die nach der Schlacht von Leuthen das: „Nun danket Alle Gott“ ertönen ließen, Männer wie Zietzen, die ihn durch Hinweisung „auf den Allirten im Himmel“ aufrichteten. Wohl mochte er den hohen Einfluß des ächten Glaubens auf Frömmigkeit und Sittlichkeit nicht gehörig würdigen und der Verstandesbildung nach der Ansicht seiner Zeit einen zu hohen Werth beilegen, aber sein Gemüth war wie deutsch, so religiös, eine tiefe Hochachtung vor dem sittlichen Kern des Christenthums erfüllte seine Seele, und sprach sich vielfältig aus.

Schon 1750 verlangte er in der Instruktion für das lutherische Ober-Konfistorium, „daß das Wort Gottes lauter und rein gelehret werde.“ In der Kabinetts-Ordre von 1779 erklärt er, „daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und Moral den jungen Leuten lehren, ist recht und gut, und müssen davon nicht ablassen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen, denn die evangelische ist die beste, und viel besser, als die katholische, und viel solider als die jüdische; daher müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur Religion behalten.“ In dem Briefe 1770 an d'Alembert spricht er sich mit großem Ernste zu Gunsten des Christenthums gegen das examen critique des Barons Holbach aus. „Wie kann er sagen, daß die christliche Religion Ursache von den Uebeln des Menschengeschlechts sei? Er hätte sich richtiger ausdrücken und sagen sollen, Stolz und Eigenwillen der Menschen haben diese Religion gemißbraucht zum Vorwande, die Welt zu beunruhigen, und ihre eigenen Leidenschaften zu befriedigen. Wäre auch im ganzen Evangelio nur das einzige Gebot: Was Du willst, daß die Leute Dir thun sollen, das thue ihnen auch, so muß man gestehen, daß es die Quintessenz der ganzen christlichen Moral enthält. Hat Christus nicht in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Liebe und Humanität gepredigt. Man sollte auf das Gesetz und nicht auf den Mißbrauch achten, und nicht die Vorschrift mit der Ausübung verwechseln, und nicht die wahre christliche Moral mit der, welche Pfaffen entstellt haben. Läßt man das Dogma des Fatalismus zu, so giebt es weiter keine Moral, keine Tugend, und das ganze Gebäude menschlicher Gesellschaft bricht zusammen.“ Nimmt man hinzu sein lebendiges Pflichtgefühl und die unermüdete Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen und die Beförderung einer edlen Religionsbildung, so muß man doch wohl gestehen, „er war nicht ferne vom Reiche Gottes,“ wie er denn auch überall den leichtsinnigen Ton der französischen Freigeister mißbilligt und 1768 an Voltaire schreibt: „Die Toleranz muß sich nicht so weit erstrecken, daß sie die Frechheit und Ausgelassenheit junger, unbesonnener Leute autorisirt, welche dem kühn Hohn sprechen, was das Volk verehrt. Dies sind meine Gesinnungen, und sie entsprechen dem, was uns Freiheit und Sicherheit, den Zweck aller Gesetze, verschafft. Ich wette darauf, Sie werden sagen: Das ist auch sehr gut deutsch &c.“

Wie Friedrich trotz seiner Abneigung gegen kirchliche Formen einen christlichen Sinn in sich trug, so war er auch trotz seiner Vorliebe für französische Sprache und Literatur ein deutscher Geist, und (wenn auch ohne es zu wollen, — denn „Von des größten Deutschen Sohne, von des großen Friedrichs Throne ging sie schuplos, unge-

ehrt.“) — ein Beförderer deutscher Sprache und Literatur, die gerade unter ihm einen ungeahnten Aufschwung erhielt. In seiner Jugend hatte jene ihren Glanzpunkt erreicht, seine Kindheit verging unter den Händen von Erziehern französischer Abkunft, die ihm nur an französischer Literatur Geschmack finden ließen, und sein späterer Umgang mit Voltaire vollendeten seine Geringschätzung der deutschen Sprache. Diese war während des dreißigjährigen Krieges vernachlässigt, und ein wunderliches Gemisch von Wörtern aus allen Sprachen geworden; die bessere spätere Richtung, die Kraftfülle und Schönheit der deutschen Sprache, welche sich schon damals zeigte, blieben dem Könige fremd. Es ist sehr zu bedauern, aber kein Wunder, wenn der geistreiche und geschmackvolle Friedrich als Prinz und König sich des Französischen in seinen Schriften und Unterhaltungen bediente! Für Deutschland und das deutsche Volk ging jedoch des Königs Geringschätzung der deutschen Sprache eben so unschädlich, wie seine unkirchlichen Aeußerungen im geselligen Kreise, vorüber. Dem ernstern Sinn des deutschen Volkes ist eine blinde Verehrung wie die der Franzosen gegen Ludwig XIV., eine Vergötterung wie Ludwigs XV. nach seiner Wiedergenesung durchaus nicht angeboren. Statt etwa durch des Königs Beispiel sich bestimmen zu lassen, auch nur französisch zu schreiben und zu dichten, bildeten gerade die deutschen Schriftsteller und unter ihnen, neben Klopstock, Bürger, Hagedorn, Voß, Gellert, Stolberg, Wieland, Schiller u. A., die Brandenburger, Kleist, Ramler, Gleim, Spalding, Kant, Garve, Sulzer, Mendelssohn, Engel, Herder u. A. eine selbstständige deutsche Rational-Literatur, und wie Friedrich dem Auslande Achtung vor deutschem Heldenmuth und deutscher Tapferkeit eingeklebt, so waren sie es, war es besonders Lessing, welcher, für den König leider! zu spät, die Grundfesten der thöricht bewunderten französischen Poetik erschütterte, die vermeinte Unfehlbarkeit der französischen Dramaturgen vernichtete, und deutscher Poesie und Prosa, deutscher Wissenschaft und Literatur ihre hervorragende Stellung sicherte. Und „rühmend darf's der Deutsche sagen, höher darf sein Herz ihm schlagen: selbst erschuf er sich den Werth.“

Es ist leichter, ein großer als guter Mensch zu sein: Friedrich war beides. Der große Feldherr, Fürst und Regent war auch groß und gut als Mensch. Sein Körper war von Mittelgröße, ebenmäßigen Wuchse, breiter, erhabener Brust, ernstem Gesichte, lieblichem Mund, und großen, blauen, durchdringenden Augen, deren Freundlichkeit eben so herzzgewinnend war, als furchtbar ihr zorniges Leuchten; erstaunlich war der Wechsel in seinem Gesichte: königlicher Ernst wechselte plötzlich mit königlicher Milde. Sein Gang war etwas nachlässig, aber rasch und stolz, der Ton seiner Stimme gewöhnlich

sanft und musikalisch, der Kopf hing in späteren Jahren vom Hlutenblasen nach der rechten Seite. Auf Kleiderprunk legte er keinen Werth; eine abgetragene blaue Uniform mit breiten Rockschößen, dreieckigen Treffenhut, die Weste voll Schnupstabaß, schwarze kurze Sammetbeinkleider, lange Stiefel und Krückenstock. Die ganze Garderobe kaufte nach seinem Tode ein Jude für 400 Thaler, während August und sein Brühl Millionen auf Kleidung verwendeten.

In diesem Körper wohnte ein reichbegabter Geist, dessen Anlagen Friedrich früh herauszubilden und zu einem glücklichen Ebenmaaß zu entwickeln sich bemühte. Die Verstandesschärfe wurde durch seine Gemüthlichkeit, der Thatendurst durch die Gabe der Dichtkunst, der Sinn für philosophisches Nachdenken, durch sein phantastereiches Gefühl, durch das Bedürfnis der Thätigkeit im Gleichmaße erhalten, und unermüdet suchte er seine Kenntnisse zu vermehren. In Rheinsberg, fern von den lästigen Fesseln des Hofes, umgeben von einem Kreise geistreicher Männer füllte er seinen Geist mit Idealen menschlicher Größe, welche das Herz mit Begeisterung umfaßt. Die berühmtesten dichterischen und historischen Werke der Griechen und Römer wechseln mit denen der Franzosen, Plutarch mit Voltaires Henriade, welche er für das erste Geistesprodukt der Welt hielt; mit dem Obersten Camus treibt er die Kriegskunst und mit Quanz spielt er die Flöte und zeigt sich bald in beiden als Meister; Suhm führt ihn in die Philosophie, übersetzt des bewunderten Wolfs Metaphysik ins Französische und beide vertiefen sich oft bis in die Nacht in metaphysische Unterhaltungen\*), während Friedrich zur andern Zeit seine Gedanken und Gefühle in Gedichten ausdrückt oder seine Gedanken über die Regierungskunst sich klar macht. Die musikalischen Brüder Graun, der Violinist Benda, die Maler du Besne und du Buiffon, der Baukünstler Freiherr von Knobelsdorf, Senning u. A. kommen mit ihren Talenten, Kayserling, Fouqué, Chazot, Jordan u. A. mit ihrer Welterschahrung zc. hinzu. Die Gespräche dieses geistreichen Kreises waren die Erholung nach der Arbeit, die Würze der Tafel; Wig und Scherz wechselten mit wissenschaftlichen Disputen und musikalischen Unterhaltungen. Friedrichs ungeheures Gedächtnis, seine Erfahrung, seine Belesenheit, sein Wig ließen es ihm in Rheinsberg wie später in Sansouci nie an Stoff zur Unterhaltung fehlen. Neben diesen führte er noch einen bedeutenden Briefwechsel mit ausgezeichneten Männern und setzte ihn auch nach seiner Thronbesteigung,

---

\*) In seinen späteren Urtheilen zeigt sich der nachtheilige Einfluß des oberflächlichen Voltairischen Geistes, z. B. über Pfaffen, Ruder zc.

selbst mitten im Kriege fort. Zu seiner geistigen Unterhaltung hatte der König sich fünf gleiche Büchersammlungen angelegt zu Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Sanssouci (welches Knobelsdorf 1745 bis 1747 erbauete und dem Könige Rheinsberg ersetzte und wo in seinem Studirzimmer noch Alles sich in der Ordnung befindet, in welchem er es bei seinem Tode verlassen hat) und in Breslau. Die Zahl seiner sämtlichen Schriften würden einem bloßen Schriftsteller Ehre machen, wie viel mehr einem Manne, der König, Feldherr, Regent und Staatsmann im vollsten Sinne des Wortes war: aber Friedrich war einer der arbeitsamsten, thätigsten Männer.

Selten hat aber auch wohl ein Fürst seine Zeit so weise einzutheilen und so planmäßig zu benutzen verstanden, als Friedrich. „Du hast Recht,“ schreibt er an Jordan, „wenn Du glaubst, ich arbeite viel. Ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang.“ Fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung, der Geist der Ordnung zeigte sich auch an den kleinsten Beschäftigungen; nichts wurde aufgeschoben, weder Müdigkeit, noch übles Wetter, noch eine Lieblingsneigung brachte ihn von diesem Grundsatz ab. Um 4 Uhr im Sommer und im Winter um 5 Uhr stand er auf, fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm, ja, er suchte sich mit Hülfe starken Kaffee's ihn ganz abzuwehnen, was aber nur einige Tage ging; wollte er früher aufstehen, so hatte sein Kammerdiener gemessenen Befehl, sich durch nichts abhalten zu lassen, ihn zu wecken, und bei einem solchen Fall rief er einst gähmend und lächelnd: „Ach, wäre ich doch Kriegsrath geworden.“ Sobald er aufstand, kleidete er sich selbst an, und trat gestiefelt auf, ging dann an den Schreibtisch, um die während der Nacht eingelaufenen Briefe zu lesen oder bei unwichtigen sie einem Kabinetstrath zur kurzen Inhaltsangabe zu überlassen, dann hörte er den Rapport der Offiziere, trank Kaffee und griff zu seiner Flöte, „wobei ihm, auf- und niedergehend,“ wie er an d'Allembert schreibt, „oft die glücklichsten Gedanken kamen.“ Zwischen 9—10 Uhr traten die Kabinetsträthe ein, und erhielten seine Entscheidungen auf die Eingaben gewöhnlich kurz; z. B. auf das Gesuch eines Majors um eine Kriegsrath-Stelle: „Das hieße den Boß zum Gärtner machen;“ auf ein Vorschußgesuch: „ich bin kein Banquier;“ der Wittwer einer

---

\*) 1) Oeuvres posthumes de Frédéric II., Berlin 1788. 15 Bände. 2) Supplement dazu. 3) Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur 1789. 4 Bände. 4) Correspondance entre Frédéric et d'Argent. 2 Bände und mit Suhm 2 Bände. 1787 und 1788. 5) Ungedruckte Aufsätze. Eine neue Ausgabe auf Befehl des jetzigen Königs.

Gebamme wünscht eine Pension: „er kann ja nicht accouchiren;“ einem vielschreibenden Gesandten: „er schreibt dem Teufel ein Ohr ab, soll nur schreiben, was der Mühe werth ist;“ auf die frankfurter Einquartirungsbeschwerde: „das kann nicht anders sein; ich kann die Regimenter nicht in die Tasche stecken; es werden Kasernen wieder erbaut,“ oder: „soll geschehen,“ oder „patience,“ „dummes Zeug;“ „ist nicht klug.“ Dann gab er dem Kommandanten die Parole, die bei der Parade um 12 Uhr ausgegeben wurde, schrieb Briefe, nahm ein Buch, hörte Bittsteller zc. an, ritt oder ging spazieren. Um 12 Uhr begann die Mittagstafel, bei welcher der König stark gewürzte Speisen und Obst liebte; und hier, wo die Etikette schwand, ergoß sich die witzige Unterhaltung über Gegenstände aller Art. Nachher wurden die Briefe unterzeichnet, welche die Kabinettsräthe überfandt hatten, dann Schriftstellerte er, ging in den Garten oder ließ sich vorlesen; um 6 Uhr fand gewöhnlich ein Konzert statt, dem eine heitere Abendmahlzeit folgte. Im Mai hielt er Truppenmusterung bei Potsdam und Berlin, im Juni bei Magdeburg, Küstrin, Stargard und in Preußen. Nach einer Brunnenkur in Sansouci, seinem Sommeraufenthalte, ging er am 14. August zur Revue nach Schlessen, im September untersuchte er das Artillerie-Corps, hielt dann in Potsdam das Herbstmanöver, bezog Ende November das Schloß in Potsdam, und ging vom 24. Dezember bis 24. Januar nach Berlin.

Bei dieser unermüdeten Thätigkeit des Königs hatten nicht allein die Rätthe einen schweren Dienst, sondern auch die Leibpagen; doch sorgte der König auch väterlich für sie. Ein Page war erschöpft von Arbeit und Zahnschmerz eingeschlafen; der König curirt ihn durch den Schreck, indem er Ordre ertheilt, ihn auf die Wache zu schicken. Einen andern überrascht er ebenfalls schlafend, findet aber bei ihm einen Brief der Mutter, welche sich für die kleinen, ihr überschickten Ersparnisse bedankt; er steckt ihm eine Geldrolle in die Tasche. Der erstaunte Page aber giebt sie zurück, weil er nichts davon wisse, und der König sorgt für die Ausbildung dieses „Edelknaben“ (s. Engels Drama), des nachherigen Direktors der geheimen Kriegskanzlei von Malchitzki, welcher 1838 starb.

Und dieser große Mann bestieg den Thron mit einer lebenswürdigen Bescheidenheit, und dem vollen Bewußtsein der Größe seiner Aufgabe, mit dem festen Willen, ihr zu genügen; er wirbt um das Wohlwollen von Dichtern und Schriftstellern, schafft das Allerdurchlauchtigster und Allergnädigster König im Kirchengebet und bei Briefen ab; behält nur in Patenten und Edikten das: „Von Gottes Gnaden“ bei, erklärend: „Das sind alle Menschen,“ gesteht ehrlich seine Mängel ein, schreibt an Oberst Camus: „O Camus, der Du mich



von Kindheit an gekannt und die thörichtesten Verirrungen meiner Jugend gesehen hat, sei jeder Zeit ohne Nachsicht, schonungslos und unerbittlich gegen meine Fehler; so nur läutert sich mit Feuers Hüße das Gold von den unedlen Metallen. — „Ich habe geringes Verdienst und wenig Kenntniß,“ schreibt er von Rheinsberg an Voltaire, „aber viel guten Willen zc.“ Friedrich war ein Mann, der mit gutem Willen und großen Vorsätzen den Thron bestieg und in ihrer Ausführung nicht ermattete. Er erkannte nicht bloß den Beruf, sondern erfüllte ihn mit der strengsten Gewissenhaftigkeit.

Wie sein Geist großer Entwürfe, so war auch sein Herz großer Empfindungen fähig.

Ungeachtet seines Feldherrntalentes und des dadurch erlangten militärischen Ruhmes, liebte und führte er den Krieg doch nicht wie Napoleon (dessen Lebensselement er war, weil er fühlte, daß er nur im Kriege groß war, zur Erhöhung seines Ruhmes, zur steten Vergrößerung seiner eigenen Interessen) aus Eroberungslust und Herrschsucht, sondern weil er Krieg führen mußte, aus politischer und moralischer Nothwendigkeit, zum Besten seines Landes, zur Erhebung seiner Unterthanen, zur Vertheidigung seines Staates, und steht darin größer als dieser da, dem er auch als Feldherr durchaus nicht nachsteht. Denn wenn dem französischen Kaiser auch sein Kriegs-Genie unbestritten bleibt, wenn er auch mehr und größere Schlachten geschlagen und seinen Waffen von einem Ende Europa's bis zum andern getragen hat, so gewann er doch jeden seiner Siege fast nur durch Uebermacht und ging mit seinen viel mächtigeren Hüßquellen zu Grunde, als die unterdrückten Völker sich gegen ihn erhoben: während Friedrich kaum über den zehnten Theil einer Bevölkerung herrschend, der Napoleon gebot, stets mit einer großen Minderzahl von Kriegern seine Schlachten schlug und aus seinem Kampfe mit halb Europa siegreich hervorging. Friedrichs Feldherrntalent und die Tapferkeit seiner Preußen haben sich, als er von Feinden umringt, bald in Sachsen die Franzosen, bald in Schlesien die Oesterreicher, bald in Pommern die Russen schlug und selbst in den schrecklichen Tagen von Collin, Hochkirch und Kunnersdorf glänzender bewährt, als Napoleon, der sich 1813 in Sachsen und 1814 in Frankreich sich eingeengt sah, und durch die einzige Schlacht bei Leipzig alle seine Eroberungen und bei Waterloo in 8 Tagen Heer und Krone verlor. Fern von napoleonischem Uebermuth, bot Friedrich, der Sieger, die Hand zum ehrlichen Frieden. Mochte er im Feuer der Jugend auch dem Ruhme nachjagen: er erkannte ihn bald als eitel, und durch den Krieg zu theuer erkauft.

Wie bescheiden spricht er in seinen Briefen und in seinen Werken über seine Talente, wie über seine Erfolge. „Ihre Freundschaft täuscht Sie,“ spricht er nach der bewunderten Schlacht bei Leuthen; „ich bin nur ein Schulknabe im Vergleich mit Alexander, und unwürdig, dem Cäsar die Schuhriemen aufzulösen.“

„Ach,“ schreibt er an seinen Freund Jordan noch während des schlesischen Krieges, „wann werden wir einander unter den friedlichen Büschen Rheinsberg oder den prächtigen Linden Charlottenburgs wiedersehen, und über die Thorheit der Menschen und der Nichtigkeit der Dinge nachdenken.“ „Ist es möglich,“ sagt er in einem andern Briefe, „daß wir uns abmühen, einem solchen Phantom (dem Ruhm) nachzujagen. Können wir uns von einer solchen falschen Münze täuschen lassen?“ Unter seinen Siegen denkt er in seinen Briefen an den Genuß der Freundschaft und Häuslichkeit, welche er in dem neuen Schlosse genießen will, „wo er mit den Freunden die reine Freiheit in schwärmerischer Freundschaft schmecken wolle, wo Ehrgeiz und Feindschaft als Sünden gegen die Natur erscheinen sollen.“

„Bis der Schnee fällt,“ schreibt er an Lord Marshall, „werde ich auf dem Seile tanzen müssen. Wie gern gäbe ich die Hälfte des Ruhmes, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig Ruhe hin.“

Dem Marquis d'Argens meldet der König seine Heimkehr, 1. März 1763, mit den Worten an: „Endlich ist im ganzen Ernst Friede, mein lieber Marquis; diesmal werden Sie mit Recht Postillone und den ganzen Zug bekommen, der sie begleitet. Da wäre denn, Gott sei gedankt, das Ende meiner militärischen Thaten.“

Welche Festigkeit und Seelengröße entwickelte Friedrich in den Tagen des Unglücks. Nach der Schlacht bei Kollin schreibt er an Lord Marshall: „Das Glück, mein lieber Lord, stößt mir oft ein schädliches Selbstvertrauen ein; es hat mir den Rücken gewandt. Ich hätte es denken können: es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen.“ Während er, Oktober 1757, sein Testament macht, und den unerschütterlichen Entschluß faßt, und in einem Gedichte an Voltaire ausspricht, lieber mit Würde zu enden und den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde zu suchen, als Grundsätze und Ehre aufzugeben, und seinen Untergang zu überleben; während er seinen Geist mit aller Kraft auf die ernste Lage seines Staates und die gefährlichen Verhältnisse des Krieges hinrichtet, fällt es ihm so wenig ein, das Heer, wie Napoleon in Aegypten und Rußland, oder den Thron, wie dieser nach der Einnahme von Paris und der Niederlage bei Waterloo, zu verlassen und nur an sich zu denken; daß er eher an den Tod denken, und voll Charakterstärke und Seelenruhe sich mit Ton- und Dicht-

kunst beschäftigen\*), seine Hunde füttern und — dem eintretenden d'Argens zurufen kann: „Wie werden sich die fünf großen Mächte Europa's jetzt den Kopf darüber zerbrechen, womit sich wohl der Marquis de Brandenburg beschäftige... Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und — füttert die Hunde!“

In tausendfachen lieblichen Gestalten zeigt Friedrichs Leben von einem humanen Sinn, einem für Liebe und Freundschaft offenem Gemüthe, das auf der einsamen Höhe des Königsthrones, unter dem Gewirre der Geschäfte, unter den Ränken egoistischer Menschen so schwer zu bewahren ist.

Gegen den König, seinen Vater, bewies er sich seit der Begebenheit von 1730 als unwandelbar gehorsamer Sohn, wenn auch bei der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere und Neigungen keine Harmonie möglich war. Wie er seine reichbegabte Familie gern mit gerechtem Stolge betrachtete, so ergreift er auch jede Gelegenheit, die guten Eigenschaften seines Vaters in das rechte Licht zu stellen. An dem Sterbelager desselben schreibt er klagend an Voltaire: „Ich sah im Todeskampf und nahe schon den Vater an dem Thor der Unterwelt etc.,“ und nie sprach er später das Wort: „Mein Vater“ ohne Liebe und Verehrung. Seiner Mutter, wie seinen Geschwistern, namentlich der Markgräfinn von Bayreuth, widmete er die zarteste Sorgfalt und Aufmerksamkeit und sprach nach ihrem Tode bis in sein Alter von ihr mit der innigsten Liebe. Er setzte der Mutter (deren Hofhaltung er reich bedachte, als sie es früher gewohnt war, und der er, als sie ihn bei der Leiche seines Vaters Sw. Majestät nannte, erwiderte: „Nennen Sie mich immer Ihren Sohn; dieser Titel ist köstlicher für mich als der Königstitel.“) † den 28. Juni 1757) in der „Epistel an die Schwester“ ein kindliches Denkmal; „Dein Beispiel,“ heißt es darin, „lehrte mich, der Tugend Deines Herzens nachzustreben! Dein Grab sei mir ein heil'ger Ort, sei ewig meiner Ehrfurcht werth!“ und der englische Gesandte Mitchell schreibt darüber unter andern: „Nie hat irgend ein Mensch mehr Beweise seiner Pflicht und Liebe gegeben, als er bei jeder Gelegenheit seiner Mutter darlegte.“ Aus seinem Gemüthe kamen daher auch die Worte, welche er dem jungen Herzog von Württemberg bei dessen Abschied von Berlin sagte: „Begegnen Sie Ihrer Mutter mit Achtung; je größer diese sein wird, desto

\*) C'est une des preuves de ce courage supérieur aux événements, de faire de beaux vers dans une crise à tout autre pourrait à peine faire un peu de prose: sagt Voltaire richtig.

ehrenwerther werden Sie selbst sein.“ Die Schwester starb am Tage seiner Niederlage bei Hochkirch, und forderte Voltaire auf, ihren Namen der Unsterblichkeit zu weihen, bauete ihr im Bosquet seines Gartens einen Tempel der Freundschaft. Nach Jahren war seine Trauer über beider Verlust noch sehr lebendig. Nicht weniger schmerzte ihn der Tod seines ältesten Bruders, des Prinzen von Preußen, und hoch schätzte er den kriegskundigen Heinrich, und wenn er auch seiner ihm aufgedrungenen Gemahlinn sich nicht näher anschloß, so erkannte er doch ihren Werth und behandelte sie mit Achtung. Das war ein Unglück für ihn: sein Herz war für einen Familienkreis geschaffen! Seinem Jugendlehrer du Sun bekannte er, wie Alexander dem Aristoteles, daß er ihm im gewissen Sinne mehr schuldig sei, als dem Vater, sorgte für ihn und eilte von dem Sieges- und Friedensjubel, den 28. December 1745, an das Sterbelager seines Lehrers, um den er, wie um den dieselbe Zeit sterbenden Keyserling, Suhm, Jordan, der Frau von Rocoulles zc. tiefe Trauer ausspricht, und ihrer Kinder sich freundlich annimmt. Seines Lieblings, des Generals Winterfeld, Tod, 1757, im Treffen bei Mois, schmerzte ihn tief. „Ich werde Mittel gegen meine Feinde finden; wer ersetzt mir Winterfeld?“ rief er bei der Nachricht mit thränendem Auge. — An d'Argens schreibt er 1764 aus Schleßen: „Meine Fröhlichkeit ist mit den lieben und würdigen Personen begraben, an denen mein Herz so fest hing. Vergessen Sie Ihren alten Freund nicht.“

Noch einige Tage vor seinem Tode schrieb er seiner Schwester in Braunschweig (den 10. August 1786): „Die alten Leute müssen den jungen Leuten Platz machen. Mein Herz aber bleibt ihnen, meine gute Schwester, unwandelbar ergeben.“ In seinem glücklichen Leben zu Rheinsberg und späterhin in seinem Schlosse zu Sanssouci gab er sich ganz dem Enthusiasmus der Freundschaft hin, dessen sein feurigcs Gefühl und seine lebhaftc Phantasie fähig war. Seine Briefe und seine Gedichte fließen davon über, stets wußte er bald durch kleinere und größere, immer in zarter Weise dargebrachten Geschenke ihnen seine Aufmerksamkeit und sein Andenken zu beweisen.

Bald schickte er Fouqué Ungarwein, „weil dieser der Stärkung bedürfe, oder um sich an dem Tage etwas zu Gute zu thun“, wo er vor dreizehn Jahren gefährlich verwundet worden; bald Seydlitz, Zietzen, Quanz u. A. Obst, Orangen zc. aus Sanssouci oder die Hälfte ihm selbst zugeschickter Chocolate einem Minister mit dem Wunsch, es sich gut schmecken zu lassen. Der Gräfinn Camas, Oberhofmeisterinn der Königin, sandte er einst mehrere Pfunde Spaniol mit der Bemerkung, welches Pfund sie zuerst erbrechen sollte, und sie fand darin eine goldene mit Diamanten besetzte Dose, Manche,

wie der beliebte Lord Marschal (Bruder des Feldmarschalls Keith), konnten täglich bei ihm nach Belieben speisen; Andere, des Tabaks gewohnt, welchen der König nicht liebte, fanden das Nöthige in besondern Zimmern.

Doppelt schmerzhaft mußte es daher dem Herzen eines solchen Mannes sein, wenn diejenigen, denen er Vertrauen und Freundschaft geschenkt, sich dessen unwürdig bewiesen und ihm mit Undank lobten.

Der Abbé de Brades, aus Frankreich verwiesen und von Friedrich freundlich aufgenommen und zum Vorleser ernannt, ließ sich in einen verrätherischen Briefwechsel mit den Franzosen ein: der König ließ ihn auf kurze Zeit in Magdeburg festsetzen, gab ihm dann bis an seinen Tod eine Gnadenpfründe in Slogau. Den Bischof Schaffgotsch hatte er mit vieler Mühe auf den Bischofsstuhl gehoben, ihm die preussische Fürstenwürde verliehen und ihm drei Zimmer im Schlosse von Potsdam eingerichtet; sobald aber die Oesterreicher 1757 Breslau besetzten, beging jener die Unwürdigkeit, den preussischen Orden abzureißen und mit Füßen zu treten: Friedrich ließ ihm blos Verachtung fühlen. Am tiefsten mußte ihm aber die Undankbarkeit Voltaire's kränken. Schon als Kronprinz hatte er die Schriften dieses Mannes bewundert, und sie, weil ihm andere Muster fehlten, z. B. die alten klassischen, die er nur aus schlechten französischen Uebersetzungen kannte, über alle andern gesetzt. Nach seiner Thronbesteigung konnte er dem Drange nicht widerstehen, lud ihn auf die schmeichelhafteste Weise ein, und empfing ihn auf das ehrenvollste. Zuerst kam jener 1742 zweimal auf acht Tage nach Berlin, zeigte schon hier seine Habsucht, so daß der König in einem schmerzhaften Briefe an Jordan schreibt: „Dein Geizhals kostet mich täglich 550 Thaler. Das nenne ich einen Lustigmacher (sou) theuer bezahlen.“ Als er 1750 seine Wohnung in Sanssouci zu nehmen einwilligte, ließ er sich von dem sonst sparsamen König 4000 Thaler Reisegeld, 3000 Thaler Jahresgehalt, 2000 Thaler für seine Richte, nebst freier Wohnung im Schlosse, freier Tafel, Equipage geben, und endlich zum Kammerherrn und Verdienstordensritter machen. Eine Zeitlang waren beide von einander entzückt, sagten einander in Gedichten die schmeichelhaftesten Sachen. Voltaire schreibt in die Heimath: „Der König von Preußen behandelt mich in dem Maße gut, als man mich in meinem Vaterlande schlecht behandelt hat; er hat Wort gehalten, selbst mehr als er mir versprochen. Ich genieße völlige Freiheit, bin Herr meiner Zeit und fühle mich durch nichts beschränkt. Das philosophische Leben ist eben so glücklich als einzig. Die Abendtischen der sieben Weisen sind nichts gegen unsere kleine Gesellschaft; ich ergöße mich dabei, das hält meinen Geist in Athem. Ich habe das Vergnügen, ihm bei seinen

wissenschaftlichen Arbeiten nützlich zu sein. Er hat mir das Beispiel der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit gegeben. Von fünf Uhr Morgens bis zum Mittagmahl trägt er seine Königsbürde, die übrigen Stunden widmet er der Kunst und Wissenschaft. Er ist voll Grazie, Geist, Phantasie und das Band unserer Geselligkeit; ich finde hier nach dreißig Jahren einen Hasen und Schutz gegen meine Feinde, da ich in Paris Lebenslang Alles für mich zu fürchten hätte. Und der König huldigte willig dem Geiste, den er so hoch über den seinigen setzte\*), er diente ihm statt aller Unterhalter, bei welcher er nach der Bürde der Geschäfte Erholung finden und im geistigen Wettkampf seine Kräfte prüfen und seinen Durst nach höhern Kenntnissen stillen konnte. Aber bald zeigte es sich, daß der große Dichter auch große Fehler habe, daß der Mann, welcher in seinen Schriften die erhabensten Gesinnungen zur Schau trug, von den niedrigsten Leidenschaften erfüllt sei und die verwerflichsten Mittel zu ihrer Befriedigung benutzte, daß er heimlich die abgebrannten Wachslichter im Schlosse einsetzte, um sich eine Ausgabe zu ersparen, daß er von dem berliner Juden Firsch verklagt wurde, weil er ihn mit unächten Steinen übervorthelt habe, daß er Steuerscheine in Leipzig aufkaufen lassen, um als preussischer Unterthan die volle Zahlung zu erhalten, welche ihnen im Frieden vom Könige, aber mit ausdrücklichem Verbot, daraus keine Spekulation zu machen, ausbedungen war, daß er in einer Abhandlung über die alte und neue Tragödie, welche er dem Cardinal Quirini widmete, in feiger Menschengesälligkeit seine eigne Ueberzeugung verläugnet hatte, um durch Geistererscheinungen und Wunder seine Tragödie Semiramis der katholischen Kirche zu empfehlen, daß er in den Abendunterhaltungen auf die unartigste Weise Andere durch seinen Witz verletzte und Niemand zu Worte kommen ließ, daß er, wie früher den Rousseau, aus giftigem Reide d'Arnaud, Mauvertuis und andere Freunde des Königs in einer beißenden Schmähschrift, *Alakia*, öffentlich lächerlich zu machen suchte, und selbst über des Königs Gedichte (auf welcher dieser selbst keinen hohen Werth legte) sich hämische Bemerkungen erlaubte. Der König hatte zu viel seines Gefühl, um nicht durch solche Niederträchtigkeiten verletzt zu werden.

Da nimmt sich der König des gekränkten Mauvertuis an, sein deutscher Sinn regt sich, und mit deutscher Freimüthigkeit nennt er

---

\*) In einem Briefe an Voltaire 1750, der die französische Literatur über alle stellte und sich als den ersten französischen Schriftsteller betrachtete, und den König in ähnlicher Ansicht bekräftigte, kommt der viel und mit Recht getadelte Satz vor: *On dit que la langue allemande est faite parler aux bêtes.*

die Sache beim rechten Namen\*), und schreibt ihm (24. Febr. 1752): „Ich nahm Sie mit Vergnügen bei mir auf; ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse, und ich mußte glauben, ein Mann in Ihrem Alter sei der Federkriege müde, und komme hierher, wie in einen sichern Hafen, eine Zuflucht zu haben zc.“ Dann hält er ihm ernst sein Unrecht mit jenen Thatsachen vor. Voltaire antwortet: „Ich schwöre es Ihnen, daß es eine abscheuliche Verläumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontiren zu lassen zc.“ Auf diese Bethuerung der Unschuld an dem Drucke der Schmähschrift, die ein Meineid war, und mit der Schadenfreude, welche er sich über den Absatz derselben in einem Briefe an Formey äußerte, nicht übereinstimmt, erwidert der König im November: „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach Allem, was Sie gethan haben und was so klar wie die Sonne ist, läugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, die Leute werden sich überreden lassen, daß schwarz weiß sei. Wenn Sie Intriguen und Kabbalen lieben, so sind Sie an den unrechten Mann gekommen. Können Sie als Philosoph leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen, sonst wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sehn, und Sie können eben so gut in Berlin bleiben.“ Der König läßt endlich, vielleicht auf eine neue Veranlassung, die Schrift am 24. December durch Henkers Hand öffentlich verbrennen. Der erschrockene, aber geschmeidige Franzose weiß sich jedoch dem Könige wieder zu nähern, es erfolgt eine Ausöhnung; im Anfang des folgenden Jahres bittet er um Erlaubniß, in die Bäder von Plombieres zu gehen, reiset am 26. März von Potsdam ab, begeht aber den „Gauernerstreich,“ heimlich ein Paket Gedichte des Königs einzustecken, welche dieser gar nicht für den Druck bestimmt hatte, um sie in Frankreich gegen ein gutes Honorar drucken zu lassen. Schon von Leipzig schickt er einen Drohbrief an Mauvertuis und läßt beleidigende Blätter gegen den König drucken. Dieser, sobald er das Paket Gedichte vermißt, läßt ihn in Frankfurt so lange festhalten, bis der Koffer aus Leipzig sammt dem Manuscript ankam. Die Pariser machten sich über den eitlen Dichter lustig, diesen dadurch um so wüthender. Er schrieb ein „Privatleben Friedrichs II.,“ welches Becker „ein Meisterstück boshafter Verläumdung nennt, in welchem viel Lügen mit etwas Wahrern, so künstlerisch vermischt, so tief hingestellt und so interessant er-

\*) J'écris cette lettre avec le gros bon sens d'un Allemand, qui dit ce qu'il pense, sans employer de termes équivoques et de flâques adoucissements, qui désignèrent la vérité: c'est à vous d'en profiter.

zählt wird, daß man leicht irre werden kann," und wirklich verdankt der König eine Menge falscher oder entstellter Ansichten und Erzählungen über seine Regierung der Bosheit dieses Mannes; so wie ihm die Bekanntwerdung des Spottes über die Pompadour, über Ludwig XV. und die Kaiserinn Elisabeth, die er in witziger Laune nicht zurückgehalten, deren bittere Feindschaft zuzog. Ja, Voltaire machte dem Könige noch heftige Vorwürfe, gab außerdem doch 1758 des Königs Gedichte, von denen er heimlich hatte eine Abschrift machen lassen, heraus. Ein solcher Charakter verdient Verachtung! Friedrich antwortete gelassen: „Ich weiß wohl, daß ich Fehler, selbst große Fehler habe. Ich versichere Sie, daß ich mich nicht sanft behandle, daß ich mir nichts vergebe, wenn ich mit mir selbst rede.“\*) Nichts desto weniger mußte ihm die ganze Angelegenheit Verdruß machen, je mehr er sich vertraulich auch über Regenten zc. ausgesprochen, je weniger die Welt den Grund und Zusammenhang wissen konnte, je mehr Voltaire's Schreibart die Leser zu bestechen fähig war, und je leichter diese freien Mittheilungen dem Staate nachtheilig werden konnten\*\*). Haben sich beide Männer wieder ausgesöhnt? Am 1. April 1754 schreibt der König an Darget: „Voltaire habe Versuche gemacht, um zurückkehren zu dürfen; aber der Himmel möge ihn davor behüten, der Mann sei nur gut zum Lehren, gefährlich zum Umgehen.“ Dieser schriftliche Verkehr trat auch wieder ins Leben, und der König schreibt 1774: „Ich kann mich nicht enthalten, Sie zu lieben, obgleich Sie manche kleine Untreue gegen mich begangen haben. — Ich habe in Berlin eine Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke wohnten vorher zu unanständig.“ Und als Voltaire nach siebenundzwanzig Jahren 1776 wieder nach Paris kommen durfte und nach der Aufführung seiner Irene unter dem Jubel des Volkes starb, ihm aber von der Geistlichkeit ein Grab und Trauergottesdienst verweigert wurde, ließ er den Leßtern in Berlin halten, schrieb im Feldlager eine Lobrede auf ihn für die Akademie der Wissenschaften und ließ seine Marmorbüste dort aufstellen.

\*) Je sais très-bien que j'ai des défauts et même de grands défauts. Je vous assure que je ne me traite doucement, et que je ne me pardonne rien, quand je me parle à moi-même.

\*\*) Bei Georg II. Lode sagte er zu Mitchell: „Mais vous ne savez pas peut-être que feu Sa Majesté a eu la bonté et la magnanimité de me pardonner les sottises, que j'avois faites en vers contre lui. Die Kaiserinn Elisabeth, die Pompadour, Brühl zc. handelten anders! Er besorgte daher selbst eine geläuterte Ausgabe seiner vermischten Gedichte, und an d'Argens hatte er einen treuern Redakteur, der unter allen Fremden ihm von Herzen zugethan war.“



Diese und andere bittere Erfahrungen mußten aber Friedrichs für Freundschaft sonst so empfängliches Herz allmählig verhärten und ihn gegen die Menschen in seinem Alter um so mißtrauischer und verschlossener machen, je mehr der Tod die Reihen seiner ältern Freunde von Jahr zu Jahr lichtetete, und die Strapazen des Krieges, die Verbriechlichkeiten der Staatskunst, der Egoismus der Menschen ihm bei den Gebrechen des Alters fühlbarer wurden. Und in diesem Gefühle erwiderte er Sulzern (1777), der von den überwiegenden Anlagen des Menschen zum Guten sprach: „Sie kennen nicht, wie ich, das verwünschte Geschlecht (*cette mauvaise race*), zu welchem wir gehören, und er — ergötzte sich lieber mit seinen treuen Hunden.

Nicht minder edel erscheint Friedrich in der dankbaren Anerkennung und gerechten Würdigung der Verdienste, welche sich das Volk und Heer, seine Feldherren und Minister um den Staat erwarben, auch wenn sie ihm im Umgang nicht nahe standen.

Mit Liebe hing er nicht allein an seine Jugendfreunde, und denkt ihrer mitten unter dem Loben des Kriegs, mit Dankbarkeit vergalt er Andern, die früher sein Schicksal gemildert. Den Vater Katts macht er zum Feldmarschall, Keith rief er zurück und der Kinder des Präsidenten Münchow nahm er sich warm an. Seinen damaligen Feinden vergalt er als König Böses mit Guten: doch gingen ihm als König die Verdienste um den Staat vor.

Während er mit jenen die stillen Abendstunden durch Geist und Wig würzte, so bewirthete er seine Waffenbrüder mit königlichem Glanze an der Mittagstafel und ehrte sie bei jeder Gelegenheit.

Obgleich von ihm mehr als von Napoleons Kriegen gilt, was dieser über ihn urtheilt: Er und nicht sein Volk haben den siebenjährigen Krieg gewonnen, so ist der große Friedrich in seinen nachgelassenen Schriften wie in seinen Bekanntmachungen und Aeußerungen weit davon entfernt, Alles, wie Napoleon, auf sich zu beziehen; wie spricht er sich bescheiden und gerecht über seine Thaten in der „Geschichte seiner Feldzüge“ aus, die ein edles Gegenstück gegen das verschmizte Manuscript aus St. Helena ist!

Auf dem Schlachtfelde von Hohenfriedberg erließ er ein Belobungsschreiben an das Regiment Bayreuth, worin die Namen aller Offiziere aufgeführt waren, Fahnen und Siegel des Regimentes erhielten die Zahl 66 wegen der eroberten Fahnen. Nach der Schlacht bei Bowossig erklärte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren.“ Selbst nie aus der Fassung, zeigte er auch unter den größten Unfällen den Soldaten immer ein heiteres Gesicht und wußte sie selbst mit Scherzen aufzumuntern. „Wo habt ihr eure Kanonen?“ fragte

er einen Artilleristen nach dem Ueberfalle von Hochkirch. „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt,“ erwiderte einer. „Nun, so wollen wir sie bei Tage ihm wieder abnehmen!“ erwiderte er und Alle lachten. Darum hingen auch Alle ihm, der schon damals der „alte Fritz“ hieß, mit Liebe und Verehrung an. Bei Collin sah er mit Thränen im Auge den kleinen Rest seiner geliebten Garde und sprach: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt!“ „Leider,“ war die Antwort: „Wir sind nicht gut angeführt worden.“ „Nun, habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen,“ entgegnete er. Ein alter blutender Kavallerist brachte ihm bei dem Rückzuge auf dem Hüte einen frischen Trunk aus dem Pferdeeimer, und sagte: „Trinken Ew. Majestät doch; laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt auch noch, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ Dem Regiments-Bernburg, das sich bei Dresden nicht gehörig benommen, läßt der König die militairischen Ehrenzeichen nehmen. Nach der Schlacht bei Liegnitz, wo das Regiment mit wahrer Todesverachtung gekritten, tritt einer vor und bittet um Zurückgabe. „Ihr sollt sie wiederhaben, Kinder,“ sagt der König. Aber ein Flügelmann tritt hervor, und erinnert den König, daß sie eigentlich diese Schande gar nicht verdient hätten, und sprach: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen, Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König.“ Friedrich, erfreut über die offene Weise des Mannes, macht ihn sofort zum Sergeanten. — Als er einst an dem Regimente Forcade im Lager vorüberritt, sagte er zu seinem Gefolge: „Wenn ich Soldaten sehen will, so betrachte ich dieses Regiment.“ Fouqué's Unglück theilte er seinen Offizieren in den Worten mit: „Fouqué ist gefangen; aber seine Gefangenenehmung macht ihm und uns Ehre: er hat sich wie ein Held gewehrt.“ Seinem Bruder Heinrich giebt er das Zeugniß, daß dieser allein keine Fehler gemacht habe. Dem Obersten Forcade, welchem 1746 bei der Cour, am Fuße verwundet, das Stehen beschwerlich schien, brachte er einen Stuhl mit den Worten: „Ein so braver und würdiger Mann verdient wohl, daß auch der König selber ihm einen Stuhl bringet.“ Nach dem Siege bei Zorndorf erwiderte er dem glückwünschenden englischen Gesandten, auf Seydlig zeigend: „Ohne diesen da würde es schlecht mit uns aussehen.“ Als Zietzen nach der schweren Eroberung der Siptitzer Höhen bei Torgau dem Könige die Nachricht brachte, der Feind sei geschlagen, stiegen beide vom Pferde und stürzten sich in die Arme. „Leute,“ rief Zietzen dann, „unser König hat die Schlacht gewonnen, der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König,“ und Alle riefen einstimmig: „Ja, ja, unser

König Fritz soll leben! Aber unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig auch!“ Als der König über das Schlachtfeld ritt, und den Verwundeten sein Mitleid bezeugte, riefen Offiziere und Gemeine ihm zu: „Ach, wir freuen uns, und danken Gott, daß Ew. Majestät noch leben.“ Ein durch den Leib geschossener Grenadier eines magdeburgischen Regiments rief ihm zu: „Nun will ich gern sterben, da ich weiß, daß wir geklagt haben und der König lebt.“ — Den „alten lieben Papa Ziethen,“ der ihn am längsten blieb, zog er stets zur Tafel, so oft er nach Potsdam kam; als er einst dabei einschliefe, und man ihn wecken wollte, sagte er die schönen Worte: „Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht.“

Eben so freundlich und landesväterlich benahm sich der große König auch bei andern Gelegenheiten. Den Abgeordneten des schlesischen Handelsstandes theilt er ein Projekt zur Ausbreitung des Leinenhandels mit; sie machen auf die Unausführbarkeit aufmerksam. „Nun,“ sagte er, „es sind nur so Ideen, die ich habe; Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule.“ Als man ihm bemerkte, daß sie die Steinkohlen von Waldenburg u. leichter haben würden, wenn der König die Wege vollends bessern lasse, erwiderte er lächelnd: „Ich werde Ihren Befehl respectiren; ich bin darum da.“ Ludwigs XIV. und Napoleons Aussprache lautete dagegen: „L'État c'est moi!“ „Ihr seid um mein willen da! Ich bin der Thron Frankreichs!“

Selbst den Gegnern bewies er dieselbe Gerechtigkeit im Urtheile. Ueber Laudon schreibt er 1761. „Wenn ich nicht der Gedichte überdrüssig wäre, so würde ich ein Gedicht auf Herrn Laudon machen. Die Eroberung von Schweidnitz scheint mir die schönste That des ganzen Krieges. Bei dem Besuche in Neustadt räumte er ihm einen Platz neben sich ein: „Ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber;“ und als dieser einst bei Tafel zu spät kam: „Das ist wider seine Gewohnheit.“ Obgleich dem alten Dessauer nicht günstig, erkennt er doch sein militärisches Talent, das ihn zum „ersten Feldherrn seines Jahrhunderts unter andern Umständen gemacht hätte,“ giebt sich ihm als lernbegieriger Schüler hin, geht mit ihm nach Stettin, um die Festungswerke zu besehen und an des Fürsten sechs- zehn Rissen zu lernen, wie eine Stadt erobert werden müsse.“

Bei aller Zuneigung für seine Verwandten, Freunde und Diener vergab er sein Ansehen nicht, verlangte strenge Pflichterfüllung, schonte sie auch nicht, sobald es das Wohl des Staates galt, und tadelte ernst, ohne Ansehen der Person, wo sie sich im Dienste irgend etwas zu schulden kommen ließen. Des Landes Wohlfahrt ist sein erster und letzter Gedanke! Seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, den er sehr hoch stellt, und wie er zu Mitchell sagt, zum Anführer der englisch-

deutschen Heere vorschlagen und für ihn einstehen würde, wenn er nicht sein Bruder wäre, trifft wie die meisten übrigen Generale nach der Schlacht bei Collin herber Tadel.

Der geliebte General Stille, dessen Regiment beim Manöver 1752 dem König nicht genügte, muß die Worte hören: „Studiren reicht nicht hin; Er muß sich um sein Regiment bekümmern.“ Dem Grafen Dohna, der sich der Russen nicht hinreichend erwehrt, äußert er bei der Vereinigung in Zorndorf: „Seine Leute haben sich außerordentlich gepugt; ich bringe welche mit, die aussehen wie die Grasteufel, aber sie beißen.“ Seinen literarischen Gesellschafter, den Freicorps-Major Quintus Julius antwortet er nach dem Frieden auf die Bitte um Vergütung des ausgelegten Geldes seiner Werb-Kapitäne: „Seine Offiziere haben wie die Raben gestohlen, sie kriegen nichts.“ Dieses Freicorps hatte nach dem Willen des Königs 1761 zur Revange für die von den Sachsen verübten Verwüstungen in Charlottenburg das Schloß Hubertsburg ausgeräumt, ein Geschäft, welches der König erst dem General-Major von Saldern aufgetragen. Dieser aber, einen solchen Auftrag als „gegen Ehre und Pflicht“ streitend, abgelehnt, unbekümmert, was der König dazu sagen würde. Statt Ungnade zu erfahren, wird er noch mehr geachtet und gebeten, im Winter seine Gesundheit zu pflegen, weil der König beim nächsten Feldzuge einen so würdigen Offizier nicht entbehren könne. Wie knechtisch unterwürfig zeigten sich die Diener Napoleons! „Ich bin,“ sagt Ney, „wie ein Atom vor diesem großen Mann, ein geladenes Gewehr: Der Kaiser befiehlt und der Schuß fällt;“ „ich bin sein Zeid (Sklave),“ erklärt Davoust; „sehen Sie den Baum,“ bemerkt Daru einem mecklenburger Edelmann, „wenn der Kaiser befiehlt, so hängen Sie in einer Minute.“

Der Engländer Moore erzählt von Friedrich: „Bei der Musterung redete der König mit allen Offizieren ungezwungen und leutselig; sie erscheinen in soldatischer Freimüthigkeit und Dreistigkeit, ohne die an vielen Höfen herrschenden kriechenden Komplimente.“

Einem andern General sagte er im gereizten Zustande: „Er spielt zu viel Karten.“ Dieser erwidert: „Hier ist nicht von Karten die Rede; aber haben Ew. Majestät die Güte, zu sehen, ob das Regiment nicht in Linie ist. Der König sah ihn an und ritt, mit sich selbst unzufrieden, weiter. — Der Sohn des Kabinetministers von Finkenstein ist als Gerichts-Präsident in den Arnoldschen Prozeß verwickelt; der König schreibt dem Vater, es thue ihn leid, seinen Sohn strafen zu müssen. Der Minister von Zedlitz weigerte dem König seine Gegenunterschrift, der König droht, aber dieser erwartet ruhig die Folgen, die der König auch nicht eintreten läßt.“

Friedrich war aber auch eben so bereit, wenn er im Oran-ge der Geschäfte Jemanden Unrecht gethan oder bei Tische verletzt hatte, den Fehler wieder gut zu machen, und nahm die freimüthigste Vertheidigung gern auf. Bei Collin hatte sich Prinz Moriz von Deffau den Unwillen des Königs zugezogen; der Feldprediger Küster mußte eine Ermunterungs- und Strafpredigt in dessen Zelt halten. Nach der Predigt rechtfertigte jener sich aber so männlich, daß er schon eine Stunde nachher die ihm bisher entzogene Ehrenwache wieder erhielt. Mit gleicher Gerechtigkeit und großer Menschenkenntniß wußte er Andere zu behandeln: so hatte er den General-Major Otto von Schwerin (Bettler des Feldmarschalls) scharf getadelt, und dieser gelobt, nie wieder den Degen vor der Front seines Regimentes zu ziehen. Ziethen war einem Ungarn nachgesetzt, und sein Regiment ein schlotteriges genannt, das der König gar nicht mehr sehen wollte; jener hatte es gewagt, „lehrt“ zu kommandiren, und war sogleich abmarschirt. Unmittelbar vor Anfang des 7jährigen Krieges läßt der König sie jedoch nach Berlin kommen und übergiebt ihnen ein Kommando. Sie weigern sich; Schwerin beruft sich auf sein Wort, und erhält zur Antwort: „Wer verlangt von ihm, den Degen zu ziehen; kommandire er mit der Reitpeitsche, womit, ist mir egal. Wo ein Schwerin kommandirt, da habe ich weiter keine Sorge.“ Ziethen wird gesagt: „Er sollte sich was schämen, weiß Er das? Seinen König um Abschied bitten, wenn die Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen? Was werde ich den Husaren sagen, wenn sie fragen: „Wo ist unser Vater Ziethen?“ und ich muß antworten: „Ziethen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein barsches Wort übel genommen, muckscht mit mir und mault mit der ganzen Armee!“ Und beide sind versöhnt!

Dem General-Major von Gaudi, der sich 24 Jahre lang vor dem Könige entfernt gehalten, weil dieser eine richtige Meldung desselben falsch gescholten, läßt er noch 1781 nach Potsdam kommen. Auf die Frage, ob er noch an die Schlacht von Rossbach denke, erwidert jener: „Ich weiß von diesem Tage nichts mehr, als daß Ew. Majestät sich mit Ruhm bedeckt haben.“

Auch mit andern Personen, mit Fremden, die seinen Hof besuchten, selbst mit untergeordneten, wußte er auf herzzgewinnende Weise umzugehen. Sein Leibkutscher Pfund war zur Zeit einer schleßischen Revue krank. Der König schrieb eigenhändig „an seinen lieben Leibkutscher,“ daß er diesmal wohl die Revue aufgeben müsse. Vor Freuden sprang dieser aus dem Bette, und gesund fuhr er den König nach Schlessen.

So wußte er Ernst mit Milde, Freundlichkeit mit der Königswürde zu verbinden; aber letztere behauptete er auch gegen Jeden, und würde in Sachen der Ehre nicht dem mächtigsten Monarchen um ein Haar breit gewichen sein.

Friedrich liebte und ehrte auch die öffentliche Meinung. Er selbst veranlaßte die Haude-Spenersche Zeitung, und erklärte: „Zeitungen, welche interessant sein sollen, müssen nicht genirt werden.“ Er entwickelte für die Berliner nach dem schlesischen Kriege in einem Schreiben an Jordan den Unterschied der Pflichten des Regenten und des Privatmannes und erklärte: „Ich habe meine Aufgabe ganz erfüllt, und alle meine Geschäfte beendigt, und komme mit dem Troste in das Vaterland zurück, daß es mir keinen Vorwurf machen könne.“ Nur Angriffe auf die Verwaltung duldete er nicht, weil sie das Volk irre und mißtrauisch mache, dagegen kümmerte er sich um persönliche Angriffe nicht. Als Darget eine Schmähschrift widerlegen wollte, sagte er: „c'est à moi, à faire mon devoir et à laisser dire les méchants,“ und als er zur Zeit der Kaffeeregie sich das Volk um eine in der Straße angeklebte Karikatur drängen sah, welche ihn in höchst kläglichster Gestalt mit einer Kaffeemühle zwischen den Beinen darstellte, rief er: „hängt es doch niedriger, damit die Leute sich nicht den Hals ausrecken müssen.“ Allgemeiner Jubel war die Antwort; dann riß das Volk das Bild in Stücke. Wie empfindlich war dagegen Napoleon!

Geistreich und witzig von Natur, liebte der König witzige Antworten und nahm sie auch nicht übel; hatte er seinem Witze in geselligem Kreise die Zügel schießen lassen, und Jemand verwundet, so suchte er es eben so schnell wieder gut zu machen. Dem Marquis Luchefini, welcher ihm vorgestellt wurde, fragte er: „Herr, giebt es noch viele italienische Marquis, die in der Welt herumreisen und an jedem Hofe die Spione machen?“ „Sire,“ erwiderte dieser, „so viel, als es deutsche Fürsten giebt, die so thöricht sind, solchen Glenden Orden zu ertheilen.“ Einem Kandidaten, der um eine Stelle bat, und auf die Frage: „Woher?“ die Antwort gab: „Aus Berlin!“ erwiderte der König: „Die berliner Zucht taugt nicht.“ Jener: „Es giebt doch Ausnahmen, mir selbst sind einige Beispiele bekannt.“ „Welche?“ „Das erste sind Sw. Majestät, das zweite bin ich.“ Sein Wunsch wurde erfüllt. — Dem Leibkutscher Pfund, der ihn einst umgeworfen hatte, und deshalb einen Verweis erhielt, nahm er die Entgegnung: „Haben Sw. Majestät nie eine Schlacht verloren?“ gar nicht übel. Dem berühmten Arzt Zimmermann, welchen ihn seine Schwester in seiner letzten Krankheit aus Hannover

schickte, sagte er: „Wie Viele er wohl in die andere Welt geschickt habe;“ und lächelte, als jener ihm antwortete: „Nicht so viel, als Ew. Majestät, und mit lange nicht so viel Ruhm.“ Der alte Ziethen hatte einst eine Einladung zu Mittag abgelehnt, weil es Charfreitag sei, und er das Mahl des Herrn genießen wolle. Am nächsten Mittage wendet sich der König an ihn mit den Worten: „Nun, Ziethen, wie ist Ihm das Mahl seines Herrn bekommen?“ Die Gäste lachen; doch Ziethen erhebt sich furchtlos und spricht mit Ernst: „Mein Haupt ist im Dienste Ew. Majestät ergraut und ich opfere es noch heute; allein ich habe noch einen höhern Herrn, der mich durch Schlachtendrang zum Sieg geführet; nehmen Ew. Majestät uns diesen Glauben, dann ist Alles verloren.“ Das Gelächter verstummt, der König spricht: „Glücklicher Ziethen, bleibe Er bei diesem Glauben, den will ich dem Lande nicht rauben; führt ihn an der Hand in sein Kabinet, und spricht dort lange mit ihm.“

Bis an sein Lebensende, obgleich der 7jährige Krieg, die Strapazen, Sorgen und Mühen ihn abgemattet, blieb Friedrich ununterbrochen thätig und regsam. Vier und siebenzig Jahre hielt die starke Seele des großen Mannes den an sich schwachen Körper aufrecht; allmählig sank er zusammen. Er ging gebückt an seinem Krückenstock einher, und die Wassersucht, durch die stark gewürzten französischen Gerichte, welche er liebte, befördert, machten ihn unbeholfener und reizbarer. Alle Gefährten seiner Jugend, seines Ruhmes und seiner Thaten, waren vor ihm ins Grab gesunken: einsam stand er auf der ohnehin kalten Höhe des Thrones, und sah sich in keiner blühenden Nachkommenschaft verjüngt. Im Sommer 1786 wurde er zusehends schwächer, vergebens schickte ihm seine Schwester den berühmten hannovrischen Leibarzt Zimmermann. Im Bette konnte er zuletzt nicht bleiben, kaum sich aus seinem Lehnstuhl erheben, auf welchem er auch am 17. August im fünfundsiebenzigsten Lebensjahre und im sechsundvierzigsten seiner Regierung sanft entschlief. Und wer je, von dem Kaiser Alexander bis zum geringsten Mann, seinen Sarg unter der Kanzel der potsdamer Garnisonkirche gesehen, — oder den Lehnstuhl, auf welchem er starb, und die Uhr, die Stunde (zwischen 2—3) bezeichnend, in welcher er starb, noch im letzten Hauche voll Wünsche für die Glückseligkeit seines Reiches, „daß es in höchster Blüthe bis ans Ende der Zeit fort dauere (s. sein Testament) — wird gestehen müssen, daß hier der größte Fürst seines Jahrhunderts ruht, der nicht nur seinen Staat wohlgeordnet und um ein Drittel vermehrt, die Bevölkerung auf sechs Millionen erhob, ein treffliches Heer und einen wohlverseheneu Schatz nachgelassen, sondern, was noch mehr gilt, ihn durch das Andenken herrlicher

und tapferen Thaten vor Erschlaffung bewahrt, und zu den männlichen Thaten der deutschen Befreiungskriege erweckt hat, und beständig erwecken wird!

Vom Tajo bis zur Nawa erregte die Nachricht seines Scheidens von der Welt, obgleich nicht unerwartet, eine allgemeine Bewegung der Gemüther. Kein Feind frohlockte über seinen Tod, Pitt nannte ihn den wundervollsten Mann der Welt, und Kauniz rief gerührt: „Wann wird ein solcher Mann das Diadem wieder zieren!“ Friedrich Wilhelm IV. setzte dem Einzigen 1851 ein Denkmal einzig in seiner Art!

### 17) Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Ferr Seydlitz auf dem Falben,  
 Sprengt an die Front' hinan;  
 Sein Aug' ist allenthalben,  
 Er mustert Kopf und Mann.  
 Er reitet auf und nieder,  
 Und blickt so lustig drein; —  
 Da wissen's alle Glieder:  
 Deut wird ein Längen sein.

Wenn Preußen dem alten Fürsten Leopold von Dessau die „strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß verdankt,“ so ist die Vervollkommnung der Reiterei vorzüglich Seydlitzens Werk, welcher ihr eine Gewandheit und kriegerische Haltung zu geben verstand, wodurch sie allen Feinden fürchtbar wurde.

Als Sohn eines preussischen Rittmeisters, und 1721 den 3. Febr. zu Kalkow im Herzogthum Cleve geboren, war seine Erziehung militärisch, und seine körperliche Kraft und Neigung kamen ihr entgegen, so daß er, schon im siebenten Jahre ein kühner Reiter, an dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt in dessen Kürassierregimente der Vater eine Schwadron erhalten hatte, einen Gönner fand, der ihn, als er im achten Jahre seinen Vater verlor, und dann die Schule in Freyerswalde besucht hatte, einige Jahre später als Page zu sich nahm. Selbst ein verwegener Mann und zu den kühnsten Streichen aufgelegt, wurde Seydlitz bald seines Gönners Liebling, und unternahm in dessen Gesellschaft die gefährlichsten Wagestücke. Fuhr man spaziren, so ließ der Markgraf vor dem Thore Kutscher und Vorreiter absteigen, und nun die Pferde, den Zügel über dem Kopfe, dergestalt anpeitschen, daß sie über Stock und Stein dahinflogen. Kam der Wagen in Gefahr, umgeworfen zu werden, so retteten sie sich im gefährlichsten Augenblick durch Herauspringen.



Oft ritten sie zwischen den rauschenden Flügeln einer Windmühle hindurch oder bestiegen Hirsche im Thiergarten. Diese Tollkühheiten hatten für Seydlitz doch das Gute, daß er sich früh an Gefahr, Fassung und Entschlossenheit gewöhnte und sich zum muthigsten Reiter herausbildete. In seinem siebenzehnten Jahre stellte der Markgraf ihn als Cornet in seinem Kürassier-Regimente an, dessen Befehlshaber, der Oberst von Kochow, mit dem Markgrafen in Streit, ihn deshalb als Spion betrachtete. Mit diesem zog er 1742 nach Schlessien, wo Friedrich, nachdem er Mähren verlassen hatte, von der ungarischen Reiterei stark gedrängt wurde. Kochow stand in Kranowitz bei Ratibor, und befahl bei der Nachricht, daß 6000 Ungarn gegen ihn anrückten, dem Cornet Seydlitz mit 30 Kürassieren das nächste Dorf zu besetzen, und es so lange zu halten, bis Infanterie herbeikäme. Seydlitz sah keine Möglichkeit des Erfolges, und argwohnte in dieser Sendung, ganz außer der Dienstreihe, eine böse Absicht; wehrte sich zwar verzweifelt, mußte sich aber, nachdem sein Pferd erschossen worden, zuletzt ergeben. Bald ausgewechselt, erkundigte sich der König selbst nach allen Umständen; sein Bericht wie ein anderer Umstand bestätigten des Königs gute Meinung. Bei der Rückkehr von einer Truppenmusterung in Berlin hatte er 1743 im Gefolge des Königs geäußert: „Ein Kavallerie-Offizier, der, ohne sein Pferd verloren zu haben, sich gefangen gebe, müsse keinen Muth haben.“ An der Spree rief der König ihn vor, ließ die Brücke aufziehen und sagte: „Nun ist er dennoch mein Gefangener.“ Seydlitz antwortete lächelnd: „Ich, Ew. Majestät Gefangener?“ gab seinem Pferde die Sporen, setzte über das Brückengeländer in die Spree, und kam glücklich, und sogleich zum Rittmeister ernannt, ans Land. Als solcher schickte ihn der König 1744 zu dem Oberstlieutenant von Schütz, um diesen kühnen, aber grausamen Parteigänger menschlicher zu stimmen. Bei Hohenfriedberg nahm er mit eigener Hand den sächsischen General Schlichting gefangen, und ward, erst sechsundzwanzig Jahre alt, zum Major ernannt, führte in der Schlacht bei Sorr seine Soldaten mit ausgezeichneter Tapferkeit und sprengte mit Warnery bei Zittau die österreichische Nachhut durch plötzlichen Angriff auseinander.

In seinem Standquartiere zu Reibnitz und Ohlau wandte er während des Friedens allen Fleiß an die Vervollkommnung der Reiterei; seine Schwadron wurde das Muster des ganzen Regimentes, obgleich der Chef, General von Razmar, Manches zu tadeln hatte, denn Seydlitz war der Zustimmung des Königs sicher. Nachdem er 1752 Oberstlieutenant geworden und bald darauf ein Dragoner-Regiment erhalten, „um es wieder in Ordnung“ zu bringen, kam er 1753

als Befehlshaber des Kürassierregiments Kockow nach Ohlau und wurde dadurch mit allen Waffenarten bekannt. Als Oberst zog er 1756 nach Sachsen und Böhmen, zeichnete sich bei Lwowitz aus, obgleich die Gesamtkavallerie durch unzeitigen Angriff keine Erfolge hervorbrachte. Die unglückliche Schlacht bei Collin gab ihm dennoch Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Mit 15 Schwadronen deckte er die Reserve Zietzens, dann drang er, zum ersten Male selbstständig, an der Spitze einer Brigade in die Ebene, schlug ein feindliches Infanterie- und dann zwei Kavallerie-Regimenter in die Flucht, mußte hierauf, da sein Regiment völlig in Ordnung geblieben, den Rückzug decken und zwei Tage darauf war er General-Major. Auf dem Rückzug wurde er mit der Avantgarde bei Zittau von dem Prinzen August Wilhelm abgeschnitten. Er aber zog, scheinbar um Futter zu holen, aus dem Lager, griff dann, als er seine Zeit ersehen, im Sturme die feindlichen Reiter an, zersprengte sie und kam glücklich zum Prinzen. Der Feldzug von 1757 zeigte, was Seydlitz mit seiner Kavallerie zu leisten vermochte. Der König zog gegen die Franzosen und vertraute Seydlitz, obgleich er der jüngste General war, die Führung der gesamten Reiterei. Schon bei Pegau traf Seydlitz am 7. September den Feind, welcher das Stadthor jenseit der Elsterbrücke verrammelt hatte. Ohne Fußvolk schien der Angriff unmöglich; aber er ließ 100 Husaren, zu jedem Dienste eingeübt, absteigen, das Thor sprengen, jagte im Galopp durch die Stadt, warf zwei österreichische Husaren-Regimenter und machte 350 Gefangene; dann überraskte er mit 1500 Reitern 6000 Mann Franzosen, mit der ganzen Generalität unter Soubise, welcher eben einem Gastmahle auf dem herzoglichen Schlosse beiwohnen wollte, in Gotha, und trieb sie eilig in die Flucht, daß er und seine Offiziere noch an den dampfenden Schüsselfen sich erlaben konnten. Köche, Friseure, Komödiantinnen, Schlafrocke, Pomade, Schachteln zc. fielen den Husaren in die Hände: Seydlitz sandte diese unbrauchbaren Artikel zurück. Der König ließ darüber einen eigenen Zeitungsartikel abfassen, und erzählt die Begebenheit in seiner Geschichte des Krieges. Indes breiteten sich die Franzosen in Sachsen aus, und machten Anstalt, nebst der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hilburghausen, dort Winterquartiere zu nehmen, plünderten aber ihre Bundesgenossen rein aus, verschonten selbst die Kirchen nicht, und verderbten, was sie nicht fortbringen konnten. Friedrich rückte indes heran und fand die Franzosen, 64,000 Mann stark, zwischen den Dörfern Rossbach und Bedra in einem festen Lager. Um sie herauszulocken, machte er eine rückgängige Bewegung, welche sie ihren Sieg über 22,000 Preußen für sicher haltend, für ein Zurückweichen ansahen, und fürchtend, er

möge entkommen, sein Heer zu umgehen suchten, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Die Preußen ließen das ruhig geschehen, und der König ließ seine Truppen essen! Aber um 2 Uhr waren im Ru alle Zelte verschwunden, die Batterien begannen ihr Feuer, und Seydliß, wie ein Blitz, brach hinter einem Hügel mit seinen 38 Schwadronen hervor, und warf die 52 Schwadronen der französischen Reiterei nacheinander, ehe sie noch einmal zum Aufstellen kamen, denn Kosß und Mann bildeten bei seinen Leuten einen Krieger. Selbst die schweren französischen Gensd'armen wurden von den Husaren zerstreut, einige österreichischen Regimenter, nebst der Reserve, welche Soubise vorrücken ließ, über den Haufen geworfen. Von ihrer Kavallerie verlassen, sah sich jetzt die französische Infanterie von der preußischen mittelst einer geschickten Schwenkung mit Ungestüm angegriffen und gerieth in Unordnung: da fiel ihr Seydliß in den Rücken, ganze Schaaren gaben sich gefangen und nur die Nacht verhinderte ihren völligen Untergang. Mancher verlor, nach Archenholz, sein Leben, weil er „Quartier!“ gerufen, und die Reiter, welche gehört hatten, daß die Franzosen in Brandenburg ihre Winterquartiere zu nehmen beabsichtigt hätten, die Bitte für ein Gespött hielten, bis Andere das Wort: „Pardon!“ gebrauchten. Von nun an war Seydlißens Name bei Freund und Feind geachtet: der König machte ihn zum General-Lieutenant und gab ihm den schwarzen Adlerorden.

Eine Wunde zwang den General in Leipzig zu bleiben, wo ihm der König den großen Sieg bei Leuthen, den 5. Dec. 1757 melden ließ; kaum konnte er wieder das Pferd besteigen, als er zum Heere eilte, den Rückzug von Ollmütz durch Böhmen decken half, und dann mit dem Könige zur Schlacht bei Zorndorf zog. Die preußische Infanterie warf die erste Linie der russischen, aber beim Angriff auf die zweite rückte die ganze Masse der feindlichen vor und warf die Preußen zurück, zugleich stürmte die feindliche Kavallerie ein. Doch rasch ordnete Seydliß, welcher ruhig jenseit des Zabergrundes gehalten hatte, um sich nicht unnöthig dem feindlichen Geschütz auszusetzen, seine 31 Schwadronen, sprengte die russischen Reiter in die sumpfigen Wiesengründe, wandte sich dann gegen die Infanterie und richtete ein entsetzliches Blutbad an, weil die Russen sich eher niederhauen ließen, als daß sie vom Plage wichen. Hinter dem Galgengrunde stand aber noch die Hauptmacht; der rechte Flügel der Preußen, der bisher noch zurückgehalten war, mußte sie angreifen; allein die Uebermacht war zu groß, er wich und die Russen rückten eiligst vor. Da rief Seydliß, die Gefahr erkennend: „Kinder, folgt mir,“ und warf sich im vollen Rennen auf den schon siegestrunkenen Feind, trieb dessen Reiterei weit über das Schlachtfeld hinaus, wäh-

rend der König den andern Flügel vorrücken ließ. Noch war der Sieg zweifelhaft, als Seydlitz zurückeilte, sich auf die feindliche Infanterie warf, und nach einem furchtbaren Blutbade der Sieg errungen wurde. Es war ein glänzender Tag für Seydlitz und seine Reiter, welche hier Thaten verrichteten, welche von der Kavallerie unerhört waren. Kein Regiment wich um einen Schritt oder schien sich nur einen Augenblick zu bedenken. Alles wurde mit eben so viel Einsicht und Pünktlichkeit, als Muth und Lebendigkeit ausgeführt. Sie befreiete nicht allein die zum Theil umringte Infanterie, und eroberte deren verlorne Kanonen wieder, sondern nahm den Feinden noch 103 Kanonen und 27 Fahnen ab. Der König erkannte das und umarmte ihn auf dem Schlachtfelde mit den Worten: „Auch diesen Sieg verdanke ich Ihm.“ Seydlitz entgegnete bewegt und bescheiden: „Nicht meine, sondern Ew. Majestät Kavallerie hat den Sieg erkämpft und sich der größten Belohnung werth gemacht, vor Allen der Rittmeister von Wakenitz, der wie ein Löwe gefochten; und als der englische Gesandte Mitchell den König beglückwünschte, wies dieser auf Seydlitz mit den Worten: „Ohne diesen würde es mit uns schlecht aussehen!“

Bei Hochkirch war es Seydlitz, der, wenn er auch dem Feinde den Sieg nicht entreißen konnte, doch den Rückzug so tapfer und besonnen deckte, daß der Feind, trotz des großen Verlustes der Preußen, ihn nicht zu beunruhigen wagte; dann war er bei allen geschickten Bewegungen, welche die Oesterreicher wieder nach Böhmen brachte, dem König zur Seite. — Im folgenden Feldzug 1759 mußte Seydlitz bald die Verbindung mit Fouquet, bald mit Prinz Heinrich erhalten, ging dann mit dem Könige, um Soltikow und Laudon, welche sich vereint hatten, anzugreifen, und sah, wie bei Kunnersdorf die ermatteten Preußen, den Sieg fast in der Hand, trotz seines Abtrathens vom Könige, der Alles mit einem Schlage beendigen wollte, aufs Neue gegen die Schanzen geführt wurden und eine große Niederlage erlitten. Der König hielt im heftigsten Kugelregen, und als Seydlitz ihn auf die unnütze Gefahr aufmerksam machte, erwiderte er: „Ei was, die Mücken spielen nur!“ Jetzt befahl der König, Seydlitz solle angreifen; dieser wollte seinen Beobachtungsposten nicht gern verlassen, sondern antwortete: „Zeit und Ort seien ungünstig,“ worauf der König heftig zum dritten Mal befahl: „Ins Teufels Namen anzugreifen.“ Seydlitz stürmte mit seinem Regimente gegen die russischen Schanzen, eine Kugel zerquetschte ihm die Hand, er mußte fortgetragen werden, seine Leute wichen mit großem Verluste. Als der König sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte, antwortete er verdrießlich, „es habe ihn bloß eine Mücke gestochen.“

Seydliß wurde nach Berlin gebracht, um sich von seiner Wunde, zu welcher eine Lähmung der Kinnlade getreten war, heilen zu lassen, und war den ganzen Feldzug über vom Heere abwesend; dann verheirathete er sich mit der Tochter des Generals, Grafen und Kommandanten von Berlin, von Halle, den 18. April 1760, und ging den 25. April zum König nach Meissen. Doch der König (mochte es nun sein, daß ihm die Heirath mitten im Kriegsdrangsal unmuthig gemacht, oder die Zeitungsnachricht, „wenn Seydliß nicht verwundet worden wäre, so hätten die Preußen den Sieg behauptet, oder daß er ihn nicht ohne dringende Noth anstrengen wollte) schien sein wiederholtes Gesuch um Anweisung eines Postens nicht zu beachten. Da äußerte er: „er sehe, daß der König ihn nicht nöthig habe, und bitte daher um Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren.“ Diese erhielt er sogleich, und ging grollend ab. In der Schlacht bei Liegnitz hatte sein Kürassier-Regiment Wunder der Tapferkeit gethan, der König dankte dafür auf dem Schlachtfelde, und benachrichtigte Seydliß von diesem Siege, welcher einige Wochen darauf, als Russen und Oesterreicher, den 3. Oktober, auf Berlin zogen, und der Kommandant von Knochow mit seinen 1500 Mann die Stadt räumen wollte, sich an die Spitze stellte und den ersten Angriff der Russen auf das Köpnicer und Kottbusser Thor zurückschlug, und dadurch die Stadt vor dem ersten Angriff und wahrscheinlich vor der Plünderung rettete, weil man Zeit gewann und auf Bedingungen denken konnte. Auf die Nachricht: der König kommt, eilten jedoch die Feinde wieder fort.

Noch immer war indeß Seydliß in Berlin. Der König giebt ihm unterm 10. Januar 1761 zu erkennen, daß es ihm lieb sein würde, „wosfern es des Generals Kräfte zugeben wollten,“ zu ihm zu kommen, weil auch sein Arzt Gothenius sich jetzt bei dem Könige befände. Seydliß antwortet am 13. Januar: „seine Krankheit sei seit zwei Tagen dermaßen umgeschlagen, daß er das Bett hüten müsse;“ der König meint aber: „die leipziger Luft würde ihm gesunder als die berliner sein,“ und der Arzt sei auch der Meinung, daß die Reise zu „seiner baldigen Besserung vieles contribuiren würde.“ Dies Mißverhältniß machte sich auch, obgleich niemals näher zur Sprache kommend, auch dadurch bemerkbar, daß Seydliß von nun an bei der Armee des Prinzen Heinrich blieb, wo er den 20. Mai 1761 anlangte, und die Truppen befehligte, welche gegen die Reichsarmee standen. Mit 2000 Mann Infanterie und 1200 Reitern trieb er durch geschickte Bewegungen die Reichsarmee aus Halle, hielt die Franzosen von Magdeburg ab, und machte, daß Berlin von den Russen ungefährdet blieb. Bei dem glücklichen Ueber-

gang des Prinzen über die Mulde, den 12. Mai 1762, führte Seydlitz die Reiterei glücklich an, vertrieb dann mit 6000 Mann die Reichsarmee bis Franken, ging hierauf mit Kleist nach Töplitz, wo er 10,000 Oesterreicher in sorgloser Stellung fand; allein statt nach seiner sonstigen Manier und dem Rathe Kleists, rasch anzugreifen, wollte er erst die Infanterie erwarten, und der Angriff wurde am andern Morgen, da die Feinde ihre Stellung verändert und Verstärkung erhalten hatten, abgeschlagen; auch Prinz Heinrich erlitt durch Haddick, der sich mit der Reichsarmee vereinigt hatte, einen Verlust an der Mulde, bezog aber mit Seydlitz sogleich wieder ein Lager bei Reichenbach, und griff am 29. Oktober 1762 die Reichsarmee, nebst der sächsischen Reiterei und 1200 Oesterreichern, in ihrer Stellung bei Freyberg an. Seydlitz, der den rechten Flügel kommandirte, führte selbst die Infanterie-Bataillone gegen die feindliche Infanterie, ließ eine Schwadron Husaren in deren Rücken einfallen und sie bis Freybergs Thore treiben, dann von der Kavallerie die ganze feindliche Infanterie in die Flucht schlagen. Der Prinz von Stollberg floh nach einem Verluste von 4000 Mann mit seinem Heere bis Frankenstein. Die Anordnung des ganzen Schlachtplans war, wie der König, welcher am 6. November das Schlachtfeld in Augenschein nahm, rühmend anerkannte, musterhaft, und das Hauptverdienst der Ausführung schrieb der Prinz Heinrich Seydlitz zu.

Diese letzte Schlacht des siebenjährigen Krieges endete dessen eigentliche kriegerische Laufbahn, aber nicht seine Verdienste um das preussische Heer: denn zum General-Inspektor sämmtlicher Kavallerie in Schlessen ernannt, wurde sein Standquartier zu Ohlau die Bildungsschule für diese Waffengattung, indem der König jährlich Offiziere von den übrigen Regimentern zu ihrer Ausbildung dorthin schickte. Alle Waffenübungen, vom Anfange des Reitens bis zum vollständigen Felddienste, waren vom General streng angeordnet. Ganze Schwadronen wie einzelne Reiter mußten die vollkommenste Gewalt über sich und ihre Pferde haben, jedem Winke des Befehlshabers augenblicklich folgen; das ganze Regiment, Offiziere und Gemeine, ritt in gleichmäßiger Weise und nach derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit, die Berwegenheit im Reiten wurde bis zur Tollkühnheit getrieben und kein Unglücksfall geachtet. Kam ein rüstiger Bauer oder ein derber Junker, denn schwache wurden gar nicht aufgenommen, so setzte man ihn auf ein ungezäumtes Pferd und ließ es davon rennen; blieb er sattelfest und unverzagt, so wurde er zugelassen, nahm er Schaden, so war nicht weiter von ihm die Rede, Seydlitz hielt sie für Opfer, die der Krieg auch im Frieden fordere, und da er sich selbst nicht geschont,

hatte und schonte, so war freilich von zarter Besorgniß für Andere nicht die Rede. Der Ministerinn von Schlabrendorf, die wegen ihres Sohnes besorgt war, erwiderte er: „Ihre Excellenz können ruhig sein, einen Kornet und eine Kage kann man vom Thurme herabwerfen; sie brechen nicht gleich den Hals.“ Und als der König einst fragte: „Wie kommt's, daß so viele seiner Leute den Hals brechen?“ erhielt er zur Antwort: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen und es soll nicht wieder vorkommen; dann bin ich aber auch ohne Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Eine Menge junger kräftiger Edelleute drängten sich zu diesem Regimente, und nahmen, wenn keine Offizierstellen frei waren, als Freiwillige Dienste, und suchten nicht allein durch strenge Leistungen, sondern auch durch schöne Pferde, Glanz und Schmuck, knapp anliegende Kleidung bis zur Uebertreibung, wie durch kriegerische Haltung sich hervorzuthun, und jeder Gemeine hatte im Bewußtsein seines Werthes das Wesen eines Offiziers sich angeeignet.

Seydliz selbst gab die kühnen Reiterübungen nicht auf, ritt als General noch zwischen umlaufenden Windmühlenflügeln hindurch und sein Gefolge that es ihm nach. Einst begegnete ihm bei Ohlau eine Halbputzche, in welcher ein Landprediger mit seiner Frau im tiefen Sande fuhr; er bemerkte zwischen Bock und Kutschkasten einen ziemlichen Raum, giebt dem Pferde die Sporen und setzt hinüber, und seine Begleiter, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, ihm nach. Doch nicht immer glückte es! Auf einer Truppenschau bei Lissa 1765 stürzte er so gewaltig, daß er im ersten Augenblick für todt gehalten wurde, der König selbst herbeieilte, ihm seinen Wagen bringen und den berühmtesten Arzt aus Breslau holen ließ. Als er wieder aufblickte, und erst die Sprache nicht wiederfinden konnte, wurde der König so gerührt, daß er sich umwenden mußte, auch sich täglich persönlich nach seinem Befinden erkundigte. — Erfuhr er, daß Einer der Offiziere, wie es wohl zu geschehen pflegte, ohne Urlaub von Ohlau nach Breslau geritten sei, so jagte er ihm nach. Wurde er eingeholt, so erhielt er Strafe, sonst wurde er wegen seines guten Reitens belobt; oder erhielt die Weisung: „Ich kenne Sie nicht, aber hüten Sie sich, daß es der General nicht erfährt.“

Neben dem Reiten hielt Seydliz auf sicheres Schießen mit Gewehr und Pistolen. Wie er Jemand einen Thaler als Zielscheibe zwischen zwei Fingern herausschob, so scheuete er sich auch nicht, ihn einem guten Schützen hinzubalcken. Von seinem Fenster in Ohlau schob er mehrmals einem Glöckner, der am Rathhause eine kleine Glocke zu läuten hatte, den Glockenstrick entzwei. Aus diesem Hange,

Gefahren zu bestehen, kam auch seine Liebe zur Jagd, an welcher seine Offiziere wetteifernd Theil nahmen.

In seinem häuslichen Leben war er, nicht ohne eigene Schuld, nicht glücklich, denn er liebte muntere Gesellschaften, Festlichkeiten, und seine Gattinn ließ sich so tief hinein, daß die Ehe nach vier Jahren getrennt werden mußte; um seine beiden Töchter kümmerte er sich nicht viel, und da er die vielfältigen Gelegenheiten, sich zu bereichern, edel von sich wies\*), und selbst seinen Truppen alle Gewaltthätigkeiten und Blünderungen untersagte, und nur die im Kampfe dem Feinde abgenommene Beute für rechtmäßig erkannte, so half der König aus freiem Willen aus, und schenkte ihm 20,000 Thaler zum Bau eines Schlosses auf dem Gute Minkowsky bei Ramslau.

Auf Alles, was den Dienst betraf, hielt Seydlitz mit großer Strenge. Bei der Truppenschau entging auch der kleinste Fehler seinem Auge nicht, es erfolgte unmittelbar eine mündliche oder schriftliche Rüge; dadurch wußte er aber auch Uebereilungen auf ehrenhafte Weise wieder gut zu machen. In der Schlacht bei Freyberg hatte er einem Offizier, der unthätig zu warten schien, in seiner Ungebuld ein hartes Wort zugerufen, der gleich nachher seinen Auftrag gut ausführte. Er fühlte sein Unrecht, und erbot sich zur persönlichen Genugthuung. Einem Offizier, der bei der Tafel nicht mit steifer Halsbinde erschien, rief er zu: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen am Tische zu haben,“ und einem andern, welcher in seinen Mußestunden mit Handarbeiten sich beschäftigte, rief er zu: „Herr, sitzen Sie doch nicht so schläfrig vor dem Zuge, als wenn Sie vor dem Filetkästchen säßen.“ Manchen Kornet ließ er mehrmals um Mitternacht zu sich rufen wegen unbedeutender Aufträge oder Fragen, sorgte aber auch für sie, wenn er sie unverdroffen bei der Hand fand. Beim Exerziren bemerkt er, daß mehreren Kürassieren der Hut abfällt, er droht scharfe Abndung, läßt Nachmittags die Offiziere sich einfinden, um die Uebungen allein durchzumachen, die er selbst befehligt. Des Adjutanten Reibnitz Pferd wird unruhig und schlägt ihm vor den Augen des Generals den Hut ab, welcher auf einer Ackerscholle, den Federbusch nach oben, aufrecht stehen bleibt. Der Adjutant biegt sich schnell vom Pferde, ergreift ihn, stülpt ihn wieder auf und kommt zur rechten Zeit beim General vorbei. Seydlitz

---

\*) Eben so ritterlich großmüthig benahmen sich die meisten übrigen Generale. Keith erzählt von seinem Bruder: „Er hat das Königreich Böhmen in Contribution zu setzen gehabt, und nur 70 Thaler hinterlassen, welche man in seiner Rocktasche vorfand.“ Wie anders handelten Richelieu, Soubise, und später Massena, Ney, selbst Morau und Bernadotte zc.



läßt ihn nachher zu sich rufen, und als jener ihm beweiset, daß nur das Blagen einer Schnur den Unfall verschuldet, schenkt er ihm eine Rolle Geld, um sein mageres Pferd durch besseres Futter ruhiger zu machen.

Nicht weniger nahm sich Seydlitz aus Gerechtigkeitsgefühl verdienter Männer an, wie er denn auch mit großer Freimüthigkeit dem Könige zu antworten oder zu widersprechen pflegte. Als sich in Breslau einst viele Invaliden so um den König drängten, daß dieser verdrießlich zu werden begann, sagte Seydlitz: „Das sind die braven Männer, welche ihr Leben und ihre Knochen daran gesetzt haben, um Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen, und die nun betteln gehen.“ Der König befann sich und beschenkte sie freundlich. Einige verabschiedeten Generale befanden sich in trauriger Lage, Seydlitz ruhete nicht, bis der König ihnen eine ansehnliche Pension bewilligt hatte. Ueber den General eines schlesischen Husarenregiments fällte der König einst ein hartes Urtheil; aber Seydlitz, obgleich dessen Widersacher, vertheidigte ihn mit so großem Eifer, daß der König fühlte, er habe falschen Berichten Glauben geschenkt. Seydlitz wußte, was er bei seiner freien Sprache wagte, denn Friedrich ließ sich nicht von Günstlingen beherrschen, und übersah als König keinen wirklichen Fehler. „Glauben Sie mir, daß weder ich, noch einer meines Gleichen je ganz sicher ist, aus dem Kabinet des Königs unmittelbar nach Spandau zu wandern!“

Die Revue 1770 war nicht ganz zur Zufriedenheit des Königs ausgefallen; auch Seydlitz erhielt die Bemerkung: „Ich dächte, Sein Regiment reitet viel längere Steigbügel als die übrigen.“ Seydlitz erwidert schnell: „Ew. Majestät, es reitet noch eben so als bei Kofsbach.“ Der König schwieg.

Ein andermal wurde ein neuer Plan vorgelegt wegen Ersetzung der Kavalleriepferde. Seydlitz bemerkte: „Ich habe eben ausgerechnet, daß bei dieser Einrichtung das jüngste Pferd in Ew. Majestät Kavallerie fünfzehn Jahr alt sein wird;“ und der Plan bleibt unausgeführt. Als einst darüber verhandelt wurde, ob die Reiterei zweischneidige oder Rücken-Klingen führen sollte, sagte Seydlitz ungeduldig: „Wenn die Kavallerie nur eher an den Feind kommt, ehe dieser sich die Klinge ansehen kann; so mag sie nur Spießruthen in der Hand haben, und sie wird doch siegen.“ — Bei einer Musterung hielt die Reiterei nicht die rechte Linie. Seydlitz rief: „vor, vor!“ Der König heranreitend: „zurück!“ Seydlitz steigt vom Pferde, besieht etwas an der Zäumung und thut, als ob ihm Alles nichts mehr angehe, und der König sagt kein Wort. Diese Freimüthigkeit war

auch Andern bekannt. Einst reizte der König durch beißende Scherze während der Tafel den redseligen Oberstallmeister Schwerin, daß dieser im Zorne dem Könige sagte: „Wir können Ew. Majestät wohl so etwas sagen, ich muß mir Alles gefallen lassen; aber da sitzt Einer (auf Seydlig zeigend), sagen Sie dem einmal so etwas.“ Alle Anwesende erschrakten; der König schwieg, und wußte auch hier, wie wenige Beherrscher, sich zu beherrschen. Bei dem Besuche des Kaisers Joseph 1769 hatte dieser gewünscht, auch das Kürassier-Regiment Seydlig während der Heerschau zu sehen. Der König benachrichtigte diesen davon mit der Nachschrift, „solches bleibt zu Eurer alleinigen Kenntniß.“ Seydlig hatte das übersehen und seinem Adjutanten, dieser es seinem Vater, dem Minister von Schlabrendorf, mitgetheilt. Es war dem Könige unangenehm, daß es bekannt wurde, daher mußte Seydlig hören: „Wann hat Er denn vom Hühnerkeiß gegessen, daß er nichts bei sich behalten kann?“ — Der Kaiser überhäufte ihn dagegen mit Lob und sagte nach einer raschen Truppenbewegung: „Herr General, das war ein Stück von Rossbach,“ und nachher in Reife: „Wenn es meine Lage erlaubte, würde ich in Ihr Regiment eintreten; da dies aber nicht angeht, so wünschte ich, Sie dem Könige zu entführen. Seydlig antwortete: „Ew. Majestät würden an mir eine schlechte Eroberung machen; denn ich weiß nur einem Herrn zu gehorchen, und das ist mein gegenwärtiger.“ Der König hatte die Unterredung mit Mißfallen angehört und sagte: „Er ist dem Herrn keine Erläuterung schuldig;“ gab auch überhaupt kein Zeichen des Wohlgefallens. Er selbst nahm auf den Kaiser alle möglichen Rücksichten, sah es aber ungern, wenn seine Generale sich dies ebenfalls angelegen sein ließen. War jedoch auf ähnliche Weise eine Kälte entstanden, so wußte der König mit Geist und Anmuth sie zu tilgen. In solcher Zeit der Spannung saß einst Seydlig stumm an des Königs Tafel, als mit einem französischen General die Schlacht bei Zornsdorf besprochen wurde. Endlich rief der König aus: „Was soll ich mehr sagen? Da sitzt er ja, der die Schlacht gewonnen hat,“ und augenblicklich war der Groll gehoben.

Konnte auch Seydlig des Königs Ansprüche an geistreicher Unterhaltung nicht befriedigen, so blieb diesem doch eine tiefe Herzensneigung zu seinem Waffenbruder: er lud Seydlig oft freundlich nach Potsdam ein und besuchte ihn, als er an einem Schlaganfall darnieder lag, sprach ihm Hoffnung zu, bat ihn, die verordnete Arznei gehörig zu nehmen, und wiederholte mehrmals: „Ich kann Ihn nicht missen! ich kann Ihn nicht missen!“ Beide waren tief gerührt. Nicht lange darauf starb Seydlig, den 7. November 1773, im dreiundfünfzigsten Lebensjahre.

Friedrich ließ alle Offiziere der Reiterei Trauer anlegen und ihm 1784 ein Standbild auf dem Wilhelmsplatze neben Schwerin, Reith und Winterfeld errichten.

## 18) Hans Joachim von Zieten.

Und Zieten tritt zum König hin  
 In seinen grauen Haaren:  
 „Herr, daß ich keine Memme bin,  
 Hast Du bei Prag erfahren.  
 Dem Tod hab' ich ins Aug' geschaut  
 Bei Hennersdorf und Leutben,  
 In Deinem Dienst bin ich ergraut;  
 All' Das will Nichts bedeuten.  
 Und willst Du meinen Kopf, ich leg'  
 Ihn heute Dir zu Füßen,  
 Doch Einem wirft in alle Weg'  
 Auch Du Dich beugen müssen.  
 Der ist's, der in dem Schlachtenrang  
 Mich trug auf Adlersflügeln,  
 Der mir die Siegesfahne schwang,  
 Auf blut'gen Leichenbügeln,  
 Der über Schutt und Tod und Graus,  
 Dein treues Heer geführt —  
 Herr, ist's mit diesem Glauben aus,  
 So hast Du ausregieret!“  
 Sagenbach.

Seydlitz und Zieten (Zieten) ragen unter den Helden des siebenjährigen Krieges als bedeutende Erscheinungen hoch hervor, und machten sich um ihr Vaterland und ihren König hochverdient, obgleich in beiden eine große Verschiedenheit sowohl in ihrer äußerlichen Erscheinung und ihrem Schicksale, als in Geist und Herz bemerkbar ist. Jener stark, schön und zierlich gebaut, dieser ein kleiner hagerer Mann, jener von Kindheit auf ein Günstling des Glückes, in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre General-Major, während dieser, mit vielen Widerwärtigkeiten kämpfend, es in gleichem Alter kaum zum Mittmeister gebracht hatte; jener dem Vergnügen aller Art hold und sich einem gewissen Leichtsinne im geselligen, häuslichen und kriegerischen Leben hingebend, dieser einfach, sparsam, voll Gottvertrauen und Frömmigkeit. Doch hatten beide ein Ziel und ergänzten einander zum Dienste des Vaterlandes! Während jener jedoch schon im dreiundfünfzigsten Lebensjahre ausgelebt hatte, erreichte dieser ein

Alter von achtundfiebenzig Jahren, und starb wenige Monate vor dem Könige, als dessen ältester Freund und Waffenbruder.

Ziethens Vater lebte, als ihm der einzige Sohn den 18. Mai 1699 geboren ward (denn die übrigen vier Kinder waren Töchter) von dem geringen Ertrage eines kleinen Gutes ohne Amt zu Wustrau in der Grafschaft Ruppin, sieben Meilen von Berlin, und konnte in seinen beschränkten Verhältnissen wenig für die Erziehung seiner Kinder thun, daher der Sohn sich größtentheils selbst überlassen blieb und sich an Entbehrungen mancherlei Art gewöhnen mußte. Er hatte aber ein Herz voll Liebe für seine Aeltern, deren Sorgen er vielfach bemerkte und sich daher nicht allein inniger an sie angeschlossen, sondern auch in seinem kleinen Kopfe manche Pläne entwarf, wie er künftig die Umstände der Aeltern zu verbessern suchen wollte; er besaß ein lebendiges Gefühl für Gerechtigkeit, welches durch den Uebermuth, mit welchem reichere Nachbarn seine rechtschaffenen Aeltern oft zu begegnen pflegten, noch mehr erweckt wurde, und ihn mit einem Unwillen erfüllte, der sein ganzes Leben hindurch ihm blieb, so oft er Ungerechtigkeiten erblickte. Früh entwickelte sich in ihm die Neigung zum Soldatenstande, und schon im neunten Jahre lief er jeden Sonnabend eine Meile weit nach Ruppin, um sich einen militärischen, gepuderten Haarzopf machen zu lassen. Es war die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, in welcher seine Kindheit fiel, die Zeit des Kampfes, welchen der tapfere Schwedenkönig Karl XII. mit Rußland, Polen und Dänemark führte, und wohl mögen die Erzählungen von den Thaten dieses bewunderten Königs, und der Preußen unter Leopold von Dessau seinen angeborenen Muth belebt und seine jugendliche Phantasie mit Bildern künstiger Größe und Unabhängigkeit erfüllt haben, durch einen Stand, „worin der Mann noch etwas werth ist.“

So entwickelte sich der junge Ziethen mehr im Umgange mit seinen frommen Aeltern und der Natur als durch Unterricht, und diese negative Erziehung hatte wenigstens den Vorzug vor einer verkehrten und verkünstelten, daß sie nichts verderbte. Ein Hauslehrer, welcher ihm in seinem dreizehnten Lebensjahre gegeben wurde, konnte keinen Einfluß über ihn gewinnen, da er heimlich einen unsittlichen Lebenswandel führte, und als dieser ihn einst thätlich strafen wollte, stieß der Knabe ihn mit Verachtung von sich, und entdeckte den Aeltern ohne Rückhalt, welcher einen schlechten Mann sie ihm anvertraut hätten. Als sich die Wahrheit seiner Angabe bestätigte, wurde der Lehrer entlassen, und Ziethen trat bald darauf in seinem vierzehnten Lebensjahre als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment Schmendy.

Seine Jugendträume, welche ihm die Welt in rosenfarbenem Lichte ausgemalt hatten, schwanden aber bald! Schon sein erstes Auftreten bei dem, durch Grobheiten ausgezeichneten Chef des Regiments mußte ihn erbittern. Als er erschien und erklärte: er sei gekommen, um unterthänig aufzuwarten, bekam er zur Antwort: „Nun, so thu Er das!“ und wurde keines Wortes weiter gewürdigt. Auch seine Kameraden schienen ihn wegen seiner kleinen Figur und seines schwächlichen Ansehens wenig zu achten, so daß er, heftigen und feurigen Temperamentes, sich mehrere Händel zuzog, aber dabei seinen Muth zum Nachtheil seiner Gegner bewies. Dennoch wurde er bei Besetzung von Lieutenantsstellen mehrmals zurückgesetzt, so daß er 1723 seinen Abschied nahm und sich nach Hause begab, um den geringen Nachlaß seines Vaters, der schon vor einigen Jahren gestorben war, zu ordnen, und sich mit den Rechtsstreitigkeiten bekannt zu machen, durch welche die Nachbarn den Vater zu Grunde gerichtet hatten. Mit Freuden übernahm er jedoch 1726 eine Lieutenantsstelle in einem Husarenregimente. Doch auch hier machte ihn der Stabsrittmeister beständig Verdruß, daß er ihn endlich zum Zweikampf forderte. Auf des Gegners einseitigen Bericht an den König bekam Zietzen jedoch ein Jahr Festungsstrafe. Nach seiner Rückkehr von seinem Feinde plötzlich überfallen, vertheidigte er sich muthvoll: der Rittmeister kam auf die Festung und Zietzen ward kassirt. Der König, welcher ihn für einen unruhigen Kopf hielt, war gegen ihn sehr aufgebracht, gab ihm aber doch nach einem mündlichen derben Beweise eine Lieutenantsstelle bei der Garnison in Berlin. So hatte er die ersten einunddreißig Jahre seines Lebens, mit lauter Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt; allein diese bewahrten ihn auch vor manchen Versuchungen, machten ihn auf sich selbst und Gott vertrauend, befestigten Grundsätze und Charakter.

Seinen ersten Kriegszug machte er mit 120 Husaren bei dem kaiserlichen General Baronay 1735 am Rhein gegen die Franzosen. In allen Unternehmungen diesem zur Seite, erwarb er sich bald dessen Achtung durch Kühnheit und Klugheit, so daß er, als Zietzen einmal auf eigene Hand einen Streich auszuführen wünschte, ihm noch 300 österreichische Husaren hinzugab, womit er die Feinde so unerwartet in ihren Quartieren überfiel, daß er Alles in Verwirrung setzte und mit Gefangenen zurückkehrte, worauf Baronay dem Könige einen vortheilhaften Bericht erstattete und Zietzen als Major nach Berlin zurückkam. Dann verheirathete er sich glücklich, obgleich ohne seine ökonomische Lage zu verbessern.

Der schlesische Krieg gab seinen Talenten einen angemessenen Spielraum. Anfangs hatte er noch mit dem Uebelwillen seines

Obersten von Wurm zu kämpfen, der ihn sogar, trotz des gegebenen Wortes, im Stiche ließ, als er die herumschwärmenden Feinde zurückwerfend, von neuen feindlichen Reitern bedroht wurde; obgleich fast umringt, schlug er sich muthig durch und brachte selbst den, bei seinen gerechten Beschwerden über den treulosen Verrath, auf ihn eingehenden riesenhaften Obersten eine Wunde am Kopfe bei. In dem Berichte, welchen er nun statt des Obersten dem Könige abzustatten hatte, erwähnte er dieses Vorfalles nicht; aber der König, dem es dennoch mochte zu Ohren gekommen sein, ernannte Zietzen zum Oberstlieutenant und gab ihm den Verdienstorden, und schon nach einigen Tagen bewies er seine Würdigkeit, indem er nicht allein (22. Juli 1741) den Feind aus dem starken Rothschloß vertrieb, sondern auch fast das ganze Kavallerie-Regiment seines alten Waffenmeisters Baronay gefangen nahm. Baronay, nur mit Mühe entkommen, lobte selbst in einem Schreiben an ihn den eben so kühnen als geschickten Angriff: der König ertheilte ihm seinen Beifall, und machte ihn zum Obersten und Chef des Regimentes, in welchem er vor eilf Jahren als unbeachteter Lieutenant eingetreten war, und welches unter seiner Anführung sich unvergänglichen Ruhm erwarb. Im folgenden Jahre stieß er zu Schwerins Heer bei Olmütz, streifte mit seinen Husaren bis Stockerau bei Wien, sprengte nebst dem Prinzen Diederich von Deffau 8000 Ungarn bei dem Schlosse Gedingen auseinander und erbeutete ihre Magazine. Nun kam aber der Prinz Karl von Lothringen mit seiner ganzen Macht, die Preußen zogen sich nach Oberschlesien zurück, wobei Zietzens Wachsamkeit und Geschick einen großen Theil der angegriffenen Bagage rettete.

Die beiden folgenden Friedensjahre verlebte Zietzen einfach (denn er hatte jede Gelegenheit, sich zu bereichern, abgewiesen) und zurückgezogen im häuslichen Kreise, beschäftigt mit seinem Regimente und der Landwirthschaft, und fand Gelegenheit, seinen früheren Vorgesetzten, der ihn einst auf die Festung gebracht, und nun, vom Regimente verjagt, um Almosen flehete, großmüthig zu unterstützen.

Der zweite schlesische Krieg, 1744, fand Zietzen, obgleich an rheumatischer Krankheit leidend, wieder auf seinen Posten. Mit seinem Regimente an der Spitze der Avantgarde stehend, jagte er beim Zuge nach Böhmen den Feind vor sich hin, richtete eine große Niederlage unter dem Kavallerie-Regimente Esterhazy an, besiegte am 23. September die österreichischen Husaren, welche bei Labor standen, bewirkte den 30. September die Eroberung von Budweis, indem er, durch die Moldau ziehend, die in der Vorstadt liegenden Kroaten vernichtete, und wurde am 4. Oktober zum General-Major

ernannt. — Je weiter jedoch der König gegen Mähren vordrang, desto schwieriger wurde seine Lage. Adel und Geistlichkeit hielten es mit Oesterreich und das Volk hatte einen unüberwindlichen Haß gegen die preussischen Keger, das Land war wüste gemacht und die Feinde hatten an Traun, wie Friedrich selbst gesteht, und ihn seinen Lehrmeister in der Kriegskunst nennt, einen trefflichen Führer. Daher wurde beschlossen, nach Schlessien zurückzukehren. Aber auch das war eine gefährliche Aufgabe, der Uebergang über die Elbe war schwierig. Ziethen und Wedel deckten aber das Heer, zeigten bei jeder Gelegenheit dem Feinde kräftig die Stirn und machten endlich einen meisterhaften Rückzug zum Könige. Ziethen hatte dann in der Stadt Tein zurückbleiben müssen, und war von feindlichen Truppen umringt; er entwarf aber einen so meisterhaften und gut ausgeführten Plan, daß die Feinde allenthalben zurückgeworfen wurden und der König ihn bei der Ankunft mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen empfing, sich selbst an die Spitze des Corps stellte und es im Triumphe die ganze Fronte des Lagers hinunterführte, und in seiner „Geschichte des Krieges“ erklärt: „Das Bataillon von Wedel hielt den Prinzen von Lothringen fünf Stunden lang auf, der Führer derselben erwarb sich den Namen eines Leonidas und das Gefecht bei Saloniz wird in den preussischen Jahrbüchern nicht vergessen werden.“ Eben so offen aber sagt er: „Nirgends ist der Krieg so schwer zu führen, als in Böhmen, und kein General beging in diesem Feldzuge mehr Fehler, als der König selbst.“ Im folgenden Jahre, als der König, bei welchem Ziethen sich befand, sein Heer bei Frankenstein zusammengezogen hatte, stand der Markgraf Karl von Brandenburg-Schwedt mit 9000 Mann bei Jägerndorf und Troppau, in die Lücke zwischen beiden Heeresabtheilungen bei Reisse hatten sich 20,000 Oesterreicher geworfen und den Markgrafen vom königlichen Heere abgeschnitten; er stand in großer Gefahr, wenn er nicht von des Königs Verfügungen Nachricht erhielt, aber alle Versuche, ihm diese zu ertheilen, waren vergeblich gewesen. Da befahl der König, Ziethen solle sich mit seinem Regimente zum Markgrafen durchschlagen, und deshalb die Ordre, allen seinen Leuten bekannt zu machen, damit, „wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme,“ die Nachricht doch dorthin käme. Ziethen übernahm den gefährlichen Zug, entwarf aber einen andern Plan, und führte ihn mit Schlaueit, Gewandtheit, Muth und Besonnenheit durch. Sein Regiment hatte den bisherigen rothen Dolman sammt Filzmützen ab, und die eben für den Winter bestimmten blauen Pelze und Schluppmützen angelegt, in welchen sie den Oesterreichern noch unbekannt waren, aber Aehnlichkeit mit einem österreichischen Husarenregimente hatte, und darauf bauend,

wollte Zietzen die Seinen als Oesterreicher mitten durch die österreichischen Armeen führen. Daher setzte er sich in scheinbarer Sorglosigkeit in Bewegung, als ob er mitten unter Freunden wäre. Verboten war, das Gewehr aufzunehmen oder ohne ausdrücklichen Befehl zu schießen. Einige geborene Ungarn mußten vorausziehen und die Feldwachen in ihrer Sprache freundlich begrüßen. Man stieß auf ein österreichisches Dragoner-Regiment, welches nicht den mindesten Verdacht schöpfte. Nachmittags um 3—4 Uhr befand er sich mitten unter den Feinden, das ganze Feld mit Kroaten übersät. Von der Höhe bei Leobschütz konnte er das ganze feindliche Lager übersehen. Unvermerkt zogen sich die Schwadronen mehr zusammen; doch die Feinde, hier keine Preußen vermuthend, merkten nichts. Ein Oberster kam sogar treuherzig auf Zietzen zugeritten, bot ihm freundlich guten Tag, wurde aber sogleich gefangen genommen. Endlich aber, als Zietzen statt ins Lager einzuschwenken, ruhig weiter zog, wurde er von einem feindlichen Posten erkannt. Der Ruf: „Zietzen und Preußen!“ ertönte und das feindliche Lager geräth in Bewegung; doch dieser hatte die Verwirrung benutzt und einen guten Vorsprung gewonnen. Man setzte zwar mit mehreren Regimentern nach, aber er erreichte, freilich mit Anstrengung aller Kräfte und geringem Verluste, Sägersdorf, wo er mit Bewunderung und Freude vom Markgrafen und dessen Truppen empfangen wurde, und selbst ein lebhaftes Vergnügen darüber empfand, den berühmtesten österreichischen Partheigängern Esterhazy, Spleny u. einen solchen Streich gespielt und das Leben der Seinen dadurch geschont zu haben. Mit dem Könige vereint, half er dann die Schlacht bei Hohenfriedberg, den 4. Juni, gewinnen. Er bildete mit 20 Schwadronen den Rückhalt, bewahrte den linken Flügel vor einer Umzingelung, rettete den General Kiow, der, weil die Brücke über den Striegauer Bach hinter den ersten zehn Schwadronen brach, aufgerieben worden wäre, wenn Zietzen nicht eine Furth erspäht, hindurchgesetzt und ihm Luft gemacht hätte. Dann verfolgte er nebst General Dumoulin den Feind und nahm ihm viele Gefangene, Kanonen u. ab. Nach dem Siege bei Sorr, den 18. Sept., deckte er den Marsch des Königs in die schlesischen Winterquartiere. Um den ihm bekannt gewordenen Plan der Feinde, von der Lausitz aus auf Berlin zu marschiren, zu vereiteln, ließ der König den alten Dessauer in der Stille ein Heer zusammenziehen und auf Dresden marschiren, während er selbst bei Pennersdorf, unweit Görlitz, durch Zietzen, welcher die Vorhut führte, vier sächsische Regimenter schlug, wobei dieser zum ersten Male, und zwar durch einen Schuß in die Wade, verwundet wurde. Deshalb mußte er am 26. November die Armee verlassen. Der König hörte, den 15. December bei Meissen ange-



Kommen, den Donner der Schlacht von Kesselsdorf, zog den 18. in Dresden ein und sieben Tage darauf erfolgte der Friedensschluß.

Mit Ruhm und Ehre kam er aus dem Felde zurück, beschäftigte sich mit der Verschönerung seines Landgutes, mit dem Bau eines prächtigen Wohnhauses, wozu der König ihm Baumaterialien schenkte, mit militärischen Wissenschaften und besonders mit seinem Regimente, dessen Offiziere und Soldaten ihm mit großer Liebe anhängen, weil er, obgleich streng im Dienste, für sie freundlich und väterlich sorgte und sie auch durch eine schöne Uniform auszeichnete. Doch die Jahre des Friedens wurden ihm durch mancherlei Unfälle und Verdrießlichkeit vergällt. Sein einziger Sohn wurde ihm 1751 durch die Blattern entrisen, und seine treffliche Gattinn starb 1756. Er ertrug diesen bitteren Verlust heldenmüthig mit der ächt christlichen Ergebung, welche in allen Ereignissen des Lebens die weise und liebevolle Fügung Gottes erkennt. Doch noch von einer andern Seite her fühlte er sich schmerzlich verwundet. Seine Reider gönnten ihm die Zuneigung des Königs nicht, hatten ihr Auge auf sein Regiment geworfen, und der Vertraute des Königs, mit welchem er seine Feldzugspläne zu berathen pflegte, Winterfeld, war sein Hauptgegner. Anfänglich begnügte man sich, den König auf allerlei Kleinigkeiten bei den Ziehnischen Husaren aufmerksam zu machen, welche dessen Mißfallen erregten, suchte dann ihm einzureden, der General-Major vernachlässige jetzt sein Regiment, seine Güte sei Schwäche, seine Thaten Wirkungen des Zufalls, er sei nicht fähig, eine ordentliche Disposition zu entwerfen &c. Ziethen war dabei nach seiner ganzen Gemüthsart im Nachtheil, denn auf der einen Seite wußte er, frei von aller Ruhmsucht, bescheiden und mehr für sich lebend, seine Verdienste nicht gebührend geltend zu machen; auf der andern war er, voll edlen Selbstgefühles und fern von Menschenfurcht und hößlichem Sinne, wenig geneigt, auch selbst von dem Könige eine unverdiente Kränkung mit Geduld und Demuth hinzunehmen und durch Fügbarkeit sich wieder in Gunst zu setzen, so daß Austritte sich ereigneten, welche nur ein wirklich großer Fürst, wie Friedrich, ruhig hingehen lassen konnte. Einst wurde das Gespräch an der königlichen Tafel auf verschiedene Gesechte Ziethens gelenkt, und von ihm verlangt, er solle den gemachten Plan im Einzelnen angeben. Dieser merkte die schadenfrohen Blicke seiner Feinde, und antwortete kurz: „Wenn ich die Stärke und Stellung der Feinde kannte, ging ich auf ihn los, machte meine Gegenanstalten und schlug ihn!“ Als der König im Feldlager bei Spandau 1753 unerschöpflich im Tadel seines Regimentes war, und es ein nichtsnuziges Regiment nannte, ging Ziethen im heftigsten Affekte auf ihn zu, stieß den Degen in

die Scheide und sagte: „Laugen wir jetzt nichts, so haben wir doch vormals unsere Schuldigkeit gethan, und als man uns brauchte, waren wir gut genug!“ Bei einer andern Revue war der König so unzufrieden, daß er verdiebstlich zu Ziethen sagte, er solle ihm aus den Augen gehen, er möge nichts weiter von ihm sehen. Dieser hielt sich buchstäblich an den Befehl, führte sein Regiment augenblicklich zurück, und lehrte sich an die nachgeschickte Ordre nicht! Seine Feinde erwarteten nun seinen gänzlichen Fall; aber er erfolgte nicht! Die häufigen Kränkungen und Vorwürfe blieben jedoch auf das reizbare Ehrgefühl nicht ohne Einfluß, sein Herz erkaltete gegen den König, den er für undankbar und ungerecht zu halten begann: er ging damit um, den Dienst zu verlassen. Indes hatte der König die eigensüchtigen Absichten der Gegner Ziethens näher kennen gelernt, und der nahe siebenjährige Krieg erinnerte an die Dienste, welche dieser ihm geleistet. Er ließ sich nach seinem Befinden bei einer vorgegebenen Krankheit erkundigen: Ziethen meldete sich kränker; er ließ ihn durch jenen General, der Ziethens Hauptfeind war, ausforschen: allein dieser bekam statt Antwort die Bitte, allen seinen Einfluß beim Könige zu verwenden, damit ihm der Abschied werde. Da erschien der König, bereit, das seinem Diener zugesügte Unrecht durch Selbstverleugnung wieder gut zu machen, persönlich. Ziethen blieb, als der König zu beweisen suchte, die Schuld der Mißverständnisse liege in seinem Betragen, noch unbeugsam. Aber Friedrich wußte Menschen zu behandeln, seinem Feuerauge und seiner Rednergabe konnte so leicht Niemand widerstehen; auf die Worte: „Ein so treuer General kann unmöglich beim Ausbruche eines gefährlichen Krieges König und Vaterland verlassen. Was soll ich seinen Husaren sagen, wenn sie fragen: „Wo ist unser Vater Ziethen?“ Ich muß antworten: „Er mußt mit der ganzen Armee, weil er seinem Freunde ein unbedachtsames Wort übel genommen.“ Da sank Ziethen dem Könige zu Füßen und dem Freunde in die Arme. Mit jugendlicher Kraft stand er wieder als General-Lieutenant an der Spitze seiner Schaaren.

Bei der Einschließung der Sachsen im Lager von Pirna hatte Ziethen den Paß bei Zwickau zu besetzen. Im April 1757 trug er zum Siege des Herzogs von Bevern bei Reichenbach bei, so daß ihm der König den schwarzen Adlerorden reichete. Dann folgte er diesem gegen Prag, wo das furchtbare Kartätschenschloß der Oesterreicher ganze Reihen der auf schwierigerem Boden heranrückenden Preußen niederstreckte und die andern zum Weichen brachte, bis Ziethen herandrang, die fliehenden Regimenter zum Stehen und die Feinde zum Weichen brachte, deren rechten Flügel von Prag ab-

schnitt, während der fünfundsiebenzigiährige Feldmarschall Schwerin, die Fahne in der Hand, sich an die Spitze des Fußvolks stellte und Ferdinand von Braunschweig den Feind in den Rücken faßte, wobei Ziethen ihre Flanken deckte: so erfocht auch das Fußvolt über Schwerins Leiche einen vollkommenen Sieg. Ziethen und Bevern wurden nun beordert, den abgeschnittenen rechten Flügel der Oesterreicher, dem sich Daun mit 66,000 Mann näherte, so wie diesen zu beobachten, daß er nicht Prag, wo bereits der Hunger wüthete, entseze. Daun wollte, nachdem er jene an sich gezogen, Bevern umzingeln; allein Ziethens Wachsamkeit und Kriegskunst zogen diesen glücklich aus der Falle, und schlugen Nadasdy, worauf er sich mit Friedrich vereinigte, der 12,000 Mann vor Prag ließ und mit 32,000 Mann den bei Collin in vortheilhafter Stellung und doppelter Mannszahl stehenden Daun angriff. Der Anfang ist glücklich, Ziethen und Hülsen bringen den feindlichen linken Flügel zum Weichen; schon befiehlt Daun den Rückzug, als eine Abänderung des trefflichen Schlachtplanes eine Lücke hervorbringt, in welche sich die Sachsen und Oesterreicher stürzen, und die Schlacht, die erste in diesem Kriege, gewinnen. — Während Friedrich bei Roszbach siegte, sollten Bevern, Winterfeld und Ziethen mit 30,000 Mann 100,000 Oesterreicher von Schlessien abhalten. Winterfeld wurde bei Moys in der Nähe von Görlitz von Nadasdy überrascht (den 7. September) und verlor, als er gegen Ziethens Rath den Galgenberg angriff, das Leben. Bevern zog sich gegen Breslau, worüber Schweidnitz verloren ging, und er selbst bei Lissa angegriffen, überwältigt und gefangen wurde, obgleich die Preußen sich mit Löwenmuth vertheidigt und Ziethen die Reiterei des Feindes mehrmals geworfen hatte. Den Rest von 15,000 Mann führte dieser dem aus Sachsen mit 14,000 Mann herankommenden König zu, welcher fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben, die fast dreifach überlegenen Oesterreicher den 5. December bei Leuthen angriff, wobei Ziethen die gesammte Reiterei des linken Flügels befehligte, sich auf Nadasdy warf und ihn so schnell zum Weichen brachte, daß sein Regiment allein 2000 Gefangene machte. Ziethen und Fouquet mußten den geschlagenen Feind verfolgen; der König spornte durch Zuschriften unaufhörlich an: „nur immer dicht an den Feind, ein Tag Fatiguen bringt uns hundert Ruhetage.“ Dies geschah auch so eifrig, daß nicht allein über 3000 Wagen erbeutet und viele tausend Gefangene gemacht, sondern die feindlichen Armeen auch so zerstreut wurden, daß Prinz Karl nur 17,000 Mann nach Böhmen brachte.

Im Winter dieses Jahres befehligte Ziethen ein eigenes Truppcorps im Gebirge, deckte Landsbut und beförderte die Eroberung

von Schweidnitz. Der große Zug von 3000 Wagen mit Munition u. beladen, von welchem der Erfolg der Belagerung von Olmütz abhing, konnte freilich, von der feindlichen Uebermacht im Gebirge angegriffen, nicht gerettet werden, als Ziethen vom König deshalb entgegengeschickt wurde; dieser konnte nur einen kleinen Theil fortbringen und sprengte den andern in die Luft. Dagegen unterstützte er den König auf dessen bewunderntem Rückzuge nach Schlessen durch seine Tapferkeit und Gewandtheit dermaßen, daß die Armee, welche die Feinde bereits für verloren hielten, ungefährdet in Königgrätz den 14. Juli anlangte. Während der König nun gegen die Russen zog und sie bei Zorndorf besiegte, hatten Ziethen und Prinz Heinrich die schwierige Aufgabe, sich mit 20,000 Mann gegen vierfach überlegene Oesterreicher, Sachsen und Reichstruppen zu vertheidigen, und Ziethen fügte ihnen durch rasche Unternehmungen bedeutenden Schaden zu. Der König eilte zur Unterstützung herbei, lagerte sich aber, durch falsche Nachrichten getäuscht und auf Dauns Langsamkeit rechnend, unvorsichtig bei Hochkirch, wurde hier den 14. Oktober in der Nacht von Laudon überfallen, und würde noch eine größere Niederlage erlitten haben, wenn nicht Ziethen seine Husaren wachsam erhalten und mit Seydlitz außerhalb des Lagers die Feinde beunruhigt hätte.

Im Feldzuge von 1759 beschloß der König, mehr vertheidigungsweise zu verfahren, und Ziethen wußte durch künstliche Märsche diesen Plan zu unterstützen und die Anschläge des Feindes zu vereiteln. Von Sorau bis Sagan machte er seinen berühmten Rückzug mit 10,000 Mann durch eine fünffach überlegene Macht. Bei Kunnersdorf waren es am 12. August seine Husaren, welche den König, während Ziethen selbst abwesend war, aus der Umzingelung herausziehen. Während des Winters hatte er die beschwerliche Aufgabe, in seinem Lager zu Kesselsdorf im tiefsten Schnee die Sicherheit des ganzen Heeres zu überwachen, und mußte deshalb Tag und Nacht in Bewegung sein. Dann zog er mit dem König, welcher die Belagerung von Dresden aufgehoben hatte, nach Schlessen und kommandirte in der Schlacht bei Liegnitz, den 16. August 1760, wo der überraschen wollende Laudon überrascht wurde, den rechten Flügel, bereitete, während der König Laudon verfolgte, Dauns Hülfе, und führte am folgenden Tage die Gefangenen und erbeuteten Kanonen dem Könige zu, der ihn zum General der Kavallerie ernannte und die Drostey Berum in Ostfriesland schenkte. Nachdem sich die Feinde zurückgezogen, eilte der König dem bedrängten Berlin zu Hülfе, aber schon die Nachricht: der König kommt! trieb die Russen und Oesterreicher aus der Stadt, daher wandte sich dieser nach Sachsen, verproviantirte

das Heer aus den magdeburgischen Magazinen und ging dann auf Daun los, den er in felsenfesten Verschanzungen bei Torgau traf. Daun hielt den Angriff für unmöglich und hoffte bei herannahendem Winter den König durch bloßes Zaudern zu nöthigen, Sachsen zu verlassen. Der König berief einen Kriegsrath; alle schwiegen, nur Zietzen antwortete fest: „Alle Dinge sind möglich, nur ist eins schwieriger als das andere.“ Jetzt war die Schlacht beschlossen (30. Nov.), und zwar wollte der König von vorne und Zietzen sollte, durch ein Gehölz gehend, den Feind im Rücken angreifen, er wurde aber durch Verhaue u. so lange aufgehalten, daß er nicht zur rechten Zeit ankommen konnte. Der König griff daher zu früh an und wurde von 200 Kanonen schrecklich empfangen, so daß ihn selbst ein Streifschuß traf; der Kern der Infanterie lag bereits in seinem Blute, ein neues Runnersdorf schien bereit, die Dunkelheit vermehrte die Verwirrung und Dauns Siegesboten flogen nach Wien. Zietzen hatte jedoch mit Saldern alle Schwierigkeit heldenmüthig überwunden, die Siptizer Höhen erkstiegen, und den Feind in so große Verwirrung gebracht, daß der am Schenkel verwundete Daun sein Heer in aller Stille bei Torgau über die Elbe zog.

Mit dieser Siegeskunde eilte Zietzen zum Könige, der, ungewiß über den Ausgang der Schlacht, eine lange Nacht in der Elsniger Kirche durchwacht hatte, und von ihren Gefühlen überwältigt sanken beide Helden einander in die Arme, und die Soldaten ließen den König, wie ihren Husarenkönig Zietzen hoch leben! — Des Königs Lage war aber noch immer bedenklich. Laudon hatte sich mit den Russen vereint; ihren 130,000 konnte er nur 50,000 Mann entgegen stellen, und verschanzte sich daher bei Bunzelwitz, unweit Schweidnitz. Trübe Gedanken gingen durch seine Seele, denn immer erschöpfter wurde sein kleiner Staat, wenn auch seine Bürger freudig Gut und Blut hergaben und er äußerlich sich zu beherrschen wußte. Oft in nächtlicher Stille kam er in Zietzens Hütte und suchte dort in seinem Kummer Trost. Zietzen setzte seinen Worten: „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen!“ die männliche, auf lebendigem Gottvertrauen wurzelnde Behauptung entgegen, daß noch Alles gut gehen werde, und gab auf die spottende Entgegnung, ob er ihm etwa einen neuen Bundesgenossen verschafft habe, zur Antwort: „Nur den alten dort oben, und der verläßt uns nicht!“ „Ach,“ seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr!“ „Deren brauchts auch nicht,“ versetzte Zietzen, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken!“ Aber so wie Zietzen, dessen frommer Sinn ihm doch wohl that, dessen Treue felsenfest war, entdeckte er sich Wenigen, dem Heere zeigte er nie ein trübes Gesicht. „Sie sind nicht genug von

den Umständen unterrichtet," schreibt er an d'Argens, „um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, welche dem Staate drohen: ich kenne sie und muß sie verschweigen.“ Als es ruchbar wurde, daß der König Giftpillen bei sich trage, um Gefangenschaft oder Untergang nicht zu überleben, da waren es einige kluge und muthvolle Männer, und Zietzen unter ihnen, die laut vom Selbstmorde als einer „ehr- und ruchlosen That sprachen, welche nur aus Feigheit oder Wahnsinn hervorgehen könne," und der König achtete auf solche Stimme! Bald gab der Tod der russischen Kaiserinn der Sache eine andere Wendung, und der König sprach zu Zietzen: „Er hat doch Recht gehabt und sein Mitter hat Wort gehalten.“ Im letzten Feldzuge hatte Zietzen es mit Daum zu thun, und unterstützte die Plane des Königs mit Klugheit und Muth, mit Tapferkeit und Glück, bis der Friede ihm erlaubte, den Degen mit Ruhm und Ehre in die Scheide zu stecken.

Und wirklich war selbst der Neid vor dem Glanze seiner Thaten verstummt! Der König und die Prinzen zeichneten ihn aus, die Kaiserinn von Rußland und die Königin von Schweden verlangten sein Bildniß; es hing aber auch in jeder Hütte, Ausländer suchten ihn auf, und seine Mitbürger drängten sich um ihn, grüßten ihn ehrerbietig auf den Straßen; seine Soldaten liebten und fürchteten ihn und nannten ihn ihren Vater. Selbst seine Feinde konnten ihm ihre Achtung nicht versagen, und in Karlsbad, welches er seiner Gesundheit halber besuchte, sah man ihn oft mit kaiserlichen Generalen, besonders mit Laudon, Hand in Hand in vertraulichem Gespräche. In seinem fünfundschrzigsten Jahre schloß er ein neues glückliches Ehebündniß mit einem Fräulein von Platen, der der König einen kostbaren Ring zum Hochzeitsgeschenke verehrte, und ihm dabei schrieb: „Um Sein Hochzeitfest bin ich gekommen, daß Er mich nur nicht bei der Taufe vergift; denn ich denke, Er wird mich zum Gevatter nehmen.“ Und wirklich kam der König im folgenden Jahre deshalb eigends von Potsdam nach Berlin, ernannte den Neugeborenen zum wirklichen Cornet im Zietzenschen Regimente (was er sonst selten zu thun pflegte) und zahlte monatlich dessen Gehalt aus seiner Chatouille. Zietzen gab seinem Sohne eine gute Erziehung, brachte ihn im zwölften Jahre in die Militärakademie, erlaubte aber nicht, daß er nach seinem Patent avanzire. „Der Junge ist ja noch ein Kind!“ pflegte er zu antworten. — Schmerzlich war es ihm, daß er in seinem neunundsiebenzighsten Jahre nicht mit dem Könige in den bayerischen Erbfolgekrieg ziehen konnte; dieser lehnte den Wunsch mit Rücksicht auf das hohe Alter Zietzens ab, der nun von

seinem Regimente feierlich Abschied nahm und in seinem Zimmer nach Spezialkarten den Gang des Krieges verfolgte.

Ziethen lebte im Sommer zu Wustrau, im Winter in Berlin, kam aber auch alle Monate im Sommer hieher, um von seinem Regimente nicht abwesend zu sein. Kam er aufs Schloß, so pflegte ihn der König herzlich zu umarmen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ihn zur Tafel einzuladen, und wenn nicht fürstliche Gäste da waren, neben sich sitzen zu lassen; er erlaubte auch nicht, ihn zu wecken, wenn er über Tisch einschlummerte. Einst war er in Sanssouci nach einem großen Manöver von Prinzen und Generalen, fremden wie einheimischen, umgeben, als er weggehend Ziethen bemerkte, auf ihn zuellte, ihn umarmte und in die freundlichsten Aeußerungen ausbrach. War der König Winters im Exerzierhause gewesen, so fuhr er selbst im eignen hohen Alter von dort nach Ziethens Wohnung, und litt nie, daß der Greis ihn beim Weggehen begleitete. Besonders rührend, rein menschlich und den König wie den Unterthan ehrend, ist der letzte Besuch des sechsundachtzigjährigen Ziethens im berliner Schlosse zur Parole-Zeit. Schon hatte der König seine Befehle den Offizieren ertheilt, als er durch Ziethens Anblick angenehm überrascht mit dem Ausrufe: „Da ist mein alter Ziethen!“ auf ihn zuellte, bedauernd, daß er sich die vielen Treppen heraufbemüht habe, da er, der König, ja gerne zu ihm gekommen wäre. Auf die Frage nach dem Befinden Ziethens erwiderte dieser: „Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen; aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte.“ „Das erste,“ sagte der König, „höre ich gerne; aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl!“ Die Adjutanten bringen ihn; Ziethen weigert sich, erklärt, er sei nicht müde; allein der König wiederholt freundlich: „Setz’ Er sich, alter Vater Ziethen, setz’ Er sich, sonst geh’ ich weg; denn ich will ihm durchaus nicht zur Last fallen,“ und so stand der König lange vor ihm, nach seinem Gedächtniß, Gehör u. sich erkundigend. Endlich sagte er: „Leb’ Er wohl, Ziethen, nehm’ Er sich vor Erkältung in Acht, erhalt’ Er Sein Leben, so lange Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn wieder zu sehen.“

Ziethen besaß alle Eigenschaften eines vortrefflichen Feldherrn: Bedachtsamkeit und Klugheit, Wachsamkeit und Kraft, Entschlossenheit und Geistesgegenwart; daher war er auch der Schutzgeist der Armee und überdies ein edler, frommer und rechtschaffener Mann. Gings vorwärts, so stand er mit seinem Regimente in der Vorhut; gings zurück, im Nachtrabe; entstanden Lücken in den Reihen, so füllte er sie aus; meldeten die Adjutanten Brücken und Engpässe, so ritt er

vor, übersah die Gegend, sicherte den Uebergang, im Lager blieb ihm die geringste Kleinigkeit nicht unbemerkt, die der König vielleicht übersehen; daher dieser auch mit Recht einst an der Tafel erklärte: „Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht.“ Verlangte er im Dienste strenge Ordnung und Pünktlichkeit, so zeigte er auch in allen Verhältnissen sich eben so gerecht als unpartheißch, jedes Verdienst anerkennend, und duldete keine Kränkung und Unterdrückung. Als er hörte, daß der Rittmeister Kurzhagen, der sich als Sohn eines Landmanns vom gemeinen Reiter emporgeschwungen, bei der Rückkehr ins väterliche Dorf nicht allein seine Aeltern öffentlich umarmt, sondern sie auch zu sich genommen habe und an seiner Tafel essen lasse, deshalb Spöttereien ausgefetzt worden, bat er sich nebst den übrigen Offizieren bei ihm zu Gaste, fragte bei Tisch: „Aber wo sind Ihre Aeltern? Lassen Sie sie doch herkommen,“ setzte sich in ihre Mitte, nahm das Glas und rief: „Meine Herren! auf das Wohl dieser braven Aeltern eines braven Sohnes!“ Und der Spott verstummte! Muthete er Offizieren und Soldaten auch große Beschwerden und Anstrengungen zu, so gönnte er ihnen auch in Zeiten der Ruhe: Pflege und Bequemlichkeit, und war ein muthiger Fürsprecher sowohl Einzelner als ganzer Regimenter, wenn sie durch irgend eine unschuldige Ursache dem Könige entfremdet worden. Hatte ein Mißgeschick das Heer betroffen oder mußten die Soldaten Mangel leiden, so ritt er durch die Gassen des Lagers, rief sie heraus, fragte: „Wie geht's?“ und hieß es „schlecht,“ so antwortete er: „Ei, was schlecht, wird schon besser werden!“ und die unwölkte Stirn des ältesten Grenadiers wurde durch seine Zuversicht aufgeheilt. In seinen Genüssen bis ins höchste Alter einfach, herrschte doch in seinem Hause eine anständige Gastfreundschaft und Heiterkeit, und neben seiner Bescheidenheit und Leutseligkeit ein edles Selbstgefühl, das im Dienste seinem Ansehn nichts vergab. Alle diese trefflichen Eigenschaften flossen aus der Tiefe eines christlichen Gemüthes, aus der innigen Ehrfurcht vor Gott und aus dem festen Vertrauen auf die Alles wohl machende Vorsehung. Dieses läuterte sein Herz, daß er seine Hände nicht mit Ungerechtigkeit besetzte, sondern uneigennützig und edelmüthig auch feindlichen Ländern die Geißel des Krieges so wenig wie möglich fühlen ließ; diese hielt ihn aufrecht im Sturme der Schlacht, unter den Bedrückungen seiner früheren Jahren und bewahrte ihm seine Standhaftigkeit bei Unfällen. Diesen Glauben bekannte er aber auch offen und freimüthig dem spottenden Könige (s. Friedrich) gegenüber, und versäumte Gottesdienst, Gebet und Abendmahl nicht aus Scheu vor irgend einer Wigelei. Dankbar erkannte er auch: „Gott habe mit ihm Alles wohlgemacht, und ihm reichlich



gewährt, warum er ihn gebeten. Man müsse nur unerschütterlich im Vertrauen bitten, hoffen und ausharren, so gehe Alles gut: der Verzagte aber komme zu Nichts."

In diesem Glauben blieb er bis ans Ende, schlummerte den 27. Jan. 1786 im siebenundachtzigsten Jahre, wenige Monate vor seinem königlichen Freunde, sanft hinüber in ein besseres Leben. Still und einfach wie sein häusliches Leben war auch seine Beerdigung in Wustrau, wohin der Leichnam gebracht wurde. Der König machte den Hinterbliebenen ein Geschenk von 10,000 Thalern, mit einer ähnlichen Summe hatte er ihn 1770 zum Ankauf des übrigen Theiles von Wustrau geschenkt. Des Königs Nachfolger errichtete ihm 1794 eine durch Schadow verfertigte Bildsäule von Marmor auf dem Wilhelmsplage in Berlin.

### 19) Ferdinand, Herzog von Braunschweig.

Du, der so oft dem stolzen Gallien  
Die Schrecken Deiner Waffen eingebrücht,  
In dessen Brust die Flamme  
Des Weisen, Helden, Patrioten brannte.  
Thomson.

In der Zeit, als Friedrich der Große seine Staaten gegen die Uebermacht seiner Feinde mit Heldenmuth vertheidigte, und in der Schlacht bei Koblach den übermüthigen Franzosen eine schimpfliche Niederlage beibrachte, errang sich der Herzog Ferdinand als preussischer General-Feld-Marschall und Oberbefehlshaber des englisch-deutschen Heeres gegen die Franzosen nicht geringere Lorbeeren.

Er, der vierte Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig und einer Prinzessin von Wolfenbüttel, wurde den 11. Januar 1721 zu Braunschweig geboren und mit seinen älteren Brüdern gemeinschaftlich von geschickten Lehrern unterrichtet. Er hatte das Glück, welches Friedrich II. nicht zu Theil wurde, daß die Lehren des Christenthums schon in zarter Jugend tief und unauslöschlich seinem Geiste und Herzen eingeprägt wurde und ihm bis an sein Ende theuer und werth blieben. Da er als jüngerer Prinz keine Aussicht hatte, zur Regierung zu gelangen, so wurde er zum Militärdienste erzogen und mit kenntnißvollen Offizieren umgeben, und schon in seinem fünfzehnten Lebensjahre gab ihm sein Bruder Karl eine Grenadierkompagnie, bei welcher er wirkliche

Dienste zu thun, und folglich Gelegenheit hatte, seine theoretischen Kenntnisse anzuwenden und mit praktischen Uebungen Erfahrungen zu verbinden. Als er achtzehn Jahre alt geworden, ging er zur weiteren Ausbildung, zur Vermehrung seiner Menschen-, Militär- und Staatenkenntniß auf Reisen, besuchte die vornehmsten Städte des Vaterlandes, Hollands, Frankreichs, Italiens, und sammelte seine Bemerkungen und Erfahrungen in ein regelmäßig geführtes Tagebuch. Nach seiner Rückkehr trat er in die Dienste Friedrichs II., der erst kürzlich den Thron bestiegen hatte. Dieser ernannte ihn zum Obersten eines Regimentes, welches der regierende Herzog Karl anwerben ließ, zog ihn in seine Nähe, ließ sich von ihm auf seinen Reisen nach Kuppen und Rheinsberg begleiten, und fand viel Vergnügen in der Unterhaltung des gebildeten jungen Mannes. Während des ersten schlesischen Feldzugs mußte er bei seinem Regimente in Breznau bleiben, im folgenden sollte er den Krieg im Großen kennen lernen, und erwarb sich auch hier des Königs Zuneigung, daß er ihm nicht allein den schwarzen Adlerorden ertheilte, und in seiner nächsten Umgebung behielt, sondern ihm auch beim Beginne des zweiten schlesischen Krieges (Januar 1745) zum Chef des Garderegiments ernannte, mit welchem er glänzende Beweise der Tapferkeit ablegte. Bei Hohenfriedberg wurde eine steile, von den Oesterreichern besetzte Anhöhe genommen, und die Feinde dann von jeder neuen Höhe, wo sie sich festsetzen wollten, vertrieben, bis sie in entsetzlicher Verwirrung die Flucht ergriffen; bei Sorr eroberte er eine wichtige Anhöhe, welche sein Bruder Ludwig, im österreichischen Dienste, besetzt hatte.

Die Zeit der Muße (von 1745—1756) wandte er zu seiner eigenen Ausbildung an. Im Winter widmete er sich den Wissenschaften und Künsten, wozu Friedrichs Hof vielfache Gelegenheit bot. Im Sommer machte er nicht blos die gewöhnlichen Revuen mit, sondern begleitete den König auf dessen Reisen und Uebungslagern oder besuchte seinen geliebten Bruder in Braunschweig, oder genoß den Umgang der ausgezeichneten Personen, welche sich am Hofe des Königs aufhielten oder ihn kürzere Zeit besuchten. Voltaire's witziger Umgang gefiel ihm, doch ließ er sich dadurch nicht blenden; mit dem Marschall von Sachsen (Sohn des Königs August), damals in französischen Diensten den Franzosen die wenigen Siege gegen seine Landsleute erfechtend, deren sie sich damals erfreueten, kam er ebenfalls in nähere Beziehung. Während er 1750 vom Könige zum General-Lieutenant, 1755 zum Gouverneur von Magdeburg ernannt worden, kam der siebenjährige Krieg heran, in welchem er eine der ersten Rollen spielen und sich den höchsten Ruhm erwerben sollte.

Friedrich, der auf seine Anfrage in Wien, was die großen Rüstungen zu bedeuten hätten, zuerst ausweichende, dann schneidende Antworten erhielt, und bereits von dem Bunde Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Sachsens, Schwedens zc. gegen ihn genau unterrichtet war, rückte im August 1756, den Feinden zuvorkommend, mit drei Heeres-Abtheilungen in Sachsen ein. Die erste führte er selbst, die zweite der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, die dritte der Herzog Ferdinand. Dieser nahm seinen Marsch über Leipzig, half die Sachsen bei Pirna einschließen, drang dann bei Peterswalde in Böhmen ein, und besetzte die Gebirgspässe, damit die Oesterreicher am Entsatz der Sachsen verhindert wurden; zeichnete sich dann in der Schlacht bei Lowositz (den 18. Oktober) aus, worauf die Sachsen das Gewehr streckten. Den Winter brachte er mit Friedrich theils in Dresden, theils in Berlin zu. In der Schlacht bei Prag (den 6. Mai 1757) griff Ferdinand den linken Flügel der Oesterreicher in der Flanke an, trieb ihn von Hügel zu Hügel und trug dadurch wesentlich zum blutigen Siege bei. Bei Rossbach commandirte er den rechten Flügel, kam aber bei der schnellen Flucht der Franzosen gar nicht zum Schlagen. In der unglücklichen Schlacht bei Kollin griff er siebenmal die österreichischen Grenadiere an. So gründete er seinen Feldherrnrühm, und gewann das Vertrauen des Königs, welches ihm zu einer ehrenvollen, unabhängigen Wirksamkeit den Weg bahnte.

Frankreich hatte unter dem Prinzen von Soubise und d'Estrees 1757 eine Armee von 100,000 Mann um Düsseldorf versammelt, um das preussische Westphalen und das mit Friedrich verbündete Hannover, Hessen und Braunschweig anzugreifen, und nach Ueberwältigung derselben in des Königs Staaten einzudringen. Ihnen konnten nur 45,000 Hannoveraner, Hessen zc. unter dem englischen Prinzen, dem Herzog von Cumberland, entgegengesetzt werden. Diesem fehlten aber alle Feldherrntalente. Er wurde zurückgedrängt, und den 26. Juli bei Hastenbeck zum Treffen genöthigt. Schon hatte der Erbprinz von Braunschweig über die Franzosen Vortheile ersochten, schon d'Estrees Befehl zum Rückzuge gegeben, als Cumberland, der noch keine 1000 Mann verloren hatte, das Schlachtfeld verließ, und unter beständigem Zurückgehen, Land und Magazine aufgebend, bei Stade anlangte, wo er, weit schimpflicher als die Sachsen bei Pirna, unter Dänemarks Vermittelung die berühmte Convention vom Kloster Seeven (den 9. September) schloß, wodurch er nicht allein sein Heer auflösete, und versprach, daß es in dem ganzen Kriege nicht gegen Frankreich oder dessen Bundesgenossen dienen sollte, sondern ihnen auch das ganze Land ruhig einräumte, das, nebst Bremen, Halber-

stadt, Kassel, Braunschweig von den Franzosen furchtbar gebrandschagt wurde. Der Herzog von Richelieu, Nachfolger d'Estrees, bereicherte sich durch unerhörte Erpressungen, ließ sich nach dem Kriege vom geraubten Gelde in Paris einen Pallast bauen, den er spöttisch le Pavillon d'Hannovre nannte, und seine Schaaren hauseten ärger als die Kosacken in Pommern, und verdarben die Sitten des Volkes.

Natürlich führte Friedrich über diesen Vertrag, welcher den Franzosen den Weg bis Magdeburg eröffnet hatte, die bittersten Klagen. Noch gedrückt durch die Folgen der Schlacht von Kollin, schrieb er dem Könige von England: „Nie würde ich die Allianz mit Frankreich aufgegeben haben, wenn nicht die vielen schönen Versprechungen Ew. Majestät mich dazu vermocht hätten. Ueberlassen Sie mich nicht meinem Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht haben.“ England bot auf gewöhnliche Weise Subsidien, Friedrich aber verwarf das Geld und verlangte Männer! Georg II., sein Minister, der ältere Pitt, und sein Volk schämten sich nach der Schlacht von Rossbach endlich der Feigheit ihres Anführers und ihrer hannoveranischen Minister; er verweigerte die Genehmigung, und ersuchte Friedrich um einen Obergeneral für die verbündete Armee, der dem Kriege gegen die Franzosen eine bessere Wendung geben könne. Der König fand bald, daß Herzog Ferdinand sowohl in militärischer als politischer Hinsicht der rechte Mann sei, und täuschte sich nicht in seinem Kriegszöglinge.

Ferdinand langte im November in Etade an, wo er Alles in Verwirrung fand, Hessen und Braunschweig scheueten sich wieder aufzutreten. Richelieu, der einen Angriff von solchen Feinden für unmöglich hielt, hatte sich weitläufig in Winterquartiere gelegt, und drohete, Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, und als der Herzog Harburg eroberte und Lüneburg besetzte, ließ jener Gelle plündern und die Vorstadt sammt dem Waisenhause in Brand stecken; Halberstadt und andere Orte, schon mehrmals auf das Furchtbarste gebrandschagt, mußten auf die Forderung: „Geld und Korn oder Feuer!“ die letzten Heller und das letzte Maas Getreide hergeben. In Hannover und Hessen wurden überdies Rekruten ausgehoben, und gezwungen, gegen ihr Vaterland zu dienen; verließen sie den Dienst, so wurden sie gleich den geborenen französischen Unterthanen mit dem Tode bestraft!

Der Graf Clermont, früher Geistlicher (daher Friedrich sagte, er hoffe, daß bald der Erzbischof von Paris ihn ablösen werde) wurde Richelieu's Nachfolger. Ferdinand ließ ihm aber nicht Zeit, sich zu besinnen. Schon im Februar setzte er sein kleines Heer in

Bewegung, jagte die bestürzten Franzosen aus ihren Winterquartieren auf und brachte sie außer Fassung. In Eile verließen sie Bremen, Verden, Lippstadt, Ham, Münster, wurden rasch von dem Erbprinzen von Braunschweig aus Hoya vertrieben, Celle, Hannover, Braunschweig, Hameln genommen: in acht Tagen war ganz Hannover von den Franzosen (viele wurden von den erbitterten Bauern erschlagen oder gefangen genommen) gereinigt, Kranke, Kanonen und Magazine (nicht bloß mit Lebensmitteln, sondern auch mit Schminke, Sonnenschirmen, Wohlgerüchen zc. und Schaaren von Weibern) wurden den Siegern überlassen. In Minden blieben 4000 Franzosen zur Besatzung, und ihr Kommandant drohete, sich unter den Ruinen zu begraben, wenn er nicht freien Abzug erhalte: er ergab sich aber schon am folgenden Tage in sein Schicksal; in Hessen war Marburg noch in Feindes Hand: der Erbprinz (nachheriger Herzog Karl Wilhelm Ferdinand) vertrieb sie. Die Franzosen eilten bei Düsseldorf über den Rhein, nachdem sie 11,000 Gefangene auf dieser Kriegsjagd in die Hände Ferdinands gelassen. Das war die zweite Auflage der Affaire bei Rossbach und beugte den französischen Stolz gewaltig! — Herzog Ferdinand bezog die Winterquartiere in Westphalen und erwartete, weil es ihm an Reiterei fehlte, diese aus England. Emden war der bequemste Landungsplatz, die Franzosen hatten es sich aber zum Hauptmagazin und Waffenplatz ausersehen: die Festung wurde deshalb angegriffen, die Franzosen nahmen die Flucht, ließen Kranke, Magazine, eine Menge Munition im Stiche, und vergaßen darüber die Besatzung von Bechte, welche sich mit 100 Kanonen ergab. — Ein ganz anderer Geist belebte dagegen das preussische und norddeutsche Heer! Das preussische schwarze Husaren-Regiment mit schwarzer Montur und einem Todtenkopfe an der Stirn, hatte sich den Franzosen fürchtbar gemacht. Clermont erhält einen derselben gefangen, und befragt ihn durch einen Dolmetscher, wo Ferdinand sich gelagert, und erhält die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet!“ „Wie stark die Armee des Königs?“ „Sucht sie auf und zählt sie, wenn ihr Muth dazu habt.“ „Wie viel der König solcher Soldaten habe wie er?“ „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich nicht euer Gefangener.“ Clermont läßt ihm einen Louisd'or reichen, aber er, obgleich rein ausgeplündert, schenkt ihn stolz einem französischen Soldaten, mit der Erklärung, daß er von Feinden kein Geschenk annähme; man bietet ihm eine Offiziersstelle an, er antwortet lachend: „Ich bin ein Preuße!“

Ferdinand war aber zu sehr in Friedrichs Schule gebildet, als daß er sich mit halben Maßregeln begnügt oder auf den errungenen Lorbeeren geruht hätte: sein Sinn stand dahin, den Franzosen jenseit des Rheines einen Besuch zu machen. Das Unternehmen

war kühn: die Feinde standen, stark verschanzt und überlegen an Zahl bei Rheinfelden, und dem Herzoge fehlten Schiffbrücken; doch er miethete holländische Fahrzeuge, ging am 1. Juni in der Nacht hinüber; Clermont war jedoch in seiner Stellung nicht anzugreifen. Durch geschickte Bewegungen brachte Ferdinand ihn aber heraus und griff ihn am 23. Juni bei Grefeld in drei Colonnen, wovon jedoch zwei versteckt waren, so kräftig an, daß trotz der tapfern Vertheidigung des linken Flügels unter dem General St. Germain die Feinde mit einem Verlust von 7000 Mann, worunter ein Theil ihrer besten Reiterei, die Flucht ergriffen; die Festung Düsseldorf ergab sich nach einem heftigen Bombardement, und die leichten Schaaren des Herzogs streiften bis Brüssel. Den glückwünschenden Offizieren gab er dennoch auf der Wahlstadt zur Antwort: „Dies ist das zehnte Schauspiel dieser Art, das ich in meinem Leben sehe; wollte Gott, es wäre das letzte!“

Den Schimpf zu rächen, strengten die Franzosen alle Kräfte an, und erschienen wie gewöhnlich mit zwei Armeen am Rhein und Main, 100,000 Mann stark. Den Befehl am Rhein erhielt der Schüler des Marschall von Sachsen, der erfahrene Contades, sammt Verstärkungen; Soubise sollte, es koste was es wolle, durch 6800 Würtemberger verstärkt, mit seinen 30,000 Mann wieder in Hessen eindringen. Zwischen Kassel und Minden stand der hessische General, Prinz Isenburg, mit nur 7000 Mann und er wollte sich zurückziehen; aber seine Truppen murrten, er mußte Stand halten, jedoch den 23. Juli nach fünfstündigem tapfern Kampfe bei Sangershausen das Feld räumen: dadurch wurden die Franzosen Meister der Weser und der Herzog kam in eine kritische Lage. Er wollte schlagen, obgleich Contades 80,000 Mann hatte. Dieser vermied ein Treffen, suchte ihn vom Rhein abzuschneiden und ließ mit 10,000 Mann den General Imhof angreifen, der mit 3000 Mann bei Rees die Schiffbrücke, Magazine zc. deckte; allein dieser benutzte seine Stellung, ging den Franzosen unerwartet entgegen, und schlug sie in einer halben Stunde in die Flucht, daß sie elf Kanonen, eine Menge Wagen zc. zurückließen und über 2000 während der Flucht weggeworfene Gewehre auf dem Wege nach Wesel gefunden wurden. Ferdinand tauschte nun den französischen Feldherrn durch falsche Marsche, ließ die Brücke des angeschwollenen Rheines wegen abbrechen und bei Griethausen aufschlagen, und als die Franzosen sie durch vier Fahrzeuge von besonderer Bauart zu sprengen versuchten, diese durch bewaffnete Bote auffangen. Glücklich kam am 9. und 10. Juli die ganze Armee ohne Verlust über den heftig strömenden Rhein, worauf Imhof den bei Emden gelandeten 10,000 Engländern (worunter 2000 Berg-

(schotten Aufsehen machten) entgegen ging, und bei Coesfeld die Vereinigung bewerkstelligt wurde.

Ferdinand hatte Düsseldorf und Cleve verlassen und sich an der Lippe aufgestellt, um Hannover zu decken. Der heftigste General Oberg, welcher sich unvorsichtig in ein Treffen verwickelte, wurde bei Luternberg, den 10. Oktober, nach tapferer Gegenwehr von den dreifach überlegenen Franzosen, worunter 10,000 Sachsen, von ihrem Prinzen Xaver geführt, zurückgedrängt; die Sachsen thaten das Beste, mußten aber von ihren übermüthigen Bundesgenossen wie von ihrem stolzen Befehlshaber manche Demüthigungen ertragen. In Hessen und Westphalen konnten die Franzosen zwar keine Winterquartiere finden, doch brandschatzten sie überall, wohin sie kamen, auf die gewaltsamste Weise. In Hanau sperrten sie, wegen unerschwinglicher Contribution, dreiundneunzig Regierungsbeamte und Bürger, darunter Alte und Schwache, in Einem Zimmer ein, ohne Speise, Trank und Schlaf, drei Tage und zwei Nächte, und gaben ihnen auf ihre Bitten endlich etwas Brot und Wasser, als eine nicht wieder zu erwartende Gefälligkeit. Ja, vom Kriegsminister Belleisle ging an Contades der an Ludwig XIV. Verheerung der Pfalz erinnernde, eines Tartarenführers würdige Befehl: „Alles, was das Heer an Geld und Unterhalt bedürfe, dem besetzten Lande abzupressen; der Sicherheit willen bis Ende Sept. 1758 alle Gegenden, welche vor der Fronte liegen, gänzlich in eine Wüste zu verwandeln,“ und am 5. Oktober hieß es: „Sie müssen, mein Herr, ganz Westphalen in eine Wüste verwandeln, in den Ländern an der Lippe, als den fruchtbarsten, Alles bis auf die Wurzeln in die Erde austrotten“<sup>\*)</sup>.

\*) Die Franzosen, immer übermüthig und anmaßend, wenn sie die Macht in Händen zu haben glauben, machten auch mit andern keine Umstände. Einen holländischen, nach Hamburg bestimmten Postwagen mit 100,000 Fl. nahmen sie weg, obgleich das Geld holländischen Unterthanen gehörte und der Raub auf holländischem Boden erfolgt war: man beschuldigte die Holländer wie die Hamburger einer Partheilichkeit für England; Hamburg wäre auch schwerlich dem Geschieße Frankfurts und Bremens entgangen, wenn nicht Ferdinand der beste Schützer gewesen wäre. Holland wie Hamburg, vom Kriege verschont, blüheten, die Lieferanten zc. machten dort ihre Einkäufe; das erweckte den Neid. Ein hannoverscher Artillerie-Offizier hatte seinen Freund, einen Kaufmann Wuppermann in Hamburg besucht, dort eine Anzahl blecherne Röhren anfertigen lassen und der Kaufmann die Zahlung übernommen. Der französische Gesandte, um sich wichtig zu machen, verlangt unter Drohungen dessen Auslieferung, weil er mit Frankreichs Feinden in Verbindung stehe. Die Haussuchung ergiebt nichts; aber die Handelsfreiheit in Frankreich wurde 1760 der Stadt genommen. Dänemark, welches

In den ersten Tagen des neuen Jahres (3. Januar 1759) bemächtigten sich indeß die Franzosen unter Broglio der Reichsstadt Frankfurt. Diese hatte ihr Contingent dem Reiche regelmäßig geliefert, besorgte nichts von den „Bundesgenossen des Reichs,“ und hatte selbst des Main-Überganges wegen die Durchmärsche der Franzosen in einzelnen Schaaren erlaubt. Jetzt kam ein ähnliches Ansuchen; dem einmarschirenden Regimente schlossen sich aber die übrigen Truppen an, überwältigten die Thorwache, machten die Stadt zu ihrem Hauptquartiere und Waffenplatz und erhielten dadurch die völlige Communication mit dem österreichischen und Reichs-Heere; Ferdinand mußte sie einzeln zu schlagen suchen; gegen Contades ließ er 22,000 Mann zurück, und eilte mit 30,000 Mann nach Frankfurt. Bei Bergen unweit Frankfurt ließ er die Franzosen (13. April) in ihrer vortheilhaften Stellung angreifen; allein der dreimalige tapfere Angriff der Hessen kostete ihnen viele Soldaten, nebst ihren Anführer Hsenburg. Ferdinand brach nach einem Verluste von 2000 Mann die Schlacht ab und machte einen geschickten Rückzug, verlegte den Franzosen (welche aus dem kleinen Vortheil bei Bergen einen großen Sieg machten) die Weser, und überrumpelte Bremen, wodurch er Meister von der Weser bis Stade blieb. Contades drang an die Diemel vor, daher mußte Kassel Broglio überlassen werden. Beide feindlichen Heerführer vereinigten sich nun, und suchten aus Mangel an Unterhalt eine Schlacht, von welcher sie sich einen glänzenden Sieg versprachen; sie kamen aber nur des Herzogs Wünschen entgegen. Die Franzosen hatten sich den 1. August bei Minden im Gefühl ihrer Uebermacht, aber in ungünstiger Gegend innerhalb einer starken Biegung der Weser gelagert, und den Kern ihrer Reiterei gegen Kriegsgebrauch im Mittelpunkte aufgestellt. Gegen diese ließ der Herzog, der einen meisterhaften Plan entworfen hatte, seine erprobte Infanterie heranrücken; die französischen Reiter, über solche Reckheit erstaunt, stürzten mit Ungeßüm auf dieselbe los; aber obgleich von allen Seiten angegriffen, schlugen diese doch den Angriff kaltblütig ab und neue Angriffe waren nicht glücklicher; die Flucht der Feinde zerriß ihre eigenen Linien, und obgleich die Sachsen eine Zeitlang die Engländer in Unordnung gebracht, so würde das französische Heer doch vernichtet worden sein, wenn der Lord Sackville mit der Kavallerie nicht aus kleinlicher Eifersucht dem dreimaligen bestimmten Befehle des Herzogs entgegen, mit dem Angriff auf die

---

einen Angriff von Kaiser Peter III. fürchtete, rückte gegen die Stadt und preßte ihr eine Million Thaler Banco ab. — So mußten die Kleinstaaten sich immer ungerecht behandeln und bedrücken lassen, statt dessen hätten sie lieber einem mächtigen Reichsfürsten Schutzgeld zahlen sollen.



Delbrügge genannt und iſte mit Geſchüg und Befagung verſehen. Vergebens wurde ſie von den Dithmarſchen unter Ralves Boiken (Kolf Boikenſohn), der ihnen zurief: Tretet herbei, ihr ſtolzen Dithmarſchen, wir wollen unſere Bedrängniß (Kummer) rächen! Was Hände gebaut haben, können Hände auch wohl wieder zerbrechen, und dieſe riefen überlaut: Wir wollen Hals und Gut daran wagen, und ſie gänzlich umkehren. Oder wie es in einem alten Dithmarſiſchen Volksliede heißt:

Het leth wol buwen ein gудt Schlodt (Schloß).

Unsem ehrlichen Lande tho	Grame Wat	Hendeken	gebuwet	han,
Do sprak so Ralves Boiken	Sone,	Dat kunnen	wol Hendken	tho-
De Beste in unsen Lande:				breken.
Tredet hertho, gi stolten Dith-	merschen,	Det Dethmerschen	repen	averluth:
Unsden Kummer den wille wi	reken.	Dat lide (leiden)	wi nu und	nim-
				mermehr,
		Wi willen darumme	wagen	Hals
			und	Gudt,
		Un willen dat gar	umkumme.	keren.

Aber dem tapfern Ralves wurde der Kopf durchschossen und dann auf einer Stange am Walle aufgesteckt. Die Erbitterung wuchs! Gerhard zog zurück und ließ eine starke Besatzung im Schlosse. Als aber Albrecht nicht ohne einen rühmlichen Schlag ausgeführt zu haben, auf den schmalen Erddamm der Nordhamme zog, wurde er von den Bauern angegriffen. Der Zug kam in Unordnung; der Graf wollte die Ordnung herstellen und gab seinem Pferde, am Rande des Dammes vorspringend, die Sporen, dies stürzte, und zerquetschte seinen Reiter im schweren Panzer, daß er bald darauf farb. Jetzt war Gerhard Herr von Schleswig und Holstein. Und wie der ritterliche Herzog Leopold der Jüngere bei Sempach seines Vorfahren Leopold des Aelteren Niederlage bei Morgarten gegen die Schweizer rächen wollte, so Herzog Gerhard. Zwar boten die Dithmarſchen Geld und Bündniß an, aber er wollte Unterwerfung, welches ihnen allezeit schwerer ankam, als der Tod („welches so alle Tiedt swherer ankam, alse de Dodt).“

Ein starkes Heer, die Ritter, der Kern des Adels, prächtig geschmückt, auf stolzen Rossen, geführt von dem kräftigen Herzog und den erfahrenen Feldherren Heinrich und Klaus von Ahlesfeld, rückten am 4. August 1404 in Dithmarschen ein, von Meldorf plündernd bis zur Süderhamm bei Hemmingstedt vordringend. Da ermahnt Klaus Ahlesfeld: Es ist Zeit, daß wir wiederum aus dem Lande ziehen, wollen wir ungeschlagen sein von den Dithmarschen (Idt is Tiedt, dat wi wedderumme uth dem Lande then, wille wi ungeschlagen sin von de Dithmarscher.

Aber Heinrich zögert spottend. Der Troß wurde vorausgeschickt und kam unangefochten durch den Engpaß, und der Herzog, sie vor der Hamme erwartend, legte in der Hitze seine Rüstung ab, andere Ritter folgten diesem Beispiel. Da brachen plötzlich einige Dithmarschen, Anfangs kaum zwölf, auf die Troßknechte ein. Auf das Geschrei sprengt der Herzog, es für einen Zank haltend, Ruhe und Ordnung gebietend, heran. Die Dithmarschen, ihn unbewaffnet erblickend, und das für Hohn haltend, drängen rasch auf ihn ein: „Bist du barhaupt hergekommen, um dir den Fürstenhut über die Dithmarschen aufzusetzen? Hier hast du ihn!“ mit diesen Worten stürzt der Herzog von ihren schweren Streitärten getroffen, mit gespaltenem Haupte vom Pferde. Da ergreift die Holsteiner ein ungeheurer Schrecken und aus Gehölz und Gehüsch ertönt von beiden Seiten des schmalen Damms der wilde Schlachtruf racheglühender Bauern. Alles drängt sich, die Reiterei übertritt das Fußvolk und dieses wehrt sich in Verzweiflung, die schönen Pferde bäumen sich und wollen nicht fort. Die Ritter und Knappe müssen absetzen und mit dem Fußvolk sich fortarbeiten. Einige stürzen sich seitwärts ins Moor, andere versuchen die Gräben zu durchbrechen. Aber zu beiden Seiten standen die Feinde, jetzt zu 360 angewachsen und stießen mit langen Spießen die Flüchtlinge nieder; die stürzenden Pferde versperren den Weg. Es war ein entsetzliches Gemegel! Die Wenigen, welche auf Seitenwegen zu entkommen suchten, geriethen in Sumpf und Morast und wurden von herbeieilenden Bauern getödtet. Nur einer Abtheilung, der es gelungen war, in Masse durchzubrechen, entkam bis zur nächsten Besse. Allein über 300 Edelleute, die Blüthe des Holsteinischen Adels, kamen um, darunter die beiden Ahlefeld, Führer des Heers, Henneke Limbeck, als der tapferste berühmt, Wulf Bogwische, der Gute genannt, mit seinen acht Söhnen, der Marschall Heinrich von Siggen, welcher schon früher voraus, auf die Nachricht von dem Tode des Herzogs mit seinen beiden Söhnen wieder umkehrte, und ausrufend: „Das verhüte Gott, daß ich mit dem Banner entkomme, wo mein fürstlicher Herr seinen Tod gefunden,“ mit der Fahne in der Hand sechtend fällt. An Pferden, Rüstungen, Gold und Silber wurde eine unermessliche Beute gemacht; die beiden feindlichen Hauptfahnen als Siegeszeichen in den Kirchen zu Meldorf und Odenwöhrde aufgehängt und der Siegestag jährlich gefeiert. Unter den Leichen fand man am folgenden Tage noch einen Kanjau und einen jungen Bogwisch, die ihr Leben unter der Bedingung erhielten, daß Delbrügge geräumt werde. Dies geschah und mit Jubel wurde die Besse der Erde gleich gemacht.

Die siegestrunkenen und erbitterten Dithmarschen (deren Hauptfeld

Jarrens Dülff genannt wird) wollten die Leichen unbegraben den Rauben und Hunden zur Beute lassen und ließen sich nur den Herzog und einige vornehme Ritter durch schweres Lösegeld abkaufen. Da bedienten sich die Wittwen der erschlagenen Ritter einer List. In Ronnengewändern, mit dem Bildnisse der von den Dithmarschen hochverehrten Mutter Christi voran, zogen sie auf die Wahlstatt, suchten ihre verbliebenen Männer und führten sie unangetastet auf Wagen weg. Die Frau v. Bogewisch zeigte sich nicht weniger hochherzig als der Marschall von Siggen. Als ihr die Kunde von dem Ausgange der Schlacht gebracht wurde, äußerte der Bote, um ihr nicht allen Trost zu nehmen, ihre acht Söhne seien mit dem Herzog ums Leben gekommen, ihr Gemahl aber auf der Heimreise. Da rief sie im tiefen Schmerze, „sie werde ihn nicht annehmen, wenn er sein Leben durch schimpfliche Flucht gerettet habe; wer sein Leben dem Kampfe für seine Fürsten gewidmet, für den sei es schändlich, ohne denselben und ungerächt aus der Schlacht zu kommen.“ Voll Bewunderung ihrer Seelengröße, erwiderte der Bote: Er ist nicht geflohen edle Frau, sondern hat solche Wunden empfangen, daß er kaum zu athmen vermögend ist. Darauf umfloß eine schmerzliche Freude ihr Gesicht und mit gepreßter Stimme sprach sie: „Wie glücklich bin ich, daß mir Gott einen solchen Mann und solche Kinder gegeben hat, welche ihr Leben für das Vaterland aufgeopfert haben.“ Wie würde solche Gesinnung, wie solche Thaten anerkannt und gepriesen worden sein, wenn sie in Sparta und Rom geschehen wären!

Die nebst ihren minderjährigen Söhnen tiefbetrübt Herzogin schloß mit den Dithmarschen Friede gegen Zollfreiheit im Lande und auf der Eider.

Mit dem J. 1460 war das Haus Oldenburg, welches seit 1448 auf den Dänischen Thron gekommen, auch durch freie Wahl im Besitz des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Oldenburg, und bald drohete durch Dänemarks Begehrlichkeit Gefahr für Dithmarschen. Anfangs schien Christian I. das Land in Ruhe lassen zu wollen, dann machte er eine geheime Pilgerfahrt nach Rom, besuchte den Kaiser Friedrich III. und mehrere deutsche Fürsten und wußte sich hier insgeheim eine Belehnungsurkunde auf Dithmarschen zu verschaffen. Und wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel kamen nun die Gebotsbriefe des Kaisers, sich dem Dänenkönig zu unterwerfen, und an die Hansastädte und die benachbarten Fürsten, ihnen keinen Beistand zu leisten. Auch Karl der Kühne v. Burgund, welcher zu derselben Zeit sich die sämtlichen Gauen von Friesland unterwerfen wollte und deshalb mit dem Grafen von Oldenburg, Christians Bruder,

einen Vertrag geschlossen hatte, drohete mit seiner Kriegsmacht. Aber ähnlich wie die Schweizer bald darauf an Karl den Kühnen, so schrieben die Dithmarschen erst an den Lübecker Rath: „Bittet den König, seid so gut, daß er uns mit Ungemach verschone und in Frieden lasse. Das geloben wir, wir wollen eher sterben als das Land lassen;“ appellirten dann endlich an den Papst und stellten sich unter den Schutz der Kirche und wandten sich an den Kaiser selbst, der, von Lübeck besser unterrichtet, 1441 die Belehnung widerrief und dem König den Befehl erteilte, die Dithmarschen in Ruhe zu lassen, denn er habe ihm nicht mitgetheilt, daß diese von Alters her zu dem Stifte Bremen gehören. Aber nach Christians Tod wartete der neue König nur auf eine bequeme Gelegenheit zu einem Hauptzuge, und diese schien bald zu kommen. Wohl hatte er keine Ahnung davon, daß dies Unternehmen, durch die Schlacht bei Henningstedt, wie das Karls des Kühnen, den die Schweizer mit 18,000 Mann bei Granson 1476 und bald darauf bei Murten schlugen, die Grundlage seines Verderbens würde: es kostete ihm das kaum beruhigte Schweden.

König Johann (Hans), 1499 von seiner Krönung aus Schweden zurückgekehrt, begab sich zu seinem Bruder Friedrich von Holstein und berieth sich mit diesem über die Mittel, den benachbarten Freistaat Dithmarschen sich zu unterwerfen. In Rendsburg erschienen im Novbr. auf seine Ladung vor ihm die Dithmarschen Sendboten und fragten nach einem Volksliede: „Herre, lieber Herre, was ist vom Lande euer Begehren!“ Er forderte eine Schätzung von 15,000 Mrk. und wollte drei Schlösser ihnen ins Land bauen. Da riefen die Dithmarschen überlaut:

Das geschieht nun und nimmermehr!  
Darum wollen wir wagen Hab und Gut  
Und wollen Alle darum sterben,  
Ehe daß uns der König von Dänemark  
So soll unser schönes Land verderben.

Sie riefen den Erzbischof von Bremen, unter dem sie standen, die bundesverwandten Städte Lübeck, Hamburg und den Kaiser um Hülfe an.

Der König aber, dem es nicht um Unterhandlung, sondern um Krieg zu thun war, setzte sich mit seinem Bruder, der wegen Erbschaftsangelegenheiten bisher mit ihm gespannt war, auseinander, beide boten den Adel und die wehrfähigen Gemeinden auf und nahmen außerdem noch Miethstruppen, Landsknechte (Lanzenritter) in Sold, besonders die im 15. Jahrhunderte berühmte große Garde, welche gegen 4—6000 Mann, aus allerlei Volk zusammengesetzt, unter selbst-

gewählten Anführern zu Fuße dem Meistbietenden diene und sich so wohl durch Tapferkeit als durch Grausamkeit einen furchtbaren Ruf verschafft hatte. Die Bestimmung dieser Garde, welche dem Könige bereits auf den schwedischen Thron geholfen, dann in Geldern und zuletzt im Lande Hadeln und Wursten für den Herzog Magnus von Lauenburg gegen den Erzbischof von Bremen gekämpft hatte, wurde geheim gehalten, daher ließen Lüneburg und Hamburg, welche, wie Dahlmann, wohl zu gewagt, meint, „durch Deffnen der Schleusen in den Vierlanden die Unholde leicht hätten vernichten können,“ ungefährdet durch ihr Gebiet (bei Winsen setzten sie nach Eißlingen, dem jetzigen Zollenspiecker, über die Elbe). Ihr Anführer hieß Jürgen Slenz (Dahlmann nennt ihn Thomas Slenz (Sleniz), unter ihm diene sein Bruder Jürgen Junker Slenz aus Cöln), berühmt durch Berwegenheit, Kriegskunde und Riesengröße. Außerdem hatte man noch 5 Kompagnien Söldner angeworben, dazu kamen nun der Dänische, der Schleswig-holsteinische Adel und die Mannen der beiden Grafen von Oldenburg, welche nebst andern Edelleuten die Hoffnung auf reiche Beute herbeizog. Es war ein Heer von 30,000 Mann, wie die meisten Schriftsteller behaupten, gegen ein Land, das nur 7000 weaffenfähige Männer hatte. Der Heereszug war stattlich, daß Junker Slenz den König mit Verwunderung fragte, ob denn Dithmarschen mit Ketten an den Himmel geschlossen sei, und als dieser es verneinte, die Versicherung gab: Wenn nur hinein zu kommen, wolle er es ihm ohne alle Sorge liefern. Ueberhaupt war das Heer seines Sieges so gewiß, daß manche vom Adel, übermüthig wie Oesterreichs Adel bei Sempach, statt der Harnische mit goldenen Ketten prangten, andere eine Menge Goldes bei sich trugen, um den Söldnern die Beute abzukaufen und leere Wagen folgten, um sie sogleich fortzuschaffen!

Die Dithmarschen dagegen standen ohne Hilfstruppen, denn die Bundesgenossen Hamburg und Lübeck waren bei den großen Kämpfen für ihre eigene Freiheit besorgt und besserten an ihren Festungswerken; selbst manche Dithmarschen fingen an zu wanken und zum Frieden zu rathen, oder sich mit der ganzen Bevölkerung nach der Insel Büsum, ihrem Salamis, einzuschiffen und dort zu verharren, bis die Kriegsvölker sich wieder verlaufen hätten. Aber der größte Theil des Landes war fest entschlossen, Gut und Blut zu wagen. Vor Allem waren es die Weiber, welche zum erstenmal auf der Landesversammlung ihre Stimme erhoben und ihre Männer ermutigten, wohl zu bedenken, welch ein edles Gut die Freiheit sei und nicht so leichten Kaufs wegzugeben, was weder sie, noch ihre Kinder je wieder erlangen könnten. Die Landesversammlung blieb dem Vaterlande getreu, die Andachtsübungen wurden verdoppelt. „Noch sei nichts

verloren," hieß es; „unser sind die Thannen (jeder eingeegte Raum, viereckige Schanzen mit festem Thurm), wo jede Manneslänge die Leiche eines Edelmanns getragen, unser die Schleusen in den Deichen, die, zur Fluthzeit geöffnet, die wilde, salzige See zum Verderben der Menschen, die die Welt mit Worten fressen möchten, hereinlassen. Jene haben sich bisher im Lande nur in dem Morde am Wehrlosen hervorgethan, sie, die es mit Kaiser und Papsst aufnehmen wollen, ja, mit Gott selber, der unnöthige Kriege straft. Und diese wollen uns unsere angeerbte, mit theurem Blute besiegelte Freiheit nehmen, unsere freigeborenen Kinder nicht freie Hälse und Helden sein lassen, sondern Knechte und Leibeigene! O der Schande, einer Herrschaft anzugehören, vor welcher ein Bauer und ein Jagdhund gleichen Marktpreis haben.“

Die feindlichen Heere standen indeß im Februar 1500 an der Grenze und hofften, die Bauern sollten vor Schreck sich ergeben. Am 11. Febr. rückte der König noch vor Ablauf des von Hamburg und Lübeck vermittelten Waffenstillstandes in das Land ein. In Windbergen langten die Vorposten so schnell an, daß sie auf den Sang und Klang eines Hochzeitzuges stießen und am 13. fiel das offene Melldorf, wohin treulose Dithmarschen, welche in des Königs Heere dienten, die Feinde auf einem Fußsteige führten. Was hier von Greisen, Weibern und Kindern geblieben, wurde planmäßig niedergestochen; die Dänischen Fahnen auf den Kirchturm gepflanzt und die umliegenden Dörfer geplündert und verbrannt. Am 15. erfuhren die Dithmarschen durch einen ergriffenen Spion, daß die Fürsten am Montag, den 17., die Norderhammne umgehend, das anderthalb Meilen entfernte Heide und darauf Lunden in Einem Tage einzunehmen gedächten. Dahin, über Hemmingstedt, führte ein einziger Verbindungsweg mit breiten Wassergräben von beiden Seiten durch die Marsch. Da ersah Wolf Isebrand, einer der Landeshäupter (der Achtundvierziger), ein kluger, tapferer Mann, unfern Hemmingstedt einen alten Erdaufwurf, welcher wegen mancherlei Spuckes den Namen Tausendteufelswarf führte, und machte den Vorschlag, hier eine Schanze aufzuwerfen und den Weg zu sperren, bei Hemmingstedt aber einen Hinterhalt zu legen. Die drei benachbarten Kirchspiele brachten das Werk in der Nacht vom 16.—17. zu Stande und übernahmen 4—500 Mann, größtentheils Freiwillige, die Vertheidigung und weihten sich durch Andacht und geistlichen Segen dem Tode unter ihrem heldenmüthigen Führer Isebrand und zogen dann unter dem Vortritt einer geachteten Jungfrau aus Hohnwöhren, Olde Kumpens Tochter, der heil. Jungfrau durch ein Gelübde geweiht, welche die geweihte Fahne und ein Cruzifix trug (so war es bei großer Gefahr Landesfite),

aus der Kirche in die Schanze. Ein ungetreuer Bürger von Heide, welcher am 16. zum Könige geschlichen war und sich ihm zum Führer angeboten, konnte daher auch nichts davon verrathen. Aber die Fürsten konnten ihren Sinn ändern, es konnte Frostwetter eintreten, die Dithmarschen mußten also sich vertheilen. Als der Montag des 17. erschien, waren Wind und Wetter umgesprungen. Statt des Frostes Thauwetter, es wollte nicht helle werden und der Nordwestwind trieb den Feinden Hagel und Regen ins Gesicht. Da rieth Ritter Hans Ahlesfeld, Marschall der Herzogthümer, welchem die Reichsfahne des Danebrog anvertraut war, ernstlich zum Aufschub; der Junker Slenz (oder nach Dahlmann sein Kapitän) wollte nicht warten: bis Heide könne man schon kommen, der Rebel fördere die Ueberraschung. Voran zog daher die Garde mit Geschütz, Faszinen und Brettern, um über die Wassergräben zu kommen, dann die Mannschaften der Bürger und Bauern, zuletzt die Ritterschaft, hinter ihr höchst unbedachtsam ein dichter Zug von Packwagen. Laut scholl der Ruf: „Wahr di Buer, de Garde kummt.“ Es ging indeß nur langsam vorwärts, immer gradeaus nach Norden; die Wege, durch das Thauwetter und durch erst zufällig im vorigen Herbst aus den Gräben ausgeworfenen Schlamm erweicht, waren fast grundlos, die Pferde sanken bis ins Knie ein; aber man tröstete sich, die Garde davorne, die der wüste Rebel dem Auge ganz verbarg, werde schon aufräumen. Da donnerten ihnen plötzlich Isebrand's Kanonen entgegen! Die Ueberraschung war groß und jede Kugel mußte in die dichte Masse, welche nicht ausweichen konnte, treffen. Der umsichtige Junker Slenz ließ indeß seine Geschütze auffahren, Spieße, Bretter, Faszinen über die Gräben legen und seine Schlachtordnung ausdehnen, um die Schanze zu umgehen. Allein auf Gräben folgten Gräben; was man auch that, man blieb in der Enge, der Wind ward zum Sturm, der strömende Regen machte das Geschütz unbrauchbar, wenig Steinkugeln wurden entfendet. Ein Ausfall der Dithmarschen, welche das Geschütz umwerfen wollten, wurde zwar zurückgeschlagen, aber als jene nun im sichern Hinterhalte sich begnügten, in die dichten Reihen ihrer Feinde zu feuern, wurde die Umgehung der Schanze mit aller Kraft versucht. Dahin durften es die Dithmarschen nicht kommen lassen. Plötzlich drangen 300 nach Landesart langbärtige Männer aus der Schanze hervor, zum Todeskampfe gegen so viele Tausende, die Jungfrau (gleich der Jungfrau von Orleans) voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, das Schild und selbst die Schuhe, sprangen barfuß mit Hilfe ihrer gewohnten Springstöcke (Kluis oder Bullstaaken) leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten das Geschütz in die Wassergräben. Zweimal schaffte

sich die Garde Luft. Wiederum versuchte Stenz die Feinde zu umzingeln. Als die Bauern aber zum drittenmal zurückkehrten, brachten sie einen neuen Bundesgenossen mit. Die Wachen auf den Deichen bei Norder-Meldorf hatten bei den ersten Kanonenschüssen die Seeschleusen geöffnet, der Sturm aus Nordwest trieb die Fluth gewaltig landeinwärts, Land und Gräben waren kaum mehr zu unterscheiden und mit dem Zuruf: Wahr di (hüte dich) Garde, de Buer de kummt! stürzten sie sich, die Jungfrau voran, auf die Feinde, welche, diesmal weichen, und ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Vergebens bot der riesige Stenz auf hohem Rosse in vergoldeter Rüstung Alles auf, um die Ehre der Garde zu retten und sein Volk zum Widerstande zu ermuntern. Niemand wagte sich erst an ihn, so keck er auch aufforderte. Der lange Reimer von Wimerstedt im Kirchspiel Neuenkirchen schlug mit seiner großen Hellebarde den langen Ritterspieß zur Erde und traf den Junker, daß die Waffe im Panzer festblieb und er mit dem Pferde stürzte. Reimer sprang mit dem Fuße auf die Hellebarde, daß sie tief in die Brust eindrang, schleppte dann Ross und Mann mit Anderer Hülfe in den nächsten Graben. Drei hatten ihre volle Arbeit mit diesem Getödteten. Davon spricht eins der Siegeslieder:

Der uns die große Guardie todt schlug, das will ich euch wohl sagen,  
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, der hat den großen  
Guardie geschlagen.

Der uns das neue Liedlein sang, ganz neu hat er es gesungen,  
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, mit seinen langen gelben  
trausen Haar'n.

Da dachten die stolzen Trümmer der Garde nicht mehr an Vertheidigung, sondern an Flucht. Die Sieger, durch die Mannschaften der Umgegend verstärkt, fielen auf die zweite Abtheilung der Bürger und Landleute. Hier begann ein fast widerstandloses Morden und ins Wasser stoßen; die Gräben füllten sich mit der Menge der Ertränkten. Als es darauf an die Ritter kam, gab es auch für diese kein Vorwärts und kein Rückwärts. Nicht die langen Ritterspieße, noch die großen Schwerter, noch die starke Rüstung, noch die stattlichen Pferde halfen. An den Seiten aber waren die Dithmarschen geschäftig mit Speißen und Pfeilen, bloß die Pferde zu verwunden, die dann sich bäumten, ihre Reiter abwarfen, so daß diese getreten, ertränkt oder erschlagen wurden. Durch dieses Gewirre, durch die Ausdünstungen der Rosse und dem auf dem Boden lastenden Pulverdampf waren beim Sinken des Tages der Qualm so groß, daß Freund und Feind sich kaum unterscheiden konnten. Einige der vordersten Reiter entflohen über die mit Leichen gefüllten Gräben, die mittelsten starben eines dreifachen Todes, gestürzt, zertreten, ertränkt; die letzten sahen sich nach dem Rückwege um, allein die Wagen von dem ver-



wundeten Zugvieh umgeworfen, versperrten den Weg. Der König und der Herzog entkamen auf unbekannter Weise nach Meldorf, wo sie die Besatzung zur Hülfe aufboten; als aber die Männer vom Süderstrande anrückten, erwählten auch sie den schnellsten Rückzug nach Holstein. Wären letztere zwei Stunden früher angelangt, weder König noch Herzog wären davongekommen! — In dieser Schlacht von drei Nachmittagsstunden nahm der Tod unzählige Opfer: die Hälfte des Heeres Dänemark, wie Schleswig-Holstein, verlor die Blüthe seines Adels, die Garde 1426 Mann und ihren Kriegsruhm; die beiden Grafen von Oldenburg, des Königs Vettern, fanden ihren Tod, der Marschall Hans v. Ahlesfeldt fiel mit der Danebrogsfahne in der Hand nebst zehn seines Geschlechts, zwanzig Bogwische, sechs Sehebedts, sechs von Bokwolde, vier Ranzaus, unter ihnen Broide, dessen Sohn Johann, damals ein Knabe von acht Jahren, den Schwur der Vergeltung erfüllte zwei Reventlow, vier v. d. Wische; die Sieger zählten 52 Tode von den Ihren und 8 fremde Söldner. Die Beute war übergroß: der Schatz des Fürsten an goldenen und silbernen Geschirren, wovon er Münzen schlagen lassen wollte, das silberne Tafelgeschirr, des Königs goldener Becher, Schwert und Petschaft, unzählige Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth, einige tausend Pferde, das sämmtliche Geschütz. An die goldenen Ritterketten legten nachher die Bauern ihre Hofsunde, die herrlichste Trophäe war mit sieben andern Fahnen die Danebrogsfahne Waldemars II., welche in der Kirche von Oldenwürden aufgehängt wurde. Ein Nonnenkloster wurde von der Beute gestiftet, und von den Dänen sagt das Lied auf diese Schlacht: Se hebben geswaren einen duren Eydt, in Dithmarschen nummer tho kamen. Die Dithmarschen zerstörten darauf Herzog Friedrichs Beste Zielensburg, an der Eider und zwangen den König, von welchem auf die Nachricht der Niederlage bei Hemmingstedt die Schweden abgefallen waren, unter Vermittlung Hamburgs und Lübecks, zum Frieden. Der theure Held Wolf Isebrandt, der nicht lange darauf starb, wurde in der Schanze, in welcher er so tapfer gekämpft hatte, feierlich begraben. Binnen drei Stunden hatten die Bauern das große Heer, vor welchem Schweden gezittert, durch eine Handvoll Männer vernichtet!

Der K. Johann hatte also 24 J. später in Dithmarschen dasselbe Geschick, was Karl dem Kühnen in der Schweiz traf. Er wie seine Nachfolger schlossen mit den Dithmarschen sogar Friede und Bündniß und legten den Titel Herr von Dithmarschen ab. Christians Bruder, Herzog Adolph, konnte aber die Hemmingstedter Schlacht nicht vergessen, daher rüstete er sich nach seines friedliebenden Bruders Tode zum Kriege. Der König und die Herzoge vereinigten sich den 28. April 1559 zu Rottorf über die Theilung des Landes und der

Kosten, und der 66jährige berühmte Joh. Ranzau übernahm den Oberbefehl, sein Gehülfe und Stellvertreter ward Franz von Bülow, der Herzog von Braunschweig und der Graf von Oldenburg leisteten Hülfe; das Heer aber bestand aus 20,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern nebst vielen Kanonen und Schiffen. Diesem konnten die Dithmarschen nur gegen 7000 Mann entgegenstellen. Die Feinde gingen mit großer Behutsamkeit zu Werke und langten am 17. Mai 1559 in Hohenwestedt an.

Die Dithmarschen erkannten wohl die drohende Gefahr und sahen sich nach Hülfe um; aber des Bremer Bischofs Macht war dahin, das Bündniß mit Lübeck war abgelaufen und diese, wie die Hamburger, wurden durch das Drohen der Fürsten von thätiger Hülfe abgeschreckt; im Lande selbst waren die alten Familienbanden (Klüffte), die einst so stark gemacht, verschwunden, das Feuergewehr im allgemeinen Gebrauch, die Feinde hatten eine sehr überlegene Macht. Ein Theil der Dithmarschen flüchtete daher mit seiner Habe nach Hamburg. Doch die Andern blieben entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Die Fürsten schickten den in plattdeutscher Sprache abgefaßten, drohenden Fehdebrieff durch einen Verbrecher (weil kein freier Mann sich dazu zu verstehen wagte) nur drei Tage vor dem Angriff nach Heide, und als sie von dem Achtundvierziger unterm 21. Mai die Antwort erhielten, daß dem Könige und den Herzogen keine Gerechtigkeit im Lande zuständig sei und sie, wenn der König mit dem Schwerte komme, die Sache Gott heimstellen würden, und rückten dann vorsichtig ins Land (22. Mai). Die erste Nacht brachten sie ziemlich unruhig in Albersdorf zu, denn einige kette Dithmarschen griffen die Verhafteten an und setzten das Lager in Schrecken. Ranzau hatte sich über die Stärke der Dithmarschen durch Rundschafter und Landesfeinde (d. h. solche Dithmarschen, deren es immer im Lande gab, welche dem Staate Feindschaft und Fehde angekündigt, wenn sie sich ungerecht behandelt glaubten) genaue Kenntniß erworben, er rückte von mehreren Seiten vor, täuschte über seine Absicht und als die Dithmarschen ihre besten Schützen nach dem Hammhause geschickt hatten, griff er (vergebens hatte der Lübecker Senator Ehrsam alle Beredtsamkeit für Vermittlung aufgewendet) Meldorf an den 3. Juni; mehrmals zurückgeschlagen, stellte sich der alte Feldmarschall selbst an der Spitze seiner Truppen, die unglückliche Stadt wurde über einen Haufen Leichen erkürrt und selbst Greise, Weiber und Kinder gemordet; 500 Mann Dithmarschen kamen beim Sturme um. Die Flüchtigen, welche sich mit 9 Fahnen und 20 Kanonen über Ammerswüth nach der Südermarsch retten wollten, schnitt der Graf Anton von Oldenburg den Weg ab. Sie aber, durch Einwohner der Umgegend bis auf 2000

Man verſtärkt, wagten einen verwegenen Angriff, und nur die eilige Hilfe der Reiterei unter Moriz von Ranzau rettete den Grafen, dem dreimal das Pferd erſchoſſen ward, und vielleicht Meldorf; allein aufs Neue fielen 300 Dithmarschen und 25 Kanonen gingen verloren. Noch war der Muth des Landes nicht gebeugt, nicht wenige und unter denen vorzüglich die Weiber, die zum Theil in männlicher Tracht mitfochten, verlangten, die gesammte Macht des Landes sollte nach Meldorf geführt werden; aber es kam nicht zu einem festen Plane und fehlte überhaupt an einen obersten Heerführer. Ranzau mußte durch List und Uebermacht die Vereinigung zu hindern und sie in einzelnen Kämpfen aufzureiben. Wunder der Tapferkeit that diese Handvoll Bauern überall, wo es zum Gefechte kam, Johann und der König waren mehrmals in Gefahr, gefangen oder erſchoſſen zu werden. Herzog Adolph wurde bei einem Angriff, welchen 9 Fahnen Dithmarschen aus Heide auf die Auebrücke machten und 4 Kompagnien feindliche Infanterie in eilige Flucht trieben, verwundet. Von der Uebermacht aber erdrückt, wichen die Bauern, obgleich in Süd- und Norddithmarschen zugleich angegriffen, keinen Fußbreit, sondern suchten nur ihr Leben theuer zu verkaufen. Endlich, als auch das Hammhaus genommen (es war eine kleine Besatzung dort, die Andern hatten sich nach Hemmingstedt locken lassen und die Gräben waren in dem heißen Sommer trocken), rückte Ranzau mit seiner ganzen Macht auf Heide. Mit fürchtbarer Wuth entbrannte am 13. Juni der Kampf, die Dithmarschen hatten sich in den Straßen und Häusern verſchanzt und brachten dem Feinde eine bedeutende Niederlage bei, den Herzog und den König in Lebensgefahr; allein vergebens war die heldenmüthigste Vertheidigung: die Dithmarschen, welche sich bis auf den letzten Mann wehrten, mußten der großen Uebermacht unterliegen. Dennoch konnten die Feinde den offenen Ort Heide nicht eher einnehmen, bis er angezündet und niedergebrannt war. So sank durch Feuer und Schwert die letzte Kraft des Landes und die Freiheit mit ihr; alle festen Plätze waren in Feindes Hand, über 3000 Dithmarschen waren gefallen. — Am folgenden Tage schickten die Dithmarschen zwei Prediger ins feindliche Lager, um Unterhandlungen anzuknüpfen; „Gottes dusend, de Buor will sick geben!“ riefen die freudig überraschten feindlichen Soldaten. In der Marsch aber, wohin sich die Ueberreste der dithmarschen bewaffneten Schaar zurückgezogen hatte, lag Alt und Jung auf den Knieen, Gott ansehend, daß er ihnen den rechten Sinn geben möge zur Friedens-Unterwerfung oder (wenn die Fortsetzung des Krieges unabweisbar) Muth und Kraft zum fernern Widerstande. Von den harten Bedingungen wurde Einiges nachgelassen. Die Dithmarschen behielten Freiheit der Per-

son und des Eigenthums, freie Gemeindeverfassung und ihr Landrecht, Wahl ihrer Beamten (29. Juni) und mußten dann knieend um Gnade flehen und Treue geloben. Ihr Land ward unter die drei Fürsten getheilt, und ist seit 1581 in Rorder- und Süderdithmarschen eingetheilt.

So endigte nach den ruhmvollsten Kämpfen die Geschichte des dithmarschen Freistaates durch rohe Gewalt, zu welcher es an jedem rechtlichen Grunde fehlte! Eine namenlose Trauer lag auf dem Lande, dessen Kraft so plötzlich gebrochen war. Da war keine Familie, wohl gar kein Haus, das nicht geliebte Anverwandte zu beklagen hatte! Umsonst hofften treue Weiber und liebende Mütter auf die Rückkehr ihrer Theuren. Auf der Wahlstatt, unter den zahllosen Todten, mußten sie dieselben suchen und mit stummem Schmerze zu den Gräbern ihrer Väter führen. Die Meisten unter denen, welche nicht den Tod fürs Vaterland gefunden, hatten ihre Habe verloren und aus dem verheerenden Kampfe wenig mehr gerettet, als das armselige Leben. So erlagen die Dithmarschen, nachdem sie 200 J. ihre Freiheit siegreich gegen alle Feinde vertheidigt hatten. Sie erlagen, aber nach den ehrenvollsten Kämpfen, der Uebermacht und höheren Kriegskunst der Feinde, ehrenvoller, wie die Schweizer 1799 den Franzosen; sie erlagen, weil ihr Land, nicht größer als Einer der Schweizer Urkantone: Uri oder Schwyz, und nicht wie diese durch die übrigen Kantone gedeckt (welche 875 Q. - Meilen ausmachen) im heißen Sommer, wie im strengen Winter viel zugänglicher als die Schweiz ist, den vereinigten Heeren der Dänen, Schleswiger und Holsteiner. Wie anders würde sich die Sache gestaltet hatten, wenn Schleswig - Holstein und Dithmarschen (obgleich zusammen nur 350 Q. - Meilen ausmachend) statt sich gegenseitig zu befehdn, brüderlich neben einander gestanden hätten zum Schutz und Trutz gegen den gemeinsamen Feind! — —







